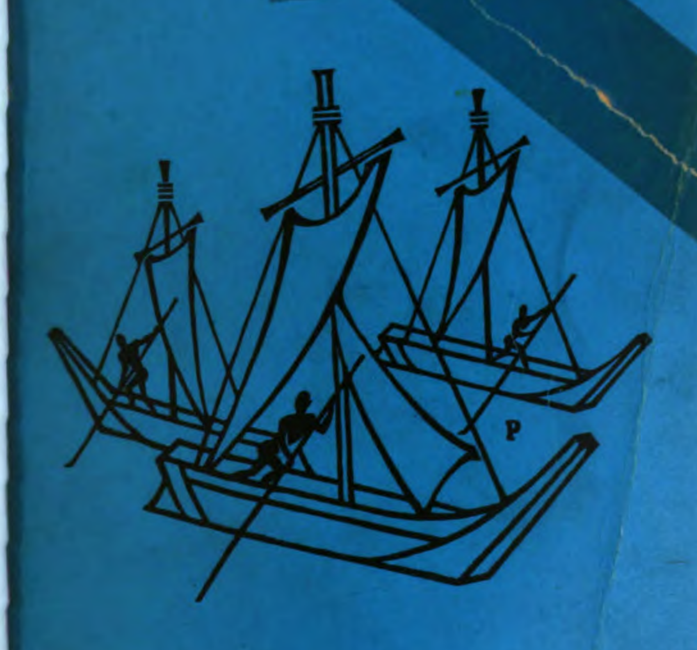


INSEL ALMANACH



AUF DAS JAHR

1930



INSEL ALMANACH
AUF DAS JAHR 1930

IM INSEL-VERLAG
ZU LEIPZIG

KALENDARIUM

Wenn was irgend ist geschehen,
Hört mans noch in späten Tagen:
Immer klingend wird es wehen,
Wenn die Glock ist angeschlagen.
Und so laßt von diesem Schalle
Euch erheitern, viele, viele!
Denn am Ende sind wir alle
Pilgernd Könige zum Ziele.

Goethe





JANUAR

1 NEUJAHR
2 DONNERSTAG
3 FREITAG
4 SONNABEND

★

5 SONNT. N. NEUJ.
6 EPIPHANIAS
7 DIENSTAG
8 MITTWOCH
9 DONNERSTAG
10 FREITAG
11 SONNABEND

★

12 1. SONNT. N. EP.
13 MONTAG
14 DIENSTAG
15 MITTWOCH
16 DONNERSTAG
17 FREITAG
18 SONNABEND

★

19 2. SONNT. N. EP.
20 MONTAG
21 DIENSTAG
22 MITTWOCH
23 DONNERSTAG
24 FREITAG
25 SONNABEND

★

26 3. SONNT. N. EP.
27 MONTAG
28 DIENSTAG
29 MITTWOCH
30 DONNERSTAG
31 FREITAG





FEBRUAR

1 SONNABEND

★

2 4. SONNT. N. EP.
3 MONTAG
4 DIENSTAG
5 MITTWOCH
6 DONNERSTAG
7 FREITAG
8 SONNABEND

★

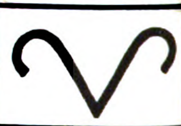
9 5. SONNT. N. EP.
10 MONTAG
11 DIENSTAG
12 MITTWOCH
13 DONNERSTAG
14 FREITAG
15 SONNABEND

★

16 SEPTUAGESIMA
17 MONTAG
18 DIENSTAG
19 MITTWOCH
20 DONNERSTAG
21 FREITAG
22 SONNABEND

★

23 SEXAGESIMA
24 MONTAG
25 DIENSTAG
26 MITTWOCH
27 DONNERSTAG
28 FREITAG





MÄRZ

1 SONNABEND

★

2 ESTOMIHI
3 MONTAG
4 FASTNACHT
5 ASCHERMITTW.
6 DONNERSTAG
7 FREITAG
8 SONNABEND

★

9 INVOCAVIT
10 MONTAG
11 DIENSTAG
12 MITTWOCH
13 DONNERSTAG
14 FREITAG
15 SONNABEND

★

16 REMINISCERE
17 MONTAG
18 DIENSTAG
19 MITTWOCH
20 DONNERSTAG
21 FREITAG
22 SONNABEND

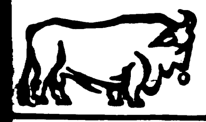
★

23 OCULI
24 MONTAG
25 DIENSTAG
26 MITTWOCH
27 DONNERSTAG
28 FREITAG
29 SONNABEND

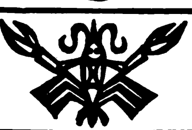
★

30 LAETARE
31 MONTAG









APRIL

1 DIENSTAG
2 MITTWOCH
3 DONNERSTAG
4 FREITAG
5 SONNABEND

★

6 JUDICA ☽
7 MONTAG
8 DIENSTAG
9 MITTWOCH
10 DONNERSTAG
11 FREITAG
12 SONNABEND

★

13 PALMARUM ◑
14 MONTAG
15 DIENSTAG
16 MITTWOCH
17 GRÜNDONNERST.
18 KARFREITAG
19 SONNABEND

★

20 OSTERSONNT. ☾
21 OSTERMONTAG
22 DIENSTAG
23 MITTWOCH
24 DONNERSTAG
25 FREITAG
26 SONNABEND

★

27 QUASIMODOG.
28 MONTAG ●
29 DIENSTAG
30 MITTWOCH

MAI

1 DONNERSTAG
2 FREITAG
3 SONNABEND

★

4 MIS. DOMINI
5 MONTAG ☽
6 DIENSTAG
7 MITTWOCH
8 DONNERSTAG
9 FREITAG
10 SONNABEND

★

11 JUBILATE
12 MONTAG ◑
13 DIENSTAG
14 MITTWOCH
15 DONNERSTAG
16 FREITAG
17 SONNABEND

★

18 KANTATE
19 MONTAG
20 DIENSTAG ☾
21 MITTWOCH
22 DONNERSTAG
23 FREITAG
24 SONNABEND

★

25 ROGATE
26 MONTAG
27 DIENSTAG
28 MITTWOCH ●
29 HIMMELFAHRT
30 FREITAG
31 SONNABEND

JUNI

1 EXAUDI
2 MONTAG
3 DIENSTAG ☽
4 MITTWOCH
5 DONNERSTAG
6 FREITAG
7 SONNABEND

★

8 PFINGSTSONNT.
9 PFINGSTMONT.
10 DIENSTAG
11 MITTWOCH ◑
12 DONNERSTAG
13 FREITAG
14 SONNABEND

★

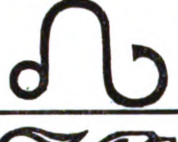
15 TRINITATIS
16 MONTAG
17 DIENSTAG
18 MITTWOCH
19 DONNERSTAG ☾
20 FREITAG
21 SONNABEND

★

22 1. SONNT. N. TR.
23 MONTAG
24 DIENSTAG
25 MITTWOCH
26 DONNERSTAG ●
27 FREITAG
28 SONNABEND

★

29 2. SONNT. N. TR.
30 MONTAG





JULI

1 DIENSTAG
2 MITTWOCH
3 DONNERSTAG
4 FREITAG
5 SONNABEND
★
6 3. SONNT. N. TR.
7 MONTAG
8 DIENSTAG
9 MITTWOCH
10 DONNERSTAG
11 FREITAG
12 SONNABEND
★
13 4. SONNT. N. TR.
14 MONTAG
15 DIENSTAG
16 MITTWOCH
17 DONNERSTAG
18 FREITAG
19 SONNABEND
★
20 5. SONNT. N. TR.
21 MONTAG
22 DIENSTAG
23 MITTWOCH
24 DONNERSTAG
25 FREITAG
26 SONNABEND
★
27 6. SONNT. N. TR.
28 MONTAG
29 DIENSTAG
30 MITTWOCH
31 DONNERSTAG



AUGUST

1 FREITAG
2 SONNABEND
★
3 7. SONNT. N. TR.
4 MONTAG
5 DIENSTAG
6 MITTWOCH
7 DONNERSTAG
8 FREITAG
9 SONNABEND
★
10 8. SONNT. N. TR.
11 MONTAG
12 DIENSTAG
13 MITTWOCH
14 DONNERSTAG
15 FREITAG
16 SONNABEND
★
17 9.SONNT. N.TR.
18 MONTAG
19 DIENSTAG
20 MITTWOCH
21 DONNERSTAG
22 FREITAG
23 SONNABEND
★
24 10.SONNT. N.TR.
25 MONTAG
26 DIENSTAG
27 MITTWOCH
28 DONNERSTAG
29 FREITAG
30 SONNABEND
★
31 11.SONNT. N.TR.





SEPTEMBER

1 MONTAG
2 DIENSTAG
3 MITTWOCH
4 DONNERSTAG
5 FREITAG
6 SONNABEND
★
7 12. SONNT. N. TR.
8 MONTAG
9 DIENSTAG
10 MITTWOCH
11 DONNERSTAG
12 FREITAG
13 SONNABEND
★
14 13. SONNT. N. TR.
15 MONTAG
16 DIENSTAG
17 MITTWOCH
18 DONNERSTAG
19 FREITAG
20 SONNABEND
★
21 14. SONNT. N. TR.
22 MONTAG
23 DIENSTAG
24 MITTWOCH
25 DONNERSTAG
26 FREITAG
27 SONNABEND
★
28 15. SONNT. N. TR.
29 MONTAG
30 DIENSTAG





OKTOBER

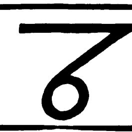
1 MITTWOCH
2 DONNERSTAG
3 FREITAG
4 SONNABEND
★
5 16. SONNT. N. TR.
6 MONTAG
7 DIENSTAG ⊛
8 MITTWOCH
9 DONNERSTAG
10 FREITAG
11 SONNABEND
★
12 17. SONNT. N. TR.
13 MONTAG
14 DIENSTAG
15 MITTWOCH ☾
16 DONNERSTAG
17 FREITAG
18 SONNABEND
★
19 18. SONNT. N. TR.
20 MONTAG
21 DIENSTAG ●
22 MITTWOCH
23 DONNERSTAG
24 FREITAG
25 SONNABEND
★
26 19. SONNT. N. TR.
27 MONTAG
28 DIENSTAG
29 MITTWOCH ☽
30 DONNERSTAG
31 FREITAG

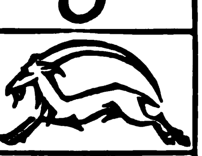




NOVEMBER

1 SONNABEND
★
2 20. SONNT. N. TR.
3 MONTAG
4 DIENSTAG
5 MITTWOCH
6 DONNERSTAG ⊛
7 FREITAG
8 SONNABEND
★
9 21. SONNT. N. TR.
10 MONTAG
11 DIENSTAG
12 MITTWOCH
13 DONNERSTAG ☾
14 FREITAG
15 SONNABEND
★
16 22. SONNT. N. TR.
17 MONTAG
18 DIENSTAG
19 BUSSTAG
20 DONNERSTAG ●
21 FREITAG
22 SONNABEND
★
23 TOTENFEST
24 MONTAG
25 DIENSTAG
26 MITTWOCH
27 DONNERSTAG
28 FREITAG ☽
29 SONNABEND
★
30 1. ADVENT





DEZEMBER

1 MONTAG
2 DIENSTAG
3 MITTWOCH
4 DONNERSTAG
5 FREITAG
6 SONNABEND ⊛
★
7 2. ADVENT
8 MONTAG
9 DIENSTAG
10 MITTWOCH
11 DONNERSTAG
12 FREITAG ☾
13 SONNABEND
★
14 3. ADVENT
15 MONTAG
16 DIENSTAG
17 MITTWOCH
18 DONNERSTAG
19 FREITAG
20 SONNABEND ●
★
21 4. ADVENT
22 MONTAG
23 DIENSTAG
24 MITTWOCH
25 1. CHRISTTAG
26 2. CHRISTTAG
27 SONNABEND
★
28 S. N. WEIHN. ☽
29 MONTAG
30 DIENSTAG
31 SILVESTER

BRIEFE VON RAINER MARIA RILKE

An Auguste Rodin

Worpswede près Brême, le 1er août 1902

Mon maître,

Je vous ai écrit de Haseldorf, que le mois septembre je serai à Paris, pour me préparer à ce livre consacré à votre œuvre. Mais ce que je ne vous ai encore dit, c'est qu'il sera pour moi-même, pour mon travail (le travail d'écrivain ou bien de poète) un grand évènement de m'approcher de vous. Votre art est tel (je l'ai senti depuis longtemps) qu'il sait donner du pain et de l'or aux peintres, aux poètes, aux sculpteurs: à tous les artistes, qui vont leur chemin de douleur ne désirant autre chose que ce rayon d'éternité qui est le but suprême de la vie créante.

J'ai (tout jeune encore) commencé d'écrire et il y a déjà huit ou neuf livres de moi: des vers, de la prose, et quelques drames, qui, représentés à Berlin, n'ont trouvé que l'ironie de ce public qui aime l'occasion de montrer son dédain pour un homme solitaire.

C'est ma douleur, qu'il n'existe nulle traduction de mes livres, pour que je pourrais vous prier d'y jeter un seul regard; néanmoins je vous apporterai, quand je viendrai, l'un ou l'autre dans la langue originale, car j'ai le besoin de savoir quelques de mes confessions entre vos choses, dans votre possession, près de vous, — comme on met un cœur d'argent sur l'autel d'une martyre miraculeuse.

Toute ma vie s'est changée, dès que je sais, que vous êtes, mon Maître, et que le jour, où je vous verrai, est un (et peut-être le plus heureux) de mes jours.
C'est le sort le plus tragique des jeunes gens, qui devinent qu'il sera impossible pour eux de vivre sans être poète ou peintre ou sculpteur, qu'il ne trouve le vrai conseil, tout enfoncé dans un abîme de délaissement; car en cherchant un maître puissant, ils ne cherchent ni paroles, ni renseignements: ils demandent un exemple, un cœur ardent, des mains qui font de la grandeur. C'est vous qu'ils demandent.

An Clara Rilke

Paris, 11 Rue Toullier, am 5. September 1902

... Ich glaube, mir ist jetzt manches offenbar geworden neulich bei Rodin. Nach einem déjeuner, das nicht weniger unruhig und seltsam verlief wie das jüngst erwähnte, ging ich mit Rodin in den Garten, und wir setzten uns auf eine Bank, die wunderbar weit über Paris hinaussah. Es war still und schön. Die Kleine (es ist wohl doch Rodins Tochter), die Kleine war mitgegangen, ohne daß Rodin ihrer achtete. Das Kind schien es auch nicht zu erwarten. Es saß nicht weit von uns am Wege nieder und suchte langsam und traurig nach merkwürdigen Steinen im Kies. Manchmal kam sie heran, sah den Mund Rodins an, wenn er sprach, oder meinen, wenn ich gerade etwas sagte. Einmal brachte sie auch ein Veilchen. Sie legte es mit ihrer kleinen Hand schüchtern auf die Rodins und wollte es ihm irgendwie in die Hand legen, es irgendwie an dieser Hand befestigen. Aber die Hand war wie von Stein, Rodin sah nur flüchtig hin, sah darüber weg über die kleine scheue Hand, über das Veilchen, über das Kind, über diesen ganzen kleinen Augenblick der Liebe, mit Blicken, die an den Dingen hingen, welche in ihm immerfort sich zu formen schienen.

Er sprach von der Kunst, von den Händlern mit Kunst, von seiner einsamen Stellung und sagte sehr viel Schönes, das ich mehr empfand als verstand, weil er oft sehr undeutlich sprach und sehr rasch. Immer wieder kam er auf die Schönheit zurück, die überall ist für den, der sie recht versteht und will, auf die Dinge, auf das Leben dieser Dinge — de regarder une pierre, le torse d'une femme ... und immer, immer wieder auf die Arbeit. Seit die körperlichen, die wirklich schweren handwerklichen Arbeiten für etwas Niederiges gelten, — sagte er, hat die Arbeit überhaupt aufgehört. Ich weiß fünf, sechs Menschen in Paris, die wirklich arbeiten, vielleicht etwas mehr. Da auf den Schulen, was machen sie jahrelang — sie „komponieren". Dabei erfahren sie überhaupt nichts vom Wesen der Sachen. Le modelé (...) ich weiß, was es bedeutet: es ist die Art der Flächen, etwa im Gegensatz zur Kontur das, was die Konturen alle ausfüllt. Es ist das Gesetz und die Beziehung dieser Flächen. Verstehst Du, es gibt für ihn nur le modelé ... an allen Dingen, an allen Körpern, er löst es von ihnen los, macht es, nachdem er es von ihnen gelernt hat, zur selbstständigen Sache, d. h. zur Plastik, zum plastischen Kunstwerk. Darum ist ein Stück Arm und Bein und Leib für ihn ein Ganzes, eine Einheit, weil er nicht an Arm, Bein, Leib mehr denkt (das schiene ihm zu stofflich, verstehst Du, zu: novellistisch sozusagen), sondern nur an ein modelé, das sich schließt, das in gewissem Sinne fertig, abgerundet ist. Ungemein aufklärend in diesem Sinne war das Folgende. Die Kleine brachte das Gehäuse einer kleinen Schnecke, das sie im Kies gefunden hatte. Die Blume hatte er nicht bemerkt. — Dieses bemerkte er sofort. Er nahm es in die Hand, lächelte, bewunderte es, prüfte es und sagte plötzlich: Voilà le modelé grec. Ich verstand es gleich. Er sagte noch: Vous savez ce n'est pas la forme de l'objet, mais: le modelé ... Dann fand sich noch ein anderes Schnecken-

gehäuse, zerbrochen und zerdrückt, ...: – c'est le modelé gothique-renaissance, sagte Rodin mit seinem lieben reinen Lächeln! ... Und was er meinte, war etwa: Es handelt sich für mich, d. h. für den Plastiker par excellence, nicht darum, die Farben oder die Konturen zu sehen oder zu studieren, sondern das, was die Plastik ausmacht, die Oberflächen. Die Art derselben, ob sie rauh oder glatt sind, glänzend oder stumpf (nicht in der Farbe, sondern im Wesen!). Die Dinge sind da untrüglich. Diese kleine Schnecke erinnert an die größten Werke griechischer Kunst: sie hat dieselbe Einfachheit, dieselbe Glätte, denselben inneren Glanz, dieselbe heitere und festliche Art der Oberfläche ... Und darin sind die Dinge untrüglich! Sie enthalten am reinsten die Gesetze! Sogar die Bruchstellen einer solchen Muschel werden wieder von derselben Art sein, werden wieder modelé grec sein. Diese Schnecke bleibt immer ein Ganzes, was ihr Modelé anbetrifft, und das kleinste Stück Schnecke ist immer noch le modelé grec ... Nun merkt man erst, welcher Fortschritt seine Plastik ist. Was muß das für ihn gewesen [sein], als er das zuerst fühlte, daß überhaupt noch niemand dieses plastische Grundelement gesucht hat! Er hatte es zu finden: tausend Dinge boten es ihm dar: vor allem der nackte Körper. Er hatte es umzusetzen, d. h. zu seinem Ausdruck zu machen, sich zu gewöhnen, alles durchs Modelé zu sagen und nicht anders. Siehst Du, hier ist der zweite Punkt dieses großen Künstlerlebens. Das erste war, daß er seiner Kunst ein neues Grundelement entdeckt hatte, das zweite, daß er vom Leben nichts mehr wollte, als sich ganz und alles Seine durch dieses Element auszudrücken. Er hat geheiratet, parceque il faut avoir une femme, wie er mir sagte (in einem andern Zusammenhange, nämlich als ich von Gruppen sprach, die sich zusammentun, von Freunden), und meinte, es käme doch nur bei einsamem Streben was heraus, da sagte er es, sagte: Non, c'est vrai, il n'est pas bien

de faire des groupes, les amis s'empèchent. Il est mieux d'être seul. Peut-être avoir une femme – parcequ'il faut avoir une femme ... so etwa. – ... Er schwieg eine Weile und sagte dann, wunderbar ernst sagte er das: ..., il faut travailler, rien que travailler. Et il faut avoir patience. Man soll nicht daran denken, etwas machen zu wollen, man soll nur suchen, das eigene Ausdrucksmittel auszubauen und alles zu sagen. Man soll arbeiten und Geduld haben. Nicht rechts, nicht links schauen. Das ganze Leben in diesen Kreis hineinziehen, nichts haben außerhalb dieses Lebens. Rodin hat das so gemacht. J'y ai donné ma jeunesse, sagte er. Es ist sicher so. Man muß das andere opfern. Der unerquickliche Hausstand Tolstois, die Unbehaglichkeit in den Zimmern Rodins: das deutet alles auf dasselbe hin: daß man sich entscheiden muß, entweder das oder jenes. Entweder Glück oder Kunst. On doit trouver le bonheur dans son art ... so ungefähr sagte Rodin auch. Und das ist ja alles so klar, so klar. Die großen Menschen alle haben ihr Leben zuwachsen lassen wie einen alten Weg und haben alles in ihre Kunst getragen. Ihr Leben ist verkümmert wie ein Organ, das sie nicht mehr brauchen ...

... Rodin hat nichts gelebt, was nicht in seinem Werke ist. So wuchs es um ihn. So verlor er sich nicht, selbst in den Jahren, da Geldnot ihn zu unwürdiger Arbeit zwang, verlor er sich nicht, weil nicht Plan blieb, was er erlebte, weil er abends es gleich verwirklichte, was er bei Tage gewollt hat. So wurde immer alles wirklich. Das ist die Hauptsache, daß man nicht beim Träumen, beim Vornehmen, beim In-Stimmung-Sein bleibt, sondern immer mit Gewalt alles in Dinge umsetzt. Wie Rodin es getan hat. Warum ist er durchgedrungen? Nicht weil er Beifall gefunden hat. Seiner Freunde sind wenige, und er steht, wie er sagt, auf dem Index. Aber sein Werk war da, eine enorme, grandiose Wirklichkeit, über die man nicht weg kann. Damit hat er sich

Raum und Recht erzwungen. Man kann sich einen Mann denken, der das alles in sich gefühlt, gewollt hatte und auf bessere Zeiten gewartet hätte, um es zu machen. Wer würde seiner achten; er wäre ein alternder Narr, der nichts mehr zu hoffen hätte. Aber machen, machen heißt es. Und ist erst einmal etwas da, sind zehn, zwölf Sachen da, sind 60, 70 kleine Akte um einen, die man alle bald aus dem oder jenem Drang heraus gemacht hat, dann hat man schon ein Stück Land gewonnen, auf dem man aufrecht stehen kann. Dann verliert man sich nicht mehr. Wenn Rodin da unter seinen Dingen umher geht, da fühlt man, wie ihm von ihnen immerfort Jugend, Sicherheit und neue Arbeit zuströmt. Er kann nicht irre werden. Sein Werk steht wie ein großer Engel neben ihm und schützt ihn ... sein großes Werk! ...

An Ellen Key

Paris, 3 rue de L'Abbé de l'Epée, am 13. Februar 1903

... Sollte man vielleicht sich zu einem ruhigen Handwerk retten und nicht bange sein um das, was an Frucht tief in einem reift, hinter allem Rühren und Regen. Manchmal denke ich, es wäre ein Ausweg, weil ich immer mehr einsehe, daß für meine Art nichts schwerer ist und gefährlicher, als mit dem Schreiben Geld verdienen wollen. Ich kann mich so gar nicht zum Schreiben zwingen; und allein schon das Bewußtsein, daß zwischen meinem Schreiben und des Tages Nahrung und Notdurft eine Beziehung besteht, genügt, mir die Arbeit unmöglich zu machen. Ich muß auf das Klingen warten in der Stille, und ich weiß, wenn ich das Klingen dränge, dann kommt es erst recht nicht. (Es ist so selten gekommen in den letzten zwei Jahren.) Manchmal ist es da, dann bin ich der Herr meiner Tiefen, die sich auftun strahlend und schön und schimmernd im Dunkel; aber ich habe nicht den Zauberspruch getan, Gott tut



Japanische Topfpflanze

ihn, wenn es Zeit ist, und mir gebührt nur, geduldig zu sein und zu warten und meine Tiefen gläubig zu ertragen, die, wenn sie verschlossen sind, wie ein schwerer Stein sind viele Tage des Jahres. Aber das Leben kommt dann und will mich irgendwie benützen, mich und meinen Stein. Da werde ich immer ganz hilflos und bange und möchte ihn oft schon gerne verwenden, wie er ist, ohne an seine Tiefen zu denken. Aber auch das kann ich nicht; denn ich habe in schlechten Tagen nur tote Worte, und die sind so leichenschwer, daß ich mit ihnen nicht schreiben kann, nicht mal einen Brief. Ist das schlecht, schwach? Und doch will es Gott so bei mir...

An Lou Andreas-Salomé

Rom, Villa Strohl-Fern, am 15. Januar 1904

... Draußen, wo soviel Regen war, ist ein Frühlingsnachmittag, sind die Stunden irgendeines Frühlings, der vielleicht morgen nicht mehr sein wird, der aber jetzt ist wie von Ewigkeit her: so sehr im Gleichgewichte ist der leichte schlanke Wind, dem sich die Blätter nachbewegen, des Lorbeers glänzende Blätter und die unscheinbaren Blätterbündel in den Steineichen-Büschen, so getrost sind die kleinen rötlichen Knospen an den kaum leer gewordenen Bäumen, und so groß ist der Duft, der aufsteht aus dem lichtgraugrünen Narzissenfeld in meinem stillen Gartental, das ein alter Brückenbogen nachdenklich überspannt. Ich habe von meinem flachen Dach die schweren Reste des Regens gefegt und welke Eichenblätter zur Seite geräumt, und das hat mich warm gemacht, und nun, nach der kleinen wirklichen Arbeit, klingt mir das Blut wie in einem Baum. Und mir ist, zum allerersten Mal nach langer Zeit, ein ganz klein wenig frei und festlich zumut und so, als ob Du bei mir eintreten könntest...

...In Paris, bei Durand-Ruel, waren einmal, im Frühling des vorigen Jahres, antike Malereien ausgestellt, Wand-Bilder aus einer Villa in der Nähe von Boscoreale, die noch einmal gezeigt wurden, in ihrem trümmerhaften, unterbrochenen Zusammenhang, ehe der Zufall der Versteigerung sie ganz auseinanderriß. Es waren die ersten antiken Bilder, die ich sah, und ich habe hier keine schöneren wieder gesehen, und man sagt, daß selbst das Museum von Neapel keine besseren Malereien hat, aus jener fast ganz vergangenen Zeit, die so große Maler gehabt haben muß. Von diesen Bild-Bruchstücken war eines ganz und unverstört erhalten, obwohl es das größte und vielleicht empfindlichste war; auf diesem war eine Frau dargestellt, die ruhig sitzend mit ernstem, still getragenem Gesicht einen Mann anhörte, welcher leise und versunken sprach, zu sich und zu ihr sprach, mit jener dunklen Stimme, in welcher Schicksale, die gewesen sind, sich wie dämmernde Ufer spiegeln; dieser Mann hatte, wenn ich mich gut erinnere, die Hände auf einen Stab gelegt, zusammengelegt mit dem Stabe, an dem er lange gegangen war durch entlegene Länder; sie ruhten aus, während er sprach (wie Hunde sich schlafen legen, wenn ihr Herr zu erzählen beginnt und sie merken, daß es lange dauern wird –); aber obwohl dieser Mann schon tief in seiner Erzählung war, wohl auch noch ein großes Stück Erinnerung vor sich hatte (ebene Erinnerung, in welcher sich aber der Weg oft unversehens wandte), so wußte man doch, beim ersten Aufschaun schon, daß er der Gekommene war, der zu dieser ruhigen feierlichen Frau Gereiste, der Fremdling dieser hohen heimatvollen Frau: so sehr war noch des Kommens Art in ihm, wie es in der Strandwelle ist, immer noch, auch wenn sie sich schon flach, hellgläsern glänzend zurückzieht; die Hast war noch nicht ganz von ihm abgefallen, von der auch ein reiferer Wanderer nicht ganz frei ist, sein Gefühl war noch auf Unerwartetes und Wechseln-

des eingestellt, und das Blut ging noch in seinen Füßen, die, erregter denn die Hände, nicht schlafen konnten. So war Ruhe und Bewegung in diesem Bild nebeneinandergestellt, nicht als Kontrast, als ein Gleichnis vielmehr, als jene endliche Einheit, die sich langsam schloß wie eine Wunde, die heilte; denn auch die Bewegung war schon Ruhe, legte sich, wie der Schnee sich legt, welcher ruhig fällt, wurde Landschaft, wie er, wenn er sich über die Formen der Ferne breitet, und das Vergangene nahm nun, da es wiederkam, das Aussehen von Ewigem an und sah jenen Ereignissen gleich, welche das Leben der Frau ausmachten und verklärten.

Ich werde immer wissen, in welcher Art dieses große einfache Bild mich ergriff, welches so sehr Malerei war, weil es nur zwei Gestalten enthielt, und so bedeutend war, weil diese beiden Gestalten erfüllt waren mit sich selbst, schwer von sich selbst und zusammengefügt von einer Notwendigkeit ohnegleichen. Wie der Inhalt eingeborener Legenden in guten Bildern selbstverständlich ist, so begriff ich dieses Bildes Bedeutung im ersten Augenblick...

Aus Rainer Maria Rilkes „Briefen aus den Jahren 1902—1906."

*

TSUNEYOSHI TSUDZUMI / GARTENKUNST IN JAPAN

Unter dem Ausdruck „Naturgestaltung" darf man nur die Gestaltung der landschaftlichen Natur verstehen, denn das Volk kannte bisher eigentlich den europäischen Begriff „Natur" nicht, der in dem Gegensatz „Natur und Mensch" oder „Natur im Menschen" charakterisiert ist. Die Leute auf den fernen Inseln sahen nur die schöne Landschaft und ließen sich nichts davon träumen, daß sie auch mit uns Men-

schen schädlichen, furchtbaren Mächten geschwängert sein könne. Sie schrieben die Naturkatastrophen, von der schönen Landschaft ganz getrennt, irgendwelchen dämonischen Wesen zu, so daß das harmlos optimistische Volk zum Beispiel selbst die Entstehung von Erdbeben sich so vorstellte, als ob ein Riesenwels tief in der Erde schliefe, zuweilen aufwachte und zuckte.
Man kann sich wohl denken, daß die Natur, wenn sie so von den schädlichen, unerfreulichen Seiten gereinigt wäre, für den Menschen unendlich schön sein müßte. Dies ist gerade bei dem japanischen Volk der Fall; es kannte nicht die geringste Furcht vor der Natur und gab sich ihr ganz vertraut hin. Es wollte die schöne Landschaft nicht bloß lieben, sondern auch verehren, was wir in bezug auf den schönen Berg Fuji und den gewaltigen Ontake gesehen haben. Nach unserem Glauben bildet die Landschaft den Geist des Menschen nach ihrem eigenen Charakter, sei er großartig oder lieblich, erhaben oder bescheiden.
Jedermann sehnt sich heutzutage nach der schönen Landschaft, wohl am meisten die Stadtbewohner, die ohnehin von der Natur zu entfernt leben, während die Landbewohner sie oft zu schätzen wissen. Bei dem Volk hat die Liebe zur Landschaft eine uralte Geschichte: vor tausend Jahren, wo selbst die Städte ganz ländlich waren, zeigte sich schon die unverkennbare Neigung für die landschaftliche Natur. Es gab vor einigen Jahrzehnten in Japan überall noch viele Wagenzieher, die ihre Gäste zur Besichtigung der Landschaft und anderer Sehenswürdigkeiten fuhren und, was dabei sehr charakteristisch war, obwohl schweißtriefend von der schweren Arbeit, begeistert die Schönheit der Landschaft lobten und kein Ende zu finden wußten. Es entspringt auch derselben Neigung, daß alle Japaner neben ihren Wohnungen Gärten in irgendeiner Form haben wollen, obwohl ihre Wohnräume dadurch vermindert und

beengt werden. Schiffe und besonders Kriegsschiffe werden mit den Namen von schönen Landschaften belegt. Solcher Beispiele kann man unzählige anführen.

Die Sehnsucht nach der schönen Landschaft hat in dem Geist des Volkes eine ideale Landschaft sich entwickeln lassen, die, aus wirklichen Landschaften zusammengesetzt, zustande gekommen sein muß und also sehr naturgetreu ist. Nur von dieser Tatsache her kann man die Eigentümlichkeit der japanischen Gartenkunst verstehen. Wie die Liebe für die Landschaft sehr alt ist, so ist es auch diese Kunst. Es gab schon am Anfang des siebenten Jahrhunderts n. Chr. eine Gartenkunst, die selbstverständlich sehr primitiv war, aber den eigentümlichen Charakter, den sie nie verloren hat, selbst in der frühesten Zeit besaß. Wie aber konnten Künstler jener Zeit mit ihrer einfachen Technik auskommen, wenn sie eine ideale Landschaft nachbilden wollten? Der einzige Weg war der Symbolismus. Ein kleiner Erdhügel zum Beispiel bedeutet ein hohes Gebirge, ein kleiner Teich vertritt Meer oder See, ein rieselndes Wasser erinnert an einen reißenden Bach, kurz, alles dient nur dazu, in dem Betrachter ein Phantasiebild der idealen Landschaft auszulösen.

Weil die japanische Gartenkunst die Natur zum Vorbild hat und sie nachahmt, nennt man sie in Japan eine naturalistische Kunst. Als naturalistische Kunst müssen wir jedoch viel mehr die sogenannte englische Gartenkunst ansehen, die danach strebt, einen Wald oder Bach so natürlich nachzugestalten, daß man ihn leicht mit einem wirklichen verwechseln kann, obgleich sie der Ordnung und Sauberkeit halber künstliche Zugaben doch nicht scheut. Die japanische Gartenkunst verfolgt zwar auch das Ziel, eine täuschende Natürlichkeit zu erreichen, aber sie legt einen so großen Wert auf die ideale Landschaft, daß sie deshalb manchmal jede Natürlichkeit entbehren läßt und

statt dessen zum Symbolismus übergeht. Der ungeheure Fortschritt ihrer Technik in späterer Zeit konnte daran nichts ändern; je weiter die Technik kommt, um so größer wird auch der Anspruch auf die Darstellung der idealen Landschaft. Noch einen anderen Umstand, der besonders dazu beigetragen hat, darf man nicht übersehen, nämlich den, daß das Vorbild zwar die Natur, aber eine idealisierte, wie schon gesagt, eine ideale Landschaft ist, die meistens einen wilden, gebirgigen Charakter hat. Selbst die Landbewohner können also einen Garten neben ihrem Haus nicht entbehren, denn ihre Sehnsucht nach der idealen Landschaft wird durch die sie umgebende gewöhnliche Natur nicht befriedigt.

Wenn die älteste Gartenkunst auch von China eingeführt wurde, so entwickelte das Volk doch bereits in der Heian- (794—1158) oder sogar schon in der Nara-Zeit (710—794) seine eigne, deren Eigentümlichkeit darin bestand, daß der Garten mit dem Wohnhaus verschmolz und ein Ganzes ausmachte. Man wollte in dem von Mauern begrenzten Raum eine sich in diesen nicht fügende große Landschaft darstellen, also sich um den Rahmen gar nicht kümmern, so daß man alles notgedrungen wesentlich verkleinern mußte. Diese unnatürliche Kleinheit im Maßstabe und überdies die so musterhaft einfache Darstellungsweise mußte folgerichtig durch etwas stark Natürliches ergänzt werden, denn der eigentliche Zweck dieser Kunst besteht darin, daß sie eine wirkliche Landschaft vor die Gedankenaugen führt, da die ideale Landschaft, besser gesagt, eine ideal schöne Landschaft und nichts weniger als ein Stück Natur ist. Dies geschah in der Technik der Teildarstellung, die geradezu die Methode der Naturnachahmung aufgenommen hatte. Man studierte zuerst genau die Natur, z. B. wie Steinblöcke am Meeresstrand wild verstreut lagen und in welcher Weise sie mit Sandbänken abwechselten. Man suchte diejenige

Stelle an Strömen oder Bächen zu finden, an welcher diese ihre charakteristische Eigenart am besten zeigten, und sie im Garten getreu nachzuahmen. Wenn man durch den Teich einen Sumpf darstellen wollte, so formte man eine seichte Bucht mit Rohr und Kalmus und verbarg die Punkte, wo das Wasser ein- und ausfloß, so daß das Ganze wie ein stehendes Wasser aussah. Man untersuchte, was für Arten von Bäumen und Sträuchern in einem Gehölz am Berge öfters beisammen zu finden sind, und wie die Erdfläche, worauf das Gehölz steht, aussieht, bemoost oder sandig, oder wie eine dunkle Erdoberfläche, teilweise aufgerissen, das sandige Innere zeigt. So müssen denn die Künstler Streifzüge in die Landschaft machen und alles Beobachtete bei ihren künstlerischen Schöpfungen verwenden. In dem ältesten Buch der Gartenkunst findet man, daß der Künstler schon in der damaligen Zeit in der Naturnachahmung ziemlich genau war. Bei der Bildung einer Insel etwa unterschied er: Berginsel, Feldinsel, Waldinsel, Strandinsel, Insel in Wolkenform, in Nebelform, Insel mit Sandküste, Deltainsel usf. Der Wasserfall hat verschiedene Fallweisen, wofür ich mir hier erlaube, die technischen Ausdrücke des Künstlers getreu zu verdeutschen: Gegenfall, seitlicher Fall, Sprungfall, Fall in Rautenform, Tuchfall, Fadenfall, Doppelfall, Fall nach links und rechts, schiefer Fall usw.; alles dies hat der Künstler bei der genauen Naturbetrachtung als ihre Eigentümlichkeiten gesammelt. Andererseits lehren die Vorschriften rein Ästhetisches, z. B. ein Wasserfall solle gegen den Mond gerichtet werden (Beleuchtung).

Die Gartenkunst in der frühesten Zeit (bis zum dreizehnten Jahrhundert) kann man demnach so beurteilen, daß sie in der Komposition — oder als Ganzes — symbolistisch und in ihren Teilen naturalistisch war, da der Künstler bei der Ausführung der symbolistischen Komposition seine haarfeine Naturnachahmung bruchstückweise verwendete.

Wie man leicht einsehen kann, ist aber nur ein ausgezeichnetes Talent imstande, die Natur sozusagen an ihren wirkungsvollen Punkten zu ertappen und zur Kunstschöpfung zu benutzen. Die Durchschnittskünstler schufen ihre Werke gewöhnlich nur nach den Rezepten der Meister. Diese Rezepte wurden, wie man das überall in der Kunstgeschichte finden kann, sehr leicht von ihnen mißverstanden oder nur oberflächlich verstanden, wodurch sie zu langweiligen Regeln entarteten. Die naturalistische Teildarstellung, die allein die Kunst lebendig machte, war auf diese Weise symbolistisch im schlechten Sinne des Wortes geworden. Dies wurde noch mehr übertrieben durch den Umstand, daß die Regeln der Gartenkunst durch die abergläubische Glückverheißerei, die zu jener Zeit Boden gewann, immer mehr belastet und andererseits folgerichtig von deren Standpunkt aus erläutert wurden.
Wenn ein fließendes Wasser, das einen Fluß darstellte, sich schlängelte, entsprach die Innenseite der Biegungsstelle nach dem Aberglauben dem Bauch der Schlange, und einem dort errichteten Wohngebäude war Glück beschert; umgekehrt sollte man an die Außenseite kein Haus stellen, um den Bewohner vor Übel zu bewahren. In der Nähe des Hauses durfte kein Stein liegen; besonders mußte man vorsichtig sein, einen großen mit der Spitze nach Norden oder Westen zu legen, da dies den Tod des Hausherrn in einem Jahre bedeutete. Indessen finden wir in den abergläubischen Vorschriften auch zugleich ästhetische: Steinchen neben dem Feldwege z. B. sollen wie eine flüchtige Herde aussehen, nämlich als ob einige entfliehen und andere sie verfolgen.

Aus dem illustrierten Werke „Die Kunst Japans" (1929).





Nivo-Statue. — Japanische Holzskulptur

FELIX TIMMERMANS / DIE GESCHICHTE DER STADT LIER

Bereits damals, als das Meer seine Wogen bis hierher trieb, wurde diese Gegend sehr geliebt, wenn nicht von den Menschen, dann eben von den Mammuts. Was sich hier alles im Laufe der Jahrhunderte ereignet hat, hat niemand gesehen — aber an einem schönen Sommertage floß die vielarmige Nethe durch ausgedehnte Schilffelder. Und wieder einige Jahrhunderte später erhob sich auf einem kleinen Hügel, eine Stunde von hier entfernt, das Schloß von Sankt Gommarus. — Nach ruhmreichen Feldzügen gegen die Mauren bekam Gommarus die Nichte Pipins des Kleinen zur Gattin und brachte sie nach Emblehem. Sie war ein böses Frauenzimmer, für ihn und für seine Hörigen, aber durch ihre Bosheit wurde er heilig. Wie er auch betete und sich alle Mühe gab, um seine Frau sanft und zärtlich zu machen — es nützte nichts. Zu diesem Zweck wollte er eine Wallfahrt unternehmen nach Rom, zu den Grabstätten der heiligen Apostel Peter und Paul. Auf einer kleinen Insel der Nethe erwartete er die anderen Herren, die sich an der Wallfahrt beteiligen wollten. Aber nun hatte einer seiner Soldaten dort einen Apfelbaum umgehackt, und der Bauer, dem der Baum gehörte, beschwerte sich bei seinem Herrn. Von einer himmlischen Eingebung getrieben, setzte Gommarus den abgehackten Stamm auf den Strunk, schlang seinen Gürtelriemen darum, und der Baum wuchs weiter ohne eine Narbe, als ob ihm nie etwas geschehen wäre. Eine himmlische Taube meldete ihm darauf, daß er nicht nach Rom gehen solle, glücklicherweise auch nicht mehr zu seiner Frau zurückzukehren brauche, sondern auf dieser kleinen Insel eine Kapelle bauen und dort ein frommes Leben führen möge. Er tat es mit feurigem Herzen, lebte dort vierzehn Jahre betend und fastend, tat noch viele

schöne Wunder und wurde in dieser Kapelle begraben. Seine Frau, die Grimmelda hieß, brach eines Tages beim Schlittschuhlaufen in die Nethe ein; ihr Kopf wurde von einer Eisscholle abgeschnitten, und im Winter sehen ihn die Bauern in Emblehem heute noch auf dem Eis tanzen. Sankt Gommarus wurde alsbald sehr verehrt, man flehte um seinen Beistand bei Brüchen und schlechten Ehen. Das Volk strömte aus allen Himmelsrichtungen herbei; das war eine günstige Gelegenheit für Händler, Bettler und Gaukler. Das erste Haus, das an der Nethe gebaut wurde, war eine Wirtschaft. Der Wirt, ein Schiffer, nannte seine Kneipe ‚De Lier' (Die Leier), nach dem Instrument, das er selbst gerne spielte und womit er seine Kundschaft beim Krug unterhielt. Erst eine Kapelle und dann eine Kneipe. Das ist der dichterische Ursprung von Lier und zugleich die Seele dieser Stadt: eine Kneipe neben der Kapelle. – Frömmigkeit und Sinnlichkeit nebeneinander. Beide ewig durchbraust von der festlichen, lyrischen Leier, dem Sinnbild der Dichter!...
Lier hat seinen Roman, seine Geschichte. Eine Stadtgeschichte ist immer etwas prahlerisch, so auch die Geschichte der Stadt Lier. Und wen es interessiert, dem wird Frau Geschichte ferner mit Stolz erzählen, daß die Normannen hier das wenige, das kaum geboren war, zertrümmerten, daß Lierer sich an den Kreuzzügen beteiligten, daß viele Grafen, Herzöge und Barone hier Villen und Schlösser errichteten, Feste feierten und wahrhaftig Lier für ein Monako hielten. Die Herzöge von Brabant, die Johanns, hatten hier Jagdhäuser und einen Palast. Sie kamen nach Lier, um sich den Umzug der Riesen anzusehen, um die ‚gesunde Luft' zu genießen, Gedichte zu machen und zu sterben.
Die Lierer (oh, wie konnte Dante so etwas übersehen!) nahmen es auf für die Welfen gegen die Gibellinen, gegen



die Lütticher: ‚Viel Helden waren allzumal, zweitausend etwa an der Zahl, aus Löwen und aus Lier, sie tranken alle von einem Bier!'...

Da kommt schon das Bier! Und aus diesem Grunde vielleicht haben sich Tempelherren in Lier niedergelassen. Aber zwischen den Festlichkeiten, den Jahrmärkten, den feierlichen Umzügen und dem wachsenden Bierfrieden wogte der Glaube, glänzten Heilige, erhoben sich Türme, Klöster und Kapellen, und ein weißer Beginenhof an der Nethe.

Die Geißelbrüder von Lier ziehen nach Löwen, um sich das eigene Fleisch blutig zu hauen, aber sie bekommen dafür guten Wein zu trinken. Die Lierer waren tüchtige Armbrustschützen; wer am besten schoß, bekam das meiste Bier, und die schlauen burgundischen Fürsten gaben Bier, luden sie an ihren Tisch ein und nützten die Geschicklichkeit der Schützen aus, indem sie diese für sich Krieg führen ließen. Auf diesen Kriegszügen waren die Schützen üppig versehen, wie man in alten Papieren lesen kann; sie führten mit sich einen Vorrat Stockfisch, zwei Schweine, zwei Hammel, vier Ochsen, Rinder und Hühner, zweitausend Brote und fünfzehn Stein Butter, Fässer mit Pfeffer, Salz, Ingwer und Safran, sieben Töpfe mit Senf, vier Fässer Salzheringe, Blasebälge, einen ersten und einen zweiten Koch, zwei Aufwaschfrauen, zwei Näherinnen, Tischtücher, sieben Fässer Bier für den Durst und eine Anzahl Laternen. — Wer möchte da nicht Schütze sein? Bei ihrer Heimkehr wurde ein Fest gefeiert mit brennenden Pechfässern und langen Tischen, die sich bogen unter dem Reichtum der Speisen. Weder Krieg noch Seuchen konnten dieser Stadt ihren Frohsinn nehmen. Sämtliche burgundischen Fürsten wurden hier bei ihren feierlichen Einzügen so großartig empfangen mit Wein, Silber, Tuch und Hechten aus der Nethe, daß sie noch öfters mit einem großen

Anhang von Edelleuten zurückkehrten, um die ‚gesunde Luft' zu genießen, daß Philipp der Schöne hier seine Hochzeit feierte und man die Rechenkammer nach Lier verlegen ließ, um sie in der Nähe zu haben. Denn wer am dichtesten beim Ofen sitzt, wärmt sich am besten. Hier fanden dann auch die Sitzungen des Rates von Brabant statt. Auf diesen Ratsitzungen wurde wenig beraten, aber tüchtig gegessen, so daß Johann dem Vierten von Burgund, nachdem er sich zwei volle Tage lang diesen brabantischen Eßratsitzungen gewidmet hatte, vor überfülltem Magen der Atem in der Kehle stecken blieb. Sollte man das diesen Leutchen zutrauen, wenn man sie von den Primitiven so mystisch gemalt sieht? Die häufigen Besuche und der Aufenthalt dieser hohen Herrschaften brachte den Leuten eine gewisse Vornehmheit bei. Die reichen Stadtbewohner versuchten die Könige nachzuahmen, die kleinen Bürger machten es den Reichen nach, und man feierte Feste!

Dann kommt Kaiser Karl und später Philipp der Zweite nach Lier; sie stiften bunte Kirchenfenster, werfen kleine Münzen unters Volk, und die Feste werden noch üppiger und gewaltiger; aber sie bringen auch die Scheiterhaufen. Da sinkt die Freude in sich zusammen wie ein verunglückter Kuchenteig, und das gute Bier ist zum Teufel. Frau Geschichte kann nicht mehr prahlen und fängt nun an, erbärmlich zu klagen über die spanische Tyrannei, die Bildstürmer, die Scheiterhaufen, Hungersnot, Pest und andere Plagen, aber sie lächelt trotzdem, wenn sie zwischen ihren Klagen die Namen von hohen Persönlichkeiten nennen kann. Oranien kommt nach Lier, um die Befestigungen zu besichtigen. König Christian von Dänemark, ein Freund des Erasmus, aus seinem Land vertrieben, trauert in Lier um Täubchen, seine Geliebte und seine verlorene Krone, und wird dann König der Lierer Schützengilde. Marten van Rossum brennt einen Teil des Beginenhofes nieder und

macht sich dann wieder aus dem Staube. Ferner kommen noch Breeroo, Marlborough und auch Albrecht und Isabella, die wir von den Fähnchen von Scherpenheuvel her kennen. Das Bier bekommt allmählich wieder seinen alten guten Geschmack, und die Leier summt. Cornelis de Bie dichtet achtundvierzig Theaterstücke in Reimen. Ludwig XV., der Spitzenkönig von Frankreich, zeigt dem Volk, wie er speist, was für Lierer sehr ärgerlich ist, wenn sie nur zugucken sollen. Maria Theresia kommt nicht nach Lier, aber die Bierbrauereien fangen an zu dampfen, die Spiele und Feierlichkeiten verdoppeln sich, und die Dichtkunst blüht und gedeiht. Fast jeder zweite Tag ist ein Feiertag, jeder Heilige hat seine Kapelle und jede Kapelle ihre Kirmes. Die Kneipe neben der Kapelle! Joseph II. dagegen kam wohl nach Lier, jedoch ohne feierlichen Einzug, einfach wie ein gewöhnlicher Aufsichtsbeamter, inkognito, mit einem einfachen Spazierstock in der Hand und dem Schwanz seiner Wochentagsperücke unter dem Rand seines Dreispitzes. Er wohnt in einem einfachen Giebelhaus, läßt am nächsten Tag die Notabeln zu sich kommen, und ratsch! er zieht einen fetten Strich durch die fetten Tage des Almanachs und verschwindet. Das lustige Lier war dahin, und das Bier wurde schimmlig wie Quark. Man kann sich denken, wie dieser Kerl gehaßt wurde! Aber Hein van der Noot, der Patriot, schlug die griesgrämigen Österreicher. Die Lierer trugen ihn auf den Schultern rund um den großen Marktplatz und von Fackeln begleitet in die Kirche. Die Gastwirte malten schnell ihre Aushängeschilder neu an, und schon ißt man an großen Tischen mitten auf der Straße. Aber dann fällt Ruß ins Essen, es gibt so viel Zank und Streit, daß man froh ist, wenn die Österreicher zurückkehren, die dann wieder von den Sansculotten hinausgejagt werden, die der Meinung sind, daß das ganze Leben ein Fest ist. Man tanzt auf dem Marktplatz

um den Freiheitsbaum. Wir werden dann noch einmal für einige Monate Österreicher, dann wieder Franzosen. Für die Flamen betrachtet man den Nationalitätenwechsel wie das Anziehen eines anderen Rockes. Aber die Ohnehosen möchten die Lierer am liebsten mit eisernem Rücken und hölzernem Mund. Es sind trostlose Tage, mit geschlossenen Kirchen. Die Bauern aus dem Kempenland versuchen den Zustand zu ändern, sie spießen einige Franzosen auf ihre Mistgabeln auf, hauen ein paar Spiegel in Scherben, aber es nützt nicht im geringsten. Da erhebt sich Napoleon wie eine Pyramide am Horizont. Er kommt nicht nach Lier, sondern läßt die Lierer Burschen zu sich kommen und nimmt sie mit nach Rußland. Aber die Kosaken sind ihm auf den Fersen, sie kommen tatsächlich bis Lier. General von Bülow, Sachsen-Weimar und Friedrich von Oranien essen sich hier erst einmal richtig satt, bevor sie nach Waterloo gehen. Einige Lierer ziehen mit und helfen Napoleon stürzen. Der König von Holland hält hier ein paarmal ein großes Gastmahl ab, denn er hatte früher schon gesagt, daß er die Lierer in sein Herz schließen würde, weil sie seinen Sohn so gut empfangen hatten. Deshalb kommt dieser Sohn Friedrich noch einmal her, als Brüssel bereits eingenommen wurde, aber zum letztenmal. Denn Jenneval, dessen Brabançonne man scheinbar so schwer auswendig lernt, verfolgte ihn und jagte ihn hinaus, aber es kostete Jenneval das Leben, der mit holländischem Blei im Leibe an der Wirtschaft ‚Zum Papageien' liegen blieb. Dann kommt Leopold I. mit seinem Stabe hierher, während Chassé das Schloß von Antwerpen beschießt, und nachdem er im gotischen Kaiserhof die Landkarte mit Fähnchen besteckt hat, macht er täglich zu Pferd einen Spazierritt durch das Netheland. Später sieht er sich hier noch einmal den Umzug an, was sein Sohn Leopold II. ihm nachmacht. Dieser Sohn ißt hier Lierer Fladen und fragt den Bäcker:

„Wie wird das gemacht?“ „Das kann ich nicht verraten,“ sagt dieser, „das ist mein Geschäftsgeheimnis“, worauf Leopold antwortet: „Seien Sie unbesorgt, ich werde Ihnen keine Konkurrenz machen.“
Und Frau Geschichte prahlt weiter: „Und dann kommen noch...“ Aber das werde ich ein anderes Mal erzählen.

Aus dem Bändchen der Insel-Bücherei (Nr. 401) „Das schöne Lier“. Übertragen von Peter Mertens.

*

ALBRECHT SCHAEFFER / DIE KUPPEL

Baptisterium San Giovanni in Florenz

Tritt in den steinernen Raum, in die weite dämmrige Höhle.
Pfeiler begegnen dir rings, achtmal zusammengepaart,
Männliche, bergentbrochen und groß entschlossen: ihr Felsen-
Ursprung murrt in den Klang noch ihrer edlen Gestalt,
Da sie wie Rosse im Schlaf unregsam stehn in Bezaubrung:
Ohne Seelen zu sein seeledurchklungene Kraft.
Denn was stehen sie so emporgeschultert im Düster?
Hebe dein Innres empor mit dem geflügelten Blick:
Ach – da oben! Die Brust, emporgehoben – dort oben
Wölbt deine eigene Brust schon sich über dir selbst.
In die Wölbung schwebtest du auf mit dem Aug und dem Atem,
Atmest schwebend den Raum, der dich völlig umfing.
Wurdest du je so empfangen? Dein Blick in den Blick der Geliebten
Sinkend zur Seele hinein in den entweichenden Leib,
Den empfing es da so, wie jetzt die Kuppel dich aufnahm,
Daß du außen im Raum bist wie innen in dir.

Nicht aus dir selber entfernt, doch bist du in höheres Wesen
Eingefangen und lebst über dir wie im Gestirn.
Lebe schwebend, du kannsts! Im unbeweglichen Weiher
Wie der atmende Fisch sich zur Fläche erhebt
Und nun wieder versinkt, in der tragenden Flut, an der Ufer-
Wandung und wieder empor steigt aus der Tiefe und steigt..
Stieg so ein Innres aus dir in den Kuppel-Zenith? und hernieder
An der Wandung entglitts, wieder zu schweben empor?
Es ist selig geworden und schwingt hinüber — herüber;
Hauch über Hauchen empor, sinkt es verhauchend zurück.

Kuppel, du Glück! — Du Geglückte! Du Traum, verewigter, immer
Seiend in Farben-Gestalt, Leichteste, leichter als Tau,
Du, geformt aus dem Stein, von steinernen Riesen getragen,
Sag, wer träumte dich um, Stein, in lebendigen Geist?
Der als Liebender nachts geheimsten Reiz des Geschlechtes
Spürte, gehügelte Brust haltend in wölbender Hand:
Hier ists wieder, o Kuppel in dir, eine göttliche Lösung:
Über ihm wölbt sich die Brust, reizlos — Ariels Geist
Hob sie verwandelnd empor, ganz hoch in die Nähe des Gottes,
Den sie dir leise verschließt — aber die Ahnung nicht mit.
Schaudervoller ist Nichts als Verschließung; aber auch schaurig
Ist das Offne, in das rings du entfährst wie das Licht.
Unerträglich das Eine und Andere — aber die Erde
Wills; da flüchtest du nur Einem ins Andere weg.
Aber die Schließung, aber die Weitung, aber die Schwellung,
Kuppel, Wölbung, du bists, bindende Löserin, du!

Beides schmelzend in eins, du weit geöffnete, ganz mich
Doch umschließende, ja du Gewaltlose bists.
Traum des Geistes aus Stein, du Himmels-Verwandte, ich weiß es:
Der die Kuppel erhob, zog den Himmel herab.

*

RALPH H. MOTTRAM / WARUM NUR?

Der Architekt Geoffrey Skene traf Dormer aus der Bank in dem Gäßchen, das nach dem Seiteneingang zu dem am Marktplatz von Easthampton gelegenen König-Georgs-Hotel führte. Sie hatten sich nicht verabredet. Im Gegenteil. Sie hatten sich beide mit einer Ausrede aus ihren verschiedentlichen Büros gestohlen, um allem zu entgehen und allein zu sein. Warum waren sie nicht aufs Land gefahren, weit fort, warum hatten sie nicht einen Tag Urlaub genommen? Weil sie es damit nur schlimmer gemacht haben würden; sie hätten alles erklären müssen. Aber Gründe anzuführen, wäre gleichbedeutend gewesen mit dem Eingeständnis ihrer Empfindungen. Und da sie beide im höchsten Grade englisch waren, erfüllte sie eben diese Möglichkeit mit Entsetzen. Diese ihre Empfindungen standen im Zusammenhang mit dem Tage, dem 11. November, und mit der Tatsache, daß sie um 11 Uhr die „Zwei Minuten Schweigen“ zu ertragen haben würden.
Sie gaben sich keine Rechenschaft darüber, ob dieser ehrfurchtsvolle Brauch angebracht oder nützlich sei. Sie waren auch nicht gefühllos, nicht wunderlich oder bewußte Gegner davon: im Gegenteil, sie fühlten, daß er eher zu wenig als zu viel ausdrückte. Sie konnten seine Bedeutung sehr wohl verstehen. Sie wußten aus guten Gründen nur zu gut, was er bedeutete. Und sie beide hofften auf ihre Art, daß jeder-

mann eine Lehre daraus ziehen möchte. Was sie beunruhigte, war, daß sie ihn einfach nicht ertragen konnten. Darum entflohen sie dem Zusammensein mit den Kollegen und der täglichen Umgebung und gingen beide mitten in den Vormittagsstunden eines gewöhnlichen Arbeitstages auf die Straße hinaus. Und dann fanden sie doch, daß sie um alles in der Welt dem Marktplatz nicht fernbleiben konnten. Da hatten sie beide ohne die leiseste Verabredung gleichzeitig denselben erleuchteten Gedanken. Das Schreibzimmer im „Georg" würde um diese Zeit leer sein. Von ihm aus konnte man unbeobachtet den Marktplatz überblicken. So trafen sie sich an der Haustür.
Ihre Augen wichen sich aus, sie nickten dem jungen Mädchen zu, das sein Büfett für die vorschriftsmäßige Zeit des Ausschanks vorbereitete, und stiegen die mit Linoleum belegte Treppe hinauf, auf der es nach Bohnerwachs, dem Tabakrauch vom Vorabend und den Alkoholdünsten von drei Jahrhunderten roch. Das Schreibzimmer lag im ersten Stock dieses Hauses aus der Zeit der George, gerade gegenüber der ehrwürdigen St.-Winnold-Kirche und dem alten Gerichtsgebäude, der Moot Hall, getrennt von beiden nur durch den Marktplatz mit seinem Kopfsteinpflaster. Die drei breiten Fenster boten einen vollen Ausblick über den weiten Platz, und obgleich sie auf das Bild vorbereitet waren, stießen die beiden Freunde einen Ausruf des Erstaunens aus. Sie konnten sich nun und nimmer an die Veränderung gewöhnen, die mit ihren Landsleuten vorgegangen war, eine Veränderung, die sie selbst hatten herbeiführen helfen. Eine dichtgedrängte Menschenmenge erfüllte den Marktplatz mit Ausnahme eines kleinen abgegrenzten Raumes rund um das Denkmal der Gefallenen, das in der Mitte zwischen Kirche und Rathaus stand, wo sich auch auf einer Plattform der Bürgermeister, der Bischof, einige Offiziere und Würdenträger und zwei Bläser versammelt hatten.

Skenes geübtes Auge lief abschätzend über das Schauspiel.
„Das müssen nahezu zehntausend Menschen sein.“
Dormer nickte. Das war einfach unenglisch, nachkriegszeitlich, sonderbar. In Vorkriegszeiten hatte hier niemals solch eine Menschenansammlung gestanden. Es war wie eine der alten Illustrationen in Dorés Bilderbibel, wie eine der wahnwitzigen Gefühlsaufwallungen der großen Masse, von denen man in Büchern liest. Abgesehen von der winzigen Plattform, einer Abteilung englischer Soldaten, einem halben Dutzend Polizisten war die ganze Ansammlung nicht aufgezogen, unvorbereitet, aber von seiten jedes einzelnen wohlerwogen und ehrerbietig, fast wie eine religiöse Handlung. Dormer fühlte sich aufs neue reichlich bestärkt in dem unbeugsamen, von ihm genährten Pessimismus, der sein eigentlicher Glaube war. Die Stadt würde nie mehr sein, was sie früher gewesen war. Wie zur Bestätigung tat die große Glocke von St. Winnolds Turm den ersten Schlag. Wenn der mächtige vierkantige Turm auf die Menge herabgestürzt wäre, so hätte sie wie ein einheitliches Wesen nicht stiller sein können. Nur ein leises Schwirren – ss –, als die Männer, wie mit einer einzigen Bewegung den Hut abnahmen und die Frauen den Kopf neigten.
An dem Vorgang war nichts Neues. Die herzdurchdringenden Töne des „Letzten Appells“ stiegen auf zum tiefhängenden grauen Himmel, drangen in die Novemberwolken und sanken klagend wieder herab, als ob in ihnen etwas Wesenhafteres als Klang und Melodie eingeschlossen wäre, das nun herniederfallen und den großen Granitblock mit all seinen eingegrabenen Namen zudecken müsse, über den der Geistliche jetzt das Gebet und der Bischof den Segen sprach. Das wehe Schweigen war zu Ende, und die große Welle der Töne flutete dahin über die Erinnerungen eines Jahres. Die beiden Freunde wurden unruhig. Das alles war

ja ganz gut für die meisten da unten, für die Frauen oder für jene, die vor zehn Jahren Kinder gewesen waren, die irgendeinen Verwandten verloren hatten, der nie mehr zurückkehrte. Für alle diese war es eine sinnvolle und rührende Feier. Für Skene und Dormer lag es anders. Wie eine klaffende Wunde über ein Gesicht, so zog sich quer durch ihr Leben der Krieg – etwas, das man weder wegleugnen, erklären noch irgendwie als berechtigt hinstellen konnte. Jedes Jahr wiederholte sich diese Trauerfeier eines Teiles ihres früheren Selbst, unvermeidlich und betrüblich durch ihre Gedankenverbindungen. Sie wandten sich vom Fenster ab. Ihre englische Eigenart und Erziehung verbot ihnen die Bezeugung irgendeiner Empfindung, aber Skene, der durch seinen Beruf Ausdrucksfähigere von beiden, bot Dormer stillschweigend seinen Tabaksbeutel an. Während sie ihre Pfeifen stopften und Gesicht und Empfindungen wieder ins Gleichgewicht brachten, bemerkten sie ein Geräusch, kaum lauter als das Summen einer Fliege, das auch während der zwei Minuten leise hörbar gewesen war. Jetzt sahen sie, woher es kam – von einem kleinen alten Herrn, der hereingekommen war und der schreibend in der Nähe der Tür saß. Ja, war es ein Herr, ein Gentleman? – Er sah nicht englisch aus, und seinem verschossenen Rock, dem hellen Selbstbinder, den Gummizugstiefeln haftete das Bemühen, sorgfältig angezogen auszusehen, an, das sicherlich nicht englisch war. Aber zweifellos war er alt, man konnte es daran merken, wie er auf seine Schreiberei blickte, oder an der Steifheit seiner Bewegungen und noch mehr an seinem Atmen, das man so deutlich während der zwei Minuten des Stillschweigens gehört hatte. Als sie zur Tür gingen, blieb Dormer plötzlich stehen und sagte mit mehr Empfindung, als er gewöhlich verriet:
„Wirklich, wenn das nicht der alte Holtzapfel ist! Wie geht es Ihnen?"

Das Gesicht, das sich Skene auf diesen Gruß hin zuwandte, war durch etwas anderes als Jahre gealtert, ein Gesicht, das einst rot und rund und vielleicht ein wenig selbstgefällig, vielleicht vom guten Leben voll gewesen, aber nach und nach abgefallen war, obgleich der Besitzer sich bemühte, ihm den besten, leichtherzigsten und jugendlichsten Ausdruck zu verleihen. Die Augen brauchten einen Augenblick, um sich durch die dicken Brillengläser auf Dormer einzustellen.

„Ach! wie geht es Ihnen, Herr Dormer –. Es ist so lange her –"

Er schwieg. Dormer kam ihm zu Hilfe.

„Zwanzig Jahre!"

„Ja – seit Ihre reizende Schwester – ist sie hier?"

„Nein. Sie ist in London."

„Schade. Ich hätte sie so gern einmal wiedergesehen."

„Ich werde ihr erzählen, daß ich Sie getroffen habe."

„Das ist sehr freundlich von Ihnen." Aber der kleine alte Mann sah nicht so aus, als ob er nur freundliche Grüße auftragen wollte.

„Sie wird vielleicht etwas von Emilie und Friedrich wissen wollen", fuhr Dormer fort.

„Sie können ihr sagen, daß wir Emilie verloren haben, aber ich habe die kleine Emilie jetzt bei mir zu Hause."

„Ach, das tut mir leid. Wir alle hatten Emilie gern, aber seit ihrer Verheiratung haben wir nicht viel von ihr gehört."

„Nein. Sehen Sie, ihr Mann ist gefallen."

„Schrecklich." Dormer meinte natürlich, davon sprechen zu müssen, sei schrecklich. „Und Friedrich?"

„In Rußland vermißt."

„Es tut mir schrecklich leid."

„Ja." Der kleine alte Herr sah aus, als hätte er noch viel mehr erzählen können, aber er tat es nicht, und aus bloßer Verlegenheit sagte Dormer:

„Sind Sie hier zur Erholung?"
„Nein. Ich möchte sagen, ich bin wieder auf einer Geschäftsreise."
„Was?" Dormer wollte schon sagen: „In Ihrem Alter?", aber er hielt an sich.
„Ich muß versuchen, etwas von den Verlusten zu decken. Ich bin jetzt in der Kurzwarenbranche." Der kleine alte Mann versuchte ein Lachen, das nicht überzeugte. „Das ist für mich in dieser Stadt ein recht unglücklicher Tag, niemand will ein Geschäft machen."
„Jetzt, wo das Stillschweigen vorüber ist, werden Sie es schon tun."
„Ja, aber ich muß weiter nach Peterborough und Lincoln. Ich kann nicht länger bleiben."
„Das ist schade. Ich hätte gern länger mit Ihnen geplaudert."
„Sehr freundlich von Ihnen." Aber ganz deutlich stand auf dem runzeligen Gesicht zu lesen: „Wovon sollten wir reden?" Was er sagte, war: „Ich will jetzt diese Bestellung an meine Firma absenden und kann gerade meinen Zug erreichen. Leben Sie wohl, lieber Dormer!"
Die beiden Freunde gingen in die Bar hinunter. Dormer ließ sich ein kleines Glas geben, Skene einen gemischten Wermut. Endlich fragte er:
„Wer war Ihr Freund?"
„Ein Deutscher. Das sahen Sie ihm an."
„Ja."
„Es ist trostlos, wie mans auch nimmt!" rief Dormer aus. „Man kommt nicht los davon. Als wir Kinder waren, kam seine Tochter in unser Haus, und meine Schwester ging im Austausch zu ihnen. Sie hatten ein flottes, angesehenes Geschäft – Eisenwaren. Der alte Mann und sein Sohn Friedrich besuchten uns auch einmal. Sie sprachen ebenso gutes Englisch wie Sie oder ich. Vielleicht besser. Ich habe sie niemals besucht, aber was wußte meine Schwester bei

ihrer Heimkehr nicht alles von ihnen zu erzählen! Und wenn das nicht gewesen wäre, da war das junge Mädchen, das bei uns war. Sie hieß Emilie. Sie hätte gut eine Engländerin sein können. Sie war vielleicht strebsamer als wir, und sie glaubte an das Vaterland wie wir an den Himmel —"
„Es wundert mich, daß Sie sich nicht in sie verliebt haben", bemerkte Skene.
Der Gedanke schien Dormer nie gekommen zu sein.
„Ich glaube, sie erschien so sehr als zu unserer Familie gehörend," war die gelassene Erwiderung, „ebenso der alte Herr und der junge Friedrich, wenn sie bei uns zu Besuch waren. Sie hatten kein Verständnis für Spiele, aber sie wußten, was arbeiten hieß, und sie hatten sehr gute Umgangsformen."
Er schwieg. Skene sagte:
„Warum haben wir nur Krieg gegen sie geführt?"
„Die Politiker", murmelte Dormer.
„Die Politiker sagen, sie hätten ernstlich versucht, ihn zu verhindern."
„Nun, dann war es das Militär. Riesig viel davon in Deutschland, natürlich."
„Und nicht auch viel in England?"
„Sie mögen sagen, was Sie wollen, Skene" — wenn Dormer sich in ein Argument verwickelte, sprach er immer so, als ob der andere ihn darein verwickelt hätte, — „aber wenn man es uns überlassen hätte — ich meine, wenn ich den alten Holtzapfel und Friedrich 1914 hätte sprechen können, dann würden wir niemals zu den Waffen gegriffen haben!"
„Ja, aber warum haben Sie es nicht versucht?"
„Ich weiß es nicht. Ich glaube wir dachten, sie würden es in Wirklichkeit nicht zum Krieg kommen lassen."
„Dasselbe dachten sie von uns!"
„So ists wohl, glaube ich. Wir sind uns so ähnlich. Viel ähnlicher als wir und die Franzosen. Es war eine Art Familienstreit."

Dormer nahm einen Schluck und fuhr fort:
„Sie wissen ja, wie es in einer Familie zugeht. Man muß jeden an dem ihm zukommenden Platz halten, viel mehr, als wenn es Fremde wären."
„Warum bringen Sie mit dem alten Herrn jetzt nicht wieder alles ins gleiche?"
„Ich weiß es nicht. Es stehen so viele Erinnerungen zwischen uns. Wir sollten alles vergessen und von neuem anfangen. Warum in aller Welt wir das nicht tun, kann ich nicht begreifen!"
„Ja," sagte Skene, „warum nur nicht?"
Draußen verlief sich die Menge des Waffenstillstandstages, ging heim und an die Arbeit mit dem Ausdruck, den nur Engländer aufweisen, als ob sie sich ganz gesetzwidrig ihren Empfindungen hingegeben hätten. Ruhig, fast ohne miteinander zu reden, strömte die sich auflösende Menschenmenge unter dem tiefhängenden Novemberhimmel durch die engen altmodischen Straßen, die nur hie und da Neubauten aufwiesen, wo sich eine Londoner Firma niedergelassen hatte. Zwischen ihnen ging eilig auf seinem Wege zum Bahnhof die Gestalt von Holtzapfel. Man mußte genau hinsehen, um herauszufinden, daß er nicht zu ihnen gehörte. Geschäftsmäßig, praktisch, zielbewußt – mit allen bürgerlichen Tugenden ausgestattet – und befreit von seiner einzigen Untugend – einem übermäßigen nationalen Stolz, der mehr unzeitgemäß als wirklich boshaft war, denn er schien aus den imperialistischen Ideen der neunziger Jahre zu stammen, – konnte man ihn nur schwer von den Bürgern Easthamptons unterscheiden. Nur ein paar kleine Äußerlichkeiten in Anzug oder Haltung ließen darauf schließen, daß er vom Kontinent kam. Im übrigen, wie Dormer sagte, fast wie zur Familie gehörig. Gegen ihn Krieg führen? Warum nur?

Übertragen von T. Franke.

KARL SCHEFFLER / DIE BODENGESTALTUNG HOLLANDS

Reisende nehmen gemeinhin die Bodengestaltung eines Landes als etwas Gegebenes. Mit Bewußtsein achten sie wenig darauf, sie denken nicht über die Landschaft, während sie sie genießen, wenn nicht besondere Phänomene – wie zum Beispiel in der Schweiz – die Aufmerksamkeit gewaltsam auf die Struktur des Bodens hinlenken. Mehr als andere Wissenschaften ist die Geologie eine Angelegenheit für Fachleute. Sie wird nicht volkstümlich, weil der Laie sich die Formen und periodischen Entwicklungen der Erdrinde anschaulich kaum klarmachen kann, selbst dann nicht, wenn er vom Fachmann angeleitet wird. Die Zeiträume, die die Phantasie anschauen soll, sind zu gewaltig, als daß sie faßbar wären; sie können nicht einmal mit faßbaren Zahlen bezeichnet werden. Die Umwälzungen in den Entstehungsperioden, seien es nun vulkanische Ausbrüche, seien es Faltungen, Schollenbildungen, Ablagerungen, Senkungen oder Klimaveränderungen mit allen ihren Folgen – immer begleitet vom Werden und Vergehen einer ganzen Flora und Fauna – sind mit den Sinnen nicht zu begreifen. Es besteht ein Mißverhältnis zwischen der Daseinsdauer des einzelnen Menschen, ja der Menschheit, zu der Länge der Zeitabschnitte, in denen die Oberflächengestaltung der Erde vor sich gegangen ist. Und ebenso groß ist das Mißverhältnis zwischen den Kräften und Maßstäben der vom Menschen sozialisierten Natur und den Gewalten und Größen, womit die Geologie zu rechnen gezwungen ist. Wer vermag es beispielsweise, sich die Alpen als das Ergebnis einer Faltung der Erdrinde wirklich begreiflich zu machen! Unwillkürlich stellt sich hier der Reisende auf den Standpunkt Faustens: „Gebirgesmasse bleibt mir edel-stumm; ich frage nicht, woher? und

nicht, warum?“ Das in Jahrmillionen Gewordene nimmt man als etwas Endgültiges hin und findet sich damit ab, obwohl alles noch in beständiger, wenn auch langsamer Bewegung ist.
Holland ist eines der wenigen Länder, wo einem die Geologie lebendiger wird. Dort wird der Reisende von seinen Sinnen auf die Bodengestaltung hingewiesen; er wird beharrlich gezwungen, darüber nachzudenken, wie dieses Land wurde; er sieht manches von dem mit Augen, was sonst nur durch Abstraktion vorstellbar ist. Es ist so, weil Holland – geologisch gesprochen – ein sehr junges Land ist. Es gehört im wesentlichen den jüngsten Perioden des Diluviums und Alluviums an; die Landschaft hat in der Hauptsache ihren Charakter erst erhalten, als auch der Mensch in der Schöpfungsgeschichte auftauchte. Wenn man im Lande umherreist oder eine die Bodengestaltung gut veranschaulichende Karte vor Augen hat, sieht man der Natur ein wenig bei ihrer grandiosen Arbeit zu. Kaum in einem andern Lande erkennt man auch so deutlich, in welcher Weise der Mensch die Bedingungen, die er vorfand, benutzt und ausgebildet hat. Das Geologische wird in Holland erlebt, ja es ist eigentlich das Grunderlebnis. Ohne Kenntnis der Bodengestaltung ist das Land kaum zu verstehen. Hat man diese Kenntnis aber, soweit es dem Laien möglich ist, gewonnen, so wird einem das Land in einer merkwürdigen Weise vertraut. Und zugleich werden einem, durch das Beispiel, einige Vorgänge in der letzten Periode der Erdrevolution vorstellbarer.

*

Holland ist im wesentlichen ein Deltaland: es nimmt das Mündungsgebiet des Rheines, der Maas und der Schelde ein. Das Gesetz, das der Bodengestaltung zugrunde liegt, wird im Vergleich deutlich. Blickt man, um in Deutschland

zu bleiben, auf die Mündungen der Memel, der Weichsel und der Oder, so sieht man, daß sich überall Nehrungen und Haffe gebildet haben. Auch die in Holland mündenden Flüsse haben, indem ihr durch die Flut gestautes Wasser viele Auswege suchte, indem sie in vielen Armen dem Meer zuflossen – zuerst vornehmlich nach Norden, nach der Eiszeit endgültig nach Westen –, ein flaches, versumpfendes Haff gebildet, vor dem das Meer einen Dünenstreifen, eine Nehrung aufgeworfen hat. Der Unterschied zu den grundsätzlich verwandten Küstenbildungen der Ostsee besteht darin, daß die Ausmaße in Holland größer sind, entsprechend den größeren und eng nebeneinander fließenden Strömen, und daß das Haff in der Folge vom Menschen zu großen Teilen trocken gelegt worden ist. Die Rolle, die die Flüsse für die Bodengestaltung gespielt haben, läßt sich heute noch erkennen, wenn der Reisende wahrnimmt, wie sich der Rhein in Jissel, Niederrhein (der weiterhin Lek heißt) und Waal teilt, wie sich die Maas diesem Flußgebiet nähert und sich nach einigem Zögern mit ihm vereinigt, wie die vielen Flüsse und Flußarme – die in vorgeschichtlicher Zeit noch zahlreicher waren – in sehr breiten Betten zwischen niedrigen Ufern dahinströmen, fast mit dem Charakter von Seen, und wie sich dasselbe, im kleineren Maßstabe, an der Mündung der Ems, hart an der Ostgrenze Hollands, wiederholt. Man muß sich freilich vor Augen halten, was diese Flüsse in der Tertiärzeit und in den folgenden jüngeren Perioden gewesen sind: Riesenströme, die jahrtausendelang im höchsten Maße das gehabt haben, was der Geologe die „transportierende Kraft“ nennt. Von den zertrümmernden Alpen, von den ebenfalls später vergletschernden Gebirgen des Schwarzwalds und Nordfrankreichs, haben die Wassermassen von Rhein, Maas und Schelde ungeheuere Mengen von Gesteinstrümmern und von zerwaschenem Sand mit sich geführt. Eine Vorstellung

von der Menge der Ablagerungen gewinnt man, wenn man hört, daß die Alpen etwa die Hälfte ihrer Masse an das Wasser und das Eis abgegeben haben, daß Ablagerungen des Rheins sich bis an die englische Ostküste nachweisen lassen. Ein großer Teil des südlichen Hollands besteht aus diesen Ablagerungen, aus dem Sand, Schlick und Schlamm der großen Ströme, es ist angeschwemmtes, langsam aber stetig aufgehöhtes Land mit deutlichen Bodenerhebungen, Ablagerungswällen zwischen den Flußarmen. Neue Ablagerungen kamen hinzu, als die Eiszeiten von Norden mit ihren Gletschern vorstießen, als Ströme von Schmelzwasser am Südrande dieser Gletscher einen Weg westlich ins Meer über das heutige Holland hinweg suchten, Urstromtäler bildend, alles überschwemmend und einen dichten Bodensatz zurücklassend.

Es wird angenommen, daß das breite Plateau, auf dem Holland ruht und über das hinweg heute zum Teil auch die Fluten der Nordsee rollen, früher höher gelegen hat und daß es sich allmählich aber beständig gesenkt hat. Man nimmt sogar an, daß es sich noch heute, wenn auch unbeträchtlich, senkt. Mit diesem uralten Felsenplateau senkten sich auch die Ablagerungen darüber, bis sie an einer gewissen Grenze unter dem Wasserspiegel verschwanden. Sie senkten sich nicht tief, die Abflachung verlief allmählich und betrug an den heutigen Küsten nur wenige Meter unter dem Niveau des Meeres.

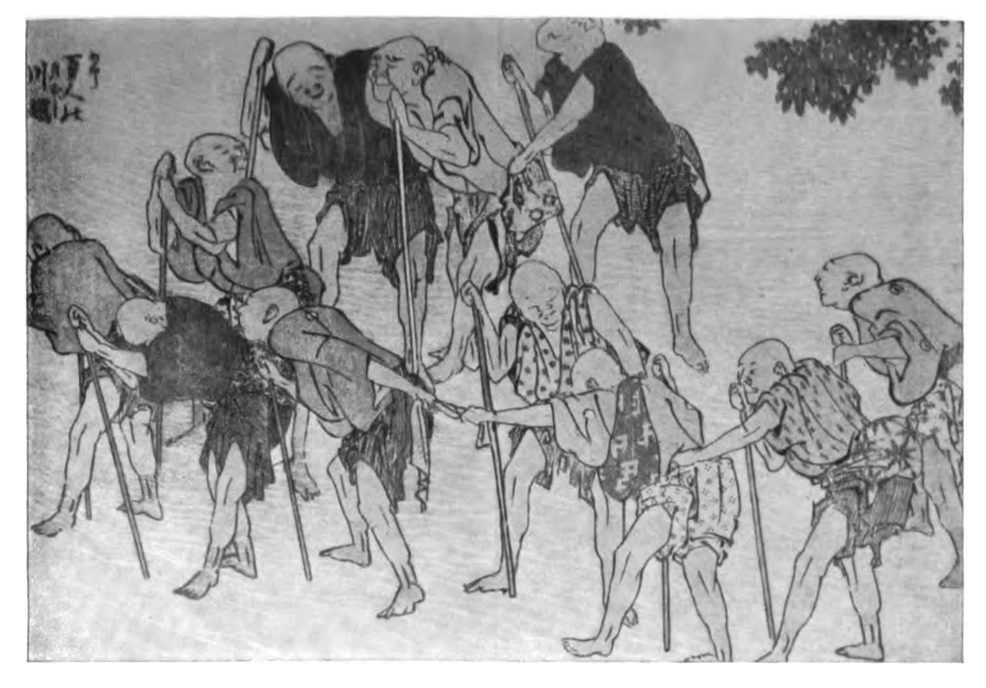
So war, summarisch dargestellt, die Lage der Dinge, als sich in groß geschwungener Linie jener Dünengürtel bildete, der von Nordfrankreich bis zur Westküste Holsteins, ja bis zur Nordspitze Jütlands reicht. Die unter mächtigen Revolutionen entstandene Nordsee warf eine hier schmälere, dort breitere Nehrung auf, die den Anprall der Brandung auffing und hinter der sich weit ein flaches Haff dehnte. Die Flüsse durchbrachen die Dünen an den Mündungsstellen,

sie ergossen ihre Wasser in das Haff, machten dessen Wasser süß und bildeten breite Uferdämme; das Meer dagegen drang mit jeder Flut stromaufwärts und auch in das Haff, wodurch eine Mischung von Salzwasser und Süßwasser, wodurch das sogenannte Brackwasser entstand. Die Folge war, daß sich in dem Wassergebiet des Haffs eine eigentümliche Flora ansiedelte, daß es vertorfte, zuwuchs und ein Niedermoor, ein Grünlandmoor, mit Seen und mit Dämmen höheren Landes zwischendurch, mit Kleinholz und Gestrüpp bewachsen, bildete, so daß der Boden, stellenweise wenigstens, begangen werden konnte.
Die Dünenkette hielt aber nicht dauernd stand. Sturmfluten, die nicht weit vor der geschichtlichen Zeit liegen können und die später bis ins Mittelalter reichten, durchbrachen stellenweise die Dünen und schufen das charakteristische Bild der langen Inselreihe, das die Karte zeigt und das wie eine grob punktierte Linie der alten Küste ist. Zerrissen wurde der Dünenschutz, wo Schelde, Maas und Rhein münden. Dort wurde das Deltaland in eine Reihe größerer Inseln zerlegt, wovon Walcheren, Beveland, Schouwen und Over Flakkee die größten sind. Zwischen diesen Inseln bildeten sich Sunde, durch die die Flüsse ins Meer strömten und durch die die Flut in den Flüssen emporstieg. Bis nach Helder hinauf hielt der Dünengürtel sodann. Dort aber, wo die Küste von Westen nach Norden umbiegt, war die Zerstörung vollkommen. In langer Reihe ziehen die Inseln dahin; die holländischen Inseln Texel, Vlieland, Terschelling, Ameland, Schiermonnikoog und Rottumeroog – um nur die größten zu nennen –, dann die deutschen Inseln Borkum, Juist, Norderney, Baltrum, Langeroog usw., bis jenseits der Weser- und Elbemündung die holsteinisch-dänischen Inseln Amrum, Sylt, Röm, Fanö u. a. die Linie abschließen. Das Meer brach in oft wiederholten Sturmfluten durch und vergrö-

ßerte das hinter den Dünen liegende Haff, indem es vom schon festgewordenen Land große Stücke abriß und ersäufte. Es bildeten sich tief einschneidende Buchten: der Jadebusen, der Dollart (der einst bis Groningen reichte) an der deutschen Küste, die Lauwerszee und die Zuiderzee in Holland. Diese flachen Seen hatten die Tendenz, sich immer weiter nach Süden auszubreiten; sie boten den Seefischen, vor allem den Heringen, ausgezeichnete Laichplätze und begünstigten damit in der Folge die Ansiedlung einer Fischerbevölkerung. Vor den Inseln, den Sandbänken und den Dünenresten brandet die Nordsee, dahinter dehnt sich ein Wattenmeer, das zur Zeit der Ebbe große Teile seines Grundes sehen läßt.
Dieses sind zwei Grundelemente der holländischen Landschaft: die landbildenden Flußablagerungen, ein vom Meere vielfach zerrissener Dünengürtel und zwischen beiden ein flaches Haff, das mit der Zeit zuwuchs, versumpfte und in die Wattenmeere überging.
Zu diesen Elementen kommt ein drittes, das den Charakter der holländischen Landschaft entscheidend mitbestimmt hat. Während die Flüsse Schutt ablagerten und Land schufen, lange bevor sich die Gestade und Binnenseen der historischen Zeit gebildet hatten, kam die Eiszeit über die nördliche Hemisphäre. Von Skandinavien und Finnland drangen die Gletscher gewaltsam nach Süden und Westen vor. Ihre heute noch nachweisbaren südlichen Ausläufer reichten in Holland bis an den Rhein und östlich darüber hinaus. Die Eisgrenze verlief etwa von Amsterdam über Hilversum und Nimwegen bis Krefeld. Und dann in Deutschland weiter bis zum Harz, bis Dresden und tief ins Odertal hinein. Das nördliche Deutschland und Holland muß damals ungefähr ausgesehen haben wie das heutige Grönland. Da sich die Gletscher der Alpen gleichzeitig nach Norden vorschoben, suchten ungeheure Mengen von Schmelzwasser einen Weg

am Fuß der Gletscher und der alten Gebirgsstöcke nach Westen. Große Teile dieser Fluten gingen, wie schon erwähnt, über Holland hinweg und setzten dort zertrümmertes Gestein ab. An den Gletschergrenzen aber bildeten sich, als sich das Eis zurückzog, die charakteristischen Formen der Endmoränen: Wälle aus Schutt und Sand, die vom Eis über weite Strecken zu Tal geschafft worden waren. Landschaften, die von den Moränen der Eiszeit ihren Charakter empfangen haben, ähneln einander überall, weil dieselben Entstehungsbedingungen dieselben Formen schaffen. Man findet diese Landschaften zum Beispiel in Oberbayern, in der Mark Brandenburg und in der Lüneburger Heide. Und eben diese Landschaft findet sich auch im Norden Hollands, in den Provinzen Utrecht, Gelderland, Overijssel und Drenthe; sie umfaßt die sogenannte Veluwe und verliert sich in den Mooren der Emsniederung. Ihre Eigentümlichkeit ist ein welliger Boden, der vom Schmelzwasser zernagt und zerschnitten ist; sie besteht aus sandigen Hügeln, auf denen Heidekraut, Kiefern, Birken und Akazien gedeihen; es sind dort, wo das zufließende Wasser nicht Abfluß fand, Hochmoore entstanden, und es gibt sodann noch sandige Ablagerungen, die durch den Druck des Eises bergartig aufgestaut worden sind.

Diese Bodengestaltung traf der Mensch an, ihr mußte er seine Existenzmöglichkeit abringen. Die frühesten Ansiedler, von denen sich geschichtliche Kunde erhalten hat, die alten Bataver, saßen auf dem höher gelegenen Sandgebiet, oder sie legten ihre Wohnsitze auf künstlich erhöhten Hügeln (Terpen) an. Sehr bald aber stiegen sie auch ins Tiefland hinab. Die ersten, die sich auf dem moorigen Boden ansiedelten, mußten, als sie vom Fischfang zum Bodenbau übergingen, um dem nassen Grund einen Ertrag abzugewinnen, ihr Stück Land erst einmal roden von dem Baumwuchs und Gesträuch, die sich oft undurchdringlich dicht angesiedelt



Hokusagi: Watende Blinde

hatten, und sie mußten das so anbaufähig gemachte Land dann vor den dauernden Überschwemmungen der Flüsse und des Meeres schützen. Sie taten es, indem sie Dämme aufwarfen, ihr Land in einer primitiven Weise eindeichten und das Wasser, das von selbst nicht abfließen wollte, mühsam ausschöpften. So gewannen sie ein Stück Land, auf dem sie wohnen konnten und das sich als sehr fruchtbar erwies. Mit der Zeit vermehrte sich die Zahl der Ansiedler und damit auch die Zahl der einzeln eingedeichten Landstücke. Als sich Gemeinden bildeten, lag es nahe, das Geschäft des Eindeichens gemeinsam zu betreiben. Der Zwang zum Zusammenschluß war um so stärker, als verheerende Sturmfluten das schon Erreichte oft vernichteten oder in Frage stellten, als die kolonisierende Arbeit ein ununterbrochener Kampf mit den Naturgewalten war, und als sich herausstellte, daß gemeinsame Arbeit die besten Abwehrmöglichkeiten schuf. Mit immer mehr Erfolg konnten die Angriffe der Fluten zurückgeschlagen werden. Im Mittelalter haben viele Tausende noch ihr Leben bei Sturmfluten eingebüßt; heute ist man allen voraussehbaren Möglichkeiten gewachsen. Der Selbstschutz ist um so besser gelungen, je mehr die mechanischen Hilfsmittel vervollkommnet wurden, je widerstandsfähiger die Deiche gebaut, je schneller und gründlicher die nassen Gebiete entwässert werden konnten — seit dem Mittelalter mit Hilfe der aus dem Orient eingeführten Windmühlen, in neuerer Zeit mit Hilfe des Dampfes und der Elektrizität. Die gewonnenen Gebiete wurden um so fruchtbarer, je systematischer sie enttorft werden konnten. Als sich Gemeinde neben Gemeinde gebildet hatte und eine organisierte Nation entstanden war, mußte die Arbeit des Deichens notwendig vom Staat übernommen oder doch beaufsichtigt werden. Männer mit besonderer Sachkenntnis nahmen diese Arbeit beruflich in die Hand und entwarfen einen Gesamtplan für das ganze Land.

Landschaft einen eigenen Charakter. Um so mehr, als die gerade gezogenen Deiche zu natürlichen Wegen und Fahrstraßen für Wagen und Eisenbahnen werden, als der Reisende das Land also immer ein wenig von oben sieht und einen weiten Überblick hat.

Die Unterhaltung und Sicherung dieses weitverbreiteten, komplizierten Deich- und Kanalnetzes bedarf der angestrengten Arbeit des einzelnen, der Gemeinden und des Staates. Darum sind die Holländer auch zur Weltautorität geworden in allem, was mit Deich- und Kanalbau zu tun hat. Die Gräben und Kanäle müssen dauernd entkrautet und vor dem Zuwachsen bewahrt werden, immerfort wird gebaggert, Schleusen und Brücken sind zu bauen und zu reparieren, und die größeren Kanäle müssen brauchbar bleiben für den regen Schiffsverkehr kreuz und quer durchs Land. Daneben werden immer neue Gebiete eingedeicht und den alten angegliedert. Dann wird der fette Boden so bearbeitet, daß Gemüse und Ölfrüchte dort gedeihen, daß Gras wächst und schönes Vieh dort weidet, wo vor kurzem noch ein flaches Wassergebiet sich dehnte.

Was sich dem Auge im Polderland darbietet, ist ein Paradies. Es ist eine Landschaft, die bis ins letzte die Hand des Menschen verrät, die vollständig sozialisiert erscheint, und in der die Natur – das ist das Wunder – doch freier als anderswo zu schalten scheint. Ein straffer Rhythmus herrscht, betont von den regelmäßig gezogenen Gräben, Kanälen und Deichen, von den geraden Baumalleen, die immer irgendwo in der Ferne dahinziehen, von den in ziemlich gleichen Abständen errichteten Windmühlen und von den charakteristischen Anlagen der Zugbrücken und Schleusen. Alle Dominanten sind in dieser Landschaft horizontal, alles streicht waagerecht dahin und wirkt damit so stark auf das Auge, daß die kleinste Erhöhung wahrgenommen wird. Jede Windmühle, jeder ferne Kirchturm, jedes Segel und

jeder Schiffsrumpf wirkt monumental. Die weite Landschaft erscheint in viele Pläne geteilt. Bäume und Büsche ziehen in Reihen, sich hinten verjüngend, dahin, Feld baut sich an Feld, der Horizont liegt tief, und der Punkt, wo Erde und Himmel sich berühren, scheint unendlich weit entfernt zu sein. Saftig grüne Wiesen in gelber Blüte, in der Ferne abgeschlossen durch Baumkulissen. Bunt gesprenkelt von den schwarzen, weißen und braunen Tupfen des weidenden Viehs, das während des ganzen Sommers draußen grast. Weide wechselt mit Heuland, auf dem altertümliche Heufeime stehen, wie schon vor Jahrhunderten. In schattigen Baumgruppen liegen die Gehöfte, und durch den Horizont schneiden steil und nachdrücklich die fernen Kirchtürme. Die Landschaft ist unendlich einfach, doch ist sie unergründlich in ihrer verblauenden Raumtiefe. Vor Hunderten von Jahren sah sie schon ähnlich aus wie heute; und doch hat sie gar nichts Historisierendes.

Drei verschiedene Landschaften finden sich also in Holland hart nebeneinander: Die eben geschilderte Landschaft des Poldergebiets, die Landschaft des Dünenstrichs und die Moränenlandschaft, das sogenannte Sandland.

Die Dünenlandschaft ist eine Welt für sich. Sie ist urwüchsig, noch heute, und scheint von des Menschen Hand kaum berührt. Das Meer wirft seine ewige Brandung gegen die Küste. Dann kommt ein Streifen sandigen Strandes, und dahinter erheben sich die aus Flugsand gebildeten Dünen, bewachsen zunächst nur mit einem bleichen Strandgras. Reihenweis steigen die Dünenberge dann hintereinander an, zuweilen zu beträchtlicher Höhe. Der Dünenstreifen zwischen Meer und Polderland ist stellenweise recht breit. Zwischen Bergen op Zoom und Noordwijk ist der Dünengürtel bis zu vier Kilometer breit. Diese Tiefe wird damit erklärt, daß die Dünen nicht eine einmalige Bildung sind, sondern daß sich zweimal ein Dünenwall gebildet hat, daß

die älteren Dünen zum Teil im Meer verschwunden sind, daß sie zwischen Bergen und Noordwijk aber, hinter den neuen Dünen, erhalten sind. Dünen sind bewegliche Gebilde, da der Wind sie beständig umformt und zur Wanderung zwingt. Zur Ruhe sind auch die holländischen Dünen noch heute nicht gekommen. Man verwendet darum viel Arbeit darauf, man befestigt den Sand, indem man ihn mit Gras, Ginster und Buschwerk systematisch bepflanzt. Das Betreten des Dünengebiets ist abseits der wenigen zum Meer führenden Straßen verboten, damit das Wachstum nicht gestört wird. Auch dieses ist eine Art von Deicharbeit, denn die Dünen sind die natürlichen Meerdeiche. Darauf weisen auch die überall durchgeführten Sicherungen durch Buhnen und Wellenbrecher, die die Gewalt der Brandung auffangen.

In der Gegend von Noordwijk und Zandvoort kann man von wahren Dünengebirgen reden. Wenn auch Höhen von sechzig Metern kaum überschritten werden, so wirken die Dünen doch bedeutend höher. Alles ist relativ. Inmitten des Dünengebiets befindet man sich in einer völlig in sich abgeschlossenen Welt, in einer Welt mit Hügeln und Tälern, in einer seltsamen Landschaft mit niedrigen Wäldern, Heidestrecken und schroff oder sanft abfallenden Höhen, auf denen oben der zutage tretende Sand hell aufglänzt. Die Dünenlandschaft ist hinreißend durch die reiche Abwandlung weniger Formen, durch die Einheitlichkeit des verstaubten Gesamttons und durch das Leben des Lichts auf allem. Ihre eigene Wirklichkeit hat diese Welt und ihre eigene Romantik. Nichts kann eindrucksvoller sein, als wenn man den Standpunkt auf einer Höhe des Dünengebirges wählt – hier und dort ist es möglich – und nun unten das wundervolle parkartige Land hinter den Dünen, das flache, fruchtbare Poldergebiet und in der Ferne Haarlem, Leiden oder Amsterdam liegen sieht, ringsumher aber

das sandige, heideartige, weltabgeschiedene Dünenland, in dem kaum ein Zeichen menschlicher Tätigkeit sichtbar wird, und dahinter endlich das Meer mit seiner rauhen Gewalt. Mit einem Blick umfaßt man Gegensätze, die sich wie in einem Kunstwerk einen. Wo die alten Dünen mit dem Polderland zusammenstoßen, wo sie schon stark abgetragen sind, wo sich Marsch- und Geestland vermischt haben, begünstigt der Boden nicht nur das Wachstum der Laubbäume, was die herrlichen Parkanlagen am Ostabhang der Dünen erklärt, sondern auch die Zucht von Blumenzwiebeln. Darum hat vor allem auf der Strecke zwischen Bergen und Leiden die berühmte holländische Blumenzwiebelkultur ihren Sitz. Dort kann man im Frühjahr große Felder von Hyazinthen und Tulpen, von Krokus, Narzissen und Anemonen in Blüte sehen, dort werden auch in den Sommermonaten noch andere Blumenarten in üppiger Fülle gezogen. Der Eindruck des Blumenteppichs kommt zu allem andern hinzu. Es sind Blumen, die importiert worden sind, die eigentlich Mittelmeercharakter haben, die darum in die fruchtbare, aber auf Graugrün gestimmte Landschaft die Romantik jäher, exotischer Farben bringen, die dann aber wieder in strengen Vierecken so geordnet sind, daß sie sich der stilisierten Landschaft mit einer fremdartigen Natürlichkeit einfügen.
Eine gewisse Ähnlichkeit mit der Dünenlandschaft hat das Gebiet der alten Moränen. Man spürt dieses Gebiet bald, nachdem man Amsterdam verlassen hat und nach Osten fährt. Sandige Bodenerhöhungen tauchen auf, Heideland und Kieferngehölz. Sie verschwinden, kommen wieder, dehnen sich aus und bilden endlich ein zusammenhängendes Ganze, während der Boden bis zu fünfzig, stellenweise sogar bis zu hundert Meter ansteigt. Die Straßen schwingen sich höher hinauf, und man überblickt eine weite bewaldete Landschaft, die sich nordwärts dahinzieht, ein malerisch

regelloses Gemisch von Höhen, flachen Tälern und kesselartigen Vertiefungen, bewegte Hügelrücken in vielen Reihen hintereinander. Man denkt an die Lüneburger Heide und an die Mark. Es ist dieselbe Struktur, dieselbe feine Melancholie, dieselbe akzentreiche Stille und derselbe Reiz des stumpf blaugrünen Gesamttons. Im Norden geht diese Landschaft in torfreiche Hochmoore über, in Ödland und Heide; doch dringt überall die Landwirtschaft siegreich vor mit ihren Kornfeldern, und auch die Forstwirtschaft macht sich bemerkbar. Dort, wo das hügelige Sandgebiet zur Ebene hinabsteigt, bietet der Boden der Waldbildung die günstigsten Bedingungen. Schöner dichter Laubwald, an vielen Stellen parkartig gelichtet, zieht sich, wie bei Arnheim, bis zum Rhein hinab. Auch diese Landschaft hat noch etwas Ursprüngliches bewahrt, auch sie bietet einen fast kunstmäßig wirkenden Gegensatz zu der fruchtbaren Kulturlandschaft des Poldergebiets.

Zusammengesehen geben die drei Landschaften: Moränengebiet, Polderland und Dünenstrich, einen eigenartigen und wundervollen Dreiklang. Die Bodengestaltung Hollands erscheint durch diese Gegensätze geistreich. Was man landschaftlich erlebt, ist Erdbildung an einer Peripherie. Geologisches wird auch dem Laienauge einmal verständlich, Jahrtausende bieten sich in Formen dar, die anschaulich faßbar sind.

Darüber wölben sich die hohen Himmel von Horizont zu Horizont. Es sind keineswegs Schönwetterhimmel. Das graue Wetter herrscht vor, das nahe Meer bringt Dünste, Nebel und Feuchtigkeit, und wenn es auch selten sehr kalt ist, so ist es doch selten auch warm. Die Feuchtigkeit aber macht, daß das Licht nie trocken und tot erscheint, daß es immer ein warmes, farbiges, wohltuendes Licht ist, das auf die weite Flachlandschaft herabrieselt. Die holländischen Landschaftsmaler haben diese grauen, oft schweren Wol-

kenhimmel gemalt, wie sie die Dünen, das Meer und die weite Wiesenlandschaft gemalt haben, diese Wolkenhimmel, die sich ins Unendliche verkürzen und so mächtig doch den Raum herstellen, an denen drohend-schöne Wolkengebilde unaufhörlich vom Meer hinaufwandern und nach Westen weiterziehen. Es ist ein Wetter, das frisch und feucht aus dem Meere heraufsteigt, ein Werktagswetter; es sind die Himmel der Küsten. Kein Klima, kein Wetter zum Träumen und Schwärmen. Unter diesen Himmeln hat der Mensch gelernt sich zu behaupten, sich zu wehren und von sich selber ein Höchstes zu fordern.

Aus dem kommenden Buche „Holland".

*

AUS DEN SINNSPRÜCHEN OMARS DES ZELTMACHERS

Des Lebens Karawane zieht mit Macht
Dahin, und jeder Tag, den du verbracht
Ohne Genuß, ist ewiger Verlust. –
Schenk ein, Saki! Es schwindet schon die Nacht.

*

Vom Himmel reißt der Morgen das schwarze Tuch
Der Nacht, drum füll mit Magierwein den Krug,
Saki, und reib dir deine Augen wach!
Glaub mir, du schläfst dereinst noch lang genug. –

*

Unter des Mondes wechselvollem Licht
Das Schicksal uns kein Morgenrot verspricht.
Drum trink im Schein des Monds, denn mancher Mond
Blickt auf die Erde einst und sieht uns nicht!

*

Die goldnen Lichter, die am blauen Weltrad gehn,
Haben sich viel gedreht und werden viel sich drehn. –
Und wir, im ewgen Kreislauf der Erscheinungen,
Kommen auf kurze Zeit, um wieder zu vergehn.

*

Wenn längst wir nicht mehr sind, wird sich dies Weltrad drehn,
Wenn unsre Spuren längst im Sand der Zeit verwehn.
Einst waren wir noch nicht – und 's hat nichts ausgemacht;
Wenn einst wir nicht mehr sind – wirds auch noch weitergehn.

*

Dem Töpfer sah einst im Basar ich zu,
Wie er den Lehm zerstampfte ohne Ruh.
Da hört ich, wie der Lehm ihn leise bat:
„Nur sachte, Bruder, einst war ich wie du."

*

Dort auf dem Wiesengrün, vom Bach umflossen,
Sind tausend prächtge Blumen aufgeschossen.
Tritt leise auf das Grün! Wer weiß, obs nicht
Aus einer Blumenwangigen Staub entsprossen! –

*

Als ich noch in der goldnen Jugend stand,
Schien mir des Daseins Rätsel fast bekannt.
Doch jetzt, am Schluß des Lebens, seh ich wohl,
Daß ich von allem nicht ein Wort verstand.

*

Hoch überm Firmament sucht ich die Quelle
Von Vorbestimmung, Paradies und Hölle.
Da sprach mein weiser Lehrer: „Freund, in dir
Allein sind Kismet, Paradies und Hölle."

*

In einem Arm den Krug, im andern den Koran,
Bald auf dem graden Weg, bald auf verbotner Bahn,
So bin ich unter dem türkisgewölbten Dom
Kein ganzer Heide und kein rechter Muselman.

*

Nach Regeln der Vernunft zu leben,
Ist zwar ein gar vergeblich Streben,
Doch Meister Schicksals flinke Hand
Schlägt tüchtig zu und lehrt uns leben.

*

O Herr! von Selbstgefälligkeit erlöse mich!
Lenk mich zu dir, und von mir selbst erlöse mich!
Solang ich nüchtern bin, kenn Gut und Böses ich,
Vergessen laß im Rausch du Gut und Böse mich.

*

Daß ich geboren ward, verdank ich deiner Huld,
Mein hohes Alter deiner Langmut und Geduld.
Nach hundertjährgem Sündenleben will ich sehn,
Ob deine Gnade größer oder meine Schuld.

*

Den Weg zur Rose hat noch nie gefunden,
Wer nicht auch ihres Stachels Schmerz empfunden.
Nie wär der Kamm zu Liebchens Haar gelangt,
Trüge sein Leib nicht hundert tiefe Wunden.

*

Heut ist der holde Tag nicht warm und kalt auch nicht,
Die Wolke wäscht der Welt ihr Blumenangesicht,
Ich hör die Nachtigall, wie sie zur Rose spricht:
„Blüh auf und lieb und trink, eh dich der Herbstwind bricht.“

*

Ein Liederbuch, ein Brot, ein irdner Krug voll Wein,
Vom Lamm ein Schenkelstück – und dann so ganz allein
In weiter Flur mit dir, du tulpenwang'ge Maid,
Ein Sultan möchte wohl an meiner Stelle sein!

*

O weh um jenes Herz, in dem kein Feuer brennt,
Das nicht die hehre Glut der Liebessonne kennt;
Wer einen ganzen Tag ohn Liebe hingebracht,
Tut recht, wenn jenen Tag er 'nen verlornen nennt.

Aus dem Persischen übertragen von
Friedrich Rosen (Insel-Bücherei, Nr. 407)

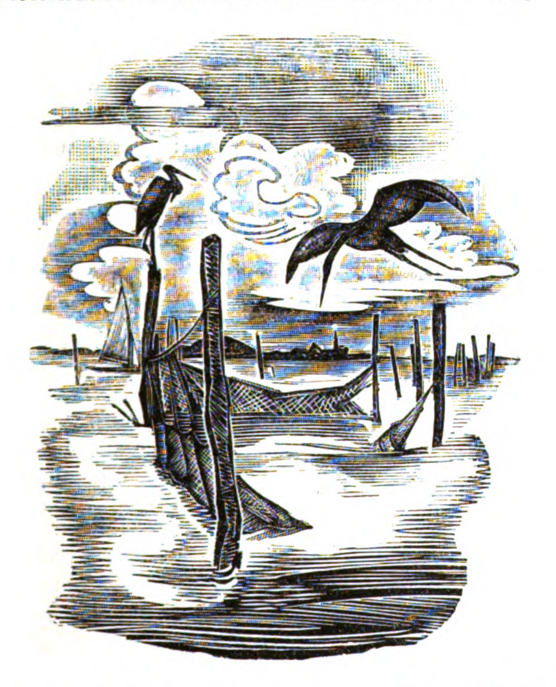
*

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER / JUGEND-ERINNERUNGEN

Es wird unter unsern Himmelsstrichen nur verhältnismäßig wenigen glücken, etwa in einem Planwagen zur Welt zu kommen und somit gewissermaßen „sub divo", d. h. unter freiem Himmel, das Licht der Welt und der Kindheit vagabondierenderweise zu erblicken. Der seßhaft gewordene Höhlenbewohner, als welcher der heutige Europäer sich darstellt, pflegt insgemein auch seine Sprößlinge innerhalb steinerner sechs Wände ins Leben zu befördern. Ein Zimmer ist ihr erster Aufenthalt, ein Haus die erste Provinz, mit der ihre Welteroberung beginnt. Und so nehme ich denn auch an, daß es den meisten unter uns gehen wird wie mir, und daß das Vaterhaus – oder dem auch in diesem natürlichen Bedürfnis mit einem Ersatz vorliebnehmenden Großstädter doch die Elternwohnung – den meisten mehr sein wird als eine sentimentale Metapher, nämlich der Punkt, zu dem die Erinnerung zurückkehrt, wenn sie sich daran begibt, ihren eigenen Anfang aufzusuchen.

Wohl dem, dem dieses Vaterhaus zugleich ein Urväterhaus sein durfte, der mit dem ersten Blick des Erwachens in eine Vergangenheit hineinsehen durfte, in der gleichsam noch leiblich nah gute Geister der Vorzeit den Neuankömmling glückwünschend und beschirmend willkommen hießen. Doppelt wohl, wenn er in solchem Vaterhaus verbleiben darf, wenn die Stätte seiner Kindheit zugleich die seiner Mannesjahre bleiben darf, wenn er seine eigenen Kinder um den gleichen Herd erwachsen sieht, dessen Flamme ihn selber zuerst beschienen und erwärmt hat. Wenigen wird dies innerhalb des labileren Wohlstandes, der rascher zu Ende gelebten Überlieferung unserer bürgerlichen Welt zuteil, um so wenigeren, je mehr auch innerhalb der besitzenden Klasse die Ungewißheit und Unstäte des eigenen Inneren und der äußeren Lebensbedingungen und Einflüsse den Begriff des Besitzes selbst gegenüber anderen sozialen Bindungen als den eines eher fragwürdigen Prekariums erscheinen lassen.
So konnte denn zwar mein Vater seinen Kindern in einer engen, hochgiebligen Straße der Altstadt ein Altväterhaus zeigen, in dem noch seine eigne Kindheit groß geworden war, konnte von den vergoldeten Ledertapeten im Saale erzählen und den hohen, geräumigen Kornspeichern, Tummelplätzen der Ratten, die sich hinter dem engen, schmalen Hofe anschlossen, von seinem Taubenhaus im Hof und seinem Schlafkämmerchen, in dem es winters so kalt war, daß nicht nur das Wasser im Waschbecken, sondern auch die Wolldecke vorm Munde des Schlafenden gefror. Aber längst war das alte Haus in andern Händen, längst war die Straße wie das ganze Viertel von den Familien des Kaufmannsstandes verlassen und sah die ehemaligen Bewohner und ihre Nachkömmlinge nur noch zu den Geschäftsstunden als Inhaber der gleichen, jetzt zu Kontor- und Probenzimmern herauf- oder herabgewürdigten Räume, in denen

ihre Mütter und Großmütter geboren, ihre Vorfahren sich um den täglichen oder feiertäglichen Tisch versammelt hatten. Ich kann mich noch eines derartigen Hauses entfernter Verwandter erinnern, in dem noch lange zwei alte Schwestern hausten und aus dem dann eine berühmte, präch-



tig geschnitzte Treppe in einen von der Stadt unter Zuhilfenahme alter Zieraten halb als Sehenswürdigkeit, halb als Speise- und Trinklokal errichteten Neubau wanderte. Noch eines anderen alten Hauses jener Gegend erinnere ich mich, in dessen breite und finstere Hausdiele noch das mächtige Tauende jener bei uns „Kran" genannten Winde herabhing, mittels derer die Ballen, Fässer und Kisten in die

oberen Speicherräume befördert wurden, und dessen Wohnzimmer mit einer Auslucht steil über dem Strom hing, dessen Rinne, schmal und unergiebig, wie sie leider Gottes war und ist, doch seit Menschengedenken einen beträchtlichen Teil von den Schätzen dieser Erde hier heran und gegen gemünzten Entgelt weiter ins Land hinein oder hinaus über die unvorstellbare Weite des Weltmeeres getragen hat. Aber jetzt „wohnt“ in diesem Viertel, wie man so zu sagen pflegt „niemand“ mehr, seitdem sogar eine Anzahl geistlicher Würdenträger aus der immer lärmender und untraulicher gewordenen Nähe der Altstadtkirchen in eine der Zurückgezogenheit ihres Amtes und ihres Studiums angemessenere vorstädtische Behausung geflüchtet ist. Wobei freilich zu erinnern wäre, daß jener „Niemand“ sich immerhin noch in einer recht beträchtlichen Anzahl von kleineren Geschäftsleuten, Handwerkern, Wirten, Hausverwaltern und anderen in der Stätte ihres Berufs Wohnhaften verkörpert.

Auch unser Haus – denn dies Haus, in dem ich zur Welt kam und bis zu meinem zehnten Jahre wohnen durfte – empfinde ich als „unser“, die späteren nur mit Einschränkung –, lag in einem Quartier, das damals noch in vollem Umfange als vorstädtisch anzusehen war, während es heute schon in bedrohliche Nähe des Stadtinnern und der Überflutung durch den Geschäftsverkehr gerückt ist. Unser Haus stand Mauer an Mauer mit andern, gleichartigen; Nachbarn und Gegenüber, alle in jenem freundlich und zierlich geschmückten Stil des späten Berliner Klassizismus erbaut, der noch über die siebziger Jahre hinaus im ganzen Norden der herrschende war. Es war mit seinem immergrünen Vorgarten und seiner Vierfensterfront ein durchaus banales Haus von mäßiger Stattlichkeit, dem auch die Tatsache, daß sein Vorbesitzer ein ehrwürdiger und überaus langlebiger Bürgermeister und Regent unsres Stadt-

staates gewesen, eine eigentliche Weihe nicht mitzuteilen vermochte. Und doch, als ich, nach der mit dem Ableben meines Vaters gegen Kriegsende erfolgten Auflösung unsres späteren, weit vor der Stadt in einem großen Garten gelegenen, viel schöneren und geräumigeren Familienhauses in die Vaterstadt zurückkehrend, mich nach einer neuen Behausung umzusehen hatte, hegte ich keinen dringenderen Wunsch als den, der alte Herr, der nun schon seit Jahrzehnten vergnügt und zufrieden in „unserm" alten Hause wohnte, möchte von einem plötzlichen Ekel an seinem Besitz oder, wenn das nicht fruchte, von einem für mich aussichtsreichen Kräfteverfall heimgesucht werden. Er möge mir den letzteren, doch nicht ganz ernst gemeinten Wunsch verzeihen; die Nichterfüllung jenes ersten Wunsches verzeihe ich ihm nie.
Denn es ist so: Dieses an sich völlig belanglose Dutzendhaus, bei dessen Verlassen der Zehnjährige, freilich nicht ohne Anlehnung an ein empfindsames Vorbild aus dem damals viel verbreiteten Hamburger Kinderbuch „Roland und Elisabeth", bittere Tränen vergoß und zum erstenmal an der Unfehlbarkeit seiner Mutter zweifelte, auf deren Drängen hin die schon etwas lärmend gewordene Gegend mit einer stilleren und modischeren vertauscht wurde, hat mir, so absurd das klingen mag, zeitlebens wie ein verlorenes Paradies vor der Seele gestanden. Ich habe es nie wieder betreten, würde mich aber heut noch im Dunkeln zurechtfinden, weiß noch jedes Boden- und Kellergelaß, zu geschweigen der Speisekammer und der Küche mit den hellen Fliesen und dem großen Küchentisch, an dem wir vor Weihnachten die braunen Kuchen mit blechernen Stanzen zu Rosetten, Sternen, Halbmonden und anderem mehr formen und mit einem Mandelherzen versehen durften, eine Freude, die wenigstens für mich größer war als das Verspeisen des eher groben und allzu stark gepfefferten Gebäcks. Gedenke ich aber jenes

riesigen und kunstvollen Weihnachtsbackwerkes, das zu eben der Zeit auf einer anderen Anrichte von erfahrenen Händen gerührt, gewalzt, geknetet, bestreut und mit allen Zutaten kanonischer Vorschrift versehen wurde, spreche ich das Wort „Klaben“ aus, so bin ich sicher, auf dem Antlitz jedes meiner engeren Mitbürger beiderlei Geschlechts einem verständnisinnigen Schmunzeln zu begegnen; denn dies durch ein Übermaß von Butter, Zucker, Rosinen, Korinthen, Zitronat und Rosenwasser fast zur Unverdaulichkeit des Marzipans entstellte Brot der hohen Kirchenfeste ist für jeden Bremer Ambrosia. An besagtem Küchentische fand man mich einmal – etwa in meinem fünften oder sechsten Jahr – jämmerlich schluchzend; und ich erinnere mich sehr wohl, daß ich auf die Frage nach der Ursache meines Kummers erwiderte, ich weine über mein junges Leben, das ich in dem nächsten Krieg werde dahingeben müssen. Das Gelächter, dem diese, ich gestehe es, nicht ganz vorsichtige Entblößung meines Innern begegnete, schallt mir noch heute in den Ohren. Aber, um mich nicht materieller zu machen, als ich leider Gottes bin, nicht Küche und Speisekammer stellten das Paradies meiner Kindertage dar, sondern der eigentliche „Paradeisos“ des Hauses, der nach hinten gelegene schmale, aber sonnige und ungewöhnlich tiefe Stadtgarten, zwischen dessen nach altem Schifferbrauch schwarzgeteerten Holzplanken im Frühling unter der Obhut des Gärtners und meiner Mutter Vergißmeinnicht und Stiefmütterchen, tränende Herzen, Rhododendron und Azaleen blühten und gegen Herbst an manchem Fruchtbaume Reinetten und Gravensteiner, Aprikosen, Pfirsiche und Walnüsse alljährlich in – für die Erinnerung wenigstens – gleicher Fülle zu unverwehrtem Genusse winkten. Auch hier fehlte ein Taubenhaus nicht, ja selbst ein kleiner Hühnerhof war zeitweilig vorhanden; denn sparsam betriebene Geflügelzucht war eine der wenigen Liebhabe-

reien — vielleicht die einzige —, die der gegen sich selbst ungewöhnlich karge und strenge Hausherr sich gestattete. So wurden denn auch zweimal im Jahre die besten und tauglichsten der Hühner in einen Korb gepackt, um den Umzug der Familie aufs Land oder in die Stadt mitzumachen. — Auch der Gartenpavillon, hinter dem ich meine ersten schmachvoll mißglückten und noch schmählicher entdeckten Rauchversuche angestellt, machte einmal einen solchen Umzug mit, indem er, anhänglicher als das alte Haus selbst, bei dessen Verkauf seinen bisherigen Charakter als Immobile verleugnend, mit uns auf einen inzwischen erworbenen Sommersitz hinauszog, um dort, unsern Kinderspielen dienend, als ein leibhaftiger Zeuge unwiederbringlich verlorener Vergangenheit sich niederzulassen.

Es ist sonderbar: Ich habe das Schicksal gehabt, während meiner Kinderjahre und auch später, solange es noch ein Vaterhaus gab, in vielen ländlichen Aufenthalten, in schönen und geräumigen Gärten für eine Weile heimisch zu sein; gerne denke ich ihrer aller; aber bei keinem meldet sich mein Herz mit rascherem Pochen so wie bei jenem ersten, engsten und unergiebigsten dieser Gärten; an keine seiner Einzelheiten darf ich mich ohne Sehnsucht erinnern, nicht an die Pyramideneiche, die, von der Mitte her königlich ausgreifend, wohl fast seine halbe Breite füllte, nicht an die große, schattige Eschenlaube, deren nachmalige Wiederholung in unserm Landgarten mir doch nur immer als eine mißglückte Replik erschienen ist, nicht an jenes zarte Rankgewächs — es muß eine zwergige Spielart des Caprifolium gewesen sein —, das, an einem Rosenhochstamm rankend, sich der besonderen Liebe meiner Mutter erfreute, oder an die Rhabarberstaude, deren strotzende rote Blattknospen der Vater uns im ersten Frühjahr als ein Sinnbild der ins Licht verlangenden Kräfte des Erdinnern zu zeigen pflegte. Veilchen und Immergrün, die liebliche blaue Vinca

minor, meiner Mutter Lieblingsblume, gab es an schattigerer Stelle; und gegen Frühling sproßten im Vorgarten zwischen den Ilex und Tuja im Schutz der bis an die Straße vordringenden, efeubewachsenen Wand des Nachbarhauses die Maiglöckchen.

Aber auch andere, dramatischere Bilder steigen, während ich unseres Gartens gedenke, vor mir auf. Wir spielen Indianer. Der weiße Mann ist an einen Baum gebunden, nach allen Regeln der Kunst skalpiert und von zahllosen Geschossen durchbohrt. Verendet, eine jammervolle Leiche, hängt er am Marterpfahl. Ich, dem siegreichen Stamme der Sioux angehörig, schleiche mit dem katzengleichen Schritt der Rothäute herzu und – verderbe in dem Bestreben, die Illusion auf die Spitze zu treiben, den ganzen Effekt, indem ich an den „Toten“ herantrete, ihn beschnüffle und mich umwendend in wohldosierter Mischung von Siegerstolz und Abscheu ausrufe: „Er stinkt schon.“ Hohngelächter der Älteren und unauslöschliche Schande belohnen diesen ersten Versuch, Dichtung als Wahrheit zu behandeln. Ein anderes Bild: Ich wälze mich auf dem sonnigen Rasen und tolle mit unserm Hund. „Schnauz“ war sein Name; und ein Schnauzer war er auch der populären Terminologie nach. Aber mitten im Tollen und Spielen halte ich inne und ziehe den vierbeinigen Gefährten wehmutsvoll an meine Brust; denn plötzlich wird mir klar, daß all meine Liebe und Zärtlichkeit ihm nicht zu helfen vermöge gegenüber der Tatsache, daß er keine unsterbliche Seele besitze. Denn hierüber lauteten die Instruktionen meiner Kinderjahre knapp und eindeutig. Tiere waren nützlich oder schädlich. Dieser hatte man sich zu erwehren oder sie nach Gelegenheit auszurotten; jener bediente man sich zu seinen Zwecken, dankte dem Schöpfer für ihr Dasein und behandelte sie, solange sie „mit dabei sein“ durften, mit gelinder Strenge. Im übrigen gehörten sie wie Gestein und Gepflänz

der Materie an, aus der von allem sichtbaren Geschöpf allein der Mensch sich zu seiner fragwürdigen Wanderung gegen die ewige Seligkeit oder die ewige Verdammnis erhob. Die naive Grausamkeit solchen Weltbildes sollte mir allerdings in diesem meinem Kindheitsgarten noch drastischer vor Augen geführt werden. Eines Tages entsprang ein schon enthaupteter Hahn, der erste, dessen Schlachtung ich grausend und protestierend beigewohnt, dem Messer der Köchin und lief aus der Waschküche, in der die Opferung stattgefunden, zu meinem zitternden Entsetzen, kopflos wie er war, durch die offene Tür in den Garten hinaus. Und später einmal in einer verschwiegenen Ecke desselben Gartens zeigte mir mein älterer Bruder, wie man der arglosen Taube in der Hand den zum Verderben vorbestimmten Hals umdrehe.

Ich gestehe, daß mir zeitlebens die gesunde Mordlust ermangelt hat, die den meisten Knaben, vor allem auf dem Lande, derartige Hinrichtungen und Schlachtfeste als ein begehrenswertes Schauspiel erscheinen läßt. Zwar hat mich mein Abscheu gegen jede Art von Blutvergießen nicht zum Vegetarier zu machen vermocht, und ich muß den Vorwurf der Inkonsequenz, den solche Haltung nach sich ziehen mag, auf mich nehmen. Aber es sei drum, ich halte es in dieser Beziehung mit Walther Rathenau, der mir einmal erzählte, er habe auf die Frage, ob er denn nicht Jäger sei, geantwortet, er schlachte auch nicht selbst.

Aber es ist so, der Mensch verwöhnt sich gern und bildet sich gern mehr ein, als er wert ist. Gäbe es ein Gesetz, nach dem man nur Fleisch essen dürfte, das man selber habe schlachten helfen, so würden wahrscheinlich die Pflanzenesser sich bedeutend vermehren.

*

BAUERN, BÜRGER UND HANSA

JOHANNES BOEMUS ÜBER DIE LAGE DER BAUERN (um 1500)

Landleute heißen, die das Land von Dorf zu Dorf und von Hof zu Hof bewohnen und es bebauen, sie führen ein elendes und hartes Leben. Jeder von ihnen lebt demütig für sich, von anderen getrennt, mit seiner Familie und seinem Vieh. Ihre Wohnungen sind aus Lehm und Holz errichtete und mit Stroh bedeckte Hütten, die nur wenig über den Erdboden hervorragen. Hausbrot, Haferbrei, gekochtes Gemüse sind ihre Speisen, Wasser und geronnene Milch ihre Getränke. Die Leute stecken alle Zeit in Arbeit, Unruhe und Dreck. In die benachbarten Städte schleppen sie, was sie von ihren Feldern und dem Vieh gewinnen; sie selbst kaufen sich dort, was sie eben brauchen, da bei ihnen keine oder nur wenige Handwerker wohnen.

In die Kirche, die in jedem Dorf steht, gehen sie am Vormittag jeden Feiertages und hören dort von ihrem Priester das Wort Gottes und wohnen dem Meßopfer bei; am Nachmittag kommen sie unter der Dorflinde oder auf sonst einem öffentlichen Platz zusammen und erledigen ihre Angelegenheiten. Die jungen Leute führen dann beim Klange von Pfeifen und Schalmeien ihre Reigentänze auf, die Alten gehen in das Wirtshaus und trinken Wein.

Auf freies Feld geht kein Mann unbewaffnet, für jeden Zwischenfall trägt der Mann das Schwert an der Seite. Jedes Dorf wählt unter seinen Bewohnern zwei oder vier Männer aus, die man Bauernmeister nennt und die bei Streitsachen, bei Verträgen und öffentlichen Angelegenheiten Friedensrichter sind. Diese Bauernmeister haben aber nichts zu befehlen, das ist Sache der Herren oder der von diesen ernannten Schultheißen.

Den Herren müssen die Bauern oftmals im Jahre dienen:

das Feld beackern, säen, ernten und die Frucht in die Scheuern bringen, Holz fällen, Häuser bauen und Gräben ausheben. Es gibt nichts, wovon die Herren nicht behaupten, daß das geknechtete und arme Volk es ihnen nicht schulde; die Leute können auch nicht wagen, die Ausführung eines Befehles zu verweigern, da sie dann schwer bestraft werden.
Nichts aber bedrückt diese Leute so, als daß der größere Teil der von ihnen bewirtschafteten Felder nicht ihnen, sondern den Herren gehört, von denen sie sich für einen bestimmten Teil der Ernte ihr Land jährlich zurückkaufen müssen.

*

DIE GROSSE RAVENSBURGER HANDELSGESELLSCHAFT

Große Rekordanz für Genf, Avignon, Barcelona, Saragossa, Valencia und Lyon, verfaßt von Andreas Sattler für Hans Hinderofen und die Gesellen, 13. Oktober 1477. Liebe Freunde..., euch verlangt mit Recht zu wissen, wie unsere Abschlußrechnung ausgefallen ist. Was uns Gott zu Gewinn gegeben hat, waren 21 % (in drei Jahren), wofür wir dem Allmächtigen Lob und Dank sagen. Ihr werdet das wohl verstehen, denn der Lauf der Welt ist wirklich allenthalben wild und schwer und ungetreu.
Der Kaufleute sind mehr als rote Hunde, alle Winkel sind voll, und der Gewinn ist schmal. Wenn man das bedenkt, liebe Freunde, so müssen wir zufrieden sein und hoffen, daß unsere Sachen fortan besser werden; ihr selber werdet dazu helfen, wie wir zu euch allen das Zutrauen haben. So hoffen wir mit Gottes Hilfe unsere Sachen ebensowohl zu Nutzen zu schieben als andere Leute, denn wir haben einen guten Kredit und sind bis jetzt immer redlich mit unseren Waren umgegangen. Das laßt uns weiterhin so halten, so kann es uns

nicht anders denn gut gehen. Ebenso haben wir für den Kauf wie den Verkauf Kunden, um die mancher viel gäbe. Solche Stege und Wege in Deutsch- und Welschland zu haben, ist kein geringes Kleinod, dazu ein löblich ehrbar Wesen; von keiner Gesellschaft in der Welt hat man je gehört, daß sie so lange und so redlich bestanden habe, schier bei hundert Jahren. Große Almosen und Zierden zur Ehre Gottes hat die Gesellschaft gestiftet und stiftet sie noch alle Tage, und so möge es auch bleiben. Auch sind in unser Land durch die Gesellschaft großes Gut und Reichtum gekommen. Sollte dies aufhören, das wäre, meine ich, wider Gott, Schande und Schaden, es ist so mancher dadurch allenthalben erfreut worden ...

Wenn es dir nötig scheint, lieber Jakob (Rudolf), nach Aragon zu reiten, so sei dazu willig, und helfet einander getreulich, so geht es uns desto besser... Du bist nun bei Allah einer der Alten, nimm die Sachen tapfer in die Hand, das mag dir und einem jeden im großen zugute kommen, es sei zu Valencia oder zu Aragon, und sei den jungen Leuten ein gutes Vorbild, das ehret dich gar wohl in allen Dingen. Hans Konrad (Muntprat), dir ist auch gar vieles und Großes trotz deiner Jugend befohlen, denke daran und überhebe dich dessen nicht, meine nicht, du wüßtest nun alles. Es steht jungen Leuten wohl an, daß sie nach dem fragen, was sie nicht wissen, besonders in solchen großen Sachen. Sei emsig Tag und Nacht bei den Büchern und beim Ankündigen, so spürt man, daß du guten Willen zur Kaufmannschaft hast, und gönnt dir die Ehren wohl. Überhebe dich ihrer nicht und ordne dich den Älteren unter, sei auch sonst züchtig und bescheiden in Kleidung, das ehret dich mehr, als wenn du hoch hinaus wolltest; ist einer auf seine eigenen Kosten draußen, so mag er den Junker spielen, wie er will. Auch ihr anderen alle, kleidet euch schlicht! Man hält dann sehr viel mehr von euch; auch

wollen wir von keinem, er sei wer er wolle, Verschwendung dulden, denn die lassen die Gewinne nicht zu. Darum, Jakob, Polai (Zwick) und Hinderofen, wenn ihr solches bemerkt, so laßt es uns bei eurem Eide wissen, ebenso anderes, es sei mit Frauen oder sonst etwas, woraus der Gesellschaft Schaden kommen könnte. Auch führt eure Bücher gut, zuverlässig und sauber, so daß man sich bei der Abrechnung daraus klar werden kann, das gehört zum Kaufmann; auch befleißigt euch guter Schrift, daß man es lesen kann...
Felix (Humpis) und ihr jungen Leute, seid bedacht und emsig beim Verkaufen, seid höflich und freundlich gegen die Leute. Ihr müßt früh und spät hinterher sein, damit ihr die Waren sauber beieinander habt, wendet auch die Nacht darauf. Wenn ihr emsig seid, so braucht man euch hinfort zu Größerem, seid ihr aber im Kleinen faul und fahrlässig, was sollte dann einer im Großen tun!...

Brief des Klaus Frauenfeld an Klaus Bützel in Bourg, Lyon 18. Juni 1479. ... Deine Entschuldigung für alles haben wir wohl verstanden, sie ist gleich einem, der sich mit einer Hose zudeckt. Du meinst, durch hübsche Worte uns mit sehenden Augen blenden zu können, es wäre ebensogut gewesen, du hättest geschwiegen. Besonders mit dem Geldhafen uns etwas vormachen zu lassen, ist nicht unsere Gewohnheit. Hast du auch viel eigenes Geld, so läuft es dir doch nicht in Bächen zu. (Verschwendung) steht dir nicht wohl an auf die Unterredung hin, die man kürzlich mit dir dort draußen gehabt, und auf deine Zusagen hin. Und kurz, nichts ist uns mehr zuwider als dein stolzes Gemüt und deine Verachtung, das wollen wir, bei Gott, nicht leiden, darum bedenke dich und laß ab davon. Du bist den Winter über zu Bourg gelegen, und wir können nicht sehen, daß deine Tätigkeit sehr fruchtbar gewesen ist. Wir entnehmen deiner Antwort, daß du nicht gewillt bist,

zu Fuß (nach Spanien) zu gehen. Ebenso Gute wie du sind zu Fuß gegangen; und, Klaus, unsere Meinung ist, du besteigst das Schiff, und was man dir aufträgt zu Fuß, zu Roß oder auf dem Meer, dazu sollst du willig sein. Bist du das, so handle auch so, bist du es nicht, so treibe nicht dich und uns herum, sondern komm hierher, aber zu Fuß! dann wollen wir weiter miteinander reden. Und, Klaus, Klaus, bedenke dich recht, brich deinen stolzen Sinn, es tut nicht gut du kannst glauben, was man an dir tut, das tut man deinem seligen Vater in der Erden zulieb...

Rekordanz vom 9. Oktober 1479. – ... Jakob, du bringst junge Lehrlinge mit dir, die versorge zum besten mit Herren, denn wir wollen, daß viele dort sind, damit wir nicht an einen gebunden sind, wir werden bald noch ein ganzes Dutzend hinaussenden. Ihr wißt wohl, wem jeder zugehört, und wie man es vorzeiten gehalten hat; die Jungen, die bei den Herren sind, sind alle Feiertage in unser Haus gekommen, saßen in einer Kammer und rechneten. So soll es nach unserem Willen gehalten werden. Es ist dies den Jungen besser, als wenn sie in der Stadt umeinander spazieren. Wenn einer unserer Jungen darin nicht willig ist, so blaset ihm den Staub von den Ohren, denn wo Worte nicht helfen, tut es ein guter Streich...

Rekordanz vom 29. August 1480. – ... Item wisset, liebe Freunde, daß Klaus Frauenfeld nicht mehr einer der Unseren ist; er hat kurzen Urlaub von uns genommen, was wir von ihm nicht erwartet hätten, wiewohl er uns nichts mehr schuldet bis auf die Abrechnung. Wir haben gehört, er sei unter das reisige Volk nach Frankreich gegangen, damit geht es ihm vielleicht besser als mit der Kaufmannschaft. Wenn er also zu euch kommt, so richtet euch darnach, daß er nicht mehr zu uns gehört...



Deutscher Bauer

Kupferstich aus dem 15. Jahrhundert

Memoria für Wolf Apenteger für die Ostermesse zu Lyon und Genf, Ravensburg vor dem 18. April 1515.
Lieber Wolf, du reist im Namen Gottes zur Ostermesse nach Lyon, wiewohl wir diesmal dort keine besonderen Geschäfte haben; dennoch wollen wir die Kosten dafür wohl aufwenden, da es eine Hauptmesse ist. Du sollst dir dort den Lauf der Dinge ansehen jetzt mit dem neuen König, wie der sich mit allen Nationen und Kaufleuten halten will, insonderheit mit uns Deutschen aus den Reichsstädten, ob er uns ein frei sicher Geleit geben will, wie der vorige König, und was er mit uns und anderen Nationen und Kaufleuten vorhat. Werden die Eidgenossen mit ihm einig, so werden sie Kind im Haus werden, aber da wird noch viel Zeit zugehören, doch tut Geld viel. Was du über dies alles hören wirst, das berichte uns redlich...

Aus dem Werke „Bauern, Bürger und Hansa" der Sammlung „Deutsche Vergangenheit", herausgegeben von Johannes Bühler.

*

ALDOUS HUXLEY / GRÜNE TUNNEL

„In den italienischen Gärten des 13. Jahrhunderts . . ." Mr. Buzzacott brach ab, um sich zum zweitenmal von dem Risotto zu nehmen. „Ein ausgezeichneter Risotto", bemerkte er. „Nur wer in Mailand geboren ist, kann ihn richtig zubereiten, so sagt man."
„Ja, so sagt man", wiederholte Mr. Topes mit seiner traurigen, gleichsam um Entschuldigung bittenden Stimme und nahm sich ebenfalls davon.
„Ich, für meine Person", sagte Mrs. Topes mit Entschiedenheit, „finde die ganze italienische Küche gräßlich. Ich vertrage das viele Öl nicht – noch dazu heiß. Nein, danke schön." Sie schauderte vor dem dargebotenen Gericht zurück.

Nach dem ersten Bissen legte Mr. Buzzacott die Gabel nieder. „In den italienischen Gärten des 13. Jahrhunderts", begann er von neuem und vollführte dabei mit der schmalen, blassen Hand eine schwungvolle Gebärde, die mit dem Erfassen seines Bartes endete, „wandte man häufig und mit glücklichster Wirkung eine Art grüner Tunnel an."
„Grüne Tunnel?" Barbara erwachte jäh aus ihrem entrückten Schweigen. „Grüne Tunnel?"
„Ja, mein Kind", sagte ihr Vater. „Grüne Tunnel. Gewölbte Laubengänge aus Weinreben oder Schlinggewächsen. Sie hatten oft eine beträchtliche Länge."
Aber Barbara hatte schon wieder aufgehört, auf das zu achten, was er sagte. Grüne Tunnel – das Wort war zu ihr herangeschwebt durch abgründige Tiefen von Träumerei, über weite Räume von Zerstreutheit hinweg, und hatte sie in Verwunderung versetzt wie der Ton einer fremdartig klingenden Glocke. Grüne Tunnel – welch wundervoller Gedanke! Sie hatte keine Lust, ihrem Vater zuzuhören, bis er durch seine Erklärungen das Wort glanzlos gemacht hätte, – ein verkehrter Alchimist, der Gold in Blei verwandelte. Im Geiste sah sie Höhlen in einem großen Aquarium, lange Durchblicke zwischen Felsen und kaum sich regenden Wasserpflanzen und blassen, entfärbten Korallen; endlose, mattgrüne Gänge, in denen ungeheuere, träge Fische ziellos dahingondelten, – grüngesichtige Scheusale mit Kugelaugen und mit Mäulern, die sich langsam öffneten und wieder schlossen ... Grüne Tunnel ...
„In illuminierten Handschriften aus der Zeit habe ich sie abgebildet gesehen", fuhr Mr. Buzzacott fort. Abermals umfaßte er seinen braunen Spitzbart, umfaßte und kämmte ihn mit den langen, schmalen Fingern.
Mr. Topes sah auf. Die Gläser seiner runden, eulenhaften Brille funkelten, als er den Kopf bewegte. „Ich weiß, was Sie meinen", sagte er.

„Ich habe nicht übel Lust, hier in meinem Garten welche anzulegen.“

„Sie werden lange Zeit zum Wachsen brauchen“, erwiderte Mr. Topes. „In diesem Sandboden hier und so nahe dem Meere werden Sie bloß Weinreben anpflanzen können. Und die wachsen sehr langsam – sehr langsam.“ Er schüttelte den Kopf, und die Lichtfunken in seinen Brillengläsern führten einen wilden Tanz auf. Seine Stimme sank hoffnungslos, sein Schnurrbart sank, seine ganze Person sank zusammen.

„Gar so langsam wachsen sie nicht“, sagte Mr. Buzzacott zuversichtlich. Er war erst etwas über fünfzig und sah aus wie ein stattlicher Fünfunddreißiger. Er gab sich selbst wenigstens weitere vierzig Jahre, ja, er hatte noch nicht einmal begonnen, die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, daß es je zu Ende sein könnte.

„Miß Barbara wird sich vielleicht dereinst an ihnen erfreuen – an Ihren grünen Tunnel.“ Mr. Topes seufzte und blickte über den Tisch auf seines Gastgebers Tochter.

Barbara saß da, die Ellbogen auf dem Tisch, das Kinn in den Händen, und starrte vor sich hin. Der Klang ihres Namens drang nur verschwommen zu ihr. Sie wandte den Kopf in die Richtung, aus der Mr. Topes sprach, und sah sich dem Glitzern seiner runden, konvexen Brillengläser gegenüber. Am Ende des grünen Tunnels – sie starrte auf die glänzenden Kreise – hingen die Augen eines glotzenden Fisches. Sie kamen näher und näher herangeschwommen in dem dämmerigen submarinen Gang.

Betroffen von Barbaras starrem Blick, sah Mr. Topes weg. Was für tiefsinnige Augen! Er konnte sich nicht erinnern, jemals so gedankenvolle Augen gesehen zu haben. Es gab gewisse Madonnen von Montagna, überlegte er, die ihr sehr ähnlich waren: sanfte, kleine, blonde Madonnen mit zarten Stumpfnäschen und sehr, sehr jung. Aber er war alt. Es würde viele Jahre brauchen, trotz Mr. Buzzacotts Zuver-

sicht, ehe die Reben zu einem Laubengang herangewachsen wären. Er nahm einen Schluck Wein und saugte dann mechanisch an seinem herabhängenden grauen Schnurrbart.

„Arthur!"

Beim Ertönen der Stimme seiner Frau fuhr Mr. Topes zusammen und hob die Serviette zum Mund. Mrs. Topes erlaubte das Saugen an Schnurrbärten nicht. Es geschah nur in Augenblicken von Geistesabwesenheit, daß er – jetzt noch – dagegen verstieß.

„Der Marchese Prampolini kommt zum schwarzen Kaffee zu uns", sagte Mr. Buzzacott plötzlich. „Fast hätte ich vergessen, es euch zu sagen."

„Einer von diesen italienischen Marquis vermutlich", sagte Mrs. Topes, die kein Snob war, außer in England. Sie hob ihr Kinn mit einem kleinen Ruck.

Mr. Buzzacott beschrieb mit der Hand eine aufwärts gegen sie gerichtete Kurve. „Ich versichere Ihnen, Mrs. Topes, er gehört einer sehr alten und vornehmen Familie an. Die Prampolini stammen aus Genua. Erinnerst du dich an ihren Palazzo, Barbara? Gebaut von Alessi."

Barbara blickte auf. „O ja", sagte sie zerstreut. „Alessi. Ich weiß." Alessi: Aleppo – „allwo ein Türke, tückisch und beturbant" – u n d beturbant; das hatte ihr stets äußerst komisch geschienen.

„Mehrere seiner Vorfahren zeichneten sich als Vizekönige von Korsika aus", fuhr Mr. Buzzacott fort. „Sie bewährten sich vorzüglich bei der Unterdrückung von Aufständen. Merkwürdig übrigens" – er wandte sich an Mr. Topes –, „wie die Sympathieen stets aufseiten der Rebellen sind, nicht? Wieviel Aufhebens die Leute wegen Korsikas machten! Dieses lächerliche Buch von Gregorovius zum Beispiel. Und die Iren und die Polen und alle übrigen. Mir erscheint es immer höchst überflüssig und abgeschmackt."

„Ist es nicht vielleicht doch ein wenig begreiflich?“ begann Mr. Topes schüchtern und versuchsweise. Aber sein Gastgeber sprach weiter, ohne auf ihn zu hören.

„Der gegenwärtige Marchese“, sagte er, „ist der Führer der hiesigen Fascisti. Hier in der Gegend haben sie unendlich viel Gutes geleistet durch die Art, wie sie Ordnung und Gesetz aufrechterhielten und die unteren Klassen auf den ihnen gebührenden Platz verwiesen.“

„Ah, die Faschisten“, wiederholte Mrs. Topes beifällig. „So etwas sollten wir auch in England haben. Bei all diesen vielen Streiks ...“

„Er hat mich um einen Beitrag für ihren Organisationsfonds gebeten. Selbstverständlich werde ich ihm einen geben.“

„Selbstverständlich.“ Mrs. Topes nickte. „Mein Neffe, der, der im Kriege Major war, hat sich beim letzten Kohlenstreik als Freiwilliger betätigt. Ich weiß, es tat ihm leid, daß es nicht zu einem Kampf kam. ‚Tante Annie,‘ sagte er zu mir, als ich ihn letztes Mal sah, ‚wenn es zu einem Kampf gekommen wäre — wir hätten sie vollkommen knock-out geschlagen — vollkommen!‘“

In Aleppo kämpften die Faschisten, tückisch und beturbant, unter den Palmen. Das waren doch Palmen, diese buschigen grünen Wedel?

„Was? Kein Eis heute? Niente gelato?“ erkundigte sich Mr. Buzzacott, als das Mädchen ein Pfirsichkompott auf den Tisch stellte.

Concetta entschuldigte sich. Die Eismaschine im Dorfe sei kaputt. Bis morgen werde es kein Eis geben.

„Zu arg“, sagte Mr. Buzzacott. „Troppo male, Concetta.“

Unter den Palmen konnte Barbara sie sehen: sie sprangen dort herum und kämpften — sie waren beritten — auf großen Hunden — und in den Bäumen schaukelten sich riesige bunte Vögel.

„Du lieber Gott, das Kind schläft ja!“ Mrs. Topes reichte die Schüssel mit Pfirsichen. „Wie lange soll ich sie Ihnen noch vor die Nase halten, Barbara?“
Barbara fühlte, wie sie rot wurde. „Oh, entschuldigen Sie, bitte“, murmelte sie und griff ungeschickt nach der Schüssel.
„Tagträumen! Das ist eine schlechte Gewohnheit.“
„Aber eine, der wir alle manchmal erliegen“, warf Mr. Topes mit einer kleinen nervösen Bewegung seines Kopfes entschuldigend ein.
„Du vielleicht, mein Lieber“, erwiderte seine Frau. „Ich nicht.“
Mr. Topes senkte den Blick auf seinen Teller und aß weiter.
Mr. Buzzacott blickte auf seine Uhr. „Der Marchese muß jeden Augenblick hier sein. Hoffentlich verspätet er sich nicht. Ich finde, ich habe immer unter den Folgen zu leiden, wenn ich meine Siesta aufschiebe. Diese italienische Hitze!“ fügte er mit zunehmender Kläglichkeit hinzu. „Man kann nicht vorsichtig genug sein.“
„Ah, aber als ich noch mit meinem Vater in Indien war,“ begann Mrs. Topes in einem Tone der Überlegenheit – „er war im Staatsdienst, müssen Sie wissen . . .“
Aleppo, Indien – immer die Palmen. Ganze Kavalkaden von Hunden – und auch von Tigern.
Concetta ließ den Marchese eintreten. Das ist nett. Freut mich, Sie kennen zu lernen. Speak English? Yés, yés. Pocchino. Mrs. Topes; und Mr. Topes, der berühmte Altertumsforscher. Ah, natürlich; kenne den Namen sehr gut. Meine Tochter. Entzückt. Oft die Signorina baden gesehen. Immer bewundert, wie sie tauchen kann. Prachtvoll! – die Hand vollführte eine weitausholende, liebkosende Gebärde. Diese athletischen englischen Signorine! Die Zähne blitzten erstaunlich weiß aus dem braunen Gesicht,

die dunklen Augen funkelten. Sie fühlte, wie sie abermals errötete, blickte zur Seite, lächelte unbeholfen. Der Marchese hatte sich bereits wieder an Mr. Buzzacott gewendet.
„Also Sie sind entschlossen, sich in unserem Carrarese anzusiedeln?“
Nein, nicht gerade anzusiedeln; Mr. Buzzacott wollte nicht so weit gehen, von Ansiedeln zu sprechen. Ein Villino für die Sommermonate. Den Winter über in Rom. Man sei gezwungen, im Ausland zu leben. Die hohen Steuern in England... Bald waren sie alle im Gespräch. Barbara betrachtete sie. Neben dem Marchese schienen sie alle halbtot. Sein Gesicht leuchtete, während er sprach. Er schien von Leben überzukochen. Ihr Vater war schlaff und bleich wie etwas, das lange Zeit vor dem Licht verborgen gewesen. Und Mr. Topes war ganz vertrocknet und verschrumpft. Und Mrs. Topes sah mehr denn je wie etwas aus, das von einem Uhrwerk getrieben wurde. Sie sprachen von Sozialismus und von den Faschisten und all dem. Barbara hörte nicht auf das, was sie redeten; aber sie war ganz davon in Anspruch genommen, sie zu beobachten.
Leben Sie wohl, leben Sie wohl! Das lebhafte Gesicht mit seinem Blitz eines Lächelns wurde wie eine Laterne von einem zum andern gedreht. Jetzt wurde es ihr zugewendet. Ob sie vielleicht einmal am Abend mit ihrem Vater und der Signora Topes kommen wolle; er und seine Schwester gäben manchmal kleine Tanzunterhaltungen. Nur ein Grammophon natürlich. Aber das sei besser als nichts, und die Signorina müsse sicherlich gottvoll tanzen – noch ein Blitz –, er könne ihr das ansehen. Er drückte ihr nochmals die Hand. A rivederla. Leben Sie wohl!
Es war Zeit zur Siesta.
„Vergiß nicht, die Moskitonetze herunterzulassen, mein Kind“, ermahnte Mr. Buzzacott. „Es droht immer Gefahr von den Anopheles.“

„Schon recht, Vater." Ohne sich bei der Antwort umzuwenden, ging sie zur Tür.

Dämmerung umfing sie in ihrem Zimmer, dessen Fensterläden geschlossen waren. Sogar hier war es heiß. Für weitere drei Stunden würde es kaum möglich sein, sich zu rühren. Und da machte Mrs. Topes, diese alte Idiotin, immer Geschichten, wenn man mit bloßen Beinen und nur im Bademantel zum Mittagessen kam. „In Indien legten wir stets besonderen Wert darauf, immer ordentlich und entsprechend gekleidet zu sein. Eine Engländerin muß ihre Stellung gegenüber den Eingeborenen wahren, und die Italiener, in jeder Hinsicht, sind Eingeborene!" Also mußte sie stets Schuhe und Strümpfe anziehen und ein regelrechtes Kleid überwerfen, gerade für die heißeste Stunde des Tages. Was für eine dumme Gans das Frauenzimmer war! Sie streifte Kleid und Wäsche ab, so schnell sie konnte. Das war doch ein wenig besser.
Vor dem langen, in die Türe des Kleiderschrankes eingelassenen Spiegel stehend, kam sie zu dem beschämenden Schluß, daß sie aussähe wie ein schlecht geröstetes Stück Brot. Braunes Gesicht, brauner Hals, braune Schultern und Arme, braune Beine von oberhalb der Kniee abwärts; aber alles übrige war weiß, blödsinnig, verweichlicht, städtisch weiß. Wenn man nur, ohne etwas anzuhaben, herumlaufen könnte, bis man aussähe wie diese kleinen kupferbraunen Kinder, die sich im heißen Sande tummelten und wälzten. So aber war sie gerade nicht ganz durchgebraten, nur halb gebacken und vollkommen lächerlich. Lange Zeit blickte sie ihr bleiches Ebenbild an. Sie sah sich selbst, bronzefarben am ganzen Leib, den Sandstrand entlang laufen; oder durch ein Blumenfeld – Narzissen und wilde Tulpen; oder durch weiches Gras unter grauen Ölbäumen.
Sie wandte sich vom Spiegel ab, durchschritt das Zimmer

und legte sich, ohne die Moskitonetze herabzulassen, aufs Bett. Die Fliegen summten um sie, ließen sich fortwährend auf ihrem Gesicht nieder. Sie schüttelte den Kopf, schlug ärgerlich mit den Händen nach ihnen. Schließlich mußte sie sich ergeben; die Bestien waren ihr über. Aber jedenfalls war es nicht die Furcht vor den Anopheles, was sie bewog, die Netze herabzulassen.
Ungestört und regungslos lag sie nun steif ausgestreckt unter der durchsichtigen Gazeglocke. Ein Exemplar unter einem Glassturz. Diese Vorstellung beherrschte ihre Gedanken. Sie sah ein riesengroßes Museum mit Tausenden von Glasschränken voller Fossilien und Schmetterlinge und ausgestopfter Vögel und mittelalterlicher Löffel und Waffen und Florentiner Goldschmiedearbeiten und Mumien und Elfenbeinschnitzereien und illuminierten Handschriften. Aber in einem der Schränke befand sich ein menschliches Wesen, das da lebendig eingesperrt war.
Ganz plötzlich wurde ihr schrecklich elend zumut. „Gott, wie langweilig, wie langweilig, wie langweilig", flüsterte sie, ihr Gefühl laut formulierend. Würde es niemals aufhören, langweilig zu sein? Die Tränen stiegen ihr in die Augen. Wie gräßlich alles war! Und vielleicht würde es immer so schlimm weitergehen, ihr ganzes Leben lang. Siebzig weniger siebzehn, das ergab dreiundfünfzig. Dreiundfünfzig solche Jahre. Und wenn sie hundert würde, wären es mehr als achtzig.
Der Gedanke bedrückte sie den ganzen Abend. Nicht einmal das Bad am Nachmittag, nach dem Tee, hatte ihr dagegen geholfen.
Das Abendessen war langweiliger als je. Barbara ging zeitig zu Bett. Die ganze Nacht hindurch zirpte und zirpte dieselbe alte, aufreizende irritierende Zikade in den Pinien, eintönig und regelmäßig wie ein Uhrwerk. Zip-zip-zip, zip-zip-zip. Langweilig, langweilig! Langweilte sich das

Tier denn niemals bei dem Geräusch, das es selber hervorbrachte? Sonderbar, aber es schien nicht der Fall. Und wenn sie es recht überlegte, schien sich niemand bei dem Geräusch zu langweilen, das er selber hervorbrachte. Mrs. Topes zum Beispiel; die schien sich niemals zu langweilen. Zip-zip-zip, zip-zip-zip. Die Zikade zirpte weiter ohne eine Pause.

Um halb sieben klopfte Concetta an die Türe. Der Morgen war so heiter und wolkenlos, wie alle Morgen waren. Barbara sprang aus dem Bett, sah aus dem einen Fenster nach den Bergen, aus dem andern nach dem Meere: es schien alles in Ordnung mit ihnen. Auch mit ihr selbst war heute morgen alles in Ordnung. Ein Badetrikot, den Bademantel, Sandalen, ein Taschentuch um den Kopf – fertig war sie. Der Schlaf hatte keine Erinnerung an die tödliche Langweile des vorigen Abends übrig gelassen. Sie lief die Treppe hinunter.

„Guten Morgen, Mr. Topes."

Mr. Topes ging im Garten zwischen den Weinreben auf und ab. Er wandte sich um, lüftete seinen Hut, grüßte lächelnd.

„Guten Morgen, Miß Barbara." Er verstummte. Dann sprach er weiter, mit einem verlegenen Sichwinden als Einleitung; eine sonderbare, kaum merkliche Unsicherheit kam in seine Stimme. „Ein richtiger chaucerischer Morgen, Miß Barbara. Ein ‚may-day morning' –, nur daß wir zufällig September haben. Aber die Natur ist frisch und heiter, und hier in diesem Traumgarten befindet sich zumindest ein Exemplar" – er wand sich noch unbehaglicher als sonst, und in seinen Brillengläsern zitterte ein Glitzern – „von des Dichters ‚yonge fresshe folkes'." Er verneigte sich gegen sie, lächelte, als wollte er sich entschuldigen, und schwieg still. Die Bemerkung schien ihm nun, da sie ausgesprochen

war, irgendwie doch nicht so gut, als sie ihn gedünkt hatte.
Barbara lachte. „Ach, Chaucer! In der Schule mußten wir die Canterbury Tales lesen. Aber mich langweilten sie immer. Gehen Sie baden?“
„Nicht vor dem Frühstück.“ Mr. Topes schüttelte den Kopf. „Man wird ein wenig zu alt dafür.“
„Wird man?“ Warum sagte der alte Dummkopf immer ‚man‘, wenn er ‚ich‘ meinte? Sie konnte sich nicht helfen, sie mußte über ihn lachen. „Na, ich muß mich beeilen, sonst komme ich wieder zu spät zum Frühstück, und Sie wissen ja, wie ich es dann abkriege.“
Sie eilte davon, durch die Pforte in der Gartenmauer und über den Strand hinunter zu der rot und weiß gestreiften Badehütte, die vor dem Hause stand. Sie sah, wie fünfzig Schritte entfernt der Marchese Prampolini, noch triefend von Meerwasser, zu seiner Badehütte lief. Als er ihrer ansichtig wurde, blitzte er ein Lächeln zu ihr herüber und grüßte militärisch. Barbara winkte mit der Hand, fand dann, daß die Geste ein wenig zu familiär gewesen, – aber zu dieser frühen Morgenstunde war es schwer, nicht übermütig zu sein und sich nicht schlecht zu benehmen – und fügte als Korrektur eine steife Verneigung hinzu. Sie hatte ihn ja schließlich erst gestern kennen gelernt. Bald war sie schon ein gutes Stück weit draußen im Meer und – puh! welch eine Unmenge gräßlicher, riesiger Quallen es da gab!
Mr. Topes war ihr langsam durch die Gartenpforte und über den Strand gefolgt. Er sah ihr zu, wie sie von der Badehütte hinunterlief, schlank wie ein Knabe, mit langen, weitausgreifenden Schritten. Er sah ihr zu, wie sie mit mächtigem Plantschen durch das tiefer werdende Wasser sprang, sich dann nach vorn warf und zu schwimmen begann. Er sah ihr nach, bis sie nichts mehr war als ein kleiner schwarzer Punkt weit draußen.

Aus seiner Badehütte tretend, begegnete ihm der Marchese, wie er langsam den Strand entlang wanderte, den Kopf gesenkt und leise die Lippen bewegend, als sagte er etwas her, ein Gebet oder ein Gedicht.
„Good morning, Signore." Der Marchese schüttelte ihm mit mehr als englischer Herzlichkeit die Hand.
„Good morning", antwortete Mr. Topes und ließ sich die Hand schütteln. Er war ungehalten über diese Unterbrechung seiner Gedanken.
„Sie schwimmt gut, Miß Buzzacott."
„Sehr gut", stimmte Mr. Topes bei und mußte im stillen darüber lächeln, was er Schönes, Poetisches hätte sagen können, wenn er gewollt hätte.
„Na, also Wiedersehn", sagte der Marchese, um die Hälfte zu familiär. Er schüttelte ihm abermals die Hand, und die zwei Männer gingen jeder seines Weges.
Barbara war noch gut hundert Schritt vom Strand entfernt, als sie den anschwellenden und wieder verhallenden Klang des Gongs von der Villa her ertönen hörte. Verdammt! sie würde wieder zu spät kommen. Sie beschleunigte ihre Tempi und kam plantschend heraus ins seichte Wasser, rot im Gesicht und atemlos. Sie würde sich zehn Minuten verspäten, berechnete sie. So lange würde sie mindestens brauchen, um sich zu frisieren und anzukleiden. Mrs. Topes würde wieder auf dem Kriegspfad sein. Zwar, woher die alte Schachtel sich das Recht nahm, sie immer derart zu schulmeistern, das mochte Gott wissen. Jedenfalls gelang es ihr stets, einem schrecklich zuwider und unangenehm zu werden.
Der Strand lag ganz verlassen da, als sie ihn keuchend hinauftrabte; leer zur Rechten und leer zur Linken, soweit sie zu sehen vermochte. Wenn sie doch bloß ein Pferd hätte, um am Wasser entlang zu galoppieren, Meilen und Meilen.
Vor der Badehütte blieb sie mit einem Ruck stehen. Da, vor ihr, in dem leicht gerillten Sand hatte sie Schriftzüge

entdeckt. Große Buchstaben, schwach lesbar, spreizten sich über ihren Weg.

O CLARA D'ELLÉBEUSE.

Sie entzifferte die undeutlichen Lettern. Sie waren nicht dagewesen, als sie die Hütte verlassen hatte. Wer?... Sie blickte umher. Der Strand war ganz verlassen. Und was bedeuteten sie? „O Clara d'Ellébeuse!“ Sie nahm ihren Bademantel aus der Hütte, schlüpfte in die Sandalen und lief dem Hause zu, so schnell sie konnte. Sie war ganz entsetzlich erschrocken.

Es war ein schwüler, Kopfschmerzen verursachender Vormittag, mit einem Sirokko, der die Wimpel an den Flaggenstangen bewegte. Zu Mittag hatten die Gewitterwolken bereits den halben Himmel überzogen. Die Sonne brannte noch auf das Meer herab, aber über den Bergen war alles schwarz und indigofarben. Das Unwetter brach lärmend gerade über ihren Köpfen los, als sie eben nach dem Mittagessen ihren Kaffee tranken.

„Arthur,“ sagte Mrs. Topes mit mühsam erzwungener Ruhe, „schließe die Fensterläden, bitte!“

Sie hatte keine Furcht, nein. Aber sie sah das Blitzen lieber nicht. Als das Zimmer verdunkelt war, begann sie geläufig und unausgesetzt zu reden.

Zurückgelehnt in ihren tiefen Armstuhl, dachte Barbara an Clara d'Ellébeuse. Was bedeutete es, und wer war Clara d'Ellébeuse? Und warum hatte er es dorthin geschrieben, wo sie es sehen mußte? Er – denn es war kein Zweifel möglich, wer es geschrieben. Das Aufblitzen der Zähne und Augen, der militärische Gruß; sie wußte, sie hätte ihm nicht zuwinken sollen. Er hatte es dorthin geschrieben, während sie hinausgeschwommen war. Hatte es geschrieben und war davongelaufen. Das gefiel ihr eigentlich; gerade nur ein ungewöhnliches Wort im Sand, wie die Fußspuren in Robinson Crusoe.

„Ich persönlich", sagte Mrs. Topes eben, „kaufe lieber bei Harrod."
Der Donner krachte und ratterte. Im Grunde war es recht erheiternd, dachte Barbara; man fühlte, daß sich immerhin zur Abwechslung einmal etwas ereignete. Sie sah den Marchese über den Strand laufen, schnell und leichtfüßig; kupferfarben am ganzen Leib, die Haare glänzend schwarz. Er war sicherlich sehr hübsch. Aber um verliebt zu sein... verliebt... ja, was bedeutete das eigentlich genau? Vielleicht, wenn sie ihn erst besser kennen würde.
Mr. Topes saß da und rieb seine Brille mit einem weißen Seidentaschentuch. Zwischen den zusammengekniffenen Lidern erschienen seine Augen ausdruckslos und kurzsichtig und wie verloren, heimatlos, unglücklich. Er dachte über die Schönheit nach. Es gab gewisse Proportionen zwischen Augenlidern und Schläfen, zwischen Brust und Schulter; es gab gewisse Folgen von Tönen. Aber wie verhielt es sich mit ihnen im Grunde? Ah, das war das Problem – das war eben das Problem. Und dann gab es so etwas wie Jugend – und etwas wie Unschuld. Aber es war alles sehr unklar, und in seiner Erinnerung gab es so viele Worte und Verse, so viele Bilder und Melodieen; er schien sich in ihnen zu verstricken. Und er war so alt und unbeholfen.
Er setzte seine Brille wieder auf, und mit ihr kamen Definitionen in die nebelhafte Welt außerhalb seiner Augen. Im Zimmer war es, infolge der geschlossenen Fensterläden, sehr dunkel. Er konnte das bärtige, feingezeichnete Renaissanceprofil Mr. Buzzacotts wahrnehmen. Barbara tauchte auf in ihrem Armstuhl, mattweiß, in gelöster, grüblerischer Haltung. Und Mrs. Topes war bloß eine Stimme in der Finsternis. Sie war jetzt auf die Heirat des Prinzen von Wales zu sprechen gekommen. Wen würde sie wohl für ihn finden?
Clara d'Ellébeuse, Clara d'Ellébeuse. Sie sah sich selbst so deutlich als Marchesa. Sie würden ein Haus in Rom haben,

einen Palazzo. Sie sah sich selbst im Palazzo Spada – er hatte solch einen reizenden gewölbten Gang, der vom Hofe nach den Gärten an der Rückseite führte. „Marchesa Prampolini, Palazzo Spada, Roma“ – eine große, breite Visitenkarte, wunderschön in Kupfer gestochen. Und jeden Tag würde sie ausreiten, auf den Pincio. „Mi porta il mio cavallo“, würde sie dem Bedienten sagen, der auf ihr Klingeln gekommen. Porta? Würde das ganz richtig sein? Kaum. Sie würde ein paar regelrechte Italienischstunden nehmen müssen, um mit der Dienerschaft sprechen zu können. Man sollte niemals vor Dienstboten lächerlich erscheinen. „Voglio il mio cavallo.“ Hochmütig würde man es sagen, im Reitkleid am Schreibtisch sitzend, ohne sich umzuwenden. Ein grünes Reitkleid, dazu ein Dreispitz mit silbernen Tressen.

„Prenderò la mia collazione al letto.“ War das richtig für „Frühstück im Bett?“ Denn sie würde im Bett frühstücken, immer. Und wenn sie dann aufstünde, würden da wunderschöne Spiegel sein, dreiteilige, in denen man sich von der Seite sehen könnte. Sie sah sich selbst, wie sie sich vorbeugte und sich die Nase puderte, sorgfältig, wissenschaftlich.

Erst zum Mittagessen würde sie vom Reiten zurückkommen. Prampolini wäre vielleicht schon da; bisher hatte sie ihn so ziemlich weggelassen aus dem Bilde. „Dov’ è il Marchese?“ – „Nella sala di pranza, signora.“ – „Ich habe begonnen, Liebste, ohne auf dich zu warten; ich war so hungrig.“ Pasta asciutta. „Wo warst du, mein Täubchen?“ – „Ausgeritten, Liebling.“ Vermutlich würden sie die Gewohnheit annehmen, derartiges zu sagen. Jedermann schien es zu tun. „Und du?“ – „Ich war mit den Fascisti draußen bei einer Übung.“

O diese Faschisten! Würde das Leben überhaupt lebenswert sein, wenn er stets mit Revolvern bewaffnet ausginge und mit Bomben und solchem Zeug? Eines Tages würde

man ihn auf einer Tragbahre zurückbringen. Sie sah es. Bleich, bleich und blutüberströmt. „Il signore è ferito. Nel petto. Gravamente. È morto."
Wie konnte sie es nur ertragen? Es war zu gräßlich, zu, zu furchtbar. Ihr Atem ging stoßweise, mit einer Art von Schluchzen. Sie erschauerte, als wäre sie selbst verwundet worden. „È morto. È morto." Die Tränen kamen ihr in die Augen.
Plötzlich wurde sie durch ein blendendes Licht aufgeschreckt. Das Gewitter hatte sich weit genug verzogen, daß Mrs. Topes die Fenster zu öffnen wagte.
„Es hat ganz aufgehört zu regnen."
Gestört zu werden in der intimen Trauer und Selbstvergessenheit an einem Totenbett durch das Eindringen eines Fremden, durch eine fremde Stimme ... Barbara wandte ihr Gesicht vom Licht ab und wischte sich verstohlen die Augen. Man könnte etwas bemerken und sie fragen, warum sie geweint habe. Sie haßte Mrs. Topes wegen des Öffnens der Läden; beim Hereinfluten des Lichtes war etwas Schönes entflohen, ein Gefühl war entschwunden, unwiederbringlich. Es war ein Frevel.
Mr. Buzzacott blickte auf seine Uhr. „Jetzt ist es leider schon zu spät für eine Siesta", meinte er. „Wie wärs, wenn wir dafür den Tee ein wenig früher nähmen?"
„Eine ewige Folge von Mahlzeiten", sagte Mr. Topes mit einem Tremolo und einem Seufzer. „Daraus scheint das Leben zu bestehen – das wirkliche Leben."

Nach dem Tee unternahmen Barbara und Mr. Topes einen Spaziergang entlang der Küste. Sie hatte keine große Lust dazu gehabt, Mrs. Topes jedoch hatte gefunden, es würde ihr gut tun; also mußte sie. Das Gewitter war vorbei, und der Himmel über dem Meere war klar. Aber die Wellen brachen sich noch immer mit ununterbrochenem Getöse

draußen an den Untiefen und trieben weite Flächen Wassers hoch hinauf an den Strand, zwanzig und dreißig Meter über die Linie hinaus, an der bei ruhigem Wetter die kleinen Wellchen für gewöhnlich erstarben. Glatte glänzende Wasserweiten kamen heran und wichen wieder zurück wie Stahlflächen, die von einer ungeheueren Maschine hin und her bewegt wurden. Durch die vom Regen gewaschene Luft waren die Berge in unglaublicher Klarheit sichtbar. Über ihnen hingen gewaltige Wolkenmassen.

„Wolken über Karrara", sagte Mr. Topes und entschuldigte sich für seine Bemerkung mit einem kleinen Kopfschütteln und Achselzucken. „Manchmal finde ich Vergnügen daran, mir vorzustellen, daß die Geister der großen Bildhauer in diesen Marmorbergen hausen und daß ihre unsichtbaren Hände die Wolken zu solch riesenhaften, herrlichen Formen meißeln. Ich bilde mir dann ein, daß ihre Geister" – seine Stimme bebte – „unter übermenschlichen Vorstellungen umhertasten und riesenhafte Gruppen, Friese und Monumentalgestalten mit flatternden Gewändern entwerfen; ausdenken, planen, entwerfen, aber niemals ganz vollenden. Betrachten Sie einmal jene weiße Wolke mit den dunklen Schatten an der Unterseite! Es steckt etwas von Michelangelo in ihr." Mr. Topes wies hin, und Barbara nickte und sagte „Ja, ja", obwohl sie nicht ganz sicher war, welche Wolke er meinte. „Sie sieht aus wie die Figur der Nacht auf dem Medici-Grab. Alle Kraft und Leidenschaft gärt eingeschlossen in ihrem Innern. Und dort, in dieser schwebenden, gestikulierenden Dunstmasse – sehen Sie, welche ich meine? –, dort steckt ein Bernini. Alle Leidenschaft liegt an der Oberfläche, ist ausgedrückt; die Gebärde ist erfaßt, gerade da sie am heftigsten ist. Und jener glatte, geleckte weiße Geselle dort drüben, das ist ein entzückender, sinnloser Canova." Mr. Topes kicherte.

„Warum reden Sie immer über Kunst?" fragte Barbara. „In

alles zerren Sie diese toten Leute hinein. Was weiß ich von Canova, oder wer er sonst ist?“ Niemand von ihnen war lebendig. Sie dachte an das dunkle Gesicht, das wie eine Lampe von Leben erstrahlte. Er zumindest war nicht tot. Sie fragte sich, ob die Buchstaben wohl noch da seien, im Sande vor der Badehütte. Nein, natürlich nicht. Der Regen und der Wind würden sie ausgelöscht haben.
Mr. Topes schwieg. Er ging mit leicht gebogenen Knieen, und seine Augen waren auf den Boden gerichtet. Er trug einen schwarz und weiß gesprenkelten Strohhut. Immer dachte er an Kunst; das war der große Fehler, den er beging. Er glich einem alten Baum aus morschem Holz, mit nur noch wenigen lebenden Fasern, die ihn davor bewahrten, ganz abzusterben. Lange Zeit gingen sie schweigend weiter.
„Da ist der Fluß“, sagte Mr. Topes schließlich.
Noch ein paar Schritte, und sie standen am Ufer eines breiten Gewässers, das langsam durch die Ebene dem Meere zuströmte. Ein wenig landeinwärts war es von Pinien eingefaßt. Hinter den Bäumen konnte man die Ebene sehen und hinter der Ebene die Berge. In dem ruhigen Lichte nach dem Sturm hatte alles ein fremdartiges Aussehen. Die Farben schienen dunkler und satter als zu gewöhnlichen Zeiten. Und obgleich alles so klar war, schien die ganze Landschaft etwas geheimnisvoll Entrücktes zu haben. Kein Laut war zu hören außer dem unaufhörlichen Atmen der See. Sie standen eine kleine Weile und schauten; dann kehrten sie um.
Weit weg am Strande tauchten zwei Gestalten auf, die sich langsam näherten. Weiße Tennishosen, ein rosa Kleid.
„Ja, die Natur“, verkündete Mr. Topes mit einem Kopfschütteln. „Man kehrt immer zur Natur zurück. In einem solchen Augenblick, in einer Umgebung wie dieser, wird man sich dessen bewußt. Man lebt nun — stiller vielleicht, aber gründlicher, tiefer. Stille Wasser ...“

Die zwei Gestalten kamen näher. War das nicht der Marchese? Und wer war mit ihm? Barbara strengte ihre Augen an, es zu erkennen.

„Der größte Teil des Lebens“, fuhr Mr. Topes fort, „besteht in einem unausgesetzten Bemühen, sich am Nachdenken zu hindern. Ihr Vater und ich, wir sammeln Bilder und reden über Tote. Andere Leute erzielen dasselbe Resultat dadurch, daß sie trinken oder Kaninchen züchten oder Laubsägearbeiten verfertigen; alles eher, nur nicht still über die wichtigen Dinge nachdenken.“

Mr. Topes schwieg. Er blickte rundum, auf das Meer, die Berge, die Wolken, auf seine Begleiterin. Eine zarte Madonna von Montagna, mit dem Meere und der untergehenden Sonne, mit den Bergen und den Sturmwolken, mit aller Ewigkeit als Hintergrund. Und er selbst war sechzig, mit einem ganzen Leben — unermeßlich lange und doch zeitlos kurz — hinter sich; einem leeren Leben. Er dachte an den Tod und an die Wunder der Schönheit. Hinter seinen runden, glitzernden Brillengläsern fühlte er sich dem Weinen nahe.

Das herankommende Paar war jetzt ganz nahe.

„Was für ein komisches altes Walroß“, sagte die Dame.

„Walroß? Ihre naturgeschichtlichen Kenntnisse sind ganz ungenügend.“ Der Marchese lachte. „Er ist viel zu dürr für ein Walroß. Ich würde ihn eher eine Art alter Katze nennen.“

„Was immer er ist, mir tut das arme kleine Mädel leid. Denken Sie bloß, niemand Besseren zum Spazierengehen zu haben!“

„Sie ist hübsch, nicht wahr?“

„Ja, aber natürlich zu jung.“

„Ich liebe die Unschuld.“

„Unschuld? Cher ami! Diese englischen Mädchen! Oh, la la! Sie mögen unschuldig aussehen, aber glauben Sie mir...“

„Sch, sch! Man wird Sie hören."
„Pah! die verstehen kein Italienisch."
Der Marchese hob die Hand. „Doch! Das alte Walroß..." flüsterte er; dann wandte er sich laut und herzlich an die Herangekommenen.
„Guten Abend, Signorina. Guten Abend, Mr. Topes. Nach einem Gewitter ist die Luft immer am reinsten, finden Sie nicht, eh?"
Barbara nickte und überließ es Mr. Topes, zu antworten. Es war nicht seine Schwester. Es war die Russin; die, von der Mrs. Topes zu sagen pflegte, es sei ein Skandal, daß sie in dem Hotel wohnen dürfe. Sie hatte sich weggewandt und von dem Gespräch abgesondert. Barbara betrachtete den Umriß ihres halb abgewandten Gesichtes. Mr. Topes sagte eben etwas über die Pastoralsymphonie. Lila Puder im Gesicht am hellichten Tag! Es sah scheußlich aus.
„Na, au revoir."
Der Marchese blitzte ihnen ein Lächeln zu. Die Russin wandte sich herum, neigte leicht den Kopf, lächelte matt. Ihre schweren weißen Augenlider waren fast geschlossen. Sie schien die Beute einer ungeheueren Langweile.
„Die beiden wirken ein wenig störend", sagte Mr. Topes, als sie außer Hörweite waren. „Sie stimmen nicht zu der Zeit, zu dem Ort, zu dem Gefühl. Sie haben nicht die nötige Unschuld für diese... diese..." – er wand sich und tremolierte den glücklichen, den allzu preziösen Ausdruck heraus – „diese vorsündenfällige Landschaft."
Verstohlen blickte er auf Barbara und fragte sich, warum sie so nachdenklich die Brauen zusammenzog. O bezauberndes, zartes junges Geschöpf! Was konnte er nur Angemessenes sagen über Tod und Schönheit und Zartheit? Zärtlichkeit...
„All dies", fuhr er verzweifelt fort und schwenkte die Hand, um auf den Himmel, das Meer, die Berge zu weisen, „ist wie etwas Erinnertes, klar und völlig beruhigt; etwas, dessen

man sich über große Abgründe dazwischenliegender Zeit hinweg erinnert."

Aber das war es eigentlich nicht, was er sagen wollte. „Verstehen Sie, was ich meine?" fragte er zweifelnd. Sie gab keine Antwort. Wie konnte sie auch? „Diese Landschaft ist so klar und rein und entrückt. Sie verlangt das entsprechende Gefühl. Jene beiden disharmonierten mit ihr. Sie waren nicht klar und rein genug." Er schien sich immer mehr zu verhaspeln. „Es ist ein Gefühl der sehr Jungen und sehr Alten. Sie, Barbara, vermochten es zu empfinden, und auch ich. Jene beiden vermochten es nicht." Er ertastete sich seinen Weg durch Dunkelheiten. Wohin würde er schließlich gelangen? „Manche Gedichte drücken das aus. Kennen Sie Francis Jammes? Ich habe in letzter Zeit so oft an seine Werke denken müssen. Kunst statt Leben, wie gewöhnlich. Aber ich bin nun einmal so. Ich kann mir nicht helfen, ich muß an Jammes denken. An die auserlesen zarten Dinge, die er über Clara d'Ellébeuse geschrieben hat."

„Clara d'Ellébeuse?" Sie blieb stehen und starrte ihn an.

„Sie kennen die Stelle?" Mr. Topes lächelte entzückt. „Dieser Ort – Sie selbst – bringen sie mir in den Sinn. ‚J'aime dans les temps Clara d'Ellébeuse...' Aber meine liebe Barbara, was ist Ihnen nur?"

Sie hatte zu weinen begonnen, ganz ohne jeden Grund.

Übertragen von Herberth E. Herlitschka.

*

GERTRUD KOLMAR / ZWEI GEDICHTE

Die Gauklerin

Die gelben Vögel ängsten nie,
Wenn ich sie greifen will,
Als flaum'ge Kugeln halten sie
Dem losen Handwerk still;

Wer kennt auch grünes Gläserspiel,
Das nicht beim Sprung zerklirrt,
Den Silberreif, der läutend fiel,
Im Gleiten unverirrt?

Es wird, was lächelnd ich geschafft,
Ein Lächeln eben wert;
Wohl keines ist so elfenhaft,
Gering und leicht entbehrt.
Ein veilchenscheuer Becher trug
Die Lehre, die ich trank,
Von grober Hölzer zartem Flug,
Von blöder Steine Schwank.

Verwahrt, was gründelos und kurz,
Die Kunst, den Seifenball,
Der farb'gen Bänder Wassersturz,
Den Regenbogenfall,
Der schweigend mischt und schnell verwischt
Ein Rätsel, das er schreibt,
Auf immer, wenn ihr wollt, erlischt
Und, wollt ihr, ewig bleibt.

Verschmäht die ungesetzte Welt,
Daran mein Wesen lebt,
Habt Mitleid mit dem runden Geld,
Das zäh am Finger klebt:
Und doch, wenn einstmals karger Raum
Mit weher Lahmheit schlug,
Beschwingt euch meinen Kindertraum
Und habt an ihm genug.

*

Die Entführte

In die Kumme schneid ich harte Rinden
Schweren schwarzen Brotes, das ich backe;
Plumpe blaue Schürze will ich binden,
Durch den Garten gehn mit meiner Hacke.

Friedlich schläft das Kind in seiner Nische.
Bis gen Abend kann ich jäten, werken;
Wenn ich mir den Schweiß vom Antlitz wische,
Wird das Schlückchen Ziegenmilch mich stärken.

Über Unkrauthügel fährt die Harke;
Halt ich inne, muß ich mich verspotten,
Denk ich doch des Rosenbeets im Parke,
Unsrer Wasserkunst, der Felsengrotten.

War ich gelber Kies am Laubenbogen?
Bin von dunkler Erde wohl gewesen,
Da ich mit dem schlichten Mann gezogen,
Der nicht schreiben mag und wenig lesen.

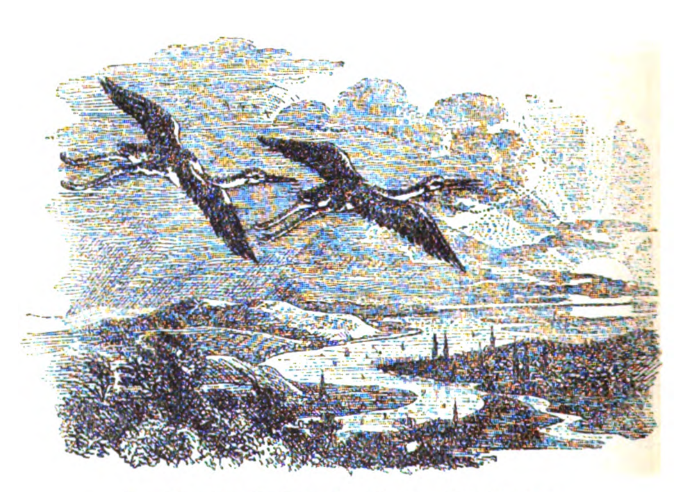
Was ist Reue? Was die Bücher sagen.
Traurig, fänd ich keine Zeit zum Grämen,
Schwielenhaut am zarten Fuß zu klagen,
Wund gefurchter Hände mich zu schämen.

Und die Eltern? Ringverspruch und Feier?
Ach, wie leicht verspült sich mein Gewissen,
Seh ich wieder: dort den grauen Freier,
Hier das braune Kind in meinen Kissen.

Unsre Nacht: ein Duft der Wiesenblume,
Eines Mannes Schulter, dran ich lerne
Sonne sein und Strauch und Ackerkrume
Und die Baumfrucht, fehllos bis zum Kerne.

Unsre Arme weitet früh die Linde,
Wenn wir atmend ineinander schliefen.
Meine Wurzel schwankte siech im Winde
Und ist heimgewachsen in die Tiefen!

*



Aus Hundert Fabeln für Kinder. Mit Bildern von Otto Speckter

HANS CAROSSA / DER GANG DURCH DIE STADT

Die Jahre des Wiederaufrichtens nach ungeheurem Einsturz, das sind die guten Wachstumsjahre der Völker. Zwar erkennen immer nur wenige besonnen-tätige Geister die Vorteile der Niederlage; aber auf diese wenigen kommt es an, und während andere genießen, anklagen, verfluchen und aufwühlen oder der Menschheit vorschreiben, wie sie sich von nun an zu entwickeln habe, bereiten jene still die Zukunft vor. Sie haben alle schon den Untergang gefühlt und sind nun dem Bestehenden gegenüber sehr frei. Ja, der Gewitterwind der Weltgerichte streift erfrischend ihre Stirnen; sie ahnen eine neue Verantwortlichkeit, als wären sie die letzten Menschen und müßten das Leben, gleich einer beschädigten Leihgabe, in möglichst wiederhergestellter Form dem Schöpfer zurückliefern. Großen Worten haben sie abgeschworen: Herz, Liebe, Gott, Freiheit, Heldentum, das sind Namen, die sie nicht mehr gerne aussprechen; sie glauben, daß dies alles verpuppt in winterlichen Tiefen schläft, und scheuen sich, durch zudringliches Berufen die heiligen Gräber der Urgewalten zu stören. Verwirklichen wollen sie, was ihnen die innere Stimme rät, wärs auch das kleinste Ding; das ist das Öl, das sie auf die Grabampeln träufeln, und nur noch im Alltag erscheint ihnen manchmal die höhere Welt.

Als der Arzt seinen Stadtweg angetreten hatte, spürte er alsbald eine Unsicherheit in der Seele, so etwa wie wenn ein Wettläufer plötzlich merkte, daß seine Schuhe nicht fest genug gebunden sind. Er sah auch ein, daß es die beiden leidenden Frauen waren, die seinen Morgenmut ein wenig lockerten, und der Wert seiner Behandlungsversuche erschien ihm zweifelhafter als je; doch war er nicht gewillt, sich jetzt auf Sorgen einzulassen. „Die Künstlerin

soll nur selbst mit ihrem dunklen Genius kämpfen, und was die schöne Riesin angeht, so wird ein Kollege vom Krankenhaus viel eher das Rechte finden als ich." Dermaßen beruhigte er sich und entwarf sogleich den Text der Überweisung, worauf er in eine Seitengasse einbog, als vermöchte er dadurch auch seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Während ein schnell ziehendes Gewölk Schnee verstreute, gelangte er durch klirrende Straßen in einen öffentlichen Garten, dessen Bäume gerade das erste gelbliche Grün angesetzt hatten, das immer nur wenige Tage dauert. Könige hatten einstmals dieses Geviert mit hohen Säulenhallen umstellt und einem festlich fröhlichen Treiben geöffnet, und auch jetzt war hier der Ort, wo die Menschen zuerst wieder ihre Freude zu zeigen wagten. Trotz der zeitweiligen Schneeschauer leuchteten helle Kleider und Schirme; man trank Tee an runden Marmortischchen, ließ sich von armen Schattenbildkünstlern porträtieren, plauderte und lachte. Hinter den Säulen freilich konnte man wohl noch einem jener Einsamen begegnen, die mit alleinherrscherischen Gebärden laut ins Leere reden und uns in erschütterter Zeit so unheimlich berühren, als könnte jeden Augenblick eine unausdenkbare Tat aus ihnen hervorbrechen.

Der schöne Erholungsgarten endet gegen Osten mit einer abgegitterten Straße, von welcher Treppen auf einen feierlich regelmäßigen Plan hinunterführen. Dessen große, steinern eingefaßte Rasenflächen waren fast noch kahl; nur Krokus, der von weitem gelben Schwämmchen glich, blühte da und dort zwischen Schneeglöckchenbüscheln. Zutraulich flatterten Amseln heran, und ihre Schnäbel hatten das nämliche Gelb wie der Krokus. Das Aprilgestöber war leicht gewesen; eine einzige Wolke stand noch am Himmel, und nicht mehr dunkel; von Winden geknetet, schwebte sie der Sonne nah wie ein längliches goldleuchtendes Brot.

Aus Gewohnheit ging der Arzt weiter, der Mitte des Planes zu, wo wiederum Stufen in eine Tiefe leiten, und stärker als an anderen Tagen fühlte er heute den Ernst und die Trauer der Stätte, der er sich näherte. Der Erde eingesenkt ist ein geräumiger Hof mit weißgrauen Muschelkalkwänden; hier stehen in unzähligen schwarzen Zeilen die Namen der im Kriege gefallenen Söhne der Stadt. Dazwischen ist mit kühn vereinfachender Kunst in wenigen Linien ausgedrückt, wozu früher der üppigste Figurenaufwand verlangt worden wäre: die furchtbare Eile der Truppe, die zur bedrohten Stellung zieht, die unendliche Öde des Gräberfeldes.

Ein dunkelgekleidetes altes Paar kam eben von einer anderen Treppe herein; der Mann stellte mit zittriger Hand ein Veilchenstöckchen unter eine der Namentafeln, und nach kurzem schweigendem Verweilen entfernten sich die beiden wieder. Der Arzt aber ging auf das niedrige Quadergebäude zu, das die Mitte der Anlage bildet. Längst war er die Befremdung los, die beim ersten Anblick des ungewöhnlichen Gefüges die meisten überkommt; sieht es doch aus, als hätten spielende Kyklopenkinder ihre kolossalen Baukastensteine neben- und übereinandergelegt. Noch einmal, zwischen je zwei Würfeln, führen Stufen abwärts; man glaubt in eine Krypta zu treten, und etwas Ähnliches ist es auch; denn am Boden hingestreckt, aus rötlichbraunem Stein gehauen, liegt hier der tote Soldat, ein Gedächtnisbild aller Gefallenen. Überlebensgroß ist die Gestalt; noch im Tode bewahrt sie eine Art von dienstlicher Haltung; das Gesicht, fast knabenhaft unter dem riesigen Sturmhelm, spricht letzte Ergebung aus. Auf alle verfeinernden Züge hatte der Künstler verzichtet, und es war ihm geglückt, ein jugendliches Gesicht von allgemeiner Gültigkeit zu schaffen, das ebensogut an einen Arbeiter erinnerte wie an einen Bauern, so gut an einen Fürsten wie an einen Gelehrten.

An Wallfahrern schien es übrigens dem stillen Schläfer nicht zu fehlen; der lange Feldmantel, das Gewehr, die Schultern und die übereinanderruhenden Hände waren mit Blumen bedeckt, und vor den Füßen lag ein frischer Efeukranz.

Der Arzt freute sich des Alleinseins. Er, der sich ungern an den Krieg erinnern ließ, der an das herrliche Gemeinsame aller Völker glaubte und sich täglich dazu anhielt, gleichsam nur noch nach Sonnenaufgang hinzudenken, er wußte keine Stelle, die er in Stunden innerer Beunruhigung lieber aufgesucht hätte als diese symbolische Gruft. Schon daß sie nicht verschlossen ist, sondern allen Witterungen und Gestirnen offensteht, entzückte ihn, und wie manchmal hatte er den großen Söhnen des Vaterlandes ähnliche Begräbnisstätten gewünscht! Es war ein Ort der Sammlung und Ermutigung für ihn, und auch am verwirrendsten Tage nahm er einen wunderbaren Glauben an die Zukunft mit sich fort.

Während er nun wieder die friedliche Kriegergestalt umkreiste, begriff er auch, warum sie ihn heute so besonders ansprach. Das Antlitz glich nämlich auf geheime Weise jenem des schwangeren Mädchens von der Sprechstunde; es hatte dieselbe schöne Unbestimmtheit, in welcher doch ein Familienzug nicht zu verkennen war; die beiden konnten Bruder und Schwester sein. Und so fand er denn im Geiste wieder, was er abzuwehren heftig strebte; aber nicht Sorge schuf es ihm jetzt, sondern Erschütterung. Indem er sich in dunkler Anwandlung niederbeugte und mit der Hand die steinerne Wange berührte, fühlte er zugleich die lebendigkühle des jungen Weibes; doch das war ihm fast schon zuviel, war schon wie tödliche Beschattung der noch im Lichte atmenden Gestalt, er trat zurück:

„Nein, du sollst keinem andern überantwortet werden, wenn du es nicht willst! Halte dich getrost im Ring meiner

Kräfte! Er ist kein Zauberring; doch kann er dich ein wenig abgrenzen gegen die Bereiche der Zufälligkeiten, so daß dir nicht leicht etwas geschieht als das Notwendige ... Kommt es denn wirklich nur auf das Erraten eines bestimmten Mittels an oder auf ein paar armselig hingefristete Jahre mehr? Nein, die Seele will sich einsetzen zu ihrer Stunde, du weißt es ja, Schwester, wie es auch dieser weiß, dein stiller Bruder –"

Jetzt nahten von allen Treppen herunter Stimmen und Schritte; Landleute kamen mit vollen Rucksäcken und mächtigen Regenschirmen. Sie betrachteten etwas verlegen bald den namenlosen Soldaten, bald den Arzt; offenbar wußten sie nicht genau, wie sie sich zu benehmen hätten. Schließlich nahm ein alter Bauer seinen breiten Hut ab und bekreuzte sich, als wäre er in der Kirche, und gleich taten es die andern auch. Der Arzt aber verließ das Grabgehäus und kehrte in die Stadt zurück. In der trunkenen Stimmung, die sich alles zutraut, ließ er sich von der allgemeinen Menschenströmung erfassen und weitertragen.

*

Zur Mittagszeit, wenn aus Geschäften, Ämtern und Schulen Zehntausende in ihre Wohnungen eilen, dann entsteht auf dem altertümlich klein verbliebenen Hauptplatz der großen Stadt ein jähes Gewühl. Die Züge der Wagen und der Fußgänger stauen und überschneiden sich, und die behelmten Schutzmänner, die den Verkehr zu regeln haben, bekommen vor übermenschlich angespannter Aufmerksamkeit leidende Gesichter. Aber mitten in diesem Schwall gibt es täglich eine halbe Minute, wo die vielfach antreibenden Wirbel sich plötzlich aufzuheben scheinen, so daß, wie in dem Innern der Zyklone, eine fast vollkommene Stille eintritt. Der Platz wird beinahe leer, freilich nur für Sekunden, dann kehren die Wogen mit vermehrter Wucht zurück.

Ob auch andere dieses Phänomens inne geworden, darum hatte sich der Arzt nie gefragt; es war ihm genug, seine gesetzmäßige Wiederkehr gelegentlich festzustellen und sich daran zu vergnügen. Denn dieses kurze rätselhafte Atemholen der Stadt hob ihn jedesmal in die freieste Stimmung; vor sich hinsingend, ging er dann über den Asphalt wie auf eigenem Grund, und das ganze Erdenleben kam ihm so gastlich fremd, so unverbindlich vor, als wäre er schon einmal dagewesen und würde noch öfters wiederkommen. Aber auch wenn ihn die gleich darauf neu einsetzende Flutung wieder fortspülte und irgendwo absetzte, glaubte er einen Rhythmus zu spüren, der ihn weise trug. Heute wars ein wenig begangener Seitenplatz, der ihn mit geräumigen Anlagen aufnahm. Ein Fremder hätte nicht erwartet, in der Nähe des größten Tumults eine solche Ruhe zu finden. Auch hier hüpften die Vögel fast unter den Füßen der Menschen, und hell durch karg begrünte Hecken leuchteten gelbe Narzissenfeuer. Kühlung sprühte von drei Brunnenbecken, die wie Kleeblätter an einer kunstreich geformten steinernen Mitte hafteten. Hier standen hoch drei graue Riesenfrauen aus Granit, gesenkten Hauptes die eine, die anderen in verschiedene Himmelsrichtungen schauend, und alle drei lehnten an einer gewaltigen Schale, aus welcher, ebenfalls dreifach, in gläserner Biegung das Wasser herabstieg. In der Nähe, steil aufgerichtet, ragte ein Fernrohr, bewacht von einem Knaben, der, auf einem Schemel sitzend und Zigaretten rauchend, gegen ein Entgelt von einigen Pfennigen die Leute zum Beschauen der Sonne einlud. Unteilnehmend hasteten die meisten vorüber, und der Arzt, den eigentlich mehr die ungewöhnliche Erscheinung des Kindes als das Teleskop anzog, brauchte nicht lange zu warten.

„Man sieht viele Sonnenflecken", ermunterte der Kleine, während er sich von seinem Sitz erhob und dem Besucher

das Okular zurechtschraubte. Seit Jahren war dieser an kein Fernrohr getreten und sah nun mit beglücktem Schauder die sonst so blendende Flammenmasse hostienklein in dem runden Glase eingefangen.

Indessen er auf die schwarzen Sprenkelchen achtete, die darüberhin verteilt waren, fiel ihm sein altes Mikroskop ein, durch das er vor drei Stunden das Blut des jungen Mädchens geprüft hatte, und gleich sank seine Stimmung ein wenig; er warf sich vor, daß er von der schulmäßig nüchternen Auffassung des Falles allzuweit abgewichen sei; ja er schämte sich der jugendlichen Aufwallung, zu der ihn der tote Soldat verleitet hatte. Kritisch überdachte er die Reihe der Mittel, welche die Wissenschaft anbot; es waren herzlich wenige, die meisten schon von ihm versucht, die anderen fragwürdig. Dennoch blieb eine Zuversicht, und keineswegs dachte er mehr daran, die Behandlung in andere Hände zu geben. Ja, während er das schimmernde Nichts im Fernrohr bewunderte, während er zu schauen meinte, wie das Licht aus den Waben der Sonne troff, war es eigentlich doch nur sie, die schöne Riesin, die er sah; immer klarer gesammelt ging ihr Wesen aus dem hellen Rund hervor, und schmerzlich ergriff ihn der Gedanke, daß ein winziges Wellchen jener ewigen Energieen, dieser beschädigten Natur zugeleitet, sie nicht nur heilen, sondern ihr ein Übermaß an Kraft und Glanz verleihen könnte.

Eine Heilung, aus der nur der frühere Zustand wieder hervorgeht und nicht ein starkes Mehr an Lebensgeist, das ist eben keine; und anderseits: Erneuerungen eines Wesens, wie wären sie möglich ohne zeitweiliges Erkranken? Wer weiß, vielleicht ergänzt sich auch die Sonne nur aus ihren schwarzen Makeln –

Während er solches erwog, hatte sich die Umdrehung der Erde bemerkbar gemacht; das Lichtscheibchen war dem Gesichtsfeld entwandert, der Blick fiel ins Leere.

„Man sieht nichts mehr“, sagte der Mann zu dem Knaben; der jedoch war sitzend eingeschlafen, erwachte aber sofort und sprang auf. – „Sie rennt immer weg, die Bestie“, brummte er, müden Gesichts, und nicht sogleich begriff der Arzt, daß mit Bestie die Sonne gemeint war.
„Auch hier scheint etwas in Gefahr“, ging es ihm durch den Sinn, indessen der Kleine das Gestirn wieder einstellen wollte; aber da schob sich eine breite Wolke vor, und es blieb nichts übrig, als vorderhand zu verzichten. Er hätte sich nun gar zu gerne noch ein wenig mit dem Buben unterhalten und fragte so nebenhin, was die schwarzen Fleckchen eigentlich bedeuteten. Jener zog eine neue, ganz verkrümmte Zigarette aus der Tasche, streifte sie gerade, zündete sie nachdenklich an und wollte eben antworten, als zwei Verhaftete, an den Händen gefesselt, vorübergeführt wurden. Dergleichen war in jener unruhigen Zeit kein seltener Anblick; der Arzt bemerkte den Vorgang zugleich mit dem Knaben und ließ diesen nicht aus den Augen; es lag ihm auf einmal viel daran, zu wissen, wie er sich verhalten werde. Schnell errötend, heftig rauchend, wandte sich der Kleine zu dem steinernen Weibe hin, das mit wetterdunklen Augenhöhlen schwermütig herabsah, während alles, was sonst auf dem Wege war, der peinlichen Gruppe nachgaffte; dann gab er aus kindlichem Ernst heraus Antwort:
„Nichts Gutes für uns bedeuten die Sonnenflecken; Krieg, Aufstand, Erdbeben, Krankheiten, große Not in der Menschenwelt.“
So also war sein Sonnenwissen; er hatte es auswendig gelernt, man hörte es dem Tonfall an. Doch mißfielen ihm wohl selber seine schrecklichen Prognosen; mit einem Lächeln suchte er sie abzuschwächen, fügte aber doch bedeutsam hinzu, man habe noch nie so viele Flecken gesehen. Dann setzte er sich, gemütlich weiterqualmend, auf



Geburtshaus Johann Sebastian Bachs in Eisenach

seinen Schemel, suchte unter dem Fernrohr ein Buch hervor, schlug es auf und vertiefte sich darin. Der Besucher erkannte wohl, daß er nun zunächst entlassen war, und verlegte sich auf ein langsam-beharrliches Umwandeln des großen Brunnens mit angelegentlichem Betrachten der drei granitenen Frauen. Sooft er dabei an dem Lesenden vorbeikam, sah dieser auf, warf einen freundlich bedauernden Blick ins Gewölk, widmete sich aber gleich wieder seinem Buch, kaum ahnend, daß er dem anderen einiges zu denken gab.
Der Arzt war es gewohnt, daß Menschen zu ihm kamen, die ihn brauchten; er selbst suchte niemand auf, griff niemals ungebeten in fremde Lebensgänge ein. — „Wenn es aber jeder so hält," fragte er sich jetzt, „wenn es jeder als unvornehm, als unweise ansieht, sich in das Geschick eines anderen zu mischen, muß da nicht am Ende die Welt verfaulen? Und soll ich immer nur weibliche Schützlinge haben? Der Knabe, ernst und kühl, im Kriege gezeugt, wäre er nicht ein guter Mit- und Gegenspieler im Kreis der Kräfte? Es gilt nur den Abstand zu finden; dann kann einer viel für den anderen tun. Freilich macht er einen fast lachen, der Bursche, wie er dahockt in seinem schlecht und recht aus abgetragenen Waffenröcken zusammengestükkelten Mantel und mit der viel zu weiten Soldatenmütze, daran das Huflattich-Sternchen als Kokarde steckt. Auch wie er von der Sonne redet, als wäre sie ein launisches Ungeheuer, zu dessen Wärter er gewissermaßen bestellt ist und mit dem er einem gern ein bißchen Angst machen möchte, das ist belustigend. Und daß er schon ganz braune Tabakfinger hat mit seinen höchstens zwölf Jahren, könnte einen ärgern. Aber man muß sein Gesicht sehen, die grauen Augen, deren Blick noch durchaus mit sich einig ist, sein sparsames Lächeln, das herzhafte Kinn, die zarten Wangen, die so hell erröteten, als die Gefesselten vorbeigeführt wurden! O die-

ses Wegblicken, als ob du dich schämtest, daß es dergleichen geben muß in der Welt, es hat dich verraten, mein Söhnchen! Ich glaube, du bist es schon wert, daß man ein wenig um dich wirbt und über dir wacht. Schade nur, wenn auch du erst als ein Leidender in mein kleines Reich gerietest, – ich könnte dann dir und du könntest mir nicht mehr soviel bedeuten. Denn die Zeit ist bedrohlich, die Zeit, in deren Wirbelmitte du ahnungslos lebst, und während du in deinem Buche liest und auf das Gestirn des Tages wartest, um es uns nahezubringen, greift vielleicht schon, wer weiß woher, die Unterwelt nach dir!"

Bruchstück aus einem werdenden Buch

*

FRANÇOIS DE BELLEFOREST / ANSPRACHE DES PRINZEN HAMLET AN KÖNIGIN GERUTHE, SEINE MUTTER

(Aus den 1581 erschienenen „Histoires Tragiques" des François de Belleforest
übertragen von Harry Graf Keßler)

Vorbemerkung

Im Herbst erscheint, auf der Cranach-Presse in Weimar gedruckt und vom Insel-Verlag in Leipzig und S. Fischer in Berlin verlegt, Gerhart Hauptmanns neue Hamlet-Bearbeitung mit über siebenzig Holzschnitten von Edward Gordon Craig. Als Begleittext sind die Quellen abgedruckt, aus denen Shakespeare der Hamlet-Stoff zugeflossen ist, vor allem das wohl zuerst 1581, also zwanzig Jahre vor Shakespeares Hamlet, erschienene Fünfte Buch der „Histoires Tragiques" des François de Belleforest, das bei dieser Gelegenheit, wohl zum ersten Male, verdeutscht

wird; das ist um so sonderbarer, als Belleforests Erzählung hohe literarische und dichterische Qualitäten besitzt und ein glänzendes Beispiel des vollentwickelten französischen Prosastils der Renaissance ist. Dieser Stil, der sein Vorbild in der klassischen Prosa Ciceros sah, sie aber mit einem neuen und jugendfrischen Geist erfüllte, ist das literarische Seitenstück zu der französischen Architektur der Hochrenaissance und den Schlössern und Palästen an den Ufern der Loire und um Paris. Auch führen deutlich zu verfolgende Wege von dieser in rhetorisch glänzenden Reden und Gegenreden gipfelnden Erzählungskunst nicht bloß zum Drama Shakespeares, sondern auch zur klassischen französischen Tragödie Corneilles und Racines. Belleforest steht also an einem Knotenpunkt der europäischen Geistesgeschichte und verdient schon deshalb nicht die geringschätzige Behandlung, die ihm als bloßen Handlanger von Shakespeare karge Beachtung schenkt.

Ob Shakespeare den Hamlet-Stoff direkt aus Belleforest geschöpft hat, ist allerdings strittig; aber zweifellos ist er indirekt von ihm befruchtet worden, und je aufmerksamer man Belleforest liest, um so mehr Berührungspunkte findet man zwischen ihm und Shakespeare, und gewiß haben beide, sowohl Belleforest wie auch Shakespeare, die Hamlet-Sage als einen Stoff von höchster politischer Aktualität empfunden und aufgegriffen. In ihm spiegelte sich für sie die langjährige Tragödie der Maria Stuart, der einstmaligen französischen Königin, die dann als schottische Königin 1567 ihren zweiten Gemahl ermorden ließ und dessen Mörder Bothwell heiratete und schließlich infolge der Intrigen ihrer Rivalin Elisabeth und der ränkevollen Politik ihres gelehrten, ewig unschlüssigen, genialischen Sohnes zweiter Ehe, des schottischen Kronprinzen und späteren englischen Königs Jakob I., 1587 einen tragischen Tod starb. Shakespeare und seine Zuhörer haben gewiß in den Jahren um

die Jahrhundertwende, wo Jakob den englischen Thron bestieg und Shakespeares „Hamlet“ das Allerneuste auf den Brettern war, bei Hamlets Mutter an Maria Stuart und ihren Mörder-Gemahl und bei Hamlet an den undurchsichtigen, unheimlichen schottischen Thronanwärter und König gedacht.

H. K.

*

Was für ein Verrat ist dieses, o verrufenste aller derjenigen, welche sich dem Willen eines abscheulichen Wüstlings hingegeben haben, daß ihr unter der Schminke erheuchelter Tränen die schlechteste Handlung und das häßlichste Verbrechen verberget, das ein Mensch ausdenken oder vollführen konnte? Welches Vertrauen kann ich euch schenken, die ihr wie eine lüsterne Buhlerin, die durch jede Art von Unzucht ihren Halt verloren hat, mit gebreiteten Armen hinter dem ungetreuen, heimtückischen Tyrannen herlaufet, der der Mörder meines Vaters ist, und den Dieb des rechtmäßigen Bettes eures treuen Gatten in Blutschande liebkoset, schamlos denjenigen verratend, welcher der geliebte Vater dieses unseligen Sohnes war, dem keine Hoffnung geblieben ist, wenn die Götter ihn nicht gnädig sehr bald aus einer Gefangenschaft befreien, die unwürdig ist seines Ranges und des edlen Stammes und der erlauchten Sippe seiner Eltern und Vorfahren? Geziemt es einer Königin und Königstochter, den Tieren in ihren Lüsten zu folgen und, genau so wie Stuten sich mit denen verbinden, die ihre ersten Schwängerer besiegt haben, einem verhaßten König zu Willen zu sein, der einen tapferen und besseren Mann als er selbst erschlagen und durch die Ermordung Horwendils Ruhm und Ehre der Dänen gelöscht hat, die kraftlos, ohne Herz oder Mut, vernichtet daliegen, seitdem der Glanz ihrer Ritterlichkeit durch den feigsten und grausamsten

Schurken auf Erden zu Ende gegangen ist? Ich kann ihn nicht als meinen Verwandten anerkennen und als Oheim betrachten, und auch euch nicht als meine vielliebe Mutter, da der eine das Blut nicht geehrt hat, das uns aufs engste hätte einigen müssen, außer indem er der anderen die Hand reichte, die nie mit dem grausamsten Feind ihres Gemahls in eine Ehe willigen konnte, ohne ihre Ehre preiszugeben und den Verdacht zu erwecken, daß sie mit dem Tode ihres Gatten einverstanden war. Ach Königin Geruthe! Das tun Hündinnen, mit vielen sich vermischen und Ehe und Beischlaf von verschiedenen Männchen begehren! Lüsternheit allein hat euch die Erinnerung an Tapferkeit und Tugenden des guten Königs, eures Gemahls und meines Vaters, aus der Seele gelöscht; zügellose Begierde hat die Tochter Roriks verleitet, den Tyrannen Fengo zu umarmen ohne Ehrfurcht vor dem Schatten Horwendils, der ein so einziges Geschick nicht verdiente, daß ihn sein Bruder treulos erschlug und er feige verraten wurde von seiner Gattin, die er so hoch in Ehren hielt und um deren Liebe er vor Zeiten Norwegen seiner Schätze beraubt und von tapferen Männern entvölkert hatte, um Roriks Reichtümer zu mehren und Geruthe zur Gemahlin des kühnsten Fürsten von Europa zu machen. Das ist nicht Weib sein, und noch weniger Fürstin, aus der jede Art von Milde, Anstand, Mitgefühl und Freundschaft leuchten muß, wenn eine ihre lieben Nachkommen einem ungewissen Schicksal und den mit Blut und Mord befleckten Händen eines Diebes und Eidbrüchigen preisgibt; nicht einmal die wildesten Tiere tun dergleichen: denn Löwen, Tiger, Luchse und Leoparden kämpfen für ihre junge Brut, und Vögel, die Schnabel, Krallen und Flügel haben, wehren sich gegen die, die ihre Jungen rauben wollen; ihr aber überlasset und überliefert mich dem Tode, statt mich zu verteidigen. Heißt das nicht, mich verraten, wenn ihr die Ruchlosigkeit des Tyrannen und seine

Gedanken voll tödlicher Pläne gegen das Geschlecht und Abbild seines Bruders kanntet, jedoch nicht verstandet oder euch nicht herabließet, Mittel zu finden, euer Kind nach Schweden oder Norwegen zu retten oder wenigstens den Engländern auszuliefern, statt es als Opfer eurem schamlosen Ehebruch darzubringen? Verübelt es mir nicht, hohe Frau, wenn ich, außer mir vor Schmerz, so hart mit euch rede und euch weniger Achtung erweise, als es meine Pflicht wäre; denn da ihr mich vergessen und das Gedächtnis des verstorbenen Königs, meines Vaters, vernichtet habt, müßt ihr euch nicht wundern, wenn auch ich mich meiner Pflichten nicht erinnere. Seht, in welche Not ich geraten bin, und wie tief ins Unglück mich mein Schicksal und euer allzu großer Leichtsinn und Mangel an Klugheit gestürzt haben, daß ich gezwungen bin, den Narren zu spielen und das Gebaren eines Wahnsinnigen zu äffen, um mein Leben zu retten, statt mich in Waffen zu üben und auf Abenteuer auszugehen und auf jede Weise zu versuchen, mich als den wahren Sohn des tapferen und guten Königs Horwendil zu erweisen. Nicht ohne Grund und gerechten Anlaß gleichen meine Handlungen, Gebärden und Worte denen eines Narren, und will ich, daß ein jeder mich für bar jeder Vernunft und Erkenntnis halte; denn ich weiß wohl, daß derjenige, welcher sich nicht gescheut hat, seinen eigenen Bruder zu töten, und, an Mord gewöhnt, die Alleinherrschaft liebt, weil er keinen neben sich hat, der seine Schliche und Schlechtigkeiten durchschauen könnte, kaum zögern wird, mit gleicher Grausamkeit gegen Blut und Geschlecht seines von ihm erschlagenen Bruders zu wüten. Daher ist es für mich besser, zu heucheln, als meiner Natur zu folgen, deren reine und heilige Strahlen ich unter diesem Schatten verberge, wie die Sonne ihre Flammen hinter schweren Wolken in der Gluthitze des Sommers. Das Gesicht eines Wahnsinnigen paßt mir, um meine kühnen Einfälle zu ver-

hüllen, und die Taten eines Narren sind mir recht, damit ich, weise mein Benehmen berechnend, mein Leben dem dänischen Lande und dem Gedächtnis des hochseligen Königs, meines Vaters, erhalte. Denn das Verlangen, mich zu rächen, ist mir so tief ins Herz gegraben, daß, wenn ich nicht bald sterbe, ich hoffe, eine solche und so hohe Rache zu nehmen, daß man immerdar in diesen Landen davon reden wird. Allerdings müssen Zeit, Mittel und Gelegenheit abgewartet werden; denn wenn ich die Sache allzusehr überstürze, möchte ich meinen vorzeitigen Untergang herbeiführen und mein Leben enden, ehe ich mit der Verwirklichung des Vorhabens, dessen Erfolg mein Herz ersehnt, den Anfang gemacht hätte. Denn gegen einen bösen, treulosen, grausamen und rohen Mann muß man die artigsten Künste und Täuschungen spielen lassen, die ein feiner Kopf ersinnen kann, um seine Pläne nicht kundzutun; und da die Macht nicht auf meiner Seite ist, gebietet die Vernunft, daß Ränke, Verstellungen und geheime Umtriebe Ordnung schaffen. Im übrigen, hohe Frau, sollt ihr keine Träne ob meiner Narrheit vergießen, sondern seufzen über den Fehltritt, den ihr selbst getan habt, und euch grämen wegen der Schande, die Ansehen und Ruhm befleckt hat, die von alters die Königin Geruthe erlaucht machten; denn nicht der anderen Fehler sollen uns ins Gewissen stechen, sondern Schmerz empfinden sollen wir über unsere eigenen Schlechtigkeiten und übermäßig großen Irrungen. Im übrigen warne ich euch, daß, so lieb euch das Leben ist, weder der König noch ein anderer von dem, was ich euch gesagt habe, Kenntnis erhalten darf. Für das übrige lasset mich sorgen. Denn ich hoffe, mein Unternehmen zu einem guten Ausgang zu führen.

Obwohl die Königin sich ins Herz getroffen fühlte, und Hamlets Worte sie an der Stelle berührten, wo sie am empfindlichsten war, so vergaß sie doch den ganzen Unwillen,

den sie hätte empfinden können, da sie sich so scharf gescholten und getadelt sah, über der großen Freude, da sie erkannte, wie fein der Geist ihres Sohnes war, und was sie von einer solchen und so großen Weisheit hoffen durfte.
Einerseits wagte sie nicht, die Augen aufzuschlagen, um ihn anzusehen, da sie ihres Fehltritts gedachte, andererseits hätte sie gern ihren Sohn umarmt wegen der klugen Vorhaltungen, die er ihr gemacht hatte, die so wirksam waren, daß sie zur Stunde alle Flammen der Begehrlichkeit löschte, die sie Fengo zur Freundin gemacht hatten, und in ihrem Herzen die Erinnerung an die Tugenden ihres rechtmäßigen Gatten keimen ließen, den sie von Herzen betrauerte, als sie das lebende Abbild seiner Tugend und Weisheit in diesem Sohn erkannte, in dem das ritterliche Herz seines Vaters sich ihr offenbarte. Von dieser ehrbaren Leidenschaft überwältigt und ganz in Tränen aufgelöst, hielt sie lange die Augen starr auf Hamlet gerichtet, als ob sie in irgendeine tiefe Betrachtung entrückt wäre und Staunen sie gepackt hätte, dann umarmte sie ihn mit der gleichen Liebe wie nur irgendeine tugendsame Mutter ihre Nachkommenschaft küssen und liebkosen kann, und richtete an ihn folgende Worte:
Wohl weiß ich, mein Sohn, daß ich dir ein Unrecht zugefügt habe, als ich die Heirat mit Fengo duldete, da er der grausame Tyrann und Mörder deines Vaters, meines treuen Gatten, ist; aber wenn du dich besinnst auf meine geringe Macht, mit der ich Widerstand hätte leisten können, auf den Verrat des Hofes, auf das geringe Vertrauen, das wir den Höflingen schenken können, die ihm alle ergeben sind, und auf die Gewalt, die er anzuwenden vorhatte, wenn ich die Verbindung mit ihm ausschlug, dann wirst du mich eher entschuldigen, als mir Lüsternheit oder Untreue vorwerfen, und wirst mir noch weniger das Unrecht antun, zu argwöhnen, daß jemals Geruthe ihre Zustimmung zum Tode

ihres Gatten gegeben hätte. Denn ich schwöre dir bei der hohen Majestät der Götter, daß, so es in meiner Macht gewesen wäre, dem Tyrannen zu widerstehen und mit meinem Blut und dem Verlust meines Lebens das Leben meines Herrn und Gemahls zu retten, ich es ebenso beherzt getan hätte, wie ich seitdem oft die Verkürzung deines Lebens verhindert habe. Denn wenn dir das geraubt wird, dann will ich länger nicht in dieser Welt weilen, da ich sehe, daß dein Geist gesund und der Weg zur Rache für deinen Vater gangbar ist. Jedoch, mein Sohn und süßer Freund, wenn du Mitleid mit dir selbst hast und Sorge für das Gedächtnis deines Vaters, und wenn du auch nichts für diejenige, welche nicht den Namen deiner Mutter verdient, tun willst, so bitte ich dich doch, deine Sache klug zu führen, weder zu heftig noch zu feurig in deinen Anschlägen zu sein und dich nicht weiter, als Vernunft gestattet, in deinen Plänen vorzuwagen. Du siehst, daß es keinen einzigen Mann gibt, dem du trauen kannst, und daß auch ich keine Frau habe, der ich wagen würde, ein einziges Geheimnis zu sagen, ohne daß es gleich deinem Feinde hinterbracht würde, der, mag er noch so sehr tun, als ob er mich liebte, um meine Umarmungen zu genießen, mir doch mißtraut und mich fürchtet deinetwegen, und auch nicht einfältig genug ist, zu glauben, daß du wahnsinnig oder närrisch bist.

*

RICHARD BILLINGER / ZWEI ERZÄHLUNGEN

Ein Brandstifter

Oft liegen Bauernhöfe in Mulden, oft auf Sonnenbüheln, umwuchert von Äckern. Meist haben die Fenster der Ställe die schöne Aussicht, funkeln in Ebenen, von Windwolken überbauchten. Das Haus des Bauern ist selten aus Stein ge-

baut, das Holz schmiegt sich leichter zueinander, bildet die Wände der Stuben und der Kammern, die im Sommer kühl und im Winter warm sind.
Hans Falterbauer war Jungknecht im Gehöfte der Schwestern Schwertner. Die drei Weibsleute waren von der harten Arbeit verkrümmt und verbogen, trugen Hände wie Gabeln, klumpten mit Stallfüßen, das Herz war wohl schon aus seiner Form gelaufen, saß kaum mehr wo im Geleibe. Habsucht, Geiz und der Neid geißelten die drei Weiber, die den größten Bauernhof und die ergiebigsten Felder besaßen.
Der Jungknecht sah die Sonne aufgehen und untergehen, Regen kommen, den Tau blitzen, es kam ihm nicht in den Sinn, daß es die Schönheit gäbe und die Wollust des Menschseins. In der Scheune überfiel ihn das Gruseln. Das Stroh reckte gelbe Hälslein, Spinnen saßen in ihrem Fädchenhimmel.
Die Ernte war heuer „gottgesegnet", das Gerüste der Scheune wurde vollgestopft mit Kornbündeln und Weizenbündeln, die Gerste mußte von dem Stiere zusammengetreten werden, um den Platz unter dem Dache des Stadels zu finden. Die drei Bauernweiber kehrten noch nach Feierabend ihre Tenne blank, fraßen Staub, als der Mond schon auf der Wolke schwamm.
Der Jungknecht schritt durch den von den Mägden verlassenen Stall. Er ging an den Kühen vorbei, er sättigte sich am Odem des Kuhmistes. Die schwarze Nacht, meinte er, sitze in der Scheune, deren Tor er entriegelte. Das Mondlicht sickerte durch die Löcher und die Fugen. Der Knecht beschenkte ein Strohhälmchen mit dem Flämmlein eines Zündholzes, überließ diesem Hälmchen die Ernteschcune. Er legte sich in der „Kammer" schlafen. Die Mitknechte hatten alle die Wege zu den Mägdefenstern genommen, sie dienten dem Gesetze der entfesselten Nacht.

Den drei Schwestern half kein Gebetsversprechen, als die Scheune flammte. Sie bespieen sich mit Flüchen, dem Versicherungsmann die Tür gewiesen zu haben. Schafe rannten in die Lohe, Säue stoben durch die Leute, der Hengst bäumte. Hexengleich rannten die drei Weiber um die verlorene Scheune, aus geklafften Hemden die verdorrten Brüste zeigend.
Am nächsten Tage wurde ein Handwerksbursche, der im Pferdestalle übernachtet hatte, verhaftet. Der Jungknecht bat seine Eltern, bei einem anderen Bauern in Dienst gehen zu dürfen. Er kam ins Nachbardorf zu einem alten Bauern. Der stritt oft mit seinem Weibe. Hans Falterbauer freute sich der Zwietracht der Eheleute, speicherte Schadenfreude in seinem Herzen auf. An einem Sonntage war er zu Fuß in die „Stadt“ gewandert. Die ödete den Dorfmann mit den scheunelosen Häusern an. Auf dem Wege zum Bahnhofe traf er einen Gendarm, der einen Gefesselten begleitete. Das Gesicht dieses Gefangenen trug den Schein und das Winken, das dem Knechte vertraut war. Die gaffenden Weiber, knieschiebenden Mannsleute schreckten vor dem Bewachten, freuten sich unverlierbarer Pfühle und Tische.
Das Weib des Bauern, bei dem Hans diente, trachtete jeder Mannshose nach. Knechte ringsum kannten sie. Sogar die Stromer besprachen auf ihren Wegen diese liebebeschienene Herberge. Mit entblößten Augen schaute das Weib auch auf den Jungknecht. Der fing den Frosch, zertrat ihn. Den Igel sperrte er in die Speisekammer. Eine tote Ratte legte er zwischen die Scheiter, die ofenbetreuende Bäuerin zu schrecken. Das Bauernweib hörte in der Nacht das Geschrei einer noch schulpflichtigen Magd, die in seiner Vorkammer schlafen mußte. Es stürzte im Hemde zu dem Mädchen, es sah den Jungknecht flüchten. In derselben Nacht brannte das Gehöft des alten Bauern nieder. Die Brandstätte mied

bald der junge Knecht. Die Leute hatten wohl recht, wenn sie die Ursache des Unglückes, des Brandes, den oft zweifelhaften Besuchern der Bäuerin zuschrieben.

Der Pfarrhof von Hans Falterbauers Heimatsdorfe stand im Rufe der Sauberkeit. Die Dienstboten lebten dort ohne Unruhe, gaben sich zufrieden. Hans lag hier zum ersten Male in seinem Leben in einem linnenreinen Bette. Die Sünde der Unzucht war hier besonders verächtlich. Heiligenbilder hingen an der Wand, auf dem Flure stand bäumleingroß der Rosmarin, Aborte lagen nicht mehr hinter den Ställen, sie prangten im Hause, jedes Ding besaß die Würde der Gediegenheit und das Gewicht des guten Scheines.

Die Dorfkirche, die der Knecht nun Sonntags besuchen mußte, hatte unter keiner „Renovierung" gelitten. Berühmt waren die goldberührten Gestalten der Heiligen, deren Gewänder ein Wind bauschte, deren Hände zu tanzen schienen. Jahrhundertalte Fahnen galten Zünften, die sie von weither spendeten, als Flügel, samtene, der Ewigkeit, als Standarten ihres Gottesgewissens. Engelsköpfe klebten an Altären, geflügelte Tiere des Evangeliums bewachten den Predigtstuhl.

Hans, der Pfarrersknecht, ging an einem Sonntagnachmittage ins Gasthaus. Das Geknatter der Kegelbahn lockte. Erst strolchte er sonntagsschön um den Krämerladen, sah zwei alte Weiber aus der Kirche schreiten, die noch den Weihrauch trugen. Der Junge tauchte die Kirchentüre auf und trat in das verlassene Gotteshaus. Er ging zu einem Beichtstuhle, setzte sich auf die Priesterbank. Er schritt zum Hochaltare, besah sich dessen Prunkbild. Eva beschenkte Adam mit einem Apfel. Die Schlange wiegte sich vom Baume.

An einem Seitenaltare kniete ein Mädchen. Hans, der Knecht, hatte die heimliche Beterin früher gar nicht bemerkt. Deren Gesicht überspannen Engel mit dem

Schleier der Andacht. Das Haupt schien dem Leibe entschweben zu wollen. Dem anschleichenden Burschen gefiel auf einmal die Kirche. Die Betstühle spiegelten das Licht. Posaunen Jehovas funkelten. Hinter dem Mädchen lauerte der Junge. Das Altärlein war der heiligen Notburga geweiht. Das hölzerne Leiblein der Heiligen prangte, eine Sichel schwebte hoch wie ein silbern entflohenes Herzding, ein Spielzeug, keine harte Arbeitsschneide, kein Ährenmesser.

Hans legte seine Faust auf die Betende, er wollte das Mädchen in den Beichtstuhl, in ein Nischlein oder Bettgefüge tragen. Doch der Brünstige war wohl tolpatschig, ungeschickt, das feine Körperlein entwand sich ihm, wie von Himmelshänden beschützt. Das Mädchen entkam. „Bleib!" keuchte der Knecht, rührte sich aber nicht von seinem Platze. Er hatte geglaubt, die Zarte bliebe gerne an seinem Herzen, wie das Bienlein den Honig leckend.

Die Stille der Kirche war wohl nur Himmlischen angenehm. Karl empfand sie als einen Genuß, der einem erst nach dem Grabe gebühre. Hold lächelte die Tirolermagd Notburga. Die braunen Bauernwangen trugen Lichtflecken, das Gewand war nicht ganz bis zu den Füßen gefallen, ließ die Knöchel und die nackten Zehen den Betern zur Betrachtung. Wo die Brüste sich verbargen, hatte der Holzschneider der Heiligen hundert Hemdfältlein gebauscht, der Hals trug zierlich das Haupt, das von einem Heiligenscheine beschwerte.

Die Gebenedeite stand in hüftehohen Ähren. In die Altarnische war der blaue Himmel gemalt.

Der Knecht Hans fand, daß die Gebliebene die Entflohene ewigweit übertreffe. So zeige sich kein Weibesantlitz, so hold diene keine Stirne dem Haargeflechte! Die könne Brot backen wie die Mutter und das Pfühlein richten und den Weg hüten und die Abendtüre versperren! Die Nacht

schenke sie, aus dem Wolkenrot steigend, den Wind in kühlen Handschalen, Liebe lispelnd. Mägden, die nachthinein die Schwengel der tiefen Brunnen hoben, fülle sie rascher ja die Tröge mit dem Wasser. Sie böte ihm auch die Wange und seinem Munde goldene Lippe.
Der schön Gefangene stieg wie im Traume auf den Altar, hob das leichte Bildwerk der Heiligen in seine Arme. Er hüpfte auf die teppichbelegte Stufe, schritt mit dem Raube durch die Kirche. Steinstufen liefen vom Glockenhause aufwärts in den Turm. Hans Faltenbauer gelangte bis zur Glockenstube. Die Glocken hingen geschwisterlich in den Jochen, gefangene Dämonen der Lüfte. Die schweren Klöppel ruhten. Aus der Glockenstube führte ein Türlein unter das hochgefaltete Dach der Kirche. Das Ewige lag wo schöpfbar in den Bezirken des Turmes.
Unter dem Dache zerfiel aufgehäuftes Gerümpel. Särge, wappenumbilderte und deckelentblößte, standen gleich liebeentstürmten Betten in den Winkeln. Totenköpfe thronten in einer Pyramide. Staub der Vergänglichkeit flirrte in den Sonnenstrahlen, die durch das Dach fielen.
Der Junge suchte eine Höhle, einen wiesenschönen Anger für die Heilige. Ein Thronstuhl, dem das verdorrte Eingeweide aus zerschlissenem Sammet schoß, schreckte ihn. Da stand ja eine Bahre, eine wohl zwieschläfige! Sogar ein goldbequasteter Polster lag zu Häupten des Totenschiffleins, das seine Fracht, die entwundete Seele, dem Hafen schon gespendet hatte.
Dahinein legte der Knecht voll Zartheit die Bürde. Seine rauhen und zerschrundenen Hände lagen auf den Wangen der Strahlenden, die als eine Magd einstmals von Gott des Wunders gewürdigt worden war, das ihr Sichlein, der übermächtigen Erntefron auf einem Bauernacker zu entrinnen, in die Luft geschleudert hatte und das in Lüften „sitzen"-geblieben war.

Als der Küster abends das Tor der Kirche versperren mußte, trat noch ein Besucher der Altäre über die Schwelle. Der alte Mann erkannte den Pfarrersknecht nicht, meinte, ein Betrunkener hätte in dem Gotteshause geschlafen. In derselben Nacht zerriß das Dach der Kirche eine Feuerflamme. Die Dörfler fürchteten um ihre Häuser. Die benachbarte Stadt schickte die Motorenspritze. Die Heiligen wurden den Altären entrissen. Es brannte aber nur das Dach nieder, die Decke der Kirche hielt stand, auch der Turm wehrte die aufzüngelnden Flammen ab. Viele meinten, ein Wunder wäre bei dem Kirchenbrande am Werke gewesen. Als man die heilige Notburga von ihrem Altare tragen wollte, sie zu bergen, sei sie verschwunden gewesen. Sicher hätte diese Dorfliebende mit den Flammen gerungen, das Feuer erwürgt.

Dem Pfarrersknecht behagte es in seinem Dienstorte nicht mehr, er wurde trotzig, keck, faul. Gar fremd und ihn nichts mehr angehend dünkte ihm auch das Gebet. Er stand wie nackt unter Vermummten, kein Engel umflüsterte ihn mehr.

Hans Faltenbauers Vater hatte ein paar Äcker gepachtet, und er befahl seinem vom Knechtsdienste entlassenen Sohne heimzukehren.

Hans trat wieder in die Elternstube, fremden Lüften entstiegen, brüstebegehrend gleich einem Säuglinge. Der jungen Schwester Schürze trug er in sein Bett. Die Mutter fand sie am Morgen unter seinem Laken. Sie sagte das dem Vater. Hans balgte gerade mit seiner Schwester unter den Apfelbäumen. Der alte Häusler glaubte, der Bursche täte dem Mädchen etwas zuleide. Er sah das Brünstige des Jungen in Leib und Gebaren, er ahnte das Schreckliche, er schlug so hart des Sohnes Wange und Antlitz, daß das Blut dessen Hemd netzte.

Die mit Heu und Stroh gefüllte Anhütte des Häuschens

Falterbauers fraß in derselben Nacht das Feuer, fraß alles bis aufs letzte Hälmchen, schmorte die Hühner und zerbiß die Ziege, verschonte auch das Leutedach des Hauses nicht, verschlang sogar die Betten und die Stühle und ließ vom „Anwesen“ des Häuslers nur ein Häufchen Staub am Morgen übrig.
Man sagte es im Dorfe, der Häusler hätte schon lange seinem Sohn geargwöhnt, die früheren Untaten des Knechtes geahnt.
Man konnte das Wahre nicht mehr auf den Wirtshaustisch bekommen, denn der Häusler hatte den Brandstifter in der Nacht erwürgt, er selbst hatte sich im Karpfenweiher des Pfarrhofes ertränkt.

*

Der Frevler

Gleich Teufelsschwänzen hingen die Hanfstränge der Glocken hernieder vom Turme, und drei Weiber, Parzen gleich, keuchten, die Glocken läutend, zogen die immer wieder aufschnellenden Stränge in ihren Schoß, und ein Weibsstück sang:

Sterben! Sterben!
Die andern wollen erben
den Geldsack, das Schindeldach!

Ins Grab wurde der „freie“ Bauer Kilian Lindenmilch geschaufelt. Im Zorne über seinen Sohn, der das vom Vater zugeführte Bräutlein verschmäht hatte, war ein Äderchen dem Alten geplatzt, hatte der Tod ihm den Odem gestohlen.
Am folgenden Tage lag der Sohn und Erbe noch in seinem Pfühle, als die drei Glockenweiber, die dem Vater in die Ewigkeit „geholfen“ hatten, um das Läutergeld bitten kamen. Der Schlaftrunkene warf den drei Weibern sein

Beutelchen zu. „Der Kittel stinkt", grollte der junge Bauer, den Schlaf noch kostend. Eine Magd füllte den Badezuber mit dem kalten und mit dem warmen Wasser. Ostervögel riefen im Garten. Die ersten Auveilchen hatte eine Betreuende auf den Tisch gestellt.

Im „guten" Gewande stand der Erbe heute unter dem Hoftore. Viele Äcker und Wiesen dienten seiner Scheune, sein Stall barg zeilenlange das Vieh. Nichts „fehlte". Nur das Herz des Jungen war üppig geraten, kniete in keiner Ackerfurche mehr.

Das Schloß Zinneberg lag am Flusse Inn. Ignaz Gras, der Gütermakler, der „Anstauber", kam zum jungen Bauern Kilian Lindenmilch und frug ihn im Scherz, ob das Schloß des Grafen ihm gefalle. Der Graf wolle es ihm verkaufen. Aus des Händlers Munde stank das schon oft gehörte Gerücht, der Graf lebe mit seiner Gattin in Unfrieden, er fürchte auch seine Base, Äbtissin des Klosters der Engel. Deren Eltern waren bei einer Kahnfahrt im Innflusse ersoffen, es hatte sich nur der Graf, der Neffe der Schloßbesitzer, schwimmend gerettet. Seelegram war deren einzige Tochter ins nahe Kloster gezogen, und als die alte Äbtissin dort verstarb, wurde die Adelige zur Führerin gewählt, trotz ihres noch jungen Leibes und trotz nicht jahreerprobter Frömmigkeit. Das Schloß am Inn hatte das Weib aber in heimlicher Herzensliebe dem Vetter geschenkt, dem den Innfluten Entronnenen. Kaum stak aber der Hünengleiche, Rotbebartete in goldenen Hosen, als er ein Stadtfräulein freite. Die Äbtissin beschaute ihr Antlitz im Spiegel ihres Gemaches, vergrub jede Erdehoffnung im Särglein der Gebete und der Kasteiungen. Nach Venedig ging die Hochzeitsfahrt des Grafen. Wie auf einem Sonnenstrahle wollte der Plumpe in den Himmel der Ehe reisen. Als Graf und Gräfin die Türme und die Häuser der Stadt, die der Wind ölte, bestaunten, Wolken, von den Tritten der Götter tönend,

über sich fliegen sahen, trat aus einem alten Tore ein Jüngling. Es war, als käme Bacchus vom Bechertische. Das Weib des Grafen erschauderte und erbleichte beim Anblicke des Jungen. Jäh biß die Eifersucht das Herz des Gatten entzwei. Nach Wochen, als Graf und Gräfin wieder in ihrem Schlosse beim Mahle saßen, auf die horizontegroßen Innauen blickten, trat der Venetier an den Tisch. Wie er hieher gekommen sei, frug weder Mann noch Weib. Die Gräfin aber wußte es sogleich, daß der Graf ihre Treue auf die Probe stellen wollte. Sie schwieg seit diesem Tage. Barnabas, den Namen trug der Jüngling, eroberte bald Tier und Mensch. Die Vogelkehle schien des Goldes voll zu sein über den Wohlgebildeten. Der Landesfremde fand bald Wege und Wald, ritt, wohin es ihm beliebte, entdeckte den Bauern die Brunnenquellen, wußte Salben und Tränklein den Bresthaften zu schenken, lehrte neue Tänze. Kein Dörnlein schien ihn zu entstellen, kein Gebetesseufzer schwoll dessen Herz.
Kilian lauschte der Rede des Maklers, des Leutebetrügers. Er kannte Barnabas. Er hatte jäh den Freund gefunden, der ihn aus der Stube lockte, den Wein in der Gästestube des Nonnenklosters zu trinken, das das Schankrecht von alters her besaß, im Süden wo die Weingärten pflegen ließ. Gar ein Nönnlein hatte durch den Türspalt auf die zwei Prasser gelugt. Die Äbtissin lud den jungen Freund ihres Vetters zum Mahle. Silberne Becherlein, Porzellan aus Chinalande schmückten den Tisch. Zwei Nonnen mußten zur Harfe singen. Der Graf war von der Buhlschaft seiner Base überzeugt, und da zur selben Zeit Kaiser Josef in Österreich Klöster aufhob, Bauern befreite, meinte der Argwöhnische, Mißtrauende, von Eifersucht Blinde und Betölpte, der Kaiser könne der Äbtissin, die erklärt haben sollte, Barnabas zu heiraten, ihr Elternerbe wieder verschaffen, ihn vom Schlosse wegjagen. Wohl träufelte ja

böses Gewissen Gift in seine Seele, Bauern spuckten hinterrücks vor ihm aus, da ein Fischer es beobachtet, wie er die alten Verwandten, die Eltern der Äbtissin, aus dem Boote in den hochgehenden Inn geschleudert hatte.

Kilian stand noch immer unter dem Hoftore. Er sah die fernen Türme des Schlosses, sein Herz schien ihm nicht zu klein zu sein, im getürmeten Hause zu wohnen. Da ritt ein Dienstknecht des Grafen an, brachte dem Bauern die Bitte des jungen Italieners, schnell zu kommen. Weglagerer haben den Arglosen überfallen, erzählte der alte Knecht. Er wußte aber noch anderes zu sagen. Zigeuner, als Bauern vermummt, hätte der Graf, der sein niebegründetes Mißtrauen gegen sein Weib nicht mehr ertragen, seine verstummte Gattin nicht der Untreue überführen konnte, gedingt, den schon Lästigen, sein Weib nicht Beachtenden, kurzerhand zu ermorden.

Kilian ritt zum Schlosse. Er fand das Tor offen, die Dienstknechte schienen entlaufen zu sein.

Der alte Knecht zeigte ihm die Kammer des Freundes. Der Bauer fand nur mehr einen Toten. Dienerinnen klagten nahebei. Ihre Herrin hätte den Becher, den der Graf mit einem Labetrunke für Barnabas gefüllt hatte, vor der Schwelle der Kammer selbst geleert, wäre sogleich entseelt, von dem Gifte, das der Becher wohl enthalten hatte, versehrt, zu Boden gesunken. Da stürmte die Äbtissin an, mit Fanfarenklängen sich meldend. Sie hatte einen Wagen mit Klosterknechten bemannt, den Geliebten zu bergen. Man legte den Toten nackt auf den Wagen. Mägde liefen aus den Ställen, Weiber von ihren Männern, Bettler und Betrunkene sammelten sich zu Hauf, folgten dem Wagen, die Kirchenglocken erklangen, von Kindern bewegt.

Vorm Tore der Klosterkirche stand der Klosterkaplan und ein Greis mit einem juwelengeschmückten Kreuze. Es war die Kunde zu den Priestern gelaufen, die liebesirre Äbtissin

wolle an Christi Stelle ihren toten Buhlen Barnabas auf den Altar bahren vor die hundert beleuchteten Kugeln aus Glas, die am Gründonnerstage erhellt werden durch Dochtflämmlein, den Leichnam Gottes der gläubigen Menge zu zeigen.
Brausend nahte der Zug des Wagens, wie von Dämonen geführt. „Sakrilegium!“ schrie der Kaplan. „Omnipotens Deus!“ betete der alte Priester. Vor dem Tore hielt der Wagen. Klosterknechte luden nun auf eine Bahre den Leichnam. „Machet auf!“ rief die Äbtissin. „Nein!“ antwortete der Kaplan des Klosters. Aus allen Fenstern des Klosters winkten die Nonnen, die Kirchenorgel pfiff und gellte und jubilierte, die Glocken erschütterten die Luft.
Jetzt sprang Kilian, der Bauer, vor, entriß dem Kaplane den Schlüssel, sperrte das Tor auf. Er wehrte den zürnenden Priester ab, bekam von einem plötzlich herbeigeeilten Mönche einen derben Schlag in das Antlitz. Da loderte der ererbte Zorn aus dem jungen Bauern. Er warf den Mönch zu Boden, zerstampfte schreiend ihm die Rippen, schlug mit seiner Faust den milde zusprechenden alten Priester auf die Schläfe, den Sitz des Lebens, daß der Greis wie tot zur Erde sank.
Gleich einem goldenen Abgrunde erglühte das sichtbare Kircheninnere, der Altar brannte voller Kerzen. Über die am Boden liegenden zwei Priester hinweg drängte das Volk, die Bahre voran, von der Äbtissin geführt, in die der Satan des Übermutes gefahren zu sein schien. Ein paar alte Weiber bargen die toten Priester, sich bekreuzend und den Gottesfrevel beklagend. Ferne schwoll der Feuerschein des brennenden Schlosses hoch.
Kilian war dem Zuge nicht gefolgt. Er hockte auf einer alten Innweide, ernüchtert. Müde ging er heim. Er schlief in seinem Pfühle bis in den halben Morgen des Karfreitages, als die Türe Soldaten der Stadt Passau aufstießen.

Kilian hatte einen Generalvikar, der gekommen war, die liebebetörte Äbtissin wieder auf den Weg Gottes zu führen, getötet. Auch einen Mönch, einen Almosensammler aus der fernen Stadt Salzburg, hatte er vom Leben in den Tod getrieben.

Der Bauer wurde gefesselt nach der Stadt Passau geführt und nach monatelanger Kerkerhaft, nachdem der Kaiser selbst eine Begnadigung abgelehnt hatte, auf dem Richtplatze dieser Stadt enthauptet.

*

ALBRECHT SCHAEFFER / IN DIESEM ZEICHEN WIRD DER KAISER SIEGEN!

Aus dem Roman „Kaiser Konstantin"

Am Nachmittag stand die Schlacht.

Sie war die letzte von fünf zwischen den hadernden Kaisern, in denen Konstantin den Maxentius von den Alpen herunter südwärts bis in den Schatten von Rom gedrängt hatte. Jede von diesen Schlachten, in mutlosem Ungeschick von Maxentius angenommen, war ihm als Niederlage zuvor entschieden; jede bestand nur aus sich wehrendem Weichen. Dennoch brachte das Ungestüm Konstantins seinen Legionen die größeren Verluste; ihre Zahl war von jeher geringer, und als Maxentius jetzt, in der gehemmtesten Lage, den geschwollenen Tiber im Rücken, zum letzten Mal vorging, war seine Armee, von Rom her verstärkt, um beinah ein Drittel größer.

Dreihunderttausend Männer, Fußvolk und Reiter, Völker von Britannien bis nach Memfis, von den Herkules-Säulen bis Bithynien, schritten und ritten auf Hörnerschrei eisengepanzert gegeneinander; von Dreihunderttausend Jeder entschlossen als Preis seines Lebens drei andre zu nehmen:

das ist eine Million, die sterben sollte. Die Not des Tibers im Rücken, und hinter ihm die Stadt Rom, straffte noch einmal den müde marschierten Leib der Armee, die schlaff wie Maxentius selber war, und sie hielt allen in sie einbohrenden Keilen stand, bis am Mittag beiderseits die Erschöpfung siegte. Die Schlacht war auf die letzten Reserven gekommen; da aber unterließen beide Kaiser im gleichen Zaudern den Einsatz. Die ineinandergehauenen Fronten lösten sich voneinander und jede stürzte, nur auf Rufweite von der anderen getrennt, zu Boden. Die Lebenden lagen wie Tote.

Der Herbsttag war kalt, aber doch mittags von nasser Schwüle. Der Nebel war nach geringem Schwanken und Steigen durch Morgensonne und Wind dicht und grau über die tausend Kohorten gesunken und hatte, die Sicht verschließend, jede weite Bewegung verhindert. Wenn vor Reitergeschwadern, die im Nebel verjagten, Schatten von Speerwäldern im Nebel auftauchten, brachte angstvoller Hornschrei oft erst Auge in Auge die Freunde vor Freunden zum Stehn. Mittags lag der Nebel, von matter Sonne schimmernd, über der Ebene wie eine farbige Decke, rötlich hier, gelb dort von Sonne und in Masse zerstäubten Pollen von Ginster und Porst, dort bleierngrau; eine Decke, ohne Bewegung über zerstampften Wiesen, Haiden und Dickichten des Ginsters, über tausendfacher Zerschmetterung, klaffenden, blutströmenden, sich werfenden, stöhnenden, qualzerrissenen Leibern und den stillen Haufen der Toten, zwischen denen die Lebenden hockten mit entstellten blicklosen Augen, sinnlos das Blut mit zitternden Händen von Armen und Klingen wischend, Andere nur keuchend, die Stirn in den Händen, die Stirn in die Erde gewühlt.

Die Ruhe hatte drei Stunden gedauert, als Konstantin seine Front gegen Norden zu abritt. Vor dem Aufsitzen

hatte es ihn übermannt, so daß er lange, halb hängend, mit Stirn und Armen auf dem Rücken des Schwarzen stand, der die Ohren zurücklegend stillhielt, bis es ihm genug schien und er, den langen Kopf herumbiegend, mit klappernden Lippen nach der Schulter des Kaisers faßte. Der richtete sich alsbald auf, starrte müde aus den quellenden, blutunterlaufenen Augen, schüttelte den Kopf, winkte und ließ sich aufs Pferd heben, das sogleich weit schreitend die klobigen Hufe vorwarf. Noch lag Alles am Boden, aber die Kohorten hatten zumeist ihre dreifache Gliederung wieder angenommen, deren jeweiliger Umfang die Verluste erkennen ließ. Er selber war, bald zu Roß, bald zu Fuß, befehlend und fechtend immer vorn im Getümmel gewesen, und von den sechs Prätorianern, die vor und neben und hinter ihm seine Heiligkeit mit ihrem Leben zu decken hatten, war jeder schon zweimal gefallen; fing die Schlacht wieder an, so stand an Stelle jedes Ersten der Dritte. Er aber saß eingesunken auf dem stämmigen Roß, den Blick der schwimmenden Augen über den Boden ziehend, über die Einzelnen, über die Hügel der Toten, aus denen schiefe Feldzeichen ragten, über Blutlachen, über Waffen, abgeschlagene Gliedmaßen, Tote, Tote, die oft sein Pferd mit langem, zaudernd gestrecktem Tritt geziert schonte. Zwei berittene Tribunen vor ihm auf seitwärts tänzelnden Pferden veranlaßten mit eintönig wechselndem: „Der Kaiser! Der Kaiser!“ Jeden, der die Kraft dazu hatte, den Arm über die Augen zu legen. Der Anblick der Majestät war nur im Gefecht erlaubt.

Plötzlich wankte der Kaiser und glitt, das Gesicht von schmerzlichem Ekel verzerrt, so rasch vom Pferd, daß er in den Händen der zugesprungenen Trabanten doch fast mit den Schultern zu Boden kam. Zwischen ihnen hängend, sah er sie an, als bemühte er sich, sie zu erkennen, raffte sich dann auf die Füße und lief hinkend – sein linkes Knie

war verletzt –, das Schwert vor sich aufstützend, in zerhauenen klaffenden Beinschienen und blutbesudelt, eine Anhöhe hinauf, stolpernd über Stufen von Armen und Beinen der Toten. Oben stand eine große Pinie allein, um deren roten Stamm herum, den Rücken daran gelehnt, die Häupter auf der Brust, fünf Gepanzerte saßen, jeder an einer anderen Stelle entsetzlich klaffend, einer einen Schwertgriff, der auf seiner Brust saß, in beiden Händen, alle noch erkennbar als Angehörige der Fulminatrix-Legion, aber sonst unerkennbar, ob tot oder lebend. Konstantin blieb einen Augenblick in sturer Betrachtung des grausigen Sterns von Baum und Leichen; jedoch war die Anstrengung des Steigens zu groß gewesen, und als das Gefolge nachkam, saß er flach im Sand auf den Schenkeln, so wie die Toten, die Ellbogen neben sich aufgestützt, das Kinn auf der Brust. Aber vom Sitzen schon erquickt, hob er es bald, nickte mehrmals ermunternd und sagte: „Holt Nathanael. Ich bin so schlaff wie Lumpen. Ach ich bin", lachte er hustend, „nicht so lebensvoll wie eine kleine Lerche."
Er nahm nun mit beiden Händen den Goldhelm vom Haupt, ließ ihn den zugreifenden Händen und streckte sich ganz aus, ohne hinzusehn über Einen, der mit dem Rücken nach oben dort lag. Die Leibwachen zogen eilfertig Alles, was an Sterbenden und Toten herumlag, aus der Nähe der Majestät den Hügel hinunter, Aufschrei mit übergelegter Hand erstickend, und gaben des Kaisers Ruf nach Nathanael weiter, bis er im Nebel und Schweigen verhallte.
„O Heiland!" keuchte der liegende Kaiser nach oben, „all das Blut! Den ganzen Tag gemetzelt und nicht vorwärtsgekommen. Der zuviele Christus im Heer hats weich gemacht. O Nathanael, oh!"
Er war nun lange Zeit still, richtete sich dann auf und schaute umher. Am Hügel unten wurde eine geistliche Stimme hörbar: „Ihr Lieben, ergebt euch in Jesum! Kom-



Beethovens Hände

Am Totenbett angefertigte Ölstudie von J. Danhauser

met zu mir, wer Christus bekennt! Ich habe Hostien mitgebracht und gebe euch Wegeszehrung. Christus gab ja den reinen Leib für eure Sünden, und sie sind euch vergeben."

Es war Rufus. Er blickte von einer Hand, die schon ausgestreckt im Todeskrampf leer zurückschlug, schmerzlich nach oben, aber der Kaiser saß abgewandt. Er hatte schon ein- und zweimal, während er nach der Stimme des Diakons horchte, mit dem Blick an dem jetzt neben ihm liegenden, anscheinend toten Mann gesucht, der von den Fersen bis zum Nacken mit Blut und drinklebendem Sand, Nadeln und Ginsterblüten so überdeckt war, daß die goldenen Zierate der Rüstung kaum zu erkennen waren. Jetzt faßte der Kaiser jäh in sein Haar, drehte das Gesicht seitwärts – es war blutrot mit geschlossenen Augen – und sagte: „Allmächtiger, es ist mein Sohn!"

Augenblicks über ihm knieend, drehte er ihn herum, rief: „Ach, sei nicht tot!", rief wieder nach Nathanael und nach Wasser, schlug die Hände zusammen und klagte: „Aus den Augen verloren und aus dem Gedächtnis! O du Rasender, wie hast du gefochten!" Seine Tränen flossen, denn Crispus sah schrecklich aus. Er lag noch mit geschlossenen Lidern, das linke und seine Umgebung war schwarz, das halbe Gesicht war geschwollen und rot von trockenem Blut, die Nüstern mit Blut verstopft. „Er ist noch warm", sagte sein Vater jetzt stiller.

Dann kam Nathanael. Einer kleinen Truhe, die er zu Boden setzte, entnahm er Bestecke, reines Linnen und kleine Kruken mit Essenzen, und in der geschwindesten Frist war das Antlitz gereinigt, die Nase atemfrei, eine von der Lippe zum Auge klaffende Schmarre geschlossen. Der Arzt horchte, klopfte und prüfte an allen Gliedern, sah zu Konstantin auf und sprach: „Ganz gesund." Dann den leblosen Kopf sanft im Arm aufrichtend, rieb er ihm eine stark duftende Essenz um die Nüstern. Crispus nieste sogleich und

öffnete Lippen und Augen. Die schlossen sich zwar wieder, und eine Zeit verging, während er röchelnd Klumpen geronnenen Blutes über die Lippen wälzte. Haupt an Haupt mit dem Arzt kniete der Kaiser über dem bleichen erstorbenen Antlitz, auf das seine Tränen tropften. Endlich gingen die Lider darin wieder hoch; statt des Weißen vom Auge erschien langsam die Iris, und nun floß ein Blick voll Geheimnis tief von jenseits herauf; er blieb aber fremd und sah Niemand.

Crispus richtete sich auf. Ohne die über ihn Gebeugten zu beachten, mühte er sich an ihren Schultern mit kraftlosen Armen aufrecht, während sein Blick zunahm und zuletzt in den Himmel gerichtet feststand. Nun kam ein gurgelnder Laut.

„Ja, Kind, ja, was willst du mir sagen?"

Aber der zerhauene Mund ließ noch keine Silbe hervor. Von Nathanaels Schulter löste sich schwankend der rechte Arm, spreizte mühsam die Hand, und sie deutete aufwärts. Der Kaiser und Alle, die nahe standen, wandten die Augen dorthin.

Im Nebelmeer schwamm die Sonne, eine weiße Scheibe, groß und sehr still. Eine sanfte Stimme – Rufus' Stimme – sagte sogleich: „Seht die Oblate."

Aber Crispus schüttelte den Kopf, und seine Hand deutete höher. Ja, dort, hoch oben am Himmel war eine Gestalt aus zartem Licht zu erkennen, ein senkrechter, goldweißer Streifen, der die Umrisse einer stehenden Gestalt zu haben schien. Eine leise, wehende Bewegung – und nun bildeten sich Arme. Arme erhoben sich und streckten sich aus; und nun – während durch die Stille der Schlacht-Ruhe und des Nebels ein tiefes redendes Sausen von ferne herbeizog, alle Schleier wallten und flatterten, die Sonne dampfte –, nun stand glänzend, ungeheuer groß und einsam über der Sonnenscheibe im Himmel ein Kreuz aus Licht.

Die es sahn, stöhnten auf. Die selige Erscheinung, himmelher drohend mit der Kraft ihrer Göttlichkeit, weitete alle Seelen unten mit solcher Gewalt und Schnelle, daß der Atem versagte. Dieser und Der fiel laut aufschluchzend in die Knie; Konstantin, halb erst aufrecht über den Sohn gebückt, starrte mit entsetzten vergehenden Augen, Rufus stand, die Hände unter dem Antlitz gefaltet, das von Innigkeit blühte. Aber Crispus blickte nicht mehr wie die Andern in die Himmelsferne, sondern seine Augen, die sich mit einer staunenden Seligkeit füllten, schienen auf einen vor ihm Stehenden gerichtet. Er lächelte, schien zu lauschen, und dann sagte er leise: „Ja." Er horchte wieder, seine Lippen bewegten sich, er flüsterte: „Ja. Ja, ich werde es sagen." Immer inbrünstig emporschauend, wurde sein Auge schmerzlich. „Bleiben!" bat er, „oh! Nicht – so rasch!"
Plötzlich fielen seine Lider wie zugedrückt und er lag ohne Bewegung.
Das Kreuz brannte hell. Aller Augen hingen an ihm. Jetzt tastete Crispus' Hand nach seinem Vater. Er drehte das Gesicht zu ihm hin, öffnete Augen und Mund und sagte kaum hörbar:
„In diesem – der Sieg."
Darauf sank er zurück und verbarg das Gesicht in den Händen.
„Ja", sagte Konstantin, „nur in dem Zeichen."
Er streckte, sich aufrichtend, betend die Hände aus und sprach voll Vertrauen: „Kreuz des Friedens, sei gnädig uns Allen!" Im Augenblick danach schlug ein Schrei irgendwo aus der Tiefe empor:
„In diesem Zeichen wird der Kaiser siegen!"
Wer hatte Crispus vernommen? Rufus hatte seine Worte gehört und gemurmelt, für sich wiederholend, was nie vergessen werden durfte; Andre hatten gehört und weitergesagt. Konstantin blieb noch unbewegt. Auf seinem Scheitel wehte

das lose Haar, denn nun flogen Windhauche überall, der Nebel ward schütter und locker, das Schlachtfeld erschien, Lanzen und Helme blitzten, die Karrees lagernder Kohorten wurden erhellt und wieder zu Schatten, höher flammte die Himmels-Erscheinung, und überall umher wanderte der jubelnde Ruf: „In diesem Zeichen der Sieg!"
Jetzt begriff es der Kaiser und schüttelte sich. „Sind sie toll geworden?" sagte er tief. „In dem Zeichen wollen sie siegen?"
„Vater," fragte Crispus leise von unten, „wirst du ihn nun anerkennen?"
„Anerkennen? Ja, wie denn? So wie Die oder wie du?"
Crispus lächelte und sagte nur: „Oh!"
„Wie es Frieden leuchtet!" sprach Konstantin. „Nun wird es blässer. Du Schönes, verweile noch! Ach, schöner bist du als dein Gott! Und du Himmels-Sohn in der Herrlichkeit, was weißt du von uns?"
Als aber jetzt wie ein Pfeilhagel überallher die Schreie herflogen: „Christi Kreuz und der Sieg!" schlug in sein Gesicht die Verwandlung. Ein ungeheurer Hohn zerrte es breit; er lachte mit häßlichem Dröhnen, Zorn, Spott, Angst, Anmaßung jagten flammig über seine Züge, und nun riß er Einem, der ihm zunächst stand, das Schwert aus der Hand, schleuderte die Scheide herunter, und die nackte funkelnde blutige Klinge zum Himmel schwingend, schrie er:
„Ja, Kreuz, ja! Gib mir den Sieg, und mein Reich ist dein Reich!"
Er stand, weit offen Auge und Mund. Das Kreuz flammte auf und erlosch.
Aber die Sonne strahlte in blindem Feuer. Sie und der Wind lösten mit Myriaden eifriger Hände von Norden bis tief in den Süden den Nebel ab, und vor den Augen des Kaisers erhob sich, in gelbe Dünste gehüllt, die gesamte Front und ging vor. Ein einziger Schrei strömte von ihr aus, ein nicht

endendes Brausen, durchschmettert von hellen Signalen. Konstantin schrie: „Tribunen! Alle Reserven?“ und die Schlacht begann.

„Rufus!“ flüsterte Crispus mit geschlossenen Augen. Alsbald fiel ein Schatten über ihn, Spalten seiner Lider öffneten sich, er gewahrte die liebenden Augen dicht über den seinen und flüsterte: „Er hat mir vergeben. Nun – schreibe! An Fausta. Schreibe, daß ich ihn sah, und daß ich erlöst bin von ihr.“

Sein Kopf fiel zurück. „Laufe!“ flüsterte er fieberisch. „Im Kaiserzelt findest du Alles. Lauf, ehe die Reiterei...“ Er lag stumm und sah zufrieden aus wie ein Toter.

„Donnert es?“ fragte er eine Weile danach. Er konnte sich aufsetzen und sah sich nach Osten um. Zwischen zwei nackten Grashügeln dort, die tausend Schritt voneinander entfernt lagen, brach eine einzige ungeheure Woge hervor, Rosseshäupter und flatternde Mähnen, ausgreifende Hufe, der Boden rollte von dem Gepolter. Crispus warf sich hoch und erreichte taumelnd die Pinie, wo weder Tote noch Sterbende mehr saßen. Dann stand er an den Stamm gelehnt auf einer Insel im donnernd flutenden Strome der Reiterei, wo Rosse in Rosse sich wie Wellen schoben, und sah nichts mehr als Mähnen und Hälse und Kruppen und Pferdeaugen und die reitenden Männer, braune Goten-Gesichter, verhüllt von den umschließenden Wangen der Helme. Tausende brausten vorbei ohne Unterlaß. Ein Trompeter-Trupp hielt eine Weile, die Anhöhe heraufgejagt, mit wütendem Hörnerblasen auf roten keuchenden Gäulen. Und wiederum flutete rundum die erleidende Erde und kreiste unübersehbar in Reitern.

Crispus lachte und weinte.

*

ROMAIN ROLLAND / BEETHOVENS MEISTERJAHRE

Wir verweilen noch bei seinem Bild in dem entscheidenden Augenblick, da das Schicksal in die Arena tritt. Uns schaudert, wie nun die unbekannte Macht den Mann mit den Löwennüstern anfällt, aber wir können die Augen von dem Zweikampf nicht abwenden.

Dieser Übermensch, auf dessen Haupt das drohende Unwetter niedergehen soll – je höher der Gipfel, desto näher dem Blitz –, trägt das Zeichen seiner Zeit an der Stirn, das Brandmal des Aufruhrs und der Revolution. Das zeigt sich schon in Bonn. 1789 hat der junge Beethoven auf der Universität seiner Vaterstadt Eulogius Schneider gehört, den spätern Accusateur public in Straßburg. Als die Nachricht von der Einnahme der Bastille nach Bonn kam, verlas Schneider vom Katheder herab zündende Verse, die bei seinen Schülern begeisterten Widerhall erweckten. Ein Jahr später subskribierte der „Hofmusikus" Beethoven auf einen Band Revolutionsgesänge, mit dem Schneider die alte Gesellschaft im Namen der kommenden Demokratie in die Schranken forderte:

> Dem Fanatismus Hohn zu sprechen,
> Der Dummheit Zepter zu zerbrechen,
> Zu kämpfen für der Menschheit Recht,
> Ha! das vermag kein Fürstenknecht.
> Dazu gehören freie Seelen,
> Die lieber Tod als Heuchelei
> Und Armut vor der Knechtschaft wählen.
> Und wisse, daß von solchen Seelen
> Die meine nicht die letzte sei!

Ist das schon Beethoven, der da redet? Die Worte sind von Eulogius Schneider, aber in Beethoven werden sie Fleisch und Blut. Wohl hat der junge Jakobiner im Lauf seines

Lebens Zeit genug gehabt, seine politischen Überzeugungen zu ändern; seine sittlichen Grundsätze sind dieselben geblieben. Rücksichtslos trägt er das stolze republikanische Glaubensbekenntnis in die Salons der höchsten Wiener Gesellschaft. Von der Zeit seiner ersten Erfolge an hat er dem Adel, der ihn verhätschelt, seine Meinung unverblümt ins Gesicht gesagt.

*

Eine untergehende Kultur in all ihrem betörenden Glanz! Nie zuvor war sie geistreicher, anmutiger, und wenn nicht gerade besonders ehrenwert, so doch nie liebenswerter gewesen als am Vorabend ihres Sterbetages, da die Kanonen von Wagram vor den Toren auffuhren. Das Wien des beginnenden 19. Jahrhunderts erinnert an Trianon. Aber seine Grandseigneurs sind ihrer Erzherzogin im Exil, Maria Theresias Tochter, an Geschmack und Bildung weit überlegen. Nirgends ist wohl eine Aristokratie so mit Leib und Seele der Musik ergeben gewesen und hat den Künstlern die Wohltat der Töne so ritterlich vergolten wie hier. Es ist beinah, als wollten die hohen Herren und Damen Abbitte dafür tun, daß sie Mozart im Massengrab hatten enden lassen. In den Jahren von Mozarts bis zu Haydns Tode ist der Wiener Adel der bescheidene Diener der Kunst. Er macht den Musikern den Hof und sucht seine Ehre darin, sie als seinesgleichen zu behandeln.

Das zeigt sich auf das großartigste an Haydns sechsundsiebzigstem Geburtstag; am 27. März 1808 hat Wien eine wahre Kaiserkrönung der Musik gefeiert. Vor den Türen der Universität steht die Schar der Grafen und Fürsten im Verein mit den Musikern und wartet auf den Sohn des Rohrauer Stellmachers, und als er in der Karosse des Fürsten Esterhazy angefahren kommt, tragen sie ihn unter Pauken- und Trompetenschall jubelnd in die Aula. Fürst

Lobkowitz, Salieri und Beethoven treten heran und küssen ihm die Hand. Die Fürstin Esterhazy und zwei andere vornehme Damen ziehen den Mantel aus und hüllen dem alten Mann die Füße damit ein. Das Publikum ist außer sich, die Tränen fließen, der greise Sänger der „Schöpfung“ ist vom Sturm der Begeisterung überwältigt. Als der erste Teil seines Oratoriums zu Ende ist, verläßt er still weinend den Saal und hebt auf der Schwelle die Hand zum Segen.
Das Jahr darauf stoßen die napoleonischen Adler auf die Stadt nieder. Wien wird von den Franzosen besetzt; Vater Haydn stirbt und nimmt die alte Zeit mit ins Grab.
Der junge Beethoven aber durchschaute die alte Zeit, die ihren Adelsmantel mit so vornehmer Gebärde den Künstlern unter die Füße breitete. Er hat ihr leutseliges Lächeln verachtet und den Hermelin in den Staub getreten.
Es war nicht das erstemal, daß ein Sohn des Volkes die stolze Aristokratie zu seinen Füßen sah und ihr heimzahlte, was sein Stand seit Menschengedenken erduldet hatte. Der Deutsche Gluck und der Franzose Rousseau waren Beethoven darin vorangegangen. Der „Ritter“ Gluck, der schlaue Försterssohn, hatte freilich nie vergessen, was er den großen Herren schuldig war. Er verstand es meisterlich, mit seiner Grobheit hauszuhalten und noch Kapital daraus zu schlagen, während der arme Jean-Jacques verlegen stotternd seinen Bückling machte und sich erst auf der Treppe all der großen Reden entsann, die er hatte führen wollen. Beethoven dagegen nahm im Salon kein Blatt vor den Mund; er sagte den Großen ohne Erbarmen, was er von ihnen hielt. Als die Gräfin Thun, die Mutter der Fürstin Lichnowsky, vor ihm auf die Kniee sinkt und ihn anfleht, etwas zu spielen, die edle Frau, die Glucks Freundin und Mozarts Gönnerin gewesen war, bleibt er ruhig auf seinem Sofa sitzen und sagt nein. „Wer ein Bauern salbet, so sticht

er, wer sie sticht, den salbent sie", heißt ein alter Spruch. – Uraltes Unrecht wird da vergolten, und wie immer an den zartesten Herzen.

Nichts andres als Güte hat er im Hause Lichnowsky erfahren. Der rheinische Grobian ist wie ein Sohn dort aufgenommen und geduldig zurechtgeschliffen worden, unter beständiger liebevoller Rücksicht auf seine Empfindlichkeit. Die Fürstin habe ihn „mit großmütterlicher Liebe erziehen wollen", sagt Beethoven. „Es hätte oft wenig gefehlt, daß sie nicht eine Glasglocke über mich machen ließ, damit kein Unwürdiger mich berühre oder anhauche." Weiter unten folgt der Bericht über den denkwürdigen Dezemberabend des Jahres 1805 im Palais Lichnowsky, wo ein vertrauter Freundeskreis bemüht ist, den Fidelio zu retten. Nach dem ersten Mißerfolg weigerte sich Beethoven, an der Oper weiterzufeilen, und dachte sogar daran, die Partitur zu vernichten. Da erinnert ihn die damals schon schwerkranke Fürstin an seine Mutter und beschwört ihn, „sein größtes Werk nicht untergehen zu lassen". Ein paar Monate später aber fühlt er sich durch ein einziges unvorsichtiges Wort in seiner Unabhängigkeit angetastet und schlägt die Büste des Fürsten in Stücke, stürzt aus dem Hause und wirft die Tür hinter sich zu. Er wollte die Freunde niemals wiedersehen. „Fürst," schreibt er zum Abschied, „was Sie sind, sind Sie durch Zufall und Geburt, was ich bin, bin ich durch mich. Fürsten hat es und wird es noch Tausende geben, Beethoven gibt es nur einen."

*

Wie gegen die höhere Kaste, so empört sich seine störrische Selbständigkeit auch gegen seinen eigenen Stand, die andern Musiker. Weder den Meistern seiner Kunst noch den Vorschriften des Kontrapunkts kann er sich fügen, und als ihm in seinen Werken Akkordfolgen nachgewiesen werden,

die allen Grundregeln zuwiderlaufen, sagt er: „So erlaube ich sie!"
Die Gesetze der Theorie kann er nicht einfach aufs Wort hinnehmen. Er verläßt sich nur auf das, was er selbst erprobt und stichhaltig gefunden hat. Zu belehren ist er nur unmittelbar durch die Erfahrung. Seine beiden Lehrer, Albrechtsberger und Salieri, geben zu, daß er ihnen nichts verdankt; nie hat er etwas aus ihrem Unterricht übernommen, sondern sich alles mit saurer Mühe selbst erarbeitet. Er ist der Erzengel, der sein will wie Gott. Gelinek sagt tief bestürzt: „Das ist kein Mensch, das ist der Teufel!"
Geduld! Der Tag ist nicht fern, da der heilige Michael mit seiner Lanze den Gott erweckt, der in ihm schlummert. Es ist nicht leerer Hochmut, wenn Beethoven keinen Meister über sich anerkennen will. Die Zeitgenossen waren entrüstet, wenn der junge Mensch von Goethe und Händel wie von seinesgleichen sprach. Er war eben ihresgleichen.
Trägt er auch vor andern den Kopf hoch, vor sich selbst ist er sehr bescheiden. Als er sich mit Czerny über seine Unzulänglichkeiten unterhält und ihm seine verfehlte Erziehung schildert, sagt er nur: „Doch ich hatte Talent zur Musik." Von seiner frühesten Jugend bis zum letzten Tage hat er schwer gearbeitet, mit unglaublicher Zähigkeit und Geduld. Die Theoretiker, mit denen er als Zwanzigjähriger nichts anzufangen wußte, nimmt er mit vierzig wieder auf. Als die C-Moll- und die Pastoralsymphonie schon vollendet sind, liest er Kirnberger, Fux, Albrechtsberger, Türk, Philipp Emanuel Bach und macht sich Auszüge. Seine Wißbegier kennt keine Grenzen. Auf dem Sterbebett meint er, erst am Anfang zu sein.
Geduld! Schon läutert sich das Eisen aus den brodelnden Schlacken. Angestachelt durch das Publikum und durch seine Nebenbuhler am Klavier, wacht er wohl noch eifersüchtig über seinem Ruhm, doch das ist eine Kinderkrank-

heit und will nicht viel bedeuten. Als seine Freunde ihm erzählen, wie er in aller Munde ist, weist er sie zurecht: „Ach Unsinn! Ich habe niemals daran gedacht, für den Ruf und die Ehre zu schreiben. Was ich auf dem Herzen habe, muß heraus, und darum schreibe ich."
Immer und überall gehorcht er nur der innern Stimme.

*

In jedem echten Künstler gibt es ein Traumleben, das auf dem unterirdischen Strom in dunkeln Spiegelflächen dahingleitet, immer wieder abreißend und zerfließend. Bei Beethoven aber steigert es sich zu unvergleichlicher Wucht. Und das längst, ehe die Pforten des Gehörs sich schließen und er von der übrigen Welt abgeschnitten ist. Ich erinnere nur an das prachtvolle Largo e mesto in D-Moll aus der Sonate op. 10, Nr. 3, wo der sinnende Geist die grenzenlose Ebene des Lebens mit ihren Wolkenschatten tief unter sich liegen sieht. Das hat ein junger Mensch von sechsundzwanzig Jahren geschrieben (1796)! Und doch enthält es schon den ganzen Beethoven. Eine erstaunliche Reife der Seele! Wohl war er nicht wie Mozart von vornherein in allen Künsten des Wohlklangs Meister; aber dafür war er es in der innern Welt, ein frühreifer Kenner und Beherrscher seiner selbst und all seiner Glut und seiner Träume. Die harte Kindheit, die bitteren Erfahrungen seiner ersten Jahre haben ihn zeitig nach dieser Richtung entwickelt. Ich sehe Beethoven als kleinen Jungen vor mir, wie ihn der Nachbar Bäckermeister in Bonn beobachtet hat, am Bodenfenster, das auf den Rhein hinausgeht, den Kopf auf beiden Händen, ganz versunken in „schönen tiefen Gedanken". Wer weiß, ob an solchen Tagen nicht die melodische Traurigkeit des Adagios aus der ersten Klaviersonate in ihm gesummt hat. Schon als er Kind war, durchzogen ihn die Wolken. Er erzählt davon in dem ergreifenden Brief an den

Rat von Schaden vom 15. September 1787, dem ersten, der uns erhalten ist: „... dazu kömmt noch Melancholie, welche für mich ein fast ebenso großes Übel als meine Krankheit selbst ist..." Doch er hat schon frühzeitig die Kraft, den trüben Geist von sich zu weisen und in Töne zu bannen.

Ob er nun der Schwermut nachhängt oder seine Stimmungen besiegt, immer ist er allein. Von Kindheit an treibt ihn ein wunderlicher Eigensinn, sich abzusondern, auf der Straße, im Salon, wo er gerade ist. Wenn Frau von Breuning ihn so weltvergessen in unbekannten Fernen weilen sieht, sagt sie wohl, er habe „wieder seinen Raptus". Später ist es oft, als versänke auf Stunden, ja auf ganze Tage sein Geist in einen Abgrund, wohin ihm menschliche Blicke nicht folgen können. Daß niemand sich unterstehe, ihn dann anzurufen! Es könnte ihm schlimm bekommen. Dem, der ihn weckt, verzeiht der Schlafwandelnde nicht leicht.

Die Musik bildet in ihren Erwählten die Kraft aus, ihr ganzes Wesen auf einen Gedanken zu richten, eine Art Yoga, aber völlig europäisch, das als untrügliches Kennzeichen abendländischen Geistes Züge von Kraft und Herrschaft trägt. Jedes Musikstück ist so, wie es an uns vorüberfließt, ein Bauwerk und will in allen seinen Teilen zugleich geplant sein. Die Musik fordert von ihrem Schöpfer schwindelnde Bewegung in der Ruhe, angespannten Willen und einen sonnenhellen Blick: so schwebt der Geist regungslos ausgebreitet über alle Traumniederungen hin. Aber keiner der großen Meister hält wohl den musikalischen Gedanken mit so übermenschlicher Heftigkeit und Ausdauer gepackt wie Beethoven. Hat er ihn einmal zu fassen, so läßt er ihn nicht wieder los, bis er ihn überwältigt hat, und nichts bringt ihn von der Verfolgung ab. Nicht umsonst ist das Merkmal seines Klavierspiels das „Ligato"; dadurch unterscheidet es sich von dem „feinen, aber zer-

hackten Spiel“ Mozarts und von der ganzen pianistischen Manier seiner Zeit. In seinem Denken ist alles miteinander verbunden, obwohl die Gedanken oft wie Sturzbäche hervorzubrechen scheinen. Er meistert sie, wie er sich selber meistert. Man sollte denken, bei seiner leidenschaftlichen Natur müsse sein Inneres vor aller Welt bloßliegen. In Wirklichkeit aber dringt kein Auge tief genug, um zu lesen, was ihm durch den Sinn zieht. Dem Kapellmeister Seyfried, der zeitweilig mit ihm zusammenwohnte und ihn zu Hause und im Salon aus nächster Nähe beobachtet hat, fällt in den Jahren um 1800 viel mehr sein äußerer Gleichmut auf als etwaige Spuren von Erregung in seinen Zügen: „Überhaupt war es schwer, ja rein unmöglich, aus seinen Mienen Zeichen des Beifalls oder des Mißbehagens zu entziffern (wenn er Musik hörte); er blieb sich immer gleich, scheinbar kalt, und ebenso verschlossen in seinen Urteilen über Kunstgenossen; nur der Geist arbeitete rastlos im Innern; die animalische Hülle glich einem seelenlosen Marmor.“ Das wird manchem unerwartet kommen, der sich unter Beethoven eine Art König Lear im Sturm vorstellt. Wer kennt ihn denn wirklich? Wir kennen ja immer nur Momentbilder.

Mit dreißig Jahren freut sich der Mann des atemraubenden Gleichgewichts, in dem der Geist die einander widerstreitenden Elemente hält. Im Leben läßt er wohl seiner Wildheit freien Lauf; in der Kunst aber zügelt er die unbändigen Gewalten mit eiserner Faust.

Daher auch Beethovens Freude am Extemporieren. Da überkommt ihn der Genius, wo er es nicht vermutet, und er muß ihm standhalten. Die Unterirdischen sind los; sie zu zähmen, ist beglückende Pflicht. Viele unsrer großen Meister waren geniale Improvisatoren, besonders im 18. Jahrhundert, da die Kunstformen noch gelenkiger waren als heute und die Eingebung des Augenblicks in hohem An-

sehen stand. Doch obwohl Mozart sein Publikum an allerhöchste Leistungen gewöhnt hatte, erklären all diese musikalischen Feinschmecker einstimmig, Beethoven habe im freien Phantasieren jeden andern übertroffen, und auch in seiner eigenen Kunst reiche nichts an die unerhörte Gewalt seiner Improvisationen heran.
Wir können uns schwer einen Begriff davon machen, obwohl so vorzügliche Klavierspieler wie Ries und Czerny uns die unerschöpfliche Fülle der Ideen, die Mannigfaltigkeit der Behandlung, die halsbrecherischen Schwierigkeiten, die der Meister sich setzt und die er löst, die Launen, von denen er sich treiben läßt, den ganzen Wirbelsturm seiner Kraft eindringlich schildern. Auch diese Leute vom Fach, die ihm scharf auf die Finger sehen, unterliegen seiner Allmacht. Wo er auch spiele, keiner könne ihm widerstehen, erzählt Czerny. Die Zuhörer seien außer Rand und Band. „Neben der Schönheit und Originalität der Ideen hatte sein Spiel etwas Wunderbares im Ausdruck.“ Aloys Schlosser spricht von „selbständiger, aus dem Innersten hervorströmender Begeisterung“. Beethoven ist Prospero, er beschwört die Geister „in den höchsten Höhen und tiefsten Tiefen“. Die Hörer schluchzen laut, so berichtet Czerny, und Reichardt vergießt heiße Tränen. Nicht ein Auge bleibt trocken.
Und wenn er geendet hat und die Tränenfluten sieht, zuckt er die Achseln und lacht dem gerührten Publikum schallend ins Gesicht: „Die Narren! Das sind keine Künstlernaturen. Künstler sind feurig, sie weinen nicht.“
Auch von dieser Seite ist Beethoven wohl vielen unbekannt. Ihm traut man nicht zu, daß er Gefühlsäußerungen verachte. Die Eiche ist im Munde der Leute zur Trauerweide geworden. Weinen aber tut nur, wer ihm zuhört. Er weiß die innere Bewegung zu dämmen: „Keine Rührung mehr! Fest und mutig soll der Mensch in allen Dingen sein“,

sagt er einem Freunde beim Abschied. Er hat sogar einmal Goethe ermahnt, sich zusammenzunehmen.
Wenn er von dem innern Sturm etwas in seine Musik hinüberbrausen läßt, so geschieht es mit Absicht; der Künstler bleibt Herr und läßt sich niemals fortreißen. Ist sonst er der Spielball der dunkeln Mächte gewesen, jetzt sind sie dran. Er hält sie umklammert, er sieht ihnen ins Auge und lacht.

*

Alles bisher Gesagte schildert den Beethoven der Jahre um 1800, das Genie im Alter von dreißig Jahren. Gewaltige, zuweilen gewaltsame Züge verraten ein Übermaß an Kraft – aber eben Kraft, ein unabsehbares inneres Meer, dessen Grenzen er nicht kennt. Dennoch ist die Gefahr groß, in Erfolg und Vermessenheit zu versanden. Haust Gott in ihm oder Luzifer?
„Gott" steht hier nicht als poetisches Gleichnis. Wo von Beethoven die Rede ist, muß von Gott die Rede sein. Gott ist ihm die allererste, die allerwirklichste Wirklichkeit. Das kehrt in seinen Gedankengängen immer wieder, mag er mit ihm umgehen wie mit seinesgleichen oder sich vor ihm beugen. Er herrscht ihn an als den Gefährten seines Alltags, er flucht ihm als seinem Tyrannen, er spürt ihn als ein Stück Selbst und als einen rauhen Freund, als den Vater mit der Zuchtrute, qui bene castigat – Johann van Beethovens Sohn hatte in seiner Jugend genugsam erfahren, was das heißt. Doch einerlei, in welcher Gestalt, der Widerpart läßt nicht von ihm ab, Tag und Nacht: er ist sein Hausgenoß, er wohnt mit ihm in einer Stube, er folgt ihm auf Schritt und Tritt. Die andern Freunde kommen und gehen, er ist immer da. Dafür wird ihm auch hart zugesetzt mit Klagen, Vorwürfen und Fragen. Beethovens Selbstgespräch ist immer Zwiegespräch. Überall, schon in den Frühwerken, finden sich solche Dialoge des gespaltenen Ich, der Seelen-

zwillinge, die zueinander gehören und sich doch ewig bekriegen, hadernd, rechtend, eins dem andern verbunden in Haß und Liebe. Wir hören beide, aber die eine Stimme ist die Stimme des Herrn. Daran ist nicht zu deuteln.
Die Werke um die Jahrhundertwende sind die Kampfansage an ihn, der sich nicht ableugnen lassen will. Immer von neuem beginnt das Ringen, immer von neuem wird der Seele das Flammensiegel eingepreßt. Wann schlägt die Lohe gen Himmel? Die Zeit vergeht. Doch Flamme und Scheiterhaufen sind bereit und harren des Sturms.

Und er kommt.

Aus dem Werk „Beethovens Meisterjahre".
Übertragen von Th. Mutzenbecher.

*

LEONHARD FRANK / SZENE AUS EINEM NOCH UNVOLLENDETEN LIEBESROMAN

Gegenüber besonders schwierigen Unternehmungen kam Konstantin schließlich immer zu einem Punkt, wo sein kraftvolles Selbstbewußtsein jedes Schwanken besiegte. So schritt er Unter den Linden hinter Lydia her, klopfte sich im Gehen mit den Handschuhen leise auf die Schenkel und blinzelte sogar manchmal empor zum seidenblauen Himmel, vergnügt, weil dieser Tag so warm und strahlend war. „Das denkbar schönste Verkehrshindernis", dachte er, als er sah, wie mühsam ein Riesenautobus sich durch das Brandenburger Tor quetschte.

Der Tiergarten, ein Riesenpark inmitten einer Riesenstadt, in der jeder Quadratmeter Boden Gold kostet, das köstlichste Vermächtnis der Ahnen Berlins an die Berliner des zwanzigsten Jahrhunderts, die dafür keine Zeit haben, strömte in seiner stillen alten und ewig neuen Pracht, von

sonnüberblendeten Wasserarmen durchzogen, an diesem Frühlingstage einen Duft und eine Frische aus, die ganz und gar eins waren mit Konstantins Gemütsverfassung.

Vor ihm spazierte Lydia, wie eingehüllt in ihre Schönheit, da sie in so eigener Art den Kopf etwas geneigt trug. An ihrem Rücken sah er, daß sie fühlte, wie nahe er ihr war.

Da schritt er neben ihr. „Bitte, erlauben Sie. Mein Name ist Konstantin Besant.“ Das hätte jeder andere sagen können.

Sie hob nur kurz, ganz kurz den Blick in seinen Blick. „Sie sind so braun. Waren Sie in den Tropen? Ich dachte es schon gestern.“

„Und sie sagt es mir! Welch wunderbares Geständnis!“ Durch seinen Rücken rieselte der Freudenschauer. „Ja, ich bin drei Jahre in der Welt umhergereist.“ Und dabei dachte er: „Wie ihre Stimme müßte eine schwerduftende, große weiße Blüte klingen, wenn Blumen klingen könnten.“

Er sah beim Sprechen auf ihr kleines Ohr, das an das seidenschwarze Haar fest angepreßt und unbegreiflich weiß war in seinen geheimnisvollen Windungen: „Sie sind nur vorübergehend hier? Sie wollten gestern abreisen. Ich habe – bitte verzeihen Sie –, das habe ich ausgekundschaftet und noch mehr. Alles! Alles! Ich nahm mir vor, es Ihnen sofort zu beichten.“

Und als sei nun alles glatt: „Sie sind unbegreiflich schön.“

„Das dürfen Sie nicht sagen, so etwas.“ Mit einem kurzen Blick, der ihm verriet, daß er es durfte.

Nur in der Ferne war der leichte Nebel sichtbar über Wasserarm und See. Sie gingen in der warmen Sonne. Millionenfältig pochte die Stadt: ein helles Brausen.

Sie waren gesund und jung, unangetastet beide an Seele und Körper und durch ihr ganzes bisheriges Leben wie vorbereitet für das große Gefühl, das sie überwältigte wie das

Meer den, der es noch nicht kannte und plötzlich verstummt vor der Herrlichkeit und Größe steht.

Jeder Schritt, den sie taten, führte sie tiefer hinein in die heimliche Schlucht, wo vor den Sohlen der Liebenden die Blumen sich neigen und der Dornbusch wartet: Das Glück.

„Bitte, sagen Sie noch einmal: Ich dachte es schon gestern.“

Und da sie noch schwieg, aufblitzenden Blickes:

„Bitte, sagen Sie es noch einmal.“ Sein Herz lauschte.

Und Lydia, die wußte, daß diese Worte für ihn nun zum Geständnis ihrer Hinneigung wurden, sagte wie zu sich selbst: „Ich dachte es schon gestern.“

Da gab sie ihm den vollen Blick, das ganze stolze Gesicht.

Eine Sekunde noch hielt er an sich, dann öffnete der Jubel seine Lippen: „Wir sollten in London heiraten. Da geht das alles viel einfacher und schneller als in Deutschland. Keine Formalitäten! ... Nun ja!“ rief er übermütig, weil ihre Schultern zuckten vor lautlosem unwiderstehlichen Lachen.

Sie war nicht überrascht. So mußte er sein. Alles war selbstverständlich.

Zwischen uralten Bäumen blühten Schneeballenbüsche. Unsichtbar donnerte ein Autobus vorbei. Weiße und gelbe Blumenkelche sproßten vereinzelt aus dem Rasen. Das sah nun doch ein wenig so aus, als hätte ein Schutzmann sie hineingesteckt, weil sich das so gehörte.

Plötzlich blieb Lydia stehen und legte die Hand auf Konstantins Arm. „Dort!“ Sieben graue Entchen, nicht größer als Spatzen, segelten leise wispernd auf dem schmalen Wasserarm aus dem Schatten der Bäume heraus, gefolgt und beschützt von den zwei Alten, die, Hals und Kopf weit zurückgezogen, zufrieden und stolz miteinander schnatterten.

Angesichts dieser Familie sagte Lydia, was jedes junge Mädchen und jede junge Frau gesagt haben würde: „Sehen Sie nur, wie süß und reizend!"

Aber er stand unter dem Starkstrom dieser Hand, die Lydia immer noch auf seinem Arme selbstvergessen liegen hatte, eine Hand, blauweiß und so schmal, daß es ihm unfaßbar schien, wie fünf Finger Platz finden konnten. Die rosigen Nägel waren beinahe halbrund gewölbt, wie winzige Torbogen.

Es war erst neun Uhr und ringsum niemand zu sehen. Vorhin schon hatte er gedacht: „Wie ergreifend naiv das aussieht, daß sie ihre herrliche Brust so vor sich hinträgt, ein köstliches Geschenk für alle, für jeden, der vorübergeht." Der ganze Tiergarten bekam eine blutrote Kuppel. In diesem plötzlich überströmenden Begehren nahm er Lydia an sich. Er hielt sie mit zu großer Kraft und fühlte ihren Widerstand, er lockerte die Arme, und nun erst, da ihr Widerstand weich in sich selbst verging, fand Mund zu Mund im Gleichklang des Begehrens.

Lydia kannte nur den Kuß der Mutter. Auch jetzt noch – sie waren schweigend schon ein großes Stück gegangen – zog von den Knieen und den Kniekehlen aus das unbekannte wunderbare Gefühl empor, das ihr die Fassung nahm. „Ich habe Angst vor Ihnen."

Dennoch wünschte sie in dieser selben Sekunde, die Stelle hinter seinem Ohr, wo der Haaransatz in ausladendem Schwunge herunterlief zum Nacken, mit den Lippen zu berühren. Und dieses Begehren kam aus einer anderen Quelle, von tiefer her, von dort, wo Hingabe und stolzes Schönheitsbewußtsein, Geben und Nehmen der Liebe und die Liebe selbst geboren werden.

Sie bereute schon, es gesagt zu haben. In ihr pulste die Lust des Lebens und eine neue Heiterkeit, die musizierend den Ernst ihres Wesens durchdrang. Das kam sofort im

prickelnden Fluß ihrer Beine zum Ausdruck und an ihrem Munde, der wie ein Wunder einfach und rot ins mattweiße Gesicht gezeichnet war. Ihre Augen blitzten tiefer, als sie, mit ihrem kurzen Blick, angriffslustig sagte: „Wer so unwiderstehlich ist wie Sie, braucht doch überhaupt nichts auszukundschaften über eine Dame."

„Um so weniger, da ich von Ihnen alles weiß! Aber die Angst, Sie könnten ohne mein Wissen abreisen! Diese Riesenangst! Was wäre geschehen, wenn Sie gestern abend Berlin verlassen hätten?"

„Nun, nichts", sagte sie leichthin und dachte: „Was wäre mir geschehen? Zürich, Mutter... und sein Bild im Herzen." Sie sah die Möwen fliegen, in der Sonne und an grauen Tagen, sah sich selbst verloren auf der Glasterrasse stehen. „Das wäre mir geschehen."

Erst als sie seine übermütig klingende Stimme wieder vernahm, wich der Flor vor ihren Augen.

„So aber wußte ich eine Minute nach Ihnen, daß Sie in die Oper gingen." Er wollte, hocherfreut darüber, daß ihm seine Spionage so vollkommen geglückt war, mit den Handschuhen auf seinen Schenkel schlagen und hielt mitten in dieser Bewegung inne, weil er Lydia plötzlich in der Wandelhalle der Oper an der Marmorsäule stehen sah. „Sie sahen unsagbar schön aus."

Lydia verstummte ganz und gar, alles in ihr verstummte. Ihr mattweißes Gesicht konnte nicht erröten; nur die Ohren wurden heiß und blieben weiß.

Da wollte er ihren Namen sagen und wich förmlich zurück, als ihm bewußt wurde, daß er ihn noch gar nicht kannte. Er blieb stehen.

In diese Pause hinein antwortete sie: „Lydia."

Plötzlich ließ er Hände und Arme sinken. „Küß mich noch einmal. Einmal noch, Lydia!"

Tränen standen plötzlich in ihren Augen, und dabei

lächelten die Lippen. Mit zauberhafter Langsamkeit, der er sich beseligt hingab, trat sie dicht an ihn heran und seitwärts etwas hinter ihn, nahm seinen Kopf in beide Hände und berührte die Stelle hinter dem Ohr leicht mit den Lippen. Er bewegte sich nicht.

*

FRITZ DIETTRICH / SANKT SEBASTIAN UND DIE WINTERLICHEN BÄUME

In die immer dickern Decken
Eingekrochen, liegt das Land.
Bäume auf verwaisten Strecken
Wuchsen in den Heldenstand.

Bärte, Pfeile spröden Eises,
Reiften ihnen an.
Alle seligt schon ein leises
Stigma des Sebastian.

Drüben leidet er im Bilde
An der Kirche stumm
Und verschwendet seine Milde
Ihrem Duldertum.

Der im Leide ausgerenkte
Rumpf wird krummer Baum,
Und das schöne leichtgesenkte
Antlitz voll Erlösungstraum.

Wunderbar, um mitzuleiden,
Ihnen ganz verwandt,
Tauscht er seine Schulterbreiten,
Bein und Arm und Hand.

Steht als Baum voll nackter Zweige
Nun Sebastian.
Seiner Augen schwere Neige
Hebt zu knospen an.

Als ein Baum steigt er hernieder
Wundersamen Gangs.
Drüben warten seine Brüder
Tief im Schnee des Hangs.

Wunderbar, um mitzuleiden,
Reiht er still sich ein.
Zweige, einstmals Schulterbreiten
Eines Helden alter Zeiten,
Neuen Pfeilen, neuen Leiden
Weihen sie sich ein.

*

RICHARD FRIEDENTHAL / DIE GEFANGENNAHME MONTEZUMAS

Gegen Mittag machte Cortes sich mit den Hauptleuten und einer Wache von zwanzig Mann auf den Weg. Der Profos Ochoa war dabei; er trug in einem Lederbeutel an der Hüfte zwei Ketten, sorgfältig in leinene Tücher gewickelt, damit sie nicht klirrten.
Cortes ließ sich bei Montezuma erst anmelden, als er bereits vor dem Tore des Palastes stand, um dem König jede Möglichkeit zu nehmen, den Besuch abzuweisen. Wieder schritten sie durch den Tiergarten, die Höfe mit den Springbrunnen, in denen die Abgesandten und Bittsteller aus allen Teilen des Reiches warteten. Mißtrauisch blickten die Spanier sich um; es schien ihnen, als ob die Palastgarden und Stab-

träger sich gegen das vorige Mal auf das Doppelte vermehrt hätten. Man führte sie durch die leeren, niedrigen Säle und Korridore. Cortes ließ von Zeit zu Zeit einen Posten zurück, unter dem Vorwand, es sei unschicklich, mit so zahlreicher Mannschaft vor den König zu treten. Montezuma hatte sich seit dem letzten Besuche in einem anderen Flügel des Schlosses einquartiert. Es mochte der älteste Teil des riesigen Gebäudes sein; die Zimmer waren klein und dunkel, die Türen aus ungefügem, naturfarbigem Schnitzwerk; an den Wänden hingen schwere, verblichene Teppiche aus Agavenfasern, die dumpf rochen. Die Fußböden waren aus glattgeschliffenem schwarzen Basalt. Verstohlen bückten sich die letzten der Soldaten, als die Spitze hielt, und betrachteten ihre blassen Gesichter in dem spiegelnden Stein. Keiner sprach, man hörte nur den Lärm der Stiefel auf dem Estrich und das leise metallische Klirren der Waffen.

Vor dem mit silbernen Platten besetzten Vorhang zum Zimmer Montezumas standen schon die Diener bereit und hielten den Hofbeamten, die Cortes geleiteten, die zerrissenen Bettlergewänder hin. Andere halfen ihnen die Sandalen abzulegen.

Montezuma stand aufrecht mitten im Zimmer, die Hände auf die Nacken seiner beiden Neffen gestützt. Er war wieder mit höchstem Prunk gekleidet; den horizontblauen Federmantel hatte er zurückgeschlagen, so daß die Brustplatte aus Türkis, die mit Perlen und Amethysten besetzten Binden seines Hüfttuches und die lang herunterhängenden Muschelketten verwirrend auffunkelten. Um den Hals trug er die Glasperlenkette, die Cortes ihm beim Einzug in die Stadt geschenkt hatte.

Der Generalkapitän trat dicht vor ihn hin und verbeugte sich, ohne den Helm abzunehmen. Der arglose Blick Montezumas verwirrte ihn; er schlug die Augen nieder. Wieder blieb er an den juwelenbesetzten halbhohen Stiefeln des

Herrschers mit den Blicken hängen; er sah die fingerdicken goldenen Sohlen, die roten Absätze, die feinen Perlenschnüre, die von den Waden herabtropften. Seine Lippen bewegten sich unter dem Bart. Er murmelte ein Stoßgebet, dann riß er den Kopf hoch und schlug an den Degen, daß ihm die Spitze fast gegen die Schulterblätter stieß.
Mit lauter und harter Stimme brachte er seine Klage vor. Er beschuldigte Montezuma der Teilnahme an dem Überfall auf die Truppen in Verakruz; zum wenigsten sei der Monarch für die Taten seiner Unterfeldherren verantwortlich.
Montezuma hob die Lippen leicht an und erwiderte, er habe niemals Befehl erteilt, die Waffen gegen die Weißen Götter zu erheben. Wenn einer der Hauptleute dort unten an der Küste eigenmächtig vorgegangen sei, so werde er ihn nach Mexiko kommen lassen und zur Rechenschaft ziehen.
Damit löste er von seinem Handgelenk ein Armband mit seinem Siegelzeichen, übergab es dem älteren der beiden Neffen, der es wieder an einen der Stabträger weiterreichte, und erteilte Befehl, die Schuldigen damit sogleich vorzuladen.
Cortes war betroffen. Er faßte sich bald und erklärte, man erkenne dankbar die Bereitwilligkeit des Königs, den Frevel zu sühnen, an. Immerhin ginge aus ihr doch hervor, daß der Monarch sich einer Schuld bewußt sei; er kenne ja auch offenbar die Namen der Hauptleute. Das alles spräche dafür, daß man auf seinen Befehl gehandelt habe. Nun, bei der Vernehmung dieser Leute werde sich das ja herausstellen, und er hoffe noch, Seine Majestät möge sich von dem schweren Verdacht reinigen können. Solange der Fall aber nicht entschieden sei, müsse man den Monarchen bitten, seine Wohnung in das Quartier der Spanier zu verlegen.



Henry de Montherlant
der Dichter des Romans „Die Tiermenschen" als Stierkämpfer

Montezuma begriff die Aufforderung nicht. Er habe den Weißen Göttern doch bereits einen Besuch abgestattet?
– Es handele sich um keinen Besuch, sondern um Haft.
Montezuma legte die spitzen Finger an die Schläfen, beugte den Kopf leicht und sann nach.
Cortes sprach weiter auf ihn ein. Er redete hastig, ohne Rücksicht darauf, ob Marina Zeit fand zum Übersetzen, und mehr, um sich selbst zu beruhigen, als um den König zu überzeugen. Ihm graute vor dem, was nun kommen sollte. Er mußte an das leichte Gefühl denken, das er unter den Händen gespürt hatte, als er den König beim Einzug in die Stadt umarmte. Wieder war es ihm, als entzöge sich der Herrscher jeder Berührung. Man konnte ihn auf den Arm nehmen wie ein Kind, so leicht war er zweifellos. Jetzt sollte ihm der Meister Ochoa Fußschellen anlegen. Er blickte auf die juwelenbedeckten Stiefel mit den feinen tropfenden Perlketten; die kleinen Füße mit dem hohen Rist.
Montezuma schwieg die ganze Zeit; er suchte den furchtbaren Eindruck, den die Ankündigung auf ihn gemacht hatte, zu verarbeiten, ohne nach außen hin ein Zeichen der Erregung zu geben. Nur die Neffen fühlten, wie seine Arme eiskalt wurden. Endlich hatte er sich so weit gesammelt, daß er antworten konnte. Niemals habe ein aztekischer Herrscher den Palast zu andern Zwecken verlassen, als um im Tempel zu opfern. Wenn man Geiseln wünsche, so sei er bereit, seine beiden Söhne holen zu lassen und den Weißen Göttern zu übergeben.
Cortes nahm den Gedanken sogleich auf und erklärte, auch die Anwesenheit seiner Söhne sei erwünscht. Im übrigen würde man ihn selbst mit aller Ehrfurcht behandeln, er könne sich die Zimmer im Palaste frei wählen und alle Dienerschaft, die er benötigte, mitbringen. Auch in den

Regierungsgeschäften solle er keineswegs behindert sein, es sei vielmehr im Interesse seines erhabenen Monarchen Kaiser Karl, daß keine Störung in der Verwaltung des Reiches eintrete.
Montezuma meinte verwirrt, man müsse die äußerste Unruhe unter den Großen des Landes befürchten, die ohnehin den Fremden zum Teil sehr mißgünstig und feindlich gesinnt wären.
Cortes schüttelte den Kopf. Er dächte doch, Montezuma wäre ein so gewaltiger Herrscher, daß jeder seiner Befehle ohne weiteres respektiert würde? Er habe nur zu erklären, daß es sein freier Wille sei, für eine Weile im Quartier der Weißen Götter zu wohnen, und niemand werde wagen zu widersprechen.
– Aber das Volk! Es könne Unruhen in der Stadt geben, wenn man höre, daß er dort gleichsam gefangen gehalten werde.
– Die Bevölkerung werde gar nichts von dem Wohnungswechsel merken; sie sei ja ohnehin gewohnt, daß der Herrscher in der letzten Zeit häufig sein Quartier verändere. Im übrigen müsse es ihn wundern, daß Seine Majestät auf den gewöhnlichen Pöbel, der, wie man ihm erzählt habe, doch nur „Dreck- oder Kotbrüder" genannt werde, irgendwelche Rücksicht nehme.
Die Offiziere ertrugen nun die Spannung nicht mehr und wurden unruhig. Leon trat vor Cortes hin und schrie, mit der Faust gegen den Harnisch schlagend, er verstünde nicht, wozu man soviel Worte machte. Der Indianer ginge entweder freiwillig mit, und das auf der Stelle, oder man stoße ihn nieder. Hier gelte es, sich zu retten; käme man damit nicht durch, so sei man ohne Gnade verloren.
Montezuma zog die Arme zurück, bis seine Hände auf den Nacken der Neffen lagen. Er schien sich an ihnen festzuhalten; sie richteten sich auf und verdeckten ihn fast. Leise

fragte er Marina, was der Mann mit der widerwärtigen Stimme, die wie eine Rassel klinge, gesagt habe?
Marina wagte erst jetzt zu ihm aufzusehen. Sie strich die Haare aus der Stirn und sagte: „Geht mit ihnen, Herr! Sie werden Euch behandeln, wie es Euch zukommt, sie werden sich vor Euch verbeugen, sie werden Erde essen vor Euch, wenn Ihr ihnen folgt. Dieser Mann" – damit wies sie auf Leon – „ist zornig auf den Herrn der Weißen Götter, auch die andern sind zornig, sie schelten ihn, daß er so lange mit Euch spricht, sie drohen Euch zu ergreifen und mit ihren Messern niederzustoßen; Ihr seid in höchster Gefahr. Sie sind furchtbar in ihrem Zorn, und Ihr wißt, wie es den Einwohnern von Cholula ergangen ist, die sich ihnen widersetzten, wie sie niedergehauen wurden wie Schilf, wie sie dalagen, die Brust geöffnet wie eine Frucht, wie ihnen das Eingeweide aus dem Leibe floß. Ergebt Euch in das Schicksal, das die Götter Euch verhängt haben."
Montezuma blickte sie an, und Marina schien es, als ob seine Augen den gleichen vorwurfsvollen Ausdruck hatten wie die des tlakallanischen Feldherrn Xicotencatl. Nur schimmerten sie weicher und wie erstaunt vor Ratlosigkeit. Und jetzt – sie ertrug den Anblick nicht und deckte die Hände vor das Gesicht – begann er zu weinen. Er hielt die dünnen Lippen fest geschlossen, auch sein Atem verriet sich nicht; nur die Flügel der schnabelscharfen Nase zitterten, und aus den Augen brachen unaufhaltsam die Tränen und stürzten über das unbewegte Gesicht.
Auch Cortes faßte sich verlegen an den Mund. Eine ganze Weile stand er zögernd da. Dann winkte er dem Profosen. Ochoa trat mit langsamen, nachdrücklich in den Knieen wiegenden Schritten heran und packte umständlich sein Handwerkszeug aus. Man hörte in der Stille das leise plätschernde Klirren der Ketten auf dem Estrich. Montezuma drängte die Neffen von sich fort. Sie ballten die Fäuste und

machten Miene, sich auf den Profosen zu stürzen. Der König hob den spitzen Finger und winkte ab. Mit gesenktem Kopf standen sie ächzend da; ihre Finger spreizten sich vor Entsetzen.
Ochoa legte dem König die Fußschellen um die juwelenbesetzten Stiefel. Die von den Waden heruntertropfenden Perlenkettchen kamen ihm dabei zwischen die Eisen und störten; kurz entschlossen fetzte er sie ab. Weit und lose hingen die breiten Ringe um die schmalen Knöchel des Azteken; ihr Rand stieß gegen den hohen Rist seiner Füße. Montezuma rührte sich nicht. Er hielt nur starr die Arme vor sich hin, als erwarte er, man werde auch die fesseln.
Der Profos erhob sich und meldete Cortes, daß seine Arbeit beendigt sei. Sein Gesicht glühte vor Stolz über diesen größten Tag seines Lebens. Der Generalkapitän löste die Hand vom Degen, den er in der Spannung krampfhaft umklammert hatte, machte eine verbindliche Geste und bat den König, er möge die Ungelegenheiten, die man ihm leider machen müsse, entschuldigen. Auch Leon trat heran und verbeugte sich verlegen und ungeschickt.
Montezuma nickte leise. Cortes ersuchte ihn nun, seinen Wachen und Hofbeamten die nötigen Befehle zu geben. Es werde zweckmäßig sein, ihnen bekanntzumachen, daß er aus eigenem freien Entschluß seine Wohnung wechsele.
Guatemotzin, der ältere der beiden Neffen, hob den Kopf zu seinem Oheim und fragte flüsternd, ob er nicht die Leibgarden alarmieren solle. Die Fremden würden es nicht wagen, sich an seiner geheiligten Majestät zu vergreifen.
Montezuma winkte ab. Er befahl seine Sänfte. Guatemotzin keuchte hervor, er wolle sich von den Spaniern niederstoßen lassen, ehe er sich von der Stelle rührte.
Montezuma wiederholte eigensinnig den Befehl: die Sänfte, schnell, die Sänfte! Er blickte Guatemotzin zornig an: man halte es wohl nicht mehr für nötig, seinen Weisungen zu

gehorchen? Noch sei er der König, geheiligt, unantastbar, allgewaltig, der Herrscher auf dem Bergthron; es beliebe ihm, diesen Männern zu folgen, und niemand habe sich darüber aufzuhalten. Die Sänfte!

Der jüngere Neffe lief. Einer der Spanier begleitete ihn. Die Sänfte wurde gebracht. Montezuma tat ein paar Schritte. Erst jetzt spürte er die Eisen, plötzlich, schneidend; seine starr gespannten Gesichtszüge brachen ein und fielen übereinander. Er schrie leise auf. Und mit einem Male schüttelte er sich, er stampfte auf, er begann zu toben. Cortes brüllte die Eskorte an, die Leute stießen ihre Piken auf den Boden, und die Offiziere klirrten vor Aufregung mit den Waffen. Der Saal hallte von Lärm.

Cortes riß die Vorhänge der Sänfte zur Seite: vorwärts, man solle den Indianer hineinheben, schnell, aufnehmen die Sänfte! abmarschieren!

Die Spanier drängten sich dicht um die Sänfte; sie hatten blank gezogen und blickten aufmerksam unter den Helmen vor nach rechts und links. Sie waren froh, daß die Sache endlich ein Ende nahm; sie lachten und riefen laut durch die stillen Säle die Verbindungsposten an. Vor dem Ausgang ließ Cortes noch einen Augenblick die Sänfte absetzen. Er bat Montezuma, die notwendigen Befehle an die Stabträger zu geben, die vor dem Zuge herlaufen sollten. Der König lag mit zurückgelehntem Kopf in den Kissen. Seine schnabelscharfe Nase stach wie bei einem Kranken hervor. Der Führer der Leibwache wurde herangeführt. Montezuma flüsterte mit geschlossenen Augen, er wünsche die gewöhnliche Begleitung der dreihundert Stabträger.

Läufer rannten voraus und schlugen mit den Kiefernknüppeln auf die Menge ein. Die Stabträger gingen zu beiden Seiten des Zuges und hielten ihre goldenen Stäbe wie ein Gitter gegen das Volk, das, zur Erde gebückt, kaum die Füße der Vorbeieilenden sah. Dicht an die Sänfte ge-

drängt, hasteten die Spanier vorwärts; sie trieben die Träger unaufhörlich an und blickten sich zuweilen um. Cortes ritt am Schluß hinter den beiden Neffen Montezumas.
Auf dem Hofe des spanischen Quartiers stand die gesamte Mannschaft in Waffen angetreten. Cortes befahl, die Sänfte mit dem König in eins seiner Zimmer zu bringen. Die Tore wurden sogleich geschlossen, die Wache trat mit brennenden Lunten davor. Der Stückmeister Mesa eilte mit den Kanonieren an die Geschütze.
Die Sänfte wurde abgesetzt. Cortes ließ dem König die Ketten abnehmen. Er bot ihm seinen Arm und geleitete ihn zu einem Sessel. Ehrerbietig machte er ihn darauf aufmerksam, daß Seine Majestät ihren Kopfschmuck doch zurechtrücken möge. Montezuma griff nach der spitzen goldenen Blechmütze, die etwas schief im Nacken saß und schob sie grade.

Aus dem neuen Roman „Der Eroberer".

*

GOETHE SAGT

Gott begegnet sich immer selbst: Gott im Menschen sich selbst wieder im Menschen. Daher keiner Ursache hat, sich gegen den Größten gering zu achten. Denn wenn der Größte ins Wasser fällt und nicht schwimmen kann, so zieht ihn der ärmste Hallore heraus. So göttlich ist die Welt eingerichtet, daß jeder an seiner Stelle, an seinem Ort, zu seiner Zeit alles übrige gleichwägt (balanciert).

*

Es schrieb jemand eine Abhandlung, worin er zeigte, daß Sophokles ein Christ gewesen. Das ist keineswegs zu verwundern, aber merkwürdig, daß das ganze Christentum nicht einen Sophokles hervorgebracht.

Aus „Goethes Gesprächen ohne die Gespräche mit Eckermann".

STEFAN ZWEIG / FOUCHÉS KAMPF MIT ROBESPIERRE

(1793)

Am 3. April erfährt Joseph Fouché, daß ihn der Wohlfahrtsausschuß zur Verantwortung nach Paris beordert hat, am 5. besteigt er den Reisewagen. Sechzehn dumpfe Schläge begleiten seine Abfahrt, sechzehn Schläge der Guillotine, die zum letztenmal in seinem Auftrag ihre scharfe Pflicht verrichtet. Und noch zwei allerletzte Verurteilungen werden an diesem Tage in Eile vorgenommen, zwei sehr sonderbare, denn die beiden Nachzügler des großen Massakers, die ihre Köpfe (nach dem jovialen Ausdruck der Zeit) in den Korb spucken müssen, wer sind sie? Niemand anders als der Scharfrichter von Lyon und sein Gehilfe. Eben dieselben, die im Auftrag der Reaktion Chalier und seine Freunde, die dann im Auftrag der Revolution die Reaktionäre zu Hunderten gleichmütig guillotinierten, sie kommen jetzt selbst unter das Messer. Welches Verbrechen man ihnen zuschreibt, kann man aus den Gerichtsakten mit bestem Willen nicht klar ersehen; wahrscheinlich werden sie nur geopfert, um den Nachfolgern Fouchés und der Nachwelt nicht allzuviel über Lyon zu erzählen. Tote verstehen am besten zu schweigen.

Dann rollt der Wagen. Fouché hat allerhand nachzudenken auf der Fahrt nach Paris. Immerhin, so mag er sich trösten, noch ist nichts verloren; er hat ja manche einflußreichen Freunde im Konvent, vor allem den großen Gegenspieler Robespierres, Danton: vielleicht wird es doch gelingen, den Furchtbaren in Schach zu halten. Aber wie kann er ahnen, Fouché, daß in diesen Schicksalsstunden der Revolution die Ereignisse viel rascher rollen als die Räder einer Postkutsche von Lyon nach Paris? Daß bereits seit zwei Tagen sein Intimus Chaumette im Gefängnis sitzt, daß das riesige Löwenhaupt Dantons gestern von Robespierre unter die

Guillotine gestoßen wurde, daß am gleichen Tage Condorcet, der geistige Führer der Rechten, hungernd in der Umgebung von Paris herumirrt und am nächsten Tage, um dem Gericht zu entgehen, sich vergiften wird? Sie alle hat ein einziger Mann gestürzt, und gerade dieser eine Mann, Robespierre, ist sein erbittertster, politischer Gegner. Erst abends am 8., in Paris angelangt, erfährt er den ganzen Umfang der Gefahr, der er in den Rachen gerannt. Weiß Gott, er wird wenig geschlafen haben, der Prokonsul Joseph Fouché, in dieser seiner ersten Nacht in Paris.

Am nächsten Morgen schon begibt er sich in den Konvent, ungeduldig die Eröffnung der Sitzung erwartend. Aber sonderbar, der weite Saal will sich durchaus nicht füllen, die Hälfte, ja mehr als die Hälfte der Plätze bleibt immer leer. Gewiß: eine Anzahl der Deputierten mag auf Missionen sein oder anderweitig verhindert, aber doch, welche gähnende Leere dort auf der Rechten, wo einst die Führer saßen, die Girondisten, die herrlichen Redner der Revolution! Wo sind sie hin? Die zweiundzwanzig kühnsten, Vergniaud, Brissot, Pethion, haben auf dem Schafott geendet oder durch Selbstmord oder wurden auf ihrer Flucht von Wölfen zerrissen. Dreiundsechzig ihrer Freunde, die die sie zu verteidigen wagten, hat die Majorität in den Bann getan – mit einem einzigen fürchterlichen Schlage hat Robespierre sich eines Hunderts seiner Gegner zur Rechten erledigt. Aber nicht minder energisch hat seine Faust in den eigenen Reihen auf dem „Berge“ zugeschlagen: Danton, Desmoulins, Chabot, Hébert, Fabre d'Églantine, Chaumette und zwei Dutzend andere, sie alle, die gegen seinen Willen, gegen seine dogmatische Eitelkeit sich auflehnten, er hat sie bis hinunter in die Kalkgrube gestoßen. Alle hat dieser unscheinbare Mann beseitigt, dieser kleine magere Mann mit dem gallig fahlen Gesicht, der niedern



Pellegrini: Ludwig XVI. vor dem Nationalkonvent

zurückfliehenden Stirn, den kleinen wasserfarbenen, kurzsichtigen Augen, der Unscheinbare, lange von den Riesengestalten seiner Vorgänger verdeckt war. Aber die Sense der Zeit hat ihm den Weg freigemacht: Seit Mirabeau, Marat, Danton, Desmoulins, Vergniaud, Condorcet erledigt sind, also der Tribun, der Aufrührer, der Führer, der Schriftsteller, der Redner und der Denker der jungen Republik, ist er nun alles in einer Person, ihr Pontifex maximus, Diktator und Triumphator. Beunruhigt sieht Fouché auf seinen Gegner, um den sich mit zudringlichem Respekt jetzt alle servilen Deputierten drängen und der mit unerschütterlichem Gleichmut diese Huldigungen sich darbieten läßt; in seine „Tugend" gehüllt wie in einen Panzer, unnahbar, undurchdringlich, mustert mit seinem kurzsichtigen Blick der Unbestechliche die Arena im stolzen Bewußtsein, daß jetzt keiner mehr wider seinen Willen sich zu erheben wage.

Aber einer wagt es doch. Einer, der nichts mehr zu verlieren hat, Joseph Fouché, und verlangt das Wort zur Rechtfertigung seines Verhaltens in Lyon.

Dieses Verlangen nach Rechtfertigung vor dem Konvent ist eine Herausforderung des Wohlfahrtsausschusses, denn nicht der Konvent, sondern der Ausschuß hat von ihm Aufschluß gefordert. Er aber wendet sich als an die höhere, als an die eigentliche Instanz, an die Versammlung der Nation. Die Kühnheit dieses Anspruchs ist unverkennbar. Aber doch, der Präsident gibt ihm das Wort. Immerhin, Fouché ist nicht der erste beste, zu oft hat man seinen Namen genannt in diesem Saal, noch sind seine Verdienste, seine Berichte, seine Taten nicht vergessen. Fouché tritt auf die Tribüne und liest einen umständlichen Bericht. Die Versammlung hört zu, ohne ihn zu unterbrechen, ohne ein Zeichen des Beifalls oder des Mißfallens. Aber am Ende

der Rede rührt sich keine Hand. Denn der Konvent ist ängstlich geworden. Ein Jahr Guillotine hat alle diese Männer seelisch entmannt. Die einst frei ihrer Überzeugung sich hingaben wie einer Leidenschaft, die laut, kühn und offen sich in den Streit der Worte und Gesinnungen warfen, sie alle lieben nicht mehr, sich zu bekennen. Seit wie Polyphem der Henker in ihre Reihen greift, bald links, bald rechts, seit die Guillotine wie ein blauer Schatten hinter jedem ihrer Worte lastet, schweigen sie lieber, statt zu reden. Jeder duckt sich hinter den andern, jeder schielt nach rechts und links, ehe er eine Bewegung wagt, wie ein drükkender Nebel liegt die Angst grau auf ihren Gesichtern; und nichts erniedrigt den Menschen und besonders eine Masse von Menschen mehr als die Angst vor dem Unsichtbaren.

So wagen sie auch diesmal nicht eine Meinung. Nur keine Einmengung in die Domäne des Ausschusses, des unsichtbaren Tribunals! Die Rechtfertigung Fouchés, sie wird nicht abgelehnt, sie wird nicht angenommen, sondern einfach dem Ausschuß zur Prüfung überschickt; das heißt, sie landet an demselben Ufer, das Fouché so sorgfältig vermeiden wollte. Seine erste Schlacht ist verloren.

Nun fährt auch ihm die Furcht in den Nacken. Er hat sich zu weit vorgewagt, ohne das Gelände zu kennen: nun besser einen raschen Rückzug. Lieber kapitulieren, als allein gegen den Mächtigsten kämpfen. So beugt Fouché reumütig das Knie, so beugt er das Haupt. Denn noch am selben Abend begibt er sich in die Wohnung Robespierres, um sich mit ihm auszusprechen oder ehrlicher gesagt: um Pardon von ihm zu erbitten.

Bei dieser Besprechung ist niemand Zeuge gewesen. Nur ihr Ausgang ist bekannt, und man kann sie sich vorstellen aus der Analogie jenes Besuches, den Barras in seinen

Memoiren grauenhaft deutlich beschrieben. Auch Fouché muß wohl, ehe er die Holztreppe in dem kleinen Bürgerhause in der Rue Saint-Honoré emporsteigt, wo Robespierre seine Tugend und Armut ins Schaufenster stellt, das Examen der Wirtsleute bestehen, die ihren Gott und Mieter wie eine heilige Beute bewachten. Auch ihn wird wohl Robespierre, genau wie Barras, in dem kleinen engen, nur eitel mit den eigenen Bildern geschmückten Zimmer kaum zum Sitzen aufgefordert, sondern kalt aufrecht mit beabsichtigt verletzendem Hochmut wie einen erbärmlichen Verbrecher empfangen haben. Denn dieser Mann, der leidenschaftlich die Tugend liebt und ebenso leidenschaftlich und lasterhaft in seine eigene Tugend verliebt ist, kennt keine Nachsicht und Verzeihung für einen, der jemals anderer Meinung als er selbst gewesen. Unduldsam und fanatisch, ein Savonarola der Vernunft und der „Tugend", weist er jedes Paktieren, ja sogar jedes Kapitulieren seiner Gegner zurück; selbst dort, wo Politik gebieterisch zu Verständigung drängte, hemmt ihn seine Haßhärte und sein dogmatischer Stolz. Was immer Fouché Robespierre damals gesagt hat und sein Richter ihm geantwortet – nur dies weiß man: es war kein guter Empfang, sondern ein niederschmetterndes, ein unbarmherziges Herunterkanzeln, eine unverhüllte kalte Drohung, ein Todesurteil in effigie. Und der von Zorn bebend die Treppe der Rue Saint-Honoré hinuntergeht, gedemütigt, zurückgewiesen, bedroht, Joseph Fouché, er weiß, daß es nunab nur noch eine Rettung gibt für seinen Kopf: wenn der des andern, wenn der Robespierres eher als der seine in den Korb fällt. Krieg auf Tod und Leben ist erklärt. Der Zweikampf zwischen Robespierre und Fouché hat begonnen.

Dieser Zweikampf Robespierres und Fouchés gehört zu den spannendsten, zu den psychologisch erregendsten Epi-

soden der Revolutionsgeschichte. Beide klug, beide Politiker, haben sie doch beide, der Herausgeforderte wie der Herausfordernde einen Irrtum gemeinsam: sie unterschätzen lange einer den anderen, weil sie sich von früher zu kennen glauben. Für Fouché ist Robespierre noch immer der abgeschundene, dürre Advokat, der in seiner Provinz in Arras mit ihm zusammen im Klub kleine Scherze gemacht, der damals süßliche Verslein in der Art des Grécourt fabrizierte und dann die Versammlung von 1789 durch seine phraseusen Reden langweilte. Fouché hat nicht oder zu spät bemerkt, wie in zäher, beharrlicher Selbstarbeit und im Aufschwung der Aufgabe aus einem Demagogen Robespierre ein Staatsmann, aus einem geschmeidigen Intriganten ein präzis denkender Politiker, aus einem Rhetor ein Redner geworden ist. Fast immer steigert die Verantwortung den Menschen zur Größe: so ist Robespierre am Gefühl seiner Sendung gewachsen, denn er fühlt inmitten von gierigen Verdienern und lauten Schreiern die Rettung der Republik als die ihm allein vom Schicksal auferlegte Lebensaufgabe. Als heilige Mission für die Menschheit empfindet er die Notwendigkeit, gerade seine Konzeption der Republik, der Revolution, der Sittlichkeit und selbst der Göttlichkeit zu verwirklichen. Diese Starre Robespierres ist zugleich die Schönheit und die Schwäche seines Charakters. Denn berauscht von seiner eigenen Unbestechlichkeit, verzaubert in seine dogmatische Härte, betrachtet er jede andere Meinung als die seine nicht nur als andersartig, sondern als Verrat, und mit der frostigen Faust eines Ketzerrichters stößt er darum jeden Andersdenker als Ketzer auf den neuen Scheiterhaufen, die Guillotine. Zweifellos: eine große, eine reine Idee lebt in dem Robespierre von 1793. Aber besser gesagt, sie lebt nicht, sie ist erstarrt in ihm. Sie kann nicht völlig aus ihm heraus und er nicht völlig aus ihr (Schicksal aller dogmatischen Seelen), und

dieser Mangel an mitteilsamer Wärme, an hinreißender Humanität nimmt seiner Tat die wahrhaft zeugende Kraft. Nur in der Starre ist seine Stärke, nur in der Härte seine Kraft: das Diktatorische ist für ihn Sinn und Form seines Lebens geworden. So kann er sein Ich nur der Revolution aufprägen, oder es muß zerbrechen.

Ein solcher Mann duldet keinen Widerspruch, keine andere Meinung in geistigen Dingen, kein Nebenihm und noch weniger ein Gegenihn. Er kann Menschen nur ertragen, sofern sie spiegelhaft seine eigenen Anschauungen zurückwerfen, solange sie ihm Seelensklaven sind wie Saint-Just und Couthon; jeden andern scheidet die grimmige Lauge seines galligen Temperaments unerbittlich aus. Wehe aber denen, die nicht nur von seiner Meinung abwichen (auch diese hat er verfolgt), sondern sogar seinen Willen gekreuzt, die seine Unfehlbarkeit nicht geachtet haben. Das nun hat Joseph Fouché getan. Er hat niemals seinen Rat eingeholt, nie sich vor dem einstigen Freunde gebeugt; er ist auf den Bänken seiner Feinde gesessen, ist kühn über die von Robespierre gesetzten Grenzen eines mittleren, vorsichtigen Sozialismus hinausgegangen, indem er den Kommunismus predigte und den Atheismus. Aber bisher hat sich Robespierre nicht ernstlich mit ihm beschäftigt; Fouché schien ihm zu gering. Für ihn ist dieser Deputierte nichts anderes als der kleine Priesterlehrer, den er noch in der Soutane gekannt und dann als Brautwerber seiner Schwester, ein kleiner schäbiger Ehrgeizling, der seinem Gott und seiner Braut und allen Überzeugungen untreu geworden ist. Er verachtet ihn mit dem ganzen Gruppenhaß der Starre gegen die Biegsamkeit, der Unbedingtheit gegen die Erfolgsschleicherei, mit dem Mißtrauen der religiösen Natur gegen die profane; aber dieser Haß hat sich bisher noch nicht gegen die Person Fouchés bemüht, nur gegen die Gattung, deren Spielart er ist. Hochmütig hat er

ihn selbst bisher übersehen: wozu sich Mühe nehmen für einen solchen Intriganten, den man jederzeit unter dem Fuß zertreten kann? Nur weil er ihn so lange verachtet, hat bisher Robespierre Fouché nur beobachtet, aber nicht ernstlich bekämpft.
Jetzt erst bemerken beide, wie sehr einer den andern unterschätzt. Fouché erkennt die ungeheure Macht, die Robespierre in seiner Abwesenheit zugewachsen: alle Ämter sind ihm untertänig, die Armee, die Polizei, das Gericht, die Ausschüsse, der Konvent und die Jakobiner. Ihn zu bekämpfen, scheint aussichtslos. Aber Robespierre hat ihn zum Kampf gezwungen, und Fouché weiß, daß er verloren ist, wenn er nicht siegt. Immer kommt aus letzter Verzweiflung eine letzte Kraft, und so wirft er sich, zwei Schritte vom Abgrund, plötzlich dem Verfolger entgegen, wie ein Hirsch, bis zum äußersten gehetzt, aus einem letzten Dickicht den Jäger mit dem Mute der Verzweiflung anfällt.

Die ersten Feindseligkeiten eröffnet Robespierre. Nur eine Lektion will er dem Vorlauten zunächst erteilen, eine Warnung, einen Fußtritt. Anlaß dazu bietet jene berühmte Rede am 6. Mai, die alle Geistigen der Republik aufruft, „die Existenz eines höchsten Wesens und die Unsterblichkeit als lenkende Macht des Weltalls anzuerkennen“. Nie hat Robespierre eine schönere, eine aufgeschwungenere Ansprache gehalten als diese, die er angeblich auf dem Landsitz Jean Jacques Rousseaus geschrieben: hier wird der Dogmatiker beinahe zum Dichter, der unklare Idealist zum Denker. Den Glauben vom Unglauben und andererseits vom Aberglauben zu trennen, eine Religion zu schaffen, die sich einerseits erhebt über das landläufige bilderanbetende Christentum und ebenso über den leeren Materialismus und Atheismus, also gleichfalls die Mitte zu be-

wahren, wie er es immer in allen geistigen Fragen versucht, das bildet die Grundidee seiner Ansprache, die trotz ihrer schwülstigen Phraseologie von aufrichtigem Ethos, von leidenschaftlichem Willen zur Erhebung der Menschheit erfüllt ist. Aber selbst in dieser oberen Sphäre kann er sich, der Ideologe, nicht vom Politischen befreien, selbst in die zeitlosen Gedanken mengt seine gallige, mißlaunige Rankünc persönliche Angriffe. Gehässig erinnert er an die Toten, die er selbst auf die Guillotine gestoßen, und höhnt die Opfer seiner Politik, Danton und Chaumette, als verächtliche Beispiele der Unmoral und Gottlosigkeit. Und plötzlich, mit einem ins Herz treffenden Stoß, wirft er sich gegen den einzigen der Atheistenprediger, die seinen Zorn überlebt haben, gegen Joseph Fouché. „Sage uns doch, wer hat dir die Mission zugeteilt, dem Volke zu verkünden, es gebe keine Gottheit! Welche Vorteile siehst du darin, dem Menschen einzureden, eine blinde Gewalt bestimme sein Geschick, schlage ganz zufällig bald die Tugend und bald das Laster, und daß seine Seele nichts als dünner Atem wäre, der an der Pforte des Grabes erlischt! Unglückseliger Sophist, mit welchem Recht maßt du dir an, der Unschuld das Zepter der Vernunft zu entreißen, um es den Händen des Lasters zu überantworten? Der Natur einen Totenschleier überzuwerfen, das Unglück noch verzweifelter zu machen, das Verbrechen zu entlasten, die Tugend zu verdüstern und die Menschheit zu erniedern! ... Nur ein Verbrecher, verächtlich vor sich selbst und widerlich allen andern, kann glauben, die Natur vermöge uns nichts Schöneres zu schenken als das Nichts."

Grenzenloser Beifall umbraust die großartige Rede Robespierres. Mit einemmal fühlt sich der Konvent der Niederungen des täglichen Streites enthoben, und einstimmig beschließt er das von Robespierre vorgeschlagene Fest zu Ehren des höchsten Wesens. Nur Joseph Fouché bleibt

stumm und beißt die Lippen. Zu einem solchen Triumph des Gegners muß man schweigen. Er weiß, daß er sich offen mit diesem meisterlichen Rhetor nicht messen kann. Wortlos, blaß, nimmt er diese Schlappe in offener Versammlung hin, nur im Innern entschlossen, sich zu rächen und sie zu vergelten.
Einige Tage, einige Wochen hört man nichts von ihm. Robespierre meint ihn erledigt: der Fußtritt hat wohl für den Frechen genügt. Aber wenn man nichts sieht und nichts hört von Fouché, so ist es, weil er unterirdisch arbeitet, zäh, planhaft, maulwurfhaft. Er macht Besuche in den Komitees, er sucht Bekanntschaften unter den Abgeordneten, er ist freundlich, verbindlich zu den einzelnen Menschen und sucht jeden zu gewinnen. Am meisten tut er sich um bei den Jakobinern, wo das geschickte, geschmeidige Wort viel gilt und seine Leistung zu Lyon ihm ein paar Steine ins Brett geschoben. Niemand weiß deutlich, was er will, was er plant, was er vorhat, dieser vielgeschäftige, promenierende, überall Fäden spinnende, unscheinbare Mann.
Und plötzlich wird alles klar, unerwartet für alle und am unerwartetsten für Robespierre: denn am 18. Prairial wird mit großer Stimmeneinheit Joseph Fouché zum Präsidenten des Jakobinerklubs erwählt.

Aus dem soeben erschienenen Werk „Joseph Fouché".

*

HUGO VON HOFMANNSTHAL / APHORISMEN

Die ahnende Jugend weiß die Welt mit Kräften erfüllt; aber es kommt ihr nicht bei, welche Rolle in der Welt die Schwäche in ihren verschiedenen Formen spielt.

Sind wir nicht am ärmsten, wo wir am gesichertsten sind, am reichsten, wo wir am gefährdetsten sind – kommt es nicht darauf an, immer aufs neue die Gefährdung aufzusuchen; ist nicht ein Hauch des Todes und der Verwesung um alle die Anstalten, in denen das Leben gegen den Mechanismus des Lebens hintangesetzt wird, den Ämtern, öffentlichen Schulen, dem gesicherten Funktionieren der Geistlichen usf.?

Les uns disent que non, les autres disent que oui: et moi je dis que oui et que non.

(Sganarelle über eine schwierige medizinische Frage.)
Molière, le médecin malgré lui

Es gibt so viele Arten von Zwanzigjährigen oder von Fünfzigjährigen, als es Arten von Freunden, Liebhabern oder Vätern gibt.

Bedenkt man, daß wiederholte sittliche Spiegelungen das Vergangene nicht allein lebendig erhalten, sondern sogar zu einem höheren Leben emporsteigern –

Goethe

Wirklichkeit ist die Fable convenue der Philister.

Ein junger Ionier tritt in Athen in goldgesäumtem Purpurgewand auf. Man fragt ihn nach seiner Heimat, und er antwortet: „Ich bin reich."

Athenaios

Anekdote: Die reiche, schöne Witwe mit den drei Freiern. In einer kalten Nacht, als die drei Herren nach einem Souper bei ihr im Schlitten abfahren, die Frage: Has Lord Peto got his coat? Womit sie offenbart, welchem sie den Vorzug gibt.

Gott sagte: Ich war ein Schatz, den niemand kannte, und wollte bekannt werden. Da schuf ich den Menschen.

Jede wahrhaft große geistige Erscheinung ist übermenschlich und macht für den, der sich ihr hingibt, alles übrige entbehrlich, bis ans Ende der Zeiten; das ist die Wurzel der durch ein Individuum geoffenbarten Religionen und ihres Anspruches auf Orthodoxie.

Es ist nichts im Innern wesentlich, das nicht zugleich im Äußern wahrgenommen wird.

Wir haben im ganzen Leben, besonders in der Sphäre des geistigen Verkehrs, die unrichtige Angewohnheit, daß wir dem andern Menschen vieles von dem leihen, was uns eigen ist, ganz als müßte das so sein. Da sie nun außerdem ihr Eigenes vor uns erscheinen lassen, so entstehen, indem wir aus beiden Teilen eine Einheit zu schaffen suchen, eigentlich Monstra, ähnlich denen, die in einem winkligen Haus durch den Schein einer Laterne halb aus Schatten, halb aus wirklichen Gegenständen erzeugt werden. Es gibt keine nützlichere als auch schwierigere Operation, als dieses unbewußt Geliehene von der Erscheinung des anderen wieder abzuziehen. Erst dadurch aber machen wir begreifliche Menschen aus ihnen – oder kürzer ausgedrückt: Der Mensch glaubt die Menschen zu verstehen, wenn er zu einer vermuteten unbegrenzten Analogie mit seinem Selbst noch einiges diesem Selbst Widersprechende hinzuaddiert. Es ist Sache der Erfahrung, mit Menschen operieren zu können, die man sich vom Kern aus verschieden vom eigenen Selbst vorzustellen hat.

Die gefährlichste Sorte von Dummheit ist ein scharfer Verstand.

Die gefährlichsten unserer Vorurteile herrschen in uns selber gegen uns selber. Sie aufzulösen, ist das Schöpferische.

Geistige Deutsche werden schwer und spät zum eigentlichen Leben geboren; sie machen dann eine zweite Geburt durch, an der viele sterben.

Der Gegenwart entflieht, wer unter die Bauern geht. Der Bauer und die Gegenwart liegen in einem gesunden ewigen Streit, und über der Natur und den Sternen schwebt eine unverwelkliche Zeit, die nichts von der schalen Gegenwart weiß.

Will meine Zeit mich bestreiten,
Ich lass' es ruhig geschehen.
Ich komme aus anderen Zeiten
Und hoffe, in andre zu gehen. Grillparzer

Goethe kann als Grundlage der Bildung eine ganze Kultur ersetzen.

Die Menschen verlangen, daß ein Dichtwerk sie anspreche, zu ihnen rede, sich mit ihnen gemein mache. Das tun die höheren Werke der Kunst nicht, ebensowenig als die Natur sich mit den Menschen gemein macht; sie ist da und führt den Menschen über sich hinaus – wenn er gesammelt und bereit dazu ist.

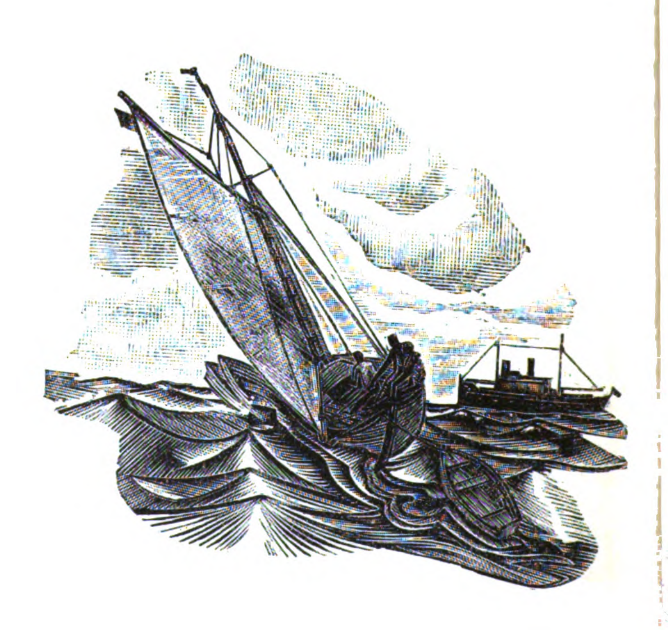
Der berühmte Autor lebt nur in einer anderen Form von Ungekanntheit als der Autor, von dem niemand redet.

Die reinste Poesie ist ein völliges Außer-sich-Sein, die vollkommenste Prosa ein völliges Zu-sich-Kommen. Das letztere ist vielleicht noch seltener als das erstere.

Nur von dem scheinbar ganz am Tag Liegenden, mit Händen zu Greifenden kann die hohe Wirkung des Geheimnisses ausgehen.

Herrliches Wort von Poussin, am Ende seines Lebens: Je n'ai rien négligé.

Aus dem „Buch der Freunde".



BÜCHER AUS DEM INSEL-VERLAG

Dieses Verzeichnis enthält eine Auswahl der wichtigsten Bücher. Vollständige Verlagsverzeichnisse sowie Sonderverzeichnisse einzelner Werke, der Insel-Bücherei und der Liebhaberausgaben sind durch jede gute Buchhandlung oder unmittelbar vom Verlag zu beziehen.

*Die im Jahre 1929 neu erschienenen Bücher sind mit einem * bezeichnet.*

DICHTER UNSERER ZEIT

MARTIN ANDERSEN-NEXÖ: PELLE DER EROBERER. Roman. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann*. 20. Tausend. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier (1250 Seiten). In Leinen M 12.—.

ERNST BERTRAM: STRASSBURG. Ein Kreis Gedichte. Dritte, vermehrte Auflage. In Pappband M 5.—.

— GEDICHTE. Vierte, vermehrte Auflage. In Pappband M 5.—.

— DAS NORNENBUCH. Gedichte. In Pappband M 5.—.

— DER RHEIN. Ein Gedenkbuch. Gedichte. In Pappband M 6.—.

*RICHARD BILLINGER: GEDICHTE. In Pappband M 5.—.

— DAS PERCHTENSPIEL. Ein Tanz- und Zauberspiel vom törichten Bauern, von der Windsbraut und den Heiligen. Geheftet M 2.—; gebunden M 3.—.

HANS CAROSSA: EINE KINDHEIT. 7. Tausend. In Leinen M 6.—.

— VERWANDLUNGEN EINER JUGEND. 10. Tausend. In Leinen M 6.—.

— RUMÄNISCHES TAGEBUCH (aus dem Weltkriege). 10. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DOKTOR BÜRGERS ENDE. Letzte Blätter eines Tagebuchs. Zweite Auflage. In Leinen M 3.50.

— GEDICHTE. Vierte, veränderte Auflage. In Leinen M 5.—.

— BUCH DES DANKES AN HANS CAROSSA. Mit Beiträgen von: *Paul Alverdes, Rudolf Bach, Ernst Bertram, Richard Billinger, Hans Brandenburg, Felix Braun, Ludwig Curtius, Willi Geiger, Wilhelm Hausenstein, Otto Heuschele, Hugo von Hofmannsthal, Katharina Kippenberg, Alfred Kubin, David Herbert Lawrence, Max Mell, Alfred Mombert, Ernst Penzoldt, Josef Ponten, Albrecht Schaeffer, Franz Schoenberner, Ludwig Strauß, W. E. Süskind, Regina Ullmann, Stefan Zweig.* Mit zwei Lichtdrucktafeln und einer Lithographie. In Leinen M 6.—.

THEODOR DÄUBLER: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. Neue, durchaus veränderte Genfer Ausgabe. Zwei Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M 12.—.

*PIERRE DOMINIQUE: SEINE MAJESTÄT... Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 7.—. *Wenn Cervantes und Rabelais ihren kühnen Witz und überlegenen Humor zusammengelegt hätten: einen Kerl von großartigerer*

Spaßigkeit und heiterer Großartigkeit als diesen König von Korsika würden sie nicht haben erdichten können. Pierre Dominique, der diese Gestalt mit all ihrer Grandezza in einem Roman verdichtet hat, brauchte die Chronik nur in unwesentlichen Zügen zu ändern, um den bedeutenden Stoff abzurunden und zu pointieren. Dabei glückte ihm ein klangvoll ansprechendes Gleichnis von der Hinfälligkeit irdischer Majestät und von der Erhabenheit des unsterblichen — oder unpathetisch gesprochen: nicht umzubringenden Humors.

GEORGES DUHAMEL: GEWITTERNACHT. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Wilh. Friedmann.* In Leinen M 5.50.

LUC DURTAIN: IM VIERZIGSTEN STOCK. Drei Novellen. (Das Verbrechen von San Franzisko — Die Stadt nach der Idee — Auf dem Wolkenkratzer.) Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch.* In Leinen M 5.50.

LEONHARD FRANK: DAS OCHSENFURTER MÄNNERQUARTETT. Roman. 20. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DIE RÄUBERBANDE. Roman. 25. Tausend. In Leinen M 6.—.

*— BRUDER UND SCHWESTER. Roman. In Leinen M 6.50.

— DIE URSACHE. Roman. 25. Tausend. In Leinen M 5.—.

*— DIE URSACHE. Drama in vier Akten. Geheftet M 2.50; gebunden M 3.—.

— KARL UND ANNA. Schauspiel in vier Akten. Geheftet M 2.50; gebunden M 3.50

RICHARD FRIEDENTHAL: MARIE REBSCHEIDER. Vier Novellen. In Leinen M 6.—.

*— DER EROBERER. Ein Cortes-Roman. In Leinen M 9.—.

JEAN GIRAUDOUX: BELLA. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch.* In Leinen M 5.50.

— EGLANTINE. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch.* In Leinen M 5.50.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: GEDICHTE. In Leinen M 4.—; 500 Exemplare, mit einer Titelradierung von *Walter Tiemann,* in Halbleder M 8.—.

— DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 50. Tausend. In Leinen M 5.—.

— DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER. Geheftet M 2.—; in Pappband M 3.—.

*—BUCH DER FREUNDE. Tagebuchaufzeichnungen. Neue, aus dem Nachlaß vermehrte Ausgabe. Mit einem Nachwort von *Rudolf Alexander Schröder.* In Leinen M 5.—.
Dieses Buch zeigt in einer Sammlung von Aussprüchen, denen auch eigene Sentenzen untermischt sind, den hohen Umgang, den

der verewigte Dichter mit den erlauchtesten Geistern der Vergangenheit und Gegenwart gepflogen hat.

ALFRED ALOYSIUS HORN: ABENTEUER AN DER ELFENBEINKÜSTE. Herausgegeben von *Ethelreda Lewis*. Mit einem Vorwort von *John Galsworthy*. Übertragen von *Helen Fanta-Stutz*. In Leinen M 7.—.

RICARDA HUCH: DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. 18. Tausend. In Leinen M 8.50.

*— DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Neue Ausgabe in zwei Bänden. In Leinen M 18.—.
Der Roman des Dreißigjährigen Krieges.

— DER LETZTE SOMMER. Eine Erzählung in Briefen. 14. Tausend. In Leinen M 3 50.

— VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. Achte Auflage. In Leinen M 7.—.

— LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 19. Tausend. In Halbleinen M 6.—.

— MICHAEL BAKUNIN UND DIE ANARCHIE. 8. Tausend. In Leinen M 7.—.

— MICHAEL UNGER. Roman. 28. Tausend. In Leinen M 8.50.

*ALDOUS HUXLEY: PARALLELEN DER LIEBE. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. In Leinen M 8.50.
„Dieser Roman ohne Handlung ist eines der amüsantesten, geistreichsten Bücher der letzten Jahre, geschrieben von einem interessanten und unerhört gescheiten Kerl, geschrieben von einem, der um die letzten Schlupfwinkel der menschlichen Seele Bescheid weiß und mit lächelnder Unerbittlichkeit die tiefsten Wurzeln menschlichen Empfindens bloßlegt: die kleinen Eitelkeiten und Spielereien und Gewöhnlichkeiten, die sich romantisch als Leidenschaft, Begeisterung, Hingerissenheit, Sehnsucht zu drapieren wissen, all das komödiantenhafte Versteckenspielen mit seinem eigenen Herzen, die Hingabe an die Illusion beim Bewußtsein ihres illusionären Charakters.“ *National-Zeitung, Basel.*

*HARRY GRAF KESSLER: NOTIZEN ÜBER MEXIKO. Dritte Auflage. In Leinen M 5.—.

*SELMA LAGERLÖF: GÖSTA BERLING. Erzählungen aus dem alten Wermland. Übertragen von *Mathilde Mann*. 53. Tausend. In Leinen M 6.50.
Eine sehr schöne neue Ausgabe (auf Dünndruckpapier) dieses unvergänglichen Buches.

DAVID HERBERT LAWRENCE: DIE FRAU, DIE DAVONRITT. Novellen. Aus dem Englischen übertragen von *Else Jaffé-Richthofen*. In Leinen M 7.—.

DAVID HERBERT LAWRENCE: DER REGENBOGEN. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Franzius*. In Halbleinen M 7.—.

– SÖHNE UND LIEBHABER. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Franzius*. In Halbleinen M 7.—.

– LIEBENDE FRAUEN. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 8.50.

FRANÇOIS MAURIAC: DIE TAT DER THERESE DESQUEYROUX. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *G. Cramer*. In Leinen M 5.50.

*– SCHICKSALE. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *G. Cramer*. In Leinen M 5.50.

ANDRÉ MAUROIS: ARIEL ODER DAS LEBEN SHELLEYS. Roman. Aus dem Französischen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 5.50.

*HENRY DE MONTHERLANT: DIE TIERMENSCHEN. Roman. In Leinen M 7.—.

Dieser Roman handelt in Spanien und in der Provence, handelt von Kampf und Liebe. Montherlant ist eine in Frankreich einzigartige Erscheinung. Seine Prosa, die alle Kräfte in sich einbezieht, vom Erdhaft-Volkstümlichen, Animalischen bis zu den brokaten Prächten der Spätantike, erhebt sich zu großer dichterischer Gewalt. Das Buch ist zugleich ein hinreißend geschriebener moderner Roman und der Mythos einer neuen Vitalität.

PAUL MORAND: DER LEBENDE BUDDHA. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 5.50.

*RALPH H. MOTTRAM: DER „SPANISCHE PACHTHOF". Eine Roman-Trilogie. Mit einem Vorwort von John Galsworthy. Aus dem Englischen übertragen von *T. Francke*. (720 Seiten.) 12. Tausend. In Leinen M 12.—.

Dies ist der große Kriegsroman der Engländer, das Epos des Krieges.

*ERNST PENZOLDT: DER ARME CHATTERTON. Geschichte eines Wunderkindes. Roman. In Leinen M 6.—.

HENRIK PONTOPPIDAN: HANS IM GLÜCK. Ein Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann*. Fünfte Auflage. In Leinen M 12.—.

RAINER MARIA RILKE: GESAMMELTE WERKE in sechs Bänden. In Leinen M 40.—; in Halbleder M 58.—.

– ERZÄHLUNGEN UND SKIZZEN AUS DER FRÜHZEIT. In Leinen M 8.—; in Halbleder M 11.—. Gleichzeitig Ergänzungsband der „Gesammelten Werke".

*RAINER MARIA RILKE: BRIEFE AUS DEN JAHREN 1902 bis 1906. Herausgegeben von *Ruth Sieber-Rilke* und *Carl Sieber*. In der gleichen Ausstattung wie die „Gesammelten Werke". In Leinen M 7.50; in Halbleder M 10.—.

— ERSTE GEDICHTE. 19. Tausend. In Leinen M 6.50.

— DIE FRÜHEN GEDICHTE. 23. Tausend. In Leinen M 5.50.

— DAS BUCH DER BILDER. 28. Tausend. In Leinen M 5.50.

— DIE NEUEN GEDICHTE. Beide Teile in einem Bande. 23. Tausend. In Leinen M 6.50.

— DAS STUNDEN-BUCH. 75. Tausend. In Halbleinen M 5.50.

— DIE SONETTE AN ORPHEUS. Geschrieben als ein Grabmal für Wera Ouckama Knoop. In Pappband M 3.50.

— DUINESER ELEGIEN. In Leinen M 4.50.

— GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 42. Tausend. In Leinen M 5.50.

— DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. 28. Tausend. In Leinen M 7.50.

— AUGUSTE RODIN. Mit 96 Bildtafeln. 48. Tausend. In Halbleinen M 7.50.

— REQUIEM. (Für eine Freundin. Für Wolf Graf von Kalckreuth.) 12. Tausend. In Pappband M 3.—.

*ALBRECHT SCHAEFFER: GRIECHISCHE HELDENSAGEN. Nach den alten Quellen neu erzählt. Erste Folge. In Leinen M 6.—. Inhalt: Sisyfos und die Sisyfiden — Die Sagen von Herakles — Der Sagenkreis im Theseus — Meleagros und Atalante.

„Dieses Werk, die Rettung eines uns schon fast verlorenen Schatzes — verloren durch Trübung der Farben und Verschwankung aller Umrisse für unser verwandeltes Auge — bedeutet wirklich und wörtlich eine Zurückrufung in das Leben. Denn lebendig ist nur die Gegenwart, und eben dem gegenwärtigen Auge und Ohr und allen aufnehmenden Sinnen ist nun, was sie so lange schon entbehren mußten, durch die mit Leben durchströmende Liebe eines Dichters wieder zu einer die Seele nährenden Speise geworden."
Paul Alverdes.

— DER GOLDENE WAGEN. Legenden und Mythen. In Leinen M 6.50.
Inhalt: Hölderlins Heimgang — Die Wand — Jakobs Opferballade vom Gerechten — Bruderlegende — Chrysoforus — Abrahams Opfer.

— ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 12. Tausend. In Leinen M 6.50.

ALBRECHT SCHAEFFER: DIE GESCHICHTE DER BRÜDER CHAMADE. Roman. In Leinen M 6.–.

– GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Eine Erzählung. 13. Tausend. In Leinen M 5.50.

– HELIANTH. Bilder aus dem Leben zweier Menschen und aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Neue Ausgabe in zwei Bänden. 12. Tausend. In Leinen M 18.–.

– HEROISCHE FAHRT. Gedichte. In Pappband M 5.—.

– JOSEF MONTFORT. Roman. 14. Tausend. In Leinen M 7.50.

*– KAISER KONSTANTIN. Eine Zeitwende. Roman. In Leinen M 6.—.

– MITTERNACHT. Zwölf Novellen. In Leinen M 6.—.

– PARZIVAL. Ein Versroman in drei Kreisen. 6. Tausend. In Leinen M 10.–.

– DAS PRISMA. Novellen und Erzählungen. 10. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.50.

– DES APULEJUS sogenannter GOLDENER ESEL (Metamorphosen). In Leinen M 8.—.

KARL SCHEFFLER: DER JUNGE TOBIAS. Eine Jugend und ihre Umwelt. In Leinen M 8.50.

FRANZ SPUNDA: DER HEILIGE BERG ATHOS. Landschaft und Legende. Mit 40 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

OTTO FREIHERR VON TAUBE: DAS OPFERFEST. Roman. In Leinen M 8.—.

– DIE LÖWENPRANKES. Roman. In Halbleinen M 5.—.

– DER VERBORGENE HERBST. Roman. Zweite Auflage. In Halbleinen M 5.—.

FELIX TIMMERMANS: PIETER BRUEGEL. Roman. Mit Zeichnungen des Dichters. 20. Tausend. In Leinen M 7.—.

– DAS JESUSKIND IN FLANDERN. 21. Tausend. In Leinen M 7.—.

– PALLIETER. 29. Tausend. In Leinen M 7.—.

– DAS LICHT IN DER LATERNE. Erzählungen. Mit Zeichnungen des Dichters. 15. Tausend. In Leinen M 7.—.

– DER PFARRER VOM BLÜHENDEN WEINBERG. Roman. 16. Tausend. In Leinen M 7.—.

PAUL VALÉRY: REDE BEI DER AUFNAHME IN DIE ACADÉMIE FRANÇAISE. Übertragen von *Erhard Schiffer*. Gebunden M 3.—.

PAUL VALÉRY: EUPALINOS ODER ÜBER DIE ARCHITEKTUR. Eingeleitet durch DIE SEELE UND DER TANZ. Übertragen von *Rainer Maria Rilke*. In Halbleinen M 6.—.

— HERR TESTE. Übertr. von *Max Rychner*. In Halbleinen M 5.—.

OSCAR WILDE: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Übertragen von *Franz Blei* und *Felix Paul Greve*. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler-Worpswede*. 140. Tausend. In Halbleinen M 6.—; in Halbpergament M 8.—.

VIRGINIA WOOLF: EINE FRAU VON FÜNFZIG JAHREN (MRS. DALLOWAY). Aus dem Englischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. Roman. In Leinen M. 6.50.

*— ORLANDO. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 7.—.

Virginia Woolfs Einfluß in England und Amerika ist heute ganz ungeheuer. Wer mit ihr nichts anzufangen weiß (und es ist vielleicht nicht ganz leicht, sie zu verstehen), der kann zu der gesamten modernen englischen Literatur nicht die richtige Stellung finden.
Hans B. Wagenseil in der „Neuen Rundschau“.

*STEFAN ZWEIG: JOSEPH FOUCHÉ. Bildnis eines politischen Menschen. Mit 6 Bildtafeln. In Leinen M 8.50.

— ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. 40.Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 10.—.

— AMOK. Novellen einer Leidenschaft. 65. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 10.—.

— VERWIRRUNG DER GEFÜHLE. Drei Novellen. 85. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 10.—.
Die drei Bände sind auch zusammen in einer Kassette unter dem Titel „DIE KETTE“ lieferbar zum Preise von in Leinen M 20.—.

— DREI MEISTER (Balzac — Dickens — Dostojewski). 30. Tausend. In Leinen M 8.—.

— DER KAMPF MIT DEM DÄMON (Hölderlin — Kleist — Nietzsche). 32. Tausend. In Leinen M 8.—.

— DREI DICHTER IHRES LEBENS. (Casanova — Stendhal — Tolstoi). 20. Tausend. In Leinen M 8.—.

— MARCELINE DESBORDES-VALMORE. Das Lebensbild einer Dichterin. 10. Tausend. Mit 4 Lichtdrucktafeln. In Leinen M 6.50.

— JEREMIAS. Dramatische Dichtung in neun Bildern. 28. Tausend. In Leinen M 5.—.

— GESAMMELTE GEDICHTE. In Leinen M 6.50.

KLASSIKER- UND GESAMTAUSGABEN

HONORÉ DE BALZAC: DIE MENSCHLICHE KOMÖDIE. Neue Ausgabe in zehn Bänden auf Dünndruckpapier. Eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal*. Jeder Band in Leinen M 9.—; in Halbleder M 12.—; in Leder 16.—.
Sonderverzeichnisse unberechnet.

– DIE TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Übertragen von *Benno Rüttenauer*. In einem Bande auf Dünndruckpapier. 31. Tausend. In Leinen M 9.—; in Halbleder M 12.—; in Leder M 16.—.

GEORG BÜCHNER: WERKE UND BRIEFE. Herausgegeben von *Fritz Bergemann*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 9. Tausend. In Leinen M 7.—; in Leder M 14.—.

CHARLES DICKENS: WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig*. Mit über 300 Federzeichnungen aus den englischen Originalausgaben. Taschenausgabe in sechs Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M 54.—.

Hiervon erschienen als Einzelausgaben (je in Leinen M 9.—):

– DAVID COPPERFIELD. 22. Tausend.

– DER RARITÄTENLADEN. 16. Tausend.

– DIE PICKWICKIER. 19. Tausend.

– MARTIN CHUZZLEWIT. 12. Tausend.

– NIKOLAUS NICKLEBY. 12. Tausend.

– OLIVER TWIST und WEIHNACHTSERZÄHLUNGEN. 15. Tausend.

GOETHE: SÄMTLICHE WERKE in siebzehn Bänden. Herausgegeben von *Fritz Bergemann*, *Hans Gerhard Gräf*, *Max Hecker*, *Gunther Ipsen*, *Kurt Jahn* und *Carl Schüddekopf*. Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 150.—; in Leder M 290.—.
Diese Ausgabe kann nunmehr als die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben bezeichnet werden. Der Text umfaßt 15000 Seiten.

Ergänzungsbände:

GOETHES BRIEFE UND TAGEBÜCHER. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. In Leinen M 20.—; in Leder M 36.—.

GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 28. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 17.—.

*GOETHES GESPRÄCHE ohne die Gespräche mit Eckermann. Ausgewählt von *Flodoard Freiherrn von Biedermann.* Auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 12.—; in Leder M 20.—.

Es lag nahe, unseren Ausgaben der Briefe Goethes und seiner Gespräche mit Eckermann eine Ausgabe der Gespräche mit den vielen anderen Persönlichkeiten seines weiten Lebenskreises folgen zu lassen. Aus der vollständigen, seit Jahren vergriffenen Sammlung hat Flodoard von Biedermann eine, Gestalt und Wesen des Dichters spiegelnde, Auswahl zusammengestellt, er hat ihr aus dem Erträgnis der letzten Jahre viel Neues und Unbekanntes beigeben können und somit auf über 750 Seiten die lebendigste und anschaulichste Goethe-Biographie geschaffen, die sich nur denken läßt.

GOETHES WERKE in sechs Bänden (Volksgoethe). Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von *Erich Schmidt.* 85. Tausend. In Leinen M 24.—; in Leder M 38.—.

GOETHES FAUST. Gesamtausgabe auf Dünndruckpapier. Enthaltend Urfaust, Fragment, Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. 130. Tausend. In Leinen M 4.—; in Leder M 7.50.

GOETHES FARBENLEHRE. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. Mit 32 farbigen Tafeln. Eingeleitet von *Gunther Ipsen.* In Leinen M 12.—.

GOETHE: ITALIENISCHE REISE. Mit den Zeichnungen *Goethes* und seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom *Goethe-Nationalmuseum.* (Folio.) In Halbleder M 60.—; in Leder M 90.—.

DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von *Chodowiecki.* Siebente Auflage. In Pappband M 9.—; in Halbleder M 12.—.

Ein vollständiges Verzeichnis aller im Insel-Verlag erschienenen Goethe-Bücher steht unberechnet zur Verfügung.

HEINRICH HEINE: SÄMTLICHE GEDICHTE. Herausgegeben von *Jonas Fränkel.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

*— TRAGÖDIEN — REISEBILDER — PROSADICHTUNGEN. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. Herausgegeben von *Friedrich Michael.* In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

Diese beiden Bände bilden Band I und II einer Ausgabe der sämtlichen Werke Heines in vier Bänden; Band III und IV werden 1930 erscheinen.

— BUCH DER LIEDER. Taschenausgabe. 57. Tausend. In Leinen M 3.50; in Leder M 7.50.

HÖLDERLIN: SÄMTLICHE WERKE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 17. Tausend. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

– **HYPERION ODER DER EREMIT IN GRIECHENLAND.** Taschenausgabe. 11. Tausend. In Leinen M 3.50.

JENS PETER JACOBSEN: SÄMTLICHE WERKE in einem Bande auf Dünndruckpapier. Berechtigte Übertragung von *Mathilde Mann*, *Anka Matthiesen* und *Erich Mendelssohn*. Mit dem von *A. Helststedt* 1885 radierten Porträt. 33. Tausend. In Leinen M 8.50; in Leder M 14.—.

KANT: SÄMTLICHE WERKE in sechs Bänden. Herausgegeben von *Felix Groß*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 45.—; in Leder M 80.—.

– **KRITIK DER REINEN VERNUNFT.** Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 15. Tausend. In Leinen M 9.—.

HEINRICH VON KLEIST: SÄMTLICHE WERKE in einem Band auf Dünndruckpapier. Herausgegeben von *Friedrich Michael*. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

SCHILLER: SÄMTLICHE WERKE in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 50.—; in Leder M 90.—.

SCHOPENHAUER: SÄMTLICHE WERKE in fünf Bänden. Herausgegeben von *Ed. Grisebach, Max Brahn* und *Hans Henning*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 40.—; in Leder M 75.—.

– **APHORISMEN ZUR LEBENSWEISHEIT.** Taschenausgabe. 39. Tausend. In Leinen M 4.—.

SHAKESPEARE: MEISTERDRAMEN in sechs Bänden. Ausgewählt und mit einem Vorwort versehen von *Max J. Wolff*. In Leinen M 28.—; in Halbleder M 38.—.

– **SONETTE.** Übertragen von *Eduard Saenger*. Zweite Auflage. In Halbleinen M 5.—.

FRIEDRICH VON STENDHAL (HENRI BEYLE): GESAMMELTE WERKE. Übertragen von *Arthur Schurig* und *Otto Freiherrn von Taube*. Taschenausgabe in 8 Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M 65.—; in Leder M 120.—.

Inhalt: Bd. I: Das Leben eines Sonderlings. — Bd. II: Von der Liebe. — Bd. III: Armance. — Bd. IV: Rot und Schwarz. — Bd. V: Lucien Leuwen. — Bd. VI: Die Kartause von Parma. — Bd. VII: Zwölf Novellen.—Bd. VIII: Gedanken, Meinungen, Geschichten.

FRIEDRICH VON STENDHAL (HENRI BEYLE): DAS LEBEN EINES SONDERLINGS. Die autobiographischen Fragmente, ergänzt durch Briefstellen, Aufzeichnungen. Dokumente. Übertragen von *Arthur Schurig*. 8. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 16.—.

— VON DER LIEBE. Übertragen von *Arthur Schurig*. 16. Tausend. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

— ARMANCE. Stendhals erster Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 6.—; in Leder M 12.—.

— ROT UND SCHWARZ. Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. 19. Tausend. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

*— LUCIEN LEUWEN. Roman. Übertragen von *Otto Freiherrn von Taube*. In Leinen M 10.—; in Leder M 17.—.
Ein neues Werk von Stendhal; existierte doch dieser große Roman bisher nur als verstümmeltes Fragment; erst jetzt erscheint er, dreimal umfangreicher, nach dem soeben aus der Handschrift hergestellten vollständigen Text in deutscher Sprache.

— DIE KARTAUSE VON PARMA. Roman. Übertragen von *Otto Freiherrn von Taube*. 6. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 16.—.

— ZWÖLF NOVELLEN. Erinnerungen eines römischen Edelmannes — Vanina Vanini — Die Truhe — Der Liebestrank — Der Jude — Die Fürstin von Campobasso — Vittoria Accoramboni — Die Familie Cenci — Die Herzogin von Palliano — Die Äbtissin von Castro — Eine Klostertragödie — Schwester Scholastica. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

— GEDANKEN, MEINUNGEN, GESCHICHTEN aus den Büchern über Mozart, Rossini, Bonaparte, Literatur, Länder und Leute. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

ADALBERT STIFTER: GESAMMELTE WERKE in fünf Bänden auf Dünndruckpapier. Eingeleitet von *Felix Braun*. In Leinen M 36.—; in Leder M 70.—.

Als Einzelausgaben erschienen (jeder Band in Leinen M 7.50):

— STUDIEN. (Erzählungen.) Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. 21. Tausend.

— DER NACHSOMMER. Roman. Vollständige Ausgabe in einem Bande. 15. Tausend.

— WITIKO. Roman. Vollständige Ausgabe. 8. Tausend.

— BUNTE STEINE. NACHLESE.

— AUS DEM ALTEN WIEN. Mit 28 Bildtafeln. Zweite Auflage.

THEODOR STORM: SÄMTLICHE WERKE in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von *Albert Köster*. 21. Tausend. In Leinen M 30.—; in Halbpergament M 45.—.

LEBENDE BÜCHER DER WELTLITERATUR

ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. In gegenübergestellter Ursprache und Übertragung. Herausgegeben von *Karl Wolfskehl* und *Friedrich von der Leyen*. Dritte Auflage. In Leinen M 7.50.

JOSEPH BÉDIER: DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Autorisierte Übertragung von *Rudolf G. Binding*. 18. Tausend. In Leinen M 6.—.

GIOVANNI DI BOCCACCIO: DAS DEKAMERON. Übertragung von *Albert Wesselski*, unter Neugestaltung der Gedichte von *Theodor Däubler*. Eingeleitet von *André Jolles*. Ungekürzte Dünndruckausgabe in einem Bande (1100 Seiten). 42. Tausend. In Leinen M 10.—; in Leder M 17.—.

BRILLAT-SAVARIN: PHYSIOLOGIE DES GESCHMACKS. In gekürzter Form übertragen von *Emil Ludwig*. Mit den Holzschnitten der französischen Ausgabe von 1864. Zweite Auflage. In Halbleinen M 5.—.

CERVANTES: DER SCHARFSINNIGE RITTER DON QUIXOTE VON DER MANCHA. Vollständige deutsche Ausgabe in zwei Bänden auf Dünndruckpapier. Mit einem Essay von *Turgenjeff* und einem Nachwort von *André Jolles*. 15. Tausend. In Leinen M 12.—; in Leder M 24.—.

EISHERZ UND EDELJASPIS ODER DIE GESCHICHTE EINER GLÜCKLICHEN GATTENWAHL. Chinesischer Roman aus der Ming-Zeit, aus dem Urtext übertragen von *Franz Kuhn*. 12. Tausend. In Leinen M 6.50.

GUSTAV FREYTAG: BILDER AUS DER DEUTSCHEN VERGANGENHEIT. Vollständige Ausgabe, mit Einführung, Anmerkungen und ausführlichem Personen-, Orts- und Sachverzeichnis herausgegeben von *Johannes Bühler*. Zwei Bände auf Dünndruckpapier (2400 Seiten). In Leinen M 15.—; in Leder M 28.—.

H. J. CHR. VON GRIMMELSHAUSEN: DER ABENTEUERLICHE SIMPLIZISSIMUS. Vollständige Taschenausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.50; in Pergament M 14.—.

HERODOT: DAS GESCHICHTSWERK DES HERODOTOS VON HALIKARNASSOS. Neue Übertragung von *Theodor Braun*. Dünndruckausgabe in einem Bande. In Leinen M 12.—; in Leder M 18.—.

HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von *Rudolf Alexander Schröder*. 25. Tausend. In Leinen M 4.—.

GOTTFRIED KELLER: DER GRÜNE HEINRICH. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 21. Tausend. In Leinen M 5.—.

CHODERLOS DE LACLOS: SCHLIMME LIEBSCHAFTEN (LIAISONS DANGEREUSES). Übertragen und eingeleitet von *Heinrich Mann*. 9. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

DIE RACHE DES JUNGEN MEH ODER DAS WUNDER DER ZWEITEN PFLAUMENBLÜTE. Aus dem Chinesischen übertragen von *Franz Kuhn*. Nach Art der chinesischen Blockbücher gedruckt, in Leinen M 7.50.

DER NIBELUNGEN NOT UND KUDRUN (Mittelhochdeutsch). Herausgegeben von *Eduard Sievers*. 7. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.—.

ABBÉ PRÉVOST D'EXILES: GESCHICHTE DER MANON LESCAUT UND DES CHEVALIER DES GRIEUX. Übertragung von *Rud. G. Binding*. Fünfte Auflage. In Leinen M 5.50. Illustrierte Ausgabe mit den 8 Kupfern von *J. J. Coiny* aus der Ausgabe von 1797, in Halbleder M 14.—.

ROUSSEAU: BEKENNTNISSE. Unverkürzt aus dem Französischen übertragen von *Ernst Hardt*. In Leinen M 10.—.

TSCHUANG-TSE: REDEN UND GLEICHNISSE. In deutscher Auswahl von *Martin Buber*. 11. Tausend. In Leinen M 4.—.

VOLTAIRES ERZÄHLUNGEN. Übertragen von *Ernst Hardt*. In Leinen M 7.50.

EMILE ZOLA: ROM. Roman. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande (1000 Seiten). In Leinen M 8.—.

MÄRCHEN, SAGEN UND LEGENDEN

HANS CHRISTIAN ANDERSEN: MÄRCHEN. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen und des Titels von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. Zwei Bände. 16. Tausend. In Leinen M 16.—.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 22. Tausend. In Leinen M 6.50; in Schweinsleder M 16.—.

DIE MÄRCHEN DER BRÜDER GRIMM. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 10. Tausend. In Leinen M 12.—.

WILHELM HAUFF: MÄRCHEN. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 8. Tausend. In Leinen M 6.—.

DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN, das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von *Severin Rüttgers*. Mit zahlreichen Holzschnitten. Halbpergament M 15.—.

TAUSEND UND EINE NACHT. DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male aus dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von *Enno Littmann*. Eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal*. In Leinen M 60.—; in Leder M 110.—.

DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN AUS TAUSENDUNDEINER NACHT. Wohlfeile Ausgabe in einem Bande. 17. Tausend. In Halbleinen M 6.50; in Halbleder M 9.—.

TAUSEND UND EIN TAG. Orientalische Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von *Paul Ernst*. 7. Tausend. Zwei Bände in der Ausstattung der sechsbändigen Ausgabe von 1001 Nacht. In Leinen M 20.—; in Leder M 36.—.

KUNSTBÜCHER, LITERATURGESCHICHTE

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Mit 20 Porträts und Szenenbildern. 82. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.50.

ERNST REISINGER: GRIECHENLAND. Schilderungen deutscher Reisender. 15. Tausend. Mit 90 ganzseitigen Bildtafeln. In Halbleinen M 8.—.

KARL SCHEFFLER: DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Bildtafeln. 12. Tausend. In Halbpergament M 12.—.

– ITALIEN. Mit 118 Bildtafeln. 15. Tausend. In Leinen M 16.—.

– DER GEIST DER GOTIK. Mit 103 Vollbildern. 45. Tausend. In Halbleinen M 7.50.

– PARIS. Notizen. Mit 87 Bildtafeln. 9. Tausend. In Leinen M 16.—.

FRIEDRICH SCHULZE-MAIZIER: DIE OSTERINSEL. Mit 23 Tafeln, 3 Karten und 3 Abbildungen im Text. In Leinen M 12.—.

GEORG STEINDORFF: DIE KUNST DER ÄGYPTER. Bauten — Plastik — Kunstgewerbe. Mit 200 ganzseitigen Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. In Leinen M 14.—.

TSUNEYOSHI TSUDZUMI: DIE KUNST JAPANS. Herausgegeben vom *Japan-Institut*, Berlin. Mit 8 farbigen Tafeln und 125 Abbildungen (Großoktav). In Leinen M 22.—.

Zum erstenmal erscheint hier eine von einem Japaner in deutscher Sprache geschriebene Geschichte der gesamten japanischen Kunst. Tsudzumis Darstellung umfaßt die berühmte japanische Garten- und Topfpflanzenkunst, Kunstgewerbe, Architektur, Plastik und Malerei, Dichtkunst, Schauspiel, Tanz und Musik und verständlicht dadurch dem Europäer die ihm oft rätselhaft erscheinende große Kunst des ostasiatischen Inselvolkes.
Das Japan-Institut hat in Würdigung der Bedeutung des Buches den Verfasser bei der Herausgabe unterstützt. 125, oft ganzseitige Abbildungen sowie 8 farbige Tafeln veranschaulichen den Text und vervollständigen ein Bild der Kunst Japans, wie es in so umfassender Darstellung bisher noch nicht erschienen ist.

HERMANN UHDE-BERNAYS: ANSELM FEUERBACH. Mit 80 Vollbildern nach Gemälden und Handzeichnungen *Feuerbachs.* 15. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

EMILE VERHAEREN: REMBRANDT. Übertragen von *Stefan Zweig.* Mit 96 Vollbildern nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen *Rembrandts.* 45. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

– RUBENS. Übertragen von *Stefan Zweig.* Mit 95 Vollbildern. 30. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

EMIL WALDMANN: ALBRECHT DÜRERS LEBEN UND KUNST. Drei Teile in einem Bande. Mit 240 Vollbildern nach Gemälden, Stichen, Holzschnitten und Handzeichnungen des Meisters. In Halbleder M 14.—.

Einzeln erschienen:

– ALBRECHT DÜRER. Mit 80 Bildtafeln nach Gemälden des Meisters. 24. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

– ALBRECHT DÜRERS STICHE UND HOLZSCHNITTE. Mit 80 Bildtafeln. 20. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

– ALBRECHT DÜRERS HANDZEICHNUNGEN. Mit 80 Bildtafeln. 20. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

JOACHIM WINCKELMANN: KLEINE SCHRIFTEN UND BRIEFE. Herausgegeben von *Hermann Uhde-Bernays.* Zwei Bände. Mit 22 Bildtafeln. In Halbpergament M 18.—.

DEUTSCHE MEISTER

Herausgegeben von *Karl Scheffler* und *Curt Glaser*

(Großoktav)

ALBRECHT ALTDORFER. Von *Hans Tietze.* Mit 127 Abbildungen. In Leinen M 10.—.

DIE ANFÄNGE DER TAFELMALEREI. Von *Wilhelm Worringer.* Mit 126 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

DEUTSCHE BILDHAUER DES DREIZEHNTEN JAHRHUNDERTS. Von *Hans Jantzen.* Mit 136 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

BILDHAUER DES VIERZEHNTEN JAHRHUNDERTS AM RHEIN UND IN SCHWABEN. Von *Hermann Beenken.* Mit 149 Abbildungen. In Leinen M 15.—.

LUKAS CRANACH. Von *Curt Glaser.* Mit 117 Abbildungen. In Leinen M 10.—.

ALBRECHT DÜRER. Von *Max Friedländer.* Mit 115 Abbildungen. In Leinen M 10.—.

HANS MULTSCHER. Von *Kurt Gerstenberg.* Mit 175 Abbildungen. In Leinen M 18.—.

PHILIPP OTTO RUNGE. Sein Leben und sein Werk. Von *Paul Ferdinand Schmidt.* Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 10.—.

KARL FRIEDRICH SCHINKEL. Von *August Grisebach.* Mit 110 Abbildungen. In Leinen M 10.—.

PETER VISCHER. Von *Simon Meller.* Mit 110 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

BIOGRAPHIEEN, BRIEFE, MEMOIREN

LOU ANDREAS-SALOMÉ: RAINER MARIA RILKE. 7. Tausend. Mit 8 Bildtafeln. In Leinen M 6.—.

CLEMENS BRENTANO: FRÜHLINGSKRANZ. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Nachwort von *Paul Ernst.* Dritte Auflage. In Leinen M 6.—.

CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN. Herausgegeben von *Reinhard Buchwald,* eingeleitet von *Ricarda Huch.* Mit 16 Bildtafeln. 10. Tausend. In Leinen M 7.—.

FERDINAND CORTES: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Mit den eigenhändigen Berichten *Cortes'* an *Kaiser Karl V.* Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von *Arthur Schurig.* 10. Tausend. In Leinen M 7.—.

EGON CONTE CORTI: DER AUFSTIEG DES HAUSES ROTHSCHILD. 1730—1830. Mit 24 Bildtafeln und einem Brieffaksimile. 11.—15. Tausend. In Leinen M 14.—.

— DAS HAUS ROTHSCHILD IN DER ZEIT SEINER BLÜTE. 1830—1871. Mit einem Ausblick in die neueste Zeit. Mit 30 Bildtafeln und einer Stammtafel. In Leinen M 14.—.
Beide Bände sind zusammen in Leinen für M 28.—, in Halbleder für M 36.— lieferbar.

DIE BRIEFE DER DIOTIMA: DIE BRIEFE DER DIOTIMA AN HÖLDERLIN. Herausgegeben von *Carl Viëtor.* Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. 20. Tausend. In Leinen M 4.50.

BRIEFE DER HERZOGIN ELISABETH CHARLOTTE (LISELOTTE) VON ORLEANS. Herausgegeben von *Hans F. Helmolt.* Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 7.50.

DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von *Albert Leitzmann.* 12. Tausend. In Leinen M 7.—.

KATHARINA II. VON RUSSLAND: MEMOIREN. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von *Erich Boehme.* Mit 16 Bildnissen. 19. Tausend. In Leinen M 8.—.

*HENRI MASERS DE LATUDE: FÜNFUNDDREISSIG JAHRE IM KERKER. Denkwürdigkeiten und Briefe. Übertragen von *A. Ahues.* Mit 5 Bildtafeln und einem Plan der Bastille. In Leinen M 10.—.

„Keine Sage ist tragischer als die von dem Gefangenen Latude, keine erhebender als die von seiner Befreierin Frau Legros." Mit diesen Worten hat der große französische Historiker Michelet das berühmteste Opfer der tyrannischen Willkür des Ancien Régime, die zur Französischen Revolution führte, gekennzeichnet. Grausige und die gewöhnliche Menschenkraft weit übersteigende Qualen und Martern werden in diesem Buche geschildert, das unter den Memoirenwerken berühmter Gefangener seinesgleichen sucht.

HANS ROGER MADOL: DER SCHATTENKÖNIG. Das Leben Ludwigs XVII. von Frankreich und die Schicksale der Familie Naundorff-Bourbon. Mit 16 Bildtafeln und 5 Faksimiles. In Leinen M 12.—.

OSKAR FREIHERR VON MITIS: DAS LEBEN DES KRONPRINZEN RUDOLF. Mit Briefen und Schriften aus dessen Nachlaß. Mit 10 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 14.—.

NAPOLEONS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Friedrich Schulze,* übertragen von *Hedwig Lachmann.* Mit 19 Bildern. In Leinen M 7.50.

EDUARD SCHNEIDER: ELEONORA DUSE. Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. Übertragen von *Th. Mutzenbecher.* Mit 7 Bildern und einem Faksimile. 8. Tausend. In Leinen M 8.50.

ALEXANDER VON VILLERS: BRIEFE EINES UNBEKANNTEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Wilhelm Weigand.* Zweite Auflage. Mit 2 Bildnissen. In Leinen M 9.—.

WILHELMINE MARKGRÄFIN VON BAYREUTH: MEMOIREN. Deutsch von *Annette Kolb.* Mit 10 Bildtafeln. 13. Tausend. In Leinen M 8.—.

MUSIK

ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Fünfte Auflage. Auf Grund der Ausgabe von *Gustav Wustmann* neu herausgegeben. In Pappband M 5.—; in Halbleder M 7.50.

ALTE UND NEUE LIEDER. MIT BILDERN UND WEISEN. Herausgegeben im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde und der Preußischen Volkslied-Kommission. Mit 190 Bildern und Zeichnungen von *Ludwig Richter, Otto Ubbelohde, Leopold Graf von Kalckreuth, Max Slevogt, Cecile Leo, Hans Meid, Schwind, Menzel* u. a. Zweistimmig gesetzt mit Lautenbegleitung. In Leinen M 6.—.

DIE FAMILIE MENDELSSOHN, 1729—1847. Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von *Sebastian Hensel.* Achtzehnte Auflage. Mit 20 Bildtafeln. Zwei Bände. In Leinen M 16.—.

WOLFGANG AMADEUS MOZARTS LEBEN in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von *Albert Leitzmann.* Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50.

***ROMAIN ROLLAND: BEETHOVENS MEISTERJAHRE** (von der Eroica bis zur Appassionata). Mit 29 Abbildungen und einem Faksimile. In Leinen M 12.—.

„Noch einmal sollen meine Augen den Glanz der Sonne Beethovens schauen, und ich will aussprechen, was er uns und einem ganzen Jahrhundert gewesen ist. Heute verstehe ich es besser als vor Jahren, da ich ihm mein Jünglingslied sang." So schreibt Romain Rolland in der Einleitung zu diesem neuen Werk. Indem er das Leben Beethovens nach den Daten der Ereignisse in seinen Umrissen schildert, gibt er eine musikalische und menschliche Deutung der großen Werke. Im Wesen Beethovens, in den Gesetzen seines Schaffens erblickt Rolland ein Stück europäischer Geschichte, in Beethoven selbst den Kaiser und einsamen Helden im Gebiet der Töne. Das Buch ist mit größter Sorgfalt ausgestattet; es enthält eine Fülle der herrlichsten, zum Teil ganz unbekannten Bilder und das zum erstenmal originalgetreu faksimilierte Heiligenstädter Testament.

ARTHUR SCHURIG: WOLFGANG AMADE MOZART. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. 9. Tausend. In Leinen M 18.—.

***CHARLES SANFORD TERRY: JOHANN SEBASTIAN BACH.** Eine Biographie. Mit einer Einleitung von Prof. D. Dr. *Karl Straube.* Mit 55 Bildtafeln. In Leinen M 15.—.

In dieser neuen Biographie Bachs wird die abschließende Darstellung von Bachs Lebensgang gegeben. Die Persönlichkeit des großen Meisters lag bisher unter der gewaltigen Last seiner Werke

derart begraben, daß auch leidenschaftliche Bach-Verehrer nur wenig von seinem eigentlichen Leben wissen. Die immer lebhafter werdenden Bestrebungen aber, Bach von der historischen Seite zu erfassen, finden nun ihren Abschluß in diesem Buche des Engländers Ch. Sanford Terry, der in den Archiven aller Städte, in denen Bach gelebt und gewirkt hat, eine Fülle neuen Materials entdecken konnte. Das Buch ist mit 55 Bildern geschmückt, die Bachs Umgebung von Anfang bis zum Ende seiner Laufbahn, viele Persönlichkeiten, mit denen sein Weg sich kreuzte, und Faksimiles aus seinen Werken wiedergeben.

DEUTSCHE VERGANGENHEIT

*DEUTSCHE VERGANGENHEIT. Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von *Johannes Bühler*. Vollständig in neun Bänden, in Halbleinen M 75.—. Jeder Band einzeln, mit 16 Bildtafeln: in Halbleinen M 9.—; in Halbleder M 12.—.

Im Herbst 1929 ist mit dem Bande „Bauern, Bürger und Hansa" ein Werk vollendet worden, dem der Verfasser zehn Jahre hingebender und mühevoller Arbeit gewidmet hat und dem die besondere Liebe des Verlages gehört. Wie nie zuvor steigt das deutsche Mittelalter in diesen neun Bänden lebendig herauf. Seit die Menschheit fühlt, daß sie das Mittelalter verlassen hat, setzt sie sich unablässig mit ihm auseinander. So wichtig aber das Lesen von Büchern über das Mittelalter sein mag — nur die ernste Beschäftigung mit den Lebensäußerungen der einzelnen Epochen ermöglicht es dem Deutschen, sich ein eigenes Urteil über seine Vergangenheit zu bilden und ein persönliches Verhältnis dazu zu gewinnen. In Johannes Bühlers Werk nun fließt aus den zeitgenössischen Quellen die politische, soziale und Geistes-Geschichte des deutschen Volkes von seinen Anfängen bis an die Schwelle der neuen Zeit. „Ich wüßte keine bessere Einführung des gebildeten Deutschen in die Geschichte seines Volkes als die schlichten Anschaulichkeiten dieser Quellenauszüge", — so schrieb Prof. H. Hermelink in der Frankf. Zeitung.

Die politische Reihe:

DIE GERMANEN IN DER VÖLKERWANDERUNG.

DAS FRANKENREICH.

DIE SÄCHSISCHEN UND SALISCHEN KAISER.

DIE HOHENSTAUFEN.

Die kulturhistorische Reihe:

KLOSTERLEBEN IM DEUTSCHEN MITTELALTER.
DEUTSCHES GEISTESLEBEN IM MITTELALTER.
ORDENSRITTER UND KIRCHENFÜRSTEN.
FÜRSTEN UND RITTER.
BAUERN, BÜRGER UND HANSA.

DIE BIBLIOTHEK DER ROMANE

Jeder Band in reichem Ganzleinenband mit Goldschnitt M 4.50

WILLIBALD ALEXIS: DIE HOSEN DES HERRN VON BREDOW. Vaterländischer Roman.

BALZAC: DIE CHOUANS. Roman. Übertragen von *Johannes Schlaf*.

BALZAC: VATER GORIOT. Roman. Übertragen von *Gisela Etzel*.

CHARLES DE COSTER: ULENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Albert Wesselski*.

DANIEL DEFOE: ROBINSON CRUSOE. Nach der ältesten deutschen Übertragung.

DOSTOJEWSKI: DIE BRÜDER KARAMASOFF. Übertragen von *Karl Nötzel*. Drei Bände.

– DER DOPPELGÄNGER. Übertragung, ebenso wie die der folgenden Bände, von *H. Röhl*.

– NETOTSCHKA NJESWANOWA.

– SCHULD UND SÜHNE (Raskolnikow). Zwei Bände.

– DER SPIELER UND ANDERE ERZÄHLUNGEN.

GUSTAVE FLAUBERT: FRAU BOVARY. Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*.

– SALAMBO. Ein Roman aus dem alten Karthago. Übertragen von *Arthur Schurig*.

LOUISE VON FRANÇOIS: DIE LETZTE RECKENBURGERIN. Roman.

JENS PETER JACOBSEN: FRAU MARIE GRUBBE. Interieurs aus dem 17. Jahrhundert. Übertragen von *Mathilde Mann*.
– NIELS LYHNE. Roman. Übertragen von *Anka Matthiesen*.

GOTTFRIED KELLER: DAS SINNGEDICHT.

PROSPER MÉRIMÉE: DIE BARTHOLOMÄUSNACHT. Roman aus den Tagen Karls IX. Übertragen von *Gertrud Ouckama Knoop*.

HENRI MURGER: DIE BOHÊME. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. Übertragen von *Felix Paul Greve*.

SCHEFFEL: EKKEHARD. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert.

WALTER SCOTT: DER TALISMAN. In der revidierten Übertragung von *August Schäfer*.

R. L. STEVENSON: DIE SCHATZINSEL. Ein Abenteurerroman Übertragen von *Franz Franzius*.

JONATHAN SWIFT: GULLIVERS REISEN. Vollständige Ausgabe, übertragen von *Franz Franzius*.

LEO N. TOLSTOI: ANNA KARENINA. Übertragen von *H. Röhl*. Zwei Bände.

— KRIEG UND FRIEDEN. Übertragen von *H. Röhl*. Vier Bände.

IWAN TURGENJEFF: VÄTER UND SÖHNE. Roman. In der vom Dichter selbst revidierten Übertragung.

FRIEDRICH THEODOR VISCHER: AUCH EINER. Eine Reisebekanntschaft. Roman.

EMILE ZOLA: DOKTOR PASCAL. Übertragen von *Ernst Hardt*.

LIEBHABER- UND FAKSIMILE-AUSGABEN

ILLUSTRIERTE BÜCHER

JOHANN SEBASTIAN BACH: DIE MATTHÄUS-PASSION. Faksimile-Ausgabe der Handschrift in zweifarbigem Lichtdruck. Einmalige Auflage in 500 numerierten Exemplaren. In Ganzlederhandband M 100.—; in Halbpergament M 75.—.

— HOHE MESSE IN H-MOLL. Faksimile-Ausgabe der Handschrift. Einmalige Auflage in 500 numerierten Exemplaren. In Ganzlederhandband M 100.—; in Halbpergament M 75.—.

BALZAC: DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Mit den 425 Holzschnitten von *Gustave Doré*, gedruckt mit Galvanos, die von den Originalholzstöcken zur ersten französischen Ausgabe genommen wurden. Zwei Bände. In Leinen M 24.—; in Halbleder M 30.—.

DAS BLUMENBUCH. Zeichnungen von *Rudolf Koch*, in Holz geschnitten von *Fritz Kredel*. Die Handkolorierung besorgte *Emil Wöllner*, den Druck die Mainzer Presse in 1000 für den Handel bestimmten Exemplaren. Drei Teile. Bisher erschien Teil I. In Halbleinen M 30.—.

Einer genialen Laune verdanken wir dieses Werk, in dem auf etwa 300 Tafeln die gesamte Flora dargestellt sein wird, die vom Frühling bis zum Herbst unsere Wiesen schmückt. Die Einfalt und Schönheit der Blume konnte nicht rührender versinnbildlicht werden als in diesen schlichten, mit zarter Hand kolorierten Umrißzeichnungen.

GOTTFRIED AUGUST BÜRGER: WUNDERBARE REISEN ZU WASSER UND ZU LANDE, Feldzüge und lustige Abenteuer des *Freiherrn von Münchhausen*, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten von *Gustave Doré*. 11. Tausend. In Halbleinen M 10.—; in Halbpergament M 14.—.

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von *Bernhard Jolles*. Große Liebhaber-Ausgabe. Mit 24 Tafeln in Lichtdruck. 17. Tausend. In Halbleder M 20.—; in Schweinsleder M 32.—.

GOETHE: ITALIENISCHE REISE. Mit den Zeichnungen Goethes und seiner Freunde und Kunstgenossen, in 125 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom Goethenationalmuseum. (Folio.) In Halbleder M 60.—; in Leder M 80.—.

— DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von *Chodowiecki*. Siebente Auflage. In Pappband M 9.—; in Halbleder M 12.—.

*HEY-SPECKTER: HUNDERT FABELN FÜR KINDER. Von *Wilhelm Hey*. Mit den Bildern von *Otto Speckter*. In Leinen M 3.—.

Das berühmte Bilderbuch unserer Kinderzeit, mit den zum erstenmal wirklich originalgetreu wiedergegebenen Lithographieen Speckters, wird sich in dem reizvollen farbigen Gewande, das Walter Tiemann entworfen hat, auch jetzt wieder die Herzen der Kinder wie der Erwachsenen erobern.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: DIE ÄGYPTISCHE HELENA. Einmalige Liebhaberausgabe in 200 numerierten Exemplaren, hergestellt als erster Druck der Mainzer Presse unter Leitung von *Christian Heinrich Kleukens*. In Halbpergament M 30.—.

— DER TOD DES TIZIAN. Zweifarbiger Handdruck der Cranach-Presse zu Weimar in 225 numerierten Exemplaren auf Büttenpapier, in Halbpergament M 30.—.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: DREI ERZÄHLUNGEN. Mit 25 Zeichnungen von *Alfred Kubin*. Einmalige Auflage in 640 Exemplaren. In Leinen M 24.—.

DIE MANESSISCHE HANDSCHRIFT. Faksimile-Ausgabe des in der Heidelberger Universitätsbibliothek befindlichen Originals in vielfarbigem Lichtdruck, in 320 numerierten Exemplaren. Mit Supplementband. In Mappen M 3300.—; in weißem Schweinslederhandband M 3500.—.

Sonderankündigungen stehen unberechnet, Probeblätter zum Preise von je M 15.— zur Verfügung.

HANS SACHS: AUSGEWÄHLTE WERKE. (Gedichte und Dramen.) Mit 60 Holzschnitten nach *Dürer*, *Beham* u. a. 10. Tausend. Zwei Bände. In Halbleinen M 12.—. Kolorierte Ausgabe, in der sämtliche Holzschnitte mehrfarbig mit der Hand koloriert wurden: in Halbpergament M 20.—; in Schweinsleder M 34.—.

SAINT-SIMON: DER HOF LUDWIGS XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des *Herzogs von Saint-Simon* herausgegeben von *Wilhelm Weigand*. Übertragen von *Arthur Schurig*. Mit 34 zeitgenössischen Bildern. 11. Tausend. In Halbleder M 20.—; in Leder M 32.—.

DAVID FRIEDRICH STRAUSS: ULRICH VON HUTTEN. Neu herausgegeben von *Otto Clemen*. Mit 35 Lichtdrucktafeln. In Halbleder M 20.—; in weißem Schweinsleder M 32.—.

DIE DRUCKE DER ERNST-LUDWIG-PRESSE

SHAKESPEARE'S WORKS. Monumentalausgabe in 16 Bänden. Textrevision von Prof. Dr. *Friedrich Brie* in Freiburg i. Br. 250 Exemplare auf bestem Handpapier, von denen 150 in den Handel kommen. Preis jedes Bandes handgebunden: in Halbpergament M 80.– ; in Maroquin M 125.—.

Bisher sind Band I—V erschienen; die weiteren folgen in Abständen von je drei bis vier Monaten.

HARTMANN VON DER AUE: DER ARME HEINRICH. Gedruckt in 200 numerierten Exemplaren, von denen 100 für den Handel bestimmt sind. In Halbpergament M 35.—.

FRÜHE DEUTSCHE DICHTUNG. Den Text besorgte *Hans Naumann*. Hergestellt in 135 numerierten Exemplaren, von denen 35 in den Handel gelangen. In Pergament M 75.—; in Maroquin M 120.—.

DER NIBELUNGE NOT. Mittelhochdeutsch. In zwei Bänden. 135 Abzüge, von denen 35 in den Handel gelangen. In Pergament M 150.—; in Maroquin M 240.—.

DER DOM

BÜCHER DEUTSCHER MYSTIK

Herausgegeben von *Hans Kayser*

Wie in den Domen aus Stein die Menschen ihre Herzen Gott entgegenheben, um sie mit seinem Licht zu erfüllen, so öffnen die Mystiker dieser Sammlung die Fenster ihres Ich der Unendlichkeit, um die Gottheit einzulassen, mit der so innig wie nur möglich zu verschmelzen ihr Ziel und ihre Sehnsucht ist. In einem großen Bogen umspannt der „Dom" acht Jahrhunderte deutscher Mystik von der Frühgotik bis zu der Romantik.

HILDEGARD VON BINGEN: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Joh. Bühler*. In Halbpergament M 6.—.

MEISTER ECKHART: DEUTSCHE PREDIGTEN UND TRAKTATE. Ausgewählt, übertragen und eingeleitet von *Friedrich Schulze-Maizier*. In Halbpergament M 7.50.

JAN VAN RUISROECK: DIE ZIERDE DER GEISTLICHEN HOCHZEIT UND DIE KLEINEREN SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Friedrich M. Huebner*. In Halbpergament M 6.—.

HEINRICH SEUSE: DEUTSCHE SCHRIFTEN. Ausgewählt und übertragen von *Anton Gabele*. In Halbpergament M 6.—.

JOHANN TAULER: PREDIGTEN. In Auswahl übertragen und eingeleitet von *Leopold Naumann*. In Halbpergament M 6.—.

EINE DEUTSCHE THEOLOGIE. Herausgegeben und mit einer ausführlichen Einleitung über das Wesen der Mystik versehen von *Josef Bernhart*. 4.—6. Tausend. In Halbpergament M 6.—.

THEOPHRASTUS PARACELSUS: SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Hans Kayser*. 7. Tausend. In Halbpergament M. 7.50.

JOHANNES KEPLER: KOSMISCHE HARMONIE. Auszugsweise übertragen von *W. Harburger*. In Halbpergament M 7.50.

JAKOB BÖHME: AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Hans Kayser*. 7. Tausend. In Halbpergament M 7.50.

J. G. HAMANN: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Karl Widmaier*. In Halbpergament M 6.—.

FRANZ VON BAADER: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Max Pulver*. In Halbpergament M 6.—.

GUSTAV TH. FECHNER: ZEND-AVESTA. Gedanken über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkte der Naturbetrachtung. Frei bearbeitet von *Max Fischer*. 7. Tausend. In Halbpergament M 6.—.

MYSTISCHE DICHTUNG AUS SIEBEN JAHRHUNDERTEN. Herausgegeben von *Friedrich Schulze-Maizier*. In Halbpergament M 7.50.

Die vollständige Reihe der 13 Bände wird zum Vorzugspreis von M 60.— geliefert.

DAS INSELSCHIFF

EINE ZEITSCHRIFT FÜR DIE FREUNDE DES INSEL-VERLAGES

Zehnter Jahrgang. Vier Hefte zum Preise von M 2.50; in Leinen M 5.—.
Einzelheft 75 Pfennig.

Das „Inselschiff" unterrichtet fortlaufend über alle Neuerscheinungen und Pläne des Insel-Verlages.

Der zehnte, soeben abgeschlossene Jahrgang brachte Beiträge von Paul Alverdes (Die Pfeiferstube), Ernst Bertram, Hans Carossa, S. D. Droshshin (Der deutsche Dichter Rainer Maria Rilke. Erinnerungen), Leonhard Frank, Ralph H. Mottram, Ernst Sander, Albrecht Schaeffer, Friedrich Schnack, Otto Freiherrn von Taube und anderen. Das erste Heft des neuen Jahrgangs, das Anfang Dezember erscheint, wird dem Andenken Hugo von Hofmannsthals gewidmet sein.

INHALT

DIE BILDER

Umschlag und Kalendarium zeichnete Emil Preetorius

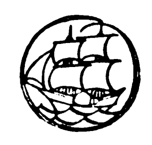
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

DER FÜNFUNDZWANZIGSTE

INSEL-ALMANACH



AUF DAS JAHR 1931



INSEL-ALMANACH

AUF DAS JAHR 1931

IM INSEL-VERLAG · LEIPZIG

KALENDARIUM

Von Jahren zu Jahren
Muß man viel Fremdes erfahren;
Du trachte, wie du lebst und leibst,
Daß du nur immer derselbe bleibst.

★

GOETHE

	JANUAR		FEBRUAR		MÄRZ
1	Neujahr	1	Septuagesima	1	Reminiscere
2	Freitag	2	Montag	2	Montag
3	Sonnabend	3	Dienstag ○	3	Dienstag
4	S. n. N. ○	4	Mittwoch	4	Mittwoch ○
5	Montag	5	Donnerstag	5	Donnerstag
6	Epiphanias	6	Freitag	6	Freitag
7	Mittwoch	7	Sonnabend	7	Sonnabend
8	Donnerstag	8	Sexagesima	8	Oculi
9	Freitag	9	Montag ☾	9	Montag
10	Sonnabend	10	Dienstag	10	Dienstag
11	1. S. n. E. ☾	11	Mittwoch	11	Mittwoch ☾
12	Montag	12	Donnerstag	12	Donnerstag
13	Dienstag	13	Freitag	13	Freitag
14	Mittwoch	14	Sonnabend	14	Sonnabend
15	Donnerstag	15	Estomihi	15	Laetare
16	Freitag	16	Montag	16	Montag
17	Sonnabend	17	Fastnacht ●	17	Dienstag
18	2. S. n. E. ●	18	Aschermittw.	18	Mittwoch
19	Montag	19	Donnerstag	19	Donnerstag ●
20	Dienstag	20	Freitag	20	Freitag
21	Mittwoch	21	Sonnabend	21	Sonnabend
22	Donnerstag	22	Invocavit	22	Judica
23	Freitag	23	Montag	23	Montag
24	Sonnabend	24	Dienstag	24	Dienstag
25	3. S. n. E. ☽	25	Mittwoch ☽	25	Mittwoch
26	Montag	26	Donnerstag	26	Donnerstag
27	Dienstag	27	Freitag	27	Freitag ☽
28	Mittwoch	28	Sonnabend	28	Sonnabend
29	Donnerstag			29	Palmarum
30	Freitag			30	Montag
31	Sonnabend			31	Dienstag

APRIL		MAI		JUNI	
1	Mittwoch	1	Freitag	1	Montag
2	Gründon. ☉	2	Sonnabend ☉	2	Dienstag
3	Karfreitag	3	Kantate	3	Mittwoch
4	Sonnabend	4	Montag	4	Donnerstag
5	Ostern	5	Dienstag	5	Freitag
6	Ostermontag	6	Mittwoch	6	Sonnabend
7	Dienstag	7	Donnerstag	7	1. Sonnt. n. Tr.
8	Mittwoch	8	Freitag	8	Montag ☾
9	Donnerstag ☾	9	Sonnabend ☾	9	Dienstag
10	Freitag	10	Rogate	10	Mittwoch
11	Sonnabend	11	Montag	11	Donnerstag
12	Quasimodog.	12	Dienstag	12	Freitag
13	Montag	13	Mittwoch	13	Sonnabend
14	Dienstag	14	Himmelfahrt	14	2. Sonnt. n. Tr.
15	Mittwoch	15	Freitag	15	Montag
16	Donnerstag	16	Sonnabend	16	Dienstag ●
17	Freitag	17	Exaudi ●	17	Mittwoch
18	Sonnabend ●	18	Montag	18	Donnerstag
19	Mis. Domini	19	Dienstag	19	Freitag
20	Montag	20	Mittwoch	20	Sonnabend
21	Dienstag	21	Donnerstag	21	3. Sonnt. n. Tr.
22	Mittwoch	22	Freitag	22	Montag
23	Donnerstag	23	Sonnabend	23	Dienstag ☽
24	Freitag	24	Pfingsten ☽	24	Mittwoch
25	Sonnabend ☽	25	Pfingstmontag	25	Donnerstag
26	Jubilate	26	Dienstag	26	Freitag
27	Montag	27	Mittwoch	27	Sonnabend
28	Dienstag	28	Donnerstag	28	4. Sonnt. n. Tr.
29	Mittwoch	29	Freitag	29	Montag
30	Donnerstag	30	Sonnabend	30	Dienstag ☉
		31	Trinitatis ☉		

JULI			AUGUST			SEPTEMBER		
1	Mittwoch		1	Sonnabend		1	Dienstag	
2	Donnerstag		2	9. Sonnt. n. Tr.		2	Mittwoch	
3	Freitag		3	Montag		3	Donnerstag	
4	Sonnabend		4	Dienstag		4	Freitag	
5	5. Sonnt. n. Tr.		5	Mittwoch		5	Sonnabend	☾
6	Montag		6	Donnerstag	☾	6	14. S. n. Tr.	
7	Dienstag		7	Freitag		7	Montag	
8	Mittwoch	☾	8	Sonnabend		8	Dienstag	
9	Donnerstag		9	10. S. n. Tr.		9	Mittwoch	
10	Freitag		10	Montag		10	Donnerstag	
11	Sonnabend		11	Dienstag		11	Freitag	
12	6. Sonnt. n. Tr.		12	Mittwoch		12	Sonnabend	●
13	Montag		13	Donnerstag	●	13	15. S. n. Tr.	
14	Dienstag		14	Freitag		14	Montag	
15	Mittwoch	●	15	Sonnabend		15	Dienstag	
16	Donnerstag		16	11. S. n. Tr.		16	Mittwoch	
17	Freitag		17	Montag		17	Donnerstag	
18	Sonnabend		18	Dienstag		18	Freitag	☽
19	7. Sonnt. n. Tr.		19	Mittwoch		19	Sonnabend	
20	Montag		20	Donnerstag	☽	20	16. S. n. Tr.	
21	Dienstag		21	Freitag		21	Montag	
22	Mittwoch	☽	22	Sonnabend		22	Dienstag	
23	Donnerstag		23	12. S. n. Tr.		23	Mittwoch	
24	Freitag		24	Montag		24	Donnerstag	
25	Sonnabend		25	Dienstag		25	Freitag	
26	8. Sonnt. n. Tr.		26	Mittwoch		26	Sonnabend	○
27	Montag		27	Donnerstag		27	17. S. n. Tr.	
28	Dienstag		28	Freitag	○	28	Montag	
29	Mittwoch	○	29	Sonnabend		29	Dienstag	
30	Donnerstag		30	13. S. n. Tr.		30	Mittwoch	
31	Freitag		31	Montag				

OKTOBER		NOVEMBER		DEZEMBER	
1	Donnerstag	1	22. S. n. Tr.	1	Dienstag
2	Freitag	2	Montag	2	Mittwoch ☾
3	Sonnabend	3	Dienstag ☾	3	Donnerstag
4	18. S. n. Tr. ☾	4	Mittwoch	4	Freitag
5	Montag	5	Donnerstag	5	Sonnabend
6	Dienstag	6	Freitag	6	2. Advent
7	Mittwoch	7	Sonnabend	7	Montag
8	Donnerstag	8	23. S. n. Tr.	8	Dienstag
9	Freitag	9	Montag ●	9	Mittwoch ●
10	Sonnabend	10	Dienstag	10	Donnerstag
11	19. S. n. Tr. ●	11	Mittwoch	11	Freitag
12	Montag	12	Donnerstag	12	Sonnabend
13	Dienstag	13	Freitag	13	3. Advent
14	Mittwoch	14	Sonnabend	14	Montag
15	Donnerstag	15	24. S. n. Tr.	15	Dienstag
16	Freitag	16	Montag	16	Mittwoch ☽
17	Sonnabend	17	Dienstag ☽	17	Donnerstag
18	20. S. n. Tr. ☽	18	Mittwoch	18	Freitag
19	Montag	19	Donnerstag	19	Sonnabend
20	Dienstag	20	Freitag	20	4. Advent
21	Mittwoch	21	Sonnabend	21	Montag
22	Donnerstag	22	Totenfest	22	Dienstag
23	Freitag	23	Montag	23	Mittwoch
24	Sonnabend	24	Dienstag	24	Donnerstag
25	21. S. n. Tr.	25	Mittwoch ○	25	Weihnacht ○
26	Montag ○	26	Donnerstag	26	2. Weihn. Tag
27	Dienstag	27	Freitag	27	S. n. Weihn.
28	Mittwoch	28	Sonnabend	28	Montag
29	Donnerstag	29	1. Advent	29	Dienstag
30	Freitag	30	Montag	30	Mittwoch
31	Sonnabend			31	Donnerstag

STEFAN ZWEIG / FRANZ ANTON MESMER

„Über nichts wird flüchtiger geurteilt als über den Charakter des Menschen, und doch sollte man in nichts behutsamer sein. In keiner Sache wartet man weniger das Ganze ab, das doch eigentlich den Charakter bildet, als hier. Ich habe immer gefunden, die sogenannten schlechten Leute gewinnen, und die guten verlieren."

Lichtenberg

Ein Jahrhundert lang hat Franz Anton Mesmer, dieser Winkelried der modernen Seelenheilkunde, auf der Schandbank der Schwindler und Scharlatane gesessen neben Cagliostro, dem Grafen Saint-Germain, John Law und andern Abenteurern seiner Zeit. Vergebens protestiert schon der strenge Einsam unter den deutschen Denkern gegen dieses entehrende Verdikt der Universitäten, vergebens rühmt Schopenhauer den Mesmerismus als „die vom philosophischen Standpunkt aus inhaltsschwerste aller gemachten Entdeckungen, auch wenn sie einstweilen mehr Rätsel aufgibt, als sie löst". Aber welches Urteil wäre schwerer umzustoßen als ein Vorurteil? Üble Rede spricht sich unbedenklich nach, und so gilt heute noch einer der redlichsten Forscher unter den Deutschen, gilt ein kühner Alleingänger, der, von Licht und Irrlicht geheimnisvoll geführt, einer neuen Wissenschaft die Spur gewiesen, seiner undankbaren Nachwelt als zweideutiger Phantast, als unlauterer Schwärmer, und all dies, ohne daß man sich rechte Mühe genommen, sein Leben und seine Lebensleistung zu überprüfen, ohne zu untersuchen, wie viele wichtige und weltverändernde Wahrheiten aus seinen Irrtümern und ungelenken Anfangsübertreiblichkeiten uns erwachsen sind. So sühnt man offenbares Unrecht, dies Bildnis eines verkannten Deutschen zumindest im Geistigen wieder aufzurichten.

Mesmers Tragik: er kam zu früh und kam zu spät. Die Epoche,

in die er tritt, ist, eben weil sie sich auf ihre Vernunft so hahnenstolz viel zugute tut, eine der Intuition völlig abholde, jene (abermals nach Schopenhauers Wort) „superkluge" Epoche der Aufklärung. Auf den Dunkelsinn des Mittelalters, den ehrfürchtig und verworren ahnenden, war eben der Flachsinn der Enzyklopädisten gefolgt, der Alleswisser, wie man's wohl am sinnfälligsten übersetzt, jene grobmaterialistische Diktatur der Holbach, Lamettrie, Condillac, der das Weltall als interessanter, aber noch verbesserungsfähiger Mechanismus, der Mensch als sonderbarer Denkautomat und die Seele ebenso irreal galt wie Gespenster und Dämonen. Mächtig aufgeplustert, daß sie keine Hexen mehr verbrannten, daß sie die Bibel ins Fabelbuch geschrieben und dem lieben Gott mit der Franklinschen Leitung den Blitz aus der Hand genommen, erklärten diese Aufklärer (und ihre schwachbeinigen deutschen Nachtänzer) alles für gauklerischen Wahn, was man nicht mit der Lanzette packen, nach der Regeldetri beweisen konnte, derart mit dem Aberglauben auch jedes Samenkorn Mystik aus ihrem glashellen, glasklaren (und ebenso zerbrechlichen) Weltall des Dictionnaire philosophique hinausfegend. Was nicht als Funktion tabellarisch nachweisbar war, dekretierte ihr flinker Hochmut als Phantom. Was man mit den Sinnen nicht fassen konnte, nicht etwa bloß als unfaßbar, sondern einfach als nicht vorhanden.
In eine so unbescheidene, unfromme, einzig ihre eigene kaltklare Ratio vergötternde Zeit tritt nun unversehens ein Mann mit der Behauptung, unser Weltall sei keineswegs ein leerer, kraftloser Raum, ein totes teilnahmsloses Nichts ringsherum um den Menschen, sondern ständig durchdrungen von unsichtbaren, unfaßbaren und nur innerlich fühlbaren Wellen, von geheimnisvollen

Strömungen und Spannungen, die in dauernder Überleitung einander berührten und belebten, Seele zu Seele, Sinn zu Sinn. Unfaßbar und vorläufig unbenannt, vielleicht dieselbe Kraft, die von Stern zu Stern strahle und im Mondlicht Schlafsüchtige lenke, könne dies unbekannte Fluid, dieser Weltstoff, von Mensch zu Mensch weitergegeben, Wandlung bei seelischen und körperlichen Krankheiten bringen und derart jene höchste Harmonie wiederherstellen, die wir Gesundheit nennen. Wo der Sitz dieser Urkraft sei, wie ihr wahrer Name, ihr wirkliches Wesen, dies vermöge er, Franz Anton Mesmer, nicht endgültig zu sagen, vorläufig nenne er diesen wirkenden Stoff ex analogia Magnetismus. Aber man sehe doch, bittet er die Akademieen, drängt er die Professoren, einmal vorurteilsfrei, welche erstaunliche Wirkung diese seine Kur durch Bestreichen mit den Händen, durch die Faszination des stählernen Magnetstabs hervorbrächte, man beobachte sie doch, bittet er, von nah und genau, die krankhaften Krisen, die rätselhaften Zustände, die geradezu zauberhaften Heilungen, die er bei psychogenen Gebresten einzig durch magnetische (wir sagen: suggestive) Einwirkung erzeuge. Aber die professorale Aufgeklärtheit der Akademieen weigert sich hartnäckig, auf all diese von Mesmer vorgewiesenen und hundertfach bezeugten Phänomene nur einen einzigen unbefangenen Blick zu tun. Jenes Fluid, jene sympathetische Übertragungskraft, deren Wesen man nicht deutlich deklarieren kann (schon verdächtig dies!), steht nicht im Kompendium aller Orakel, im Dictionnaire philosophique, folglich ist sie nicht vorhanden. Die Phänomene, die Mesmer vorweist, sind mit der nackten Vernunft nicht erklärbar. Folglich existieren sie nicht.

Er kommt um ein Jahrhundert zu früh, Franz Anton Mesmer,

und er kommt um ein paar Jahrhunderte zu spät. Die Frühzeit der Medizin hätte seine abseitigen Versuche mit aufmerksamem Anteil begleitet, denn die weite Seele des Mittelalters hatte Raum für alles Unbegreifliche. Sie vermochte noch kindhaft rein zu staunen und der eigenen inneren Erschütterung mehr zu glauben als dem blanken Augenschein. Leichtgläubig, war diese Zeit doch zutiefst glaubenswillig, und wenn sie oft das Kindische an das Sublime, das Törichte an das Geniale verworren anreihte, immer stand ihre wunderbereite Seele dem Außerordentlichen offen, nichts Unerwartetes schien ihr unmöglich. Nicht absurd wäre ihren Denkern, weder den frommtheologischen noch den profanen, Mesmers Dogma erschienen, daß zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos, zwischen Weltseele und Einzelseele, zwischen Stern und Menschheit stofflich verwandte, transzendente Beziehung walte, und selbstverständlich seine These, daß ein Mensch auf den andern zauberkräftig einwirken könne durch die Magie seines Willens und wissende Prozedur. Nicht einmal neu und als Erleuchtung wären jener Frühzeit Mesmers magnetische Experimente erschienen, denn daß man Heilkraft üben könne durch Auflegen der Hände, schrieben die fromm Gläubigen längst den Heiligen und den Königen Frankreichs als unbestreitbares Wesenseigentum zu. Daß an Wallfahrtsorten vermöge der religiösen Durchschütterung des Leibes und dank einer blitzhaften Ekstase Krämpfe entflüchten und Lähmungen weichen, dies gehörte längst zum unverlierbaren Bestand der katholischen Welt. Daß das zarte Streicheln die Nerven entlang den kranken Körper zur Krise reize oder Konvulsionen beruhige, diese Suggestivtechnik des Besprechens, Berührens, übten längst die Ensalmadores in Spanien, die Toucheurs in Frankreich. Und jenem

geheimnisvollen Zusammenhang zwischen siderischer und irdischer, zwischen der Sternenwelt und der Menschheit mühte sich seit tausend Jahren das faustische Denken ihrer besten Geister entgegen. Ohne Mißtrauen also, mit neugierig aufgetanem Herzen hätte noch die nachparacelsische Zeit Mesmers Versuche begrüßt, und ebenso empfindet wieder die neuzeitliche Wissenschaft manche der psychotechnischen Wirkungen dieses ersten Magnetiseurs weder als Gaukeleien noch als wunderhaft. Daß unsere Nerven, unsere Sinne geheimnisvollen Gebundenheiten unterliegen, daß wir „ein Spiel sind von jedem Druck der Luft", suggestiv beeinflußbar von unzähligen äußern und innern Impulsen, wer denkt dies heute noch zu bestreiten? Und daß unser Äther durchschwungen sei von unzähligen Vibrationen, von unfaßbaren Wirksamkeiten, lehrt uns dies nicht immer eindringlicher jeder neue Tag? Selbst gegen Mesmers kühnste Auffassung wehrt sich unser Gefühl nicht mehr, daß unserem individuellen Sein bestimmte Eigenkraft entströme, die weit über das Ende des Nervs hinaus in geheimnisvoller Weise bestimmend auf fremden Willen und fremdes Wesen einwirken könne. Aber Verhängnis, er ist zu früh gekommen oder zu spät: gerade jenes Zeitalter, in das Mesmer das Unglück hat, sich zu verirren, besitzt für dunkles und ehrfurchtsvolles Ahnen, für instinktiv tastendes Vorauswittern schöpferischer Zusammenhänge kein Organ. Gemengte und flutende Begriffe, prophetische Undeutlichkeiten stören dieser materialistischen Epoche die schöne Pappschachtelordnung der Kategorieen. Unerbittlich fordert ihr wasserfarbener Schulmeistergeist für jeden Begriff ein exerzierplatzmäßiges Rechts und Links, hie wahr und hie unwahr, hie Schlaf und hie Wachen, hie krank und dort gesund. Alle Verästelungen im Psycholo-

gischen werden einfach abgesägt, so wie die fülligen Äste in den geometrischen Parken des Rokoko. Nur kein Clair-obscur in seelischen Dingen, Ordnung vor allem und schattenloses Licht! Gerade dort also, wo das geheimnisvolle Zwielicht von Bewußt und Unbewußt beginnt, erweist sich das frostige Tagauge dieser Vernunftwissenschaft als völlig blind. So anerkennt die aufklärerische Medizin in dem Uhrwerk homo sapiens einzig Störungen der Organe, einen kranken Leib und niemals eine kranke Seele. Kein Wunder darum, daß solche mechanistische Arzneikunde für psychogenetische, für neuropathische Verstörungen nichts anderes weiß als die barbarische Baderweisheit, die therapeutische Dreieinigkeit: Purgieren, Aderlassen und kaltes Wasser. Geistesgestörte schnallt man auf das Drehrad, kurbelt sie so lange um, bis ihnen der Schaum vom Munde läuft, oder prügelt sie bis zur Erschöpfung. Epileptikern pumpt man den Magen mit Quaksalbereien voll, alle nervösen Affekte erklärt man als einfach nicht vorhanden, weil man ihnen nicht beizukommen weiß. Und wie jetzt dieser unbequeme Außenseiter Mesmer als Erster vom Psychischen her, durch die Suggestion, durch magnetische und deshalb magisch erscheinende Einflußnahme Erkrankungen seelischen Ursprungs lindert und ihre organischen Folgeerscheinungen beseitigt, da dreht die entrüstete Fakultät die Augen weg und behauptet, nichts gesehen zu haben als Gaukelei und Betrug.

In diesem verzweifelten Vorpostengefecht der modernen Psychotherapie steht Mesmer vollkommen allein. Seine Schüler, seine Helfer sind noch um ein halbes, ein ganzes Jahrhundert zurück. Und tragische Verstärkung dieses Alleinseins – nicht einmal ein vollgewichtiges Selbstvertrauen — panzert diesem einsamen

Kämpfer den Rücken. Denn nur die Richtung ahnt Mesmer, er weiß noch nicht den Weg. Er fühlt sich auf der rechten Spur, fühlt sich durch Zufall einem Geheimnis, einem großen und fruchtbaren Geheimnis brennend nah und weiß doch, er kann es nicht allein lösen und völlig entschleiern. Erschütternd darum, wie dieser Mann, den leichtfertige Nachrednerei ein Jahrhundert lang als Scharlatan verrufen, gerade bei den Ärzten, seinen Kameraden, um Beistand und Hilfe sucht; nicht anders als Kolumbus vor seiner Ausfahrt von Königshof zu Königshof mit seinem Plan des Seeweges nach Indien irrt, überall seine ihm heiligbewußten Vermutungen offen darlegend, so wendet sich Mesmer mit seinen Experimenten von einer Akademie an die andere und bittet um Interesse und Mithilfe für seine Idee, gleich jenem verhöhnt und verspottet, bis er schließlich selbst auf seinem kleinen schwanken Fahrzeug die Segel hißt und ins Unbekannte steuert. Genau wie bei seinem großen Entdeckerbruder, der eigentlich nur einen Seeweg nach Indien sucht, steht ein Irrtum am Anfange seiner Bahn, aber ein schöpferischer und forttreibender; genau wie jener verkennt er selbst am erreichten Ziel die Größe der eigenen Tat. Befangen vom mittelalterlichen Wahn des Arcanums, meint Mesmer, mit seiner magnetischen Theorie das Allheilmittel, das ewige Indien der alten Arzneikunde, aufgefunden zu haben, aber sich selber unbewußt, hat er, wie Kolumbus, unendlich viel mehr entdeckt als einen neuen Weg – er hat einen neuen Kontinent der Wissenschaft gefunden, mit ungezählten Archipelen und noch lange nicht durchforschtem Gelände: die Psychotherapie. Denn alle die heute erst aufgeschlossenen Domänen der neuen Seelenkunde, Hypnose und Suggestion, Christian Science und Psychoanalyse, sogar Spiritismus und Telepathie liegen in

jenem Neuland, das dieser tragisch Einsame entdeckte, ohne selbst zu erkennen, daß er einen andern Erdteil der Seele betreten. Andere haben seine Reiche gepflügt und Saat gewonnen, wo er unbewußt den Samen gestreut, andere den Ruhm geerntet, indes sein Name von der Wissenschaft verächtlich auf dem Schindanger der Ketzer und Schwätzer verscharrt wird. Seine Mitwelt hat ihm den Prozeß gemacht und ihn verurteilt. Nun reift die Zeit, mit seinen Richtern zu rechten.

Einleitung zu einer Studie über Franz Anton Mesmer, die zusammen mit Arbeiten über Mary Baker-Eddys und Sigmund Freud unter dem Titel „Die Heilung durch den Geist" im Februar 1931 erscheinen wird.

K. H. WAGGERL
DER ALTE MESNER KOMMT NACH HAUSE

Ach ja, der alte Christian, es geschieht nicht oft, daß er sich daheim einfindet, um ein paar Tage lang ein geregeltes Leben zu führen und ein Mensch von dieser Welt zu sein. Er ist ein Vagabund, eine Landstreichernatur, unter Tags säuft er Schnaps bei den Bauern, bettelt und säuft, so treibt es der alte Mann. Und nachts schläft er im Heu oder auf der Tenne, wie es sich gerade trifft.

Christian ist es, der dreimal am Tage die Glocken läutet, das tut er trotz allem und versäumt es nicht ein einziges Mal. Er gräbt die Gruben für die Toten des Dorfes und singt den Neugeborenen zur Taufe. Gleich einem grauen riesigen Wächter steht Christian vor den beiden Toren der Ewigkeit. Es macht nichts aus, daß er betrunken ist, dieses Laster besiegelt gewissermaßen seine Unzerstörbarkeit, seine überirdische Würde.

Nun kommt er also nach Hause, der schöne leuchtende Abend stimmt ihn mild und dämpft seine Trunkenheit zu seliger Schwermut. Christian singt leise vor sich hin, und dann hat er ein freundliches Gespräch mit den Zäunen – „da bist du ja," sagt er, „du Dreckpfosten, mein alter Freund! Ja ja ja, es macht nichts aus, sage ich euch. Steht nur ein bißchen schief, meine Lieben, es ist gleichgültig... Du warst ein guter Pfosten, das weiß ich, ein prächtiger Pfosten, du auch. Eine Säule warst du, jawohl, mit Tür und Angeln. Aber jetzt ist deine Jugend dahin. Ja, das ist sie, steh nicht im Wege..."

Christian findet die Tür seines Hauses offen, er tritt ein und setzt sich im Dunkeln auf die Treppe. Das alles rührt ihn so sehr, diese Finsternis, dieses bequeme Ding von einer Stiege, er könnte jetzt gut einen Abendsegen sprechen und alle Menschen darin einschließen, in sein wohlgesprochenes Gebet. Gott würde das vielleicht von ihm annehmen.

„Ich bin nichts wert," sagt Christian laut und andächtig. „Ich bin gar nichts wert, nicht das mindeste, schweigt mir davon! Ja freilich, ich bin betrunken, o Gott, das macht nichts aus, und vielleicht stehe ich auch ein bißchen schief in meinen alten Tagen. Tür und Angel habe ich nicht mehr"...

Tür und Angel, ja, wie geschieht das? Gott sitzt in den Wolken und treibt die Welt vor sich her. Da geht er durch seinen Garten, ein üppiges Gartenland mit vielerlei Gewächsen unter seiner strengen Hand, mit Sträuchern und Blumen. Oh, an manchen Tagen hat Christian einen tiefen Blick, er hat Gesichte, wenn man so sagen will. Die Welt ist ein Rad, ein Mühlrad unter dem sausenden Wasser der Ewigkeit. Sie ist die Werkstatt Gottes, hier arbeitet er, vielleicht besitzt er eine andere

schönere Welt, für die er da arbeitet. Vieles liegt bereit, vieles wird ausgerottet und im Feuer vertilgt. Es ist nichts nütze, auch Christian, ja, auch er. Aber Gott vertilgt ihn dennoch nicht, nein. Zuweilen nimmt er ihn sogar in die Hand und betrachtet ihn lächelnd, er ist ein Stück aus seiner Jugend. Gott war noch jünger, als er ihn machte. Er schuf ihn aus einer Laune, gewiß hatte er nichts weiter damit im Sinn, keinen ernsthaften Gedanken. Aber dann wurde ein wunderliches Ding daraus, eine bunte singende Seele, und gänzlich unnütz.

Das warst du, Christian, lustig in der Welt. Einmal begrubst du etwas in der Nacht, im tiefen Wald, und ein anderes Mal warst du weit weg über dem Wasser. Aber das weißt du nicht mehr, du bist betrunken...

Der Mond steigt herauf, Christian sitzt da und schaut durch die Tür in den lichten milchigen Sternhimmel. Das ist schön. Man könnte fluchen, zum Beispiel ganz unflätig fluchen, so schön ist das. Christian hört auch etwas, die ganze Zeit, während er hier sitzt und schwätzt, hört er irgendwo eine Stimme, ein leises Krähen. Er merkt es recht gut und ist aufgebracht darüber, geradezu wütend: „Schweig," sagt er, „kleine Drecksäule, was willst du? Du Nichts!"

Aber dieser Laut will nicht verstummen. Christian muß schließlich aufstehen, um das stillzumachen, was da kräht. Er findet die Tür in seine Stube und sieht sich um.

Christian schüttelt den Kopf, er strengt seine Augen an und schaut noch einmal hin, – da steht etwas im weißen Mondlicht vor dem Fenster. Es ist ein Wäschekorb, jawohl. Aber Christian hat niemals einen solchen Korb besessen, was soll das nun heißen, ein krähender Wäschekorb in seiner Stube?

„He!“ sagt er drohend. – „Still, du besoffenes Ding!“

Christian ist vorsichtig, das kann ihn nicht aus der Fassung bringen, so ein verteufelter Spuk. Er kommt näher und streckt seinen Hals, fährt zurück und wagt wieder einen Schritt, – wahrhaftig, es ist nicht der Wäschekorb, der da kräht. Das ist etwas Lebendiges. Nimm dich zusammen, das ist ein Kind.

Christian kann das nun nicht begreifen. Er hat eben freundschaftlich mit Gott gesprochen und aus seiner Demut und Nichtigkeit ein Wort an den Herrn gerichtet. Das tut er zuweilen, und auch Gott hat wiederum seinen Spaß mit ihm. Er läßt ihm zum Beispiel den Mond vor die Füße fallen, und ein anderes Mal geschieht es, daß Christian plötzlich drei Schatten hat. Ja, er dreht sich im Kreise und kann diese zwei überzähligen Schatten nicht loswerden, das begibt sich mitten auf dem Dorfplatz, in schlafender Nacht...

Hier aber ist nichts dergleichen im Spiel, hier liegt ein Kind in seinen Windeln, es schaut ihn an und schlägt mit den Händchen.

Der alte Christian lächelt dem kleinen David zu, er sagt auch „Tü tü tü“ und droht ein wenig mit dem Finger. Man muß sich auf einen Spaß verstehen, auf einen lustigen Streich in einer Frühlingsnacht. Jawohl, und „Tü tü tü“, – liege du nur da und krähe! Den alten Christian wirst du nicht um den Verstand bringen, einen Mann, der den Mond aus dem Wasser fischte, einen schneeweißen Suppenteller, wenn du das glauben willst!

Christian ist entschlossen, gar nicht weiter auf diese Sache einzugehen. Er wird sich jetzt auf sein Bett legen und schlafen, zum Teufel mit allen Wäschekörben und krähenden Kindern!

Am frühen Morgen aber beginnt der kleine David zu schreien, und nun ist er nicht mehr aus der Welt zu leugnen. Christian steht lange vor ihm, wiegt seinen grauen Schädel und überlegt sich diese Sache. Am Ende ist es wohl so, daß dieses Kind mit einer gewissen Absicht hier liegt. Es schreit, Christian gerät in immer größer werdende Bedrängnis wegen dieses Geschreies, es kommt wie ein Sturzbach aus dem Korbe, ohne Unterbrechung, nicht aufzuhalten, durch nichts zu beschwören. Christian denkt nach, bei Gott, er strengt seinen Kopf an, aber da hilft nichts, kein Tütü, kein Augenrollen und Hörnchenmachen.
Endlich beschließt er, einfach zu fliehen, er will zum Pfarrer gehen oder zur Hebamme. Christian läuft wirklich in das Dorf zur Hebamme, heraus mit ihr, es gilt da etwas ausfindig zu machen, ein Mittel gegen einen brüllenden Wäschekorb!
Nun wird dem alten Christian damit geholfen, daß er eine Milchflasche zu leihen bekommt. David besinnt sich keinen Augenblick, auf diesen Vorschlag einzugehen, er saugt sogleich an der Flasche und streckt auch seine Beinchen in die Luft, um noch besser trinken und schlucken zu können. Christian steht vor ihm und betrachtet ihn schweigend; er ist jetzt keineswegs betrunken, oder doch nur ganz wenig, nur bewegt und gerührt in seiner wirren, verkommenen Seele.
Das Kind ist nun satt, es wendet den Kopf zur Seite und seufzt. Vielleicht will es jetzt schlafen. Christian deckt den kleinen David zu, dann setzt er sich still auf sein Bett.

Ja, die Pflichten häufen sich, diese vielerlei schwierigen Geschäfte. Christian muß noch oft zur Hebamme gehen und ein umständliches Gespräch anknüpfen, – wie ist das zum Beispiel

mit dem Baden? Ein warmes Bad ist wohl unerläßlich, ein tüchtiges Schaff Wasser, Bürste und Seife?
Da steht nun der alte Christian um den hellen Mittag am Pfarrbrunnen und besorgt die Wäsche. Zaun und Fenster sind mit Zeugstücken behängt, mit weißen Windelfahnen und Tüchern an allen Enden. Er geht in seinem Hause aus und ein, steht und reibt seinen kahlen Schädel mit dem Finger. Sorgen umschwärmen ihn wie Fliegen, beladen ist er mit schweren Gedanken. Er vergißt das Ave zu läuten, der Pfarrer muß ihn mahnen. Früher, als er betrunken war und in den Ackerfurchen schlief, damals vergaß er es nicht.
Manchmal überfällt ihn auch wieder der alte Drang im Schlafe, die Traumlust des Herumstreifens. Er verläßt das Haus in der Nacht und läuft davon, ein Stück an den Wiesen entlang, über Äcker und Gräben. Er hört die Frösche rufen, der Wind streicht durch Laub und Gräser. Das ist so seltsam: die Bäume stehn schwarz an den Zäunen und atmen im Schlafe...
Aber Christian kommt nicht weit, ein Glockenschlag hält ihn auf, oder ein Licht in der Ferne. Er besinnt sich plötzlich und kehrt hastig um. Läuft und rennt und kommt atemlos in der Stube an, – da liegt David friedlich schlafend in seinem Korbe.
Ja, der kleine David gedeiht, er wird rund und behäbig, ein vergnügter Kamerad, das ist er für den alten Christian. Sie verstehen einander vortrefflich, obgleich David ja nicht ordentlich reden kann und überhaupt eine gewisse Zügellosigkeit in seinen Äußerungen an den Tag legt. Er lacht und kräht aus vollem Halse, wenn Christian ein ernstes Wort an ihn richtet, eine Abmahnung wegen der Decke, die David keinen Augenblick über sich

dulden will. David findet das nun über die Maßen lustig: – seht nur, Christian, der alte Vagabund, er hält etwas auf eine glattgestrichene Bettdecke!

Es zeigt sich, daß der kleine David auch sonst dem Alten in vielen Stücken überlegen ist, es hilft nicht, mit Augenrollen und ausgesuchten Schimpfworten wider ihn anzugehen. Christian ist selbst ein Kind. Er war einmal unterwegs in der Welt, ja, aber das ist nun schon lange her. Das liegt unendlich weit zurück. Der Bogen senkt sich, und das Leben zieht ihn wieder in den Schoß, die große Mutter...

Abends nimmt Christian den kleinen David aus dem Korb, und dann sitzt er eine Weile im Dunkeln mit dem Kinde auf der Treppe. Er verzehrt dort sein Brot und seine Zwiebeln, während David still im Arm liegt und mit den Rockknöpfen spielt. Christian kaut und trinkt Schnaps dazu. Das kann er nicht aufgeben, er ist so gut wie tot, wenn er nicht trinkt. Es ist warm und gemütlich auf dieser krachenden, ausgetretenen Stiege, Christian rückt sich zurecht, und dann erzählt er dem Kinde etwas:

„Siehst du die Sterne," sagt er, „kannst du sie sehen? Sie sind Löcher, verstehst du, diese Sterne." In Wirklichkeit ist da ein Tuch über uns ausgebreitet, Gott spannte es am Anfang über die Welt. Aber durch alle Ewigkeit halten wohl auch Gottes Zelte nicht, und nun scheint die Herrlichkeit des Himmels doch ein wenig durch, aller Glanz und alles Licht.

„So verhält es sich also mit diesen Sternen, kleiner David! Du möchtest wohl wissen, wie ich dahinter gekommen bin?"

Oh, Christian ist nicht ganz unerfahren, so leicht gelingt es keineswegs, ihm etwas weiszumachen. Da gibt es zum Beispiel auch diese Sache mit den Irrlichtern im Moor...



Krankenbehandlung mit Rauch

„Ein Mann geht nachts über die Felder, es ist stockfinster, er hat sich ein wenig verirrt. Und jetzt sieht er plötzlich einen Schein durch den Nebel leuchten, ein mattes freundliches Licht. Jawohl, aber der Mann ist ein schlauer Kopf, er läßt sich nicht irre machen, es ist eine Nacht voller Heimtücke und höllischer Finsternis.
Er geht nach der anderen Seite weiter, allein nun kommt dieses Licht hinter ihm her, siehst du wohl, auf und ab, es hüpft und blinzelt und bleibt ihm ganz munter auf den Fersen. Der Mann schreitet ein wenig rascher aus. Er fühlt etwas Kaltes in seinem Rücken, das ihn weitertreibt, und nun will er doch nicht nachgeben und hier im finsteren Moor den Kopf verlieren. Nein, er ist ein beherzter Mensch, er pfeift auf diesen verdammten Irrwisch und fühlt sich geradezu aufgelegt, einen Spaß mit ihm zu wagen, einen Tanz auf dem trügerischen Sumpf. Es gibt Gespenster, kleiner David, die in feuchten Löchern hocken, grüne dickbäuchige Gespenster. Nachts kriechen sie hervor und verwirren den Wanderer mit dem fahlen Licht ihrer großen Augen, mit ihren hohlen unheimlichen Stimmen. Sie locken ihn weiter und weiter, andere jagen ihn vor sich her, schweben da und dort über dem mörderischen Moor und rufen.
Auch der Mann hört diese Stimme durch den Nebel kommen, es ist sein Name, das kann er deutlich hören.
Rufe du nur! denkt er grimmig.
Der Mann kennt den Sumpf, er hat ein Haus auf der anderen Seite. Vielleicht ist er ja ein wenig vom Wege abgekommen, aber das macht nichts aus, er wird sich durchschlagen, wartet nur! Er ist durchaus nicht betrunken, wenn es etwa darauf abgesehen sein sollte. So ein Spuk, so ein lächerliches Gespenst, denkt der Mann aufgebracht, ja, er bleibt sogar plötzlich stehen und

antwortet auf die Stimme. He da! ruft er, so verwegen ist dies[er]
Mensch. Er will dem Irrwisch einen Streich spielen und einfach
in den Sumpf hineingehen. Von Zeit zu Zeit ruft er, auf d[en]
Grasschöpfen stehend, und dann hört er wieder seinen Nam[en]
zur Antwort. Das Licht kommt unaufhaltsam hinter ihm her.
Nun aber wird es unheimlich im Moor, der Boden schwankt, der
zähe Schlamm faßt plötzlich seinen Fuß und beginnt zu ziehen.
Der Mann wirft sich zurück und rettet das Bein mit aller seiner
Kraft. Er springt und tastet sich durch, prüft jeden Tritt und
kriecht auf den Händen fort. Es gluckst und faucht um ihn her,
die ganze Hölle brodelt, wirft Blasen auf, saugt ihn an sich, aber
er ergibt sich nicht. Manchmal hockt er im Sumpfgras, keucht
und horcht, ruft zurück... Kämpft weiter, ja, und ringt sich
wahrhaftig durch bis auf das feste Land.

Steht endlich mitten in den sicheren Wiesen, hehe, der Mann,
der schlaue Kopf. Und das Gespenst hat ihn nicht bekommen,
siehst du, es ist selbst verschwunden. Er hört noch einen Schrei,
einen langen flehenden Ruf, – ja, brülle du nur!

Dann ist es still.

Ist das nun nicht ein Hauptspaß? Ist er nicht ein verteufelter
Kerl, dieser Mann in der Nacht?

Jawohl, aber nun kommt er nach Hause und findet das Haus
leer. Er hat eine Frau daheim, was heißt das, zum Teufel, es regt
sich nichts in allen Stuben und Kammern. Der Mann sucht und
lärmt herum, und wenn er etwa wirklich betrunken war, als er
über das Moor lief, so ist er jedenfalls jetzt nüchtern, der Spaß
muß ein Ende haben!

Er hat auch ein Ende, aber der Mann will es nicht glauben. Ni[e-]
mals kann er diese Sache begreifen: – daß er also in jener Na[cht]

seine eigene Frau in den Sumpf gelockt hat. Sie wollte ihn suchen, nicht wahr, mit ihrem Licht und ihrer angstvollen Stimme, und dann erstickte sie im Schlamm. Er hörte ihren letzten Ruf und lachte sich zu Tode dabei. Stand auf der Wiese, o mein Gott, und vielleicht kauerte das Gespenst neben ihm im Grase. Es hatte die glühenden Augen fest zugedrückt und lachte mit..."

Christian schweigt eine Weile, auch der kleine David liegt still in seinem Schoß und schläft.

„Ja, schlafe du nur," meint Christian zufrieden. „Aber das ist nun diese Sache mit den Irrlichtern, so verhält es sich mit den Gespenstern im Moor. Die Frau war schwanger, als sie starb, und was den Mann betrifft, so konnte er es eben nicht glauben, laßt diesen Narren!

Er suchte und suchte, natürlich müßte er ja sein Leben lang im Sumpfland wühlen und suchen, es ist eine lächerliche Geschichte. Und vielleicht liebte er die Frau gar nicht so sehr, am Ende war er sie längst satt gewesen, was meinst du? – Oder doch, er liebte sie. Stand im Moor, grub und schrie, suchte und schrie. Er war ein beherzter Mann, sage ich, ein schlauer Kopf, wir sind alle schlaue Köpfe, wir haben das Pulver erfunden. Aber es könnte trotzdem sein, daß sich der Teufel nicht darum kümmert. Ja ja, das wäre nicht unmöglich, wenn man alles zusammennimmt!

Dieser Mann grub da zwei Jahre im Moor und fand nichts. Zwei Jahre lang ging er täglich an einer gewissen Stelle vorüber, und doch lag dort eines Tages ein Schuh, ein kleiner Frauenschuh vor seinen Augen...

Aus dem werdenden Roman „Schweres Blut"

ALBRECHT SCHAEFFER / THOMAS

Goldflaumige Frühe.. die Nacht
Die vergebliche ist herum, – noch dunkelts.
Aber Gefieder der Wolke schon glüht
Rosenschwebend im blauenden See über Bergen.
O du zärtliches lügendes Gift
Für die Augen, blind im Abgrund der Finsternis.
Denn wieder ist der erflehte
Der Herr nicht gekommen.

O Wems gelingt,
Des Schicksals riesigen Kristall,
Die himmlische Gottes-Kugel
Und ohne Hinsehn
Auf leichter Schulter zu tragen:
Der komm und lehre mich!
O zu tragen, wie das geheiligte Weib
Mit schlankem Schritt den unsichtbaren Krug auf ihrem Haupt
Und wie ein Engel die Würde des Himmels
Die Bürde der Lauterkeit.

Denn ich, ach, gehe zwar immer
Tief beladen, doch blick ich empor,
Ist Nichts dort, und das gebeugte Haupt
Richtet entsetzt erleichtert ins Leere sich auf.
Wieder dann seh ich,
Herr, deinen heiligen Fuß,
O Goldgestalt in der Ferne,
Schwebend in Eile, o menschenhaft schön,
Her zu mir, her, und ich fliege entgegen

Und kniee und küsse – ach,
Nichts ist dort. Wie das Kind
Steh ich, das lief, seine Hände zu tauchen
In die Feuer-Säulen des farbigen Bogens, und kam
Nur in die Fremde,
Der Armut graue Bitterkeit.

Von Anderen hab ich gehört –
Auch ihrer Keiner ist doch
Bis zum Rand der Erde gegangen
Und lehnte die Stirn und stemmte die Hände
An die berghoch über ihm schwindelnde Wand
Des Himmels und fühlte sie: Erz!
Daß er es wußte mit Händen,
Küßte mit Lippen – Gewalt
Unendlichen Erz-Sturms, den ganzen
Himmel bis oben.
Und kam er nicht hin, wie hat er gewußt?
Hatte denn ihm Gott selber
Alles Innre der Brust
Aus dem Erze geschaffen?

Voll wie mein Fruchtbaum mir in den Garten hängt,
So war euch der Himmel mit schwebenden Göttern gefüllt.
Der Mann sah auf, das Weib sah auf,
Sie sagten: Ja. – Da saß der Gott
In Lüften schwebend wie im Schlaf,
Und lächelnd lag er schon Dem
An der brausenden Brust, der ihn trug
In das Haus, in die wartende Nische.

Und wars geschehn, und war es dann
Nur der Olive grüne Frucht,
Die Traube groß und blau
Oder braunes Büschel des Kornes –
Unsterblichkeit glühte aus allen Winkeln mit Augen,
Der Gott war im Haus.

O er war,
Daß erschreckend von fernher der Wandrer
Hügelauf lief, weil all aus den Fugen
Der Heimstatt himmlischer Brodem strömte.
Und innig es wissend trat er mit Schweigen
Zur ewigen Speise ins nektardurchduftete Haus.

O komme, Herr! O werde Leib
Und bleibe Gott! Bist du bereit?
Ich bin bereit zu sterben,
Wenn ich dich angerührt.

EGON CAESAR CONTE CORTI / DER ERSTE TABAK IN EUROPA

Um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert war das Königreich Portugal eine reiche und stolze Weltmacht. Heinrich der Seefahrer und König Johann III. hatten in jeder Weise die abenteuerlichen Fahrten zur Entdeckung neuer Gebiete gefördert und das Mutterland Portugal durch die in Afrika, Indien und Südamerika neu erschlossenen Gebiete mit ihren Erzeugnissen, wertvollen Metallen, Gewürzen, Farbstoffen u. dgl. unendlich berei-

chert. Portugal besaß fast das Monopol des Handels mit Indien und hielt gleichzeitig in kluger Weise gute Beziehungen zur Europa umspannenden Weltmacht Karls V. aufrecht, was sich auch in der Heirat König Johanns III. mit der jüngeren Schwester des Kaisers äußerte.
Die Residenz Lissabon wurde zu einem prachtvollen Hafen und einer großartigen Handelsmetropole ausgestaltet. Im Jahre 1557 starb der König, ohne daß einer seiner zahlreichen Söhne ihn überlebt hätte. Sein Enkel und Nachfolger Sebastian war beim Tode des Großvaters, zur Zeit, als Lissabon im Mittelpunkt des Weltinteresses stand, noch ein dreijähriges Kind. Alles träumte und schwärmte von Entdeckungen, Eroberungen und sagenhaften Reichtümern, die in den Ländern jenseits des Weltmeeres mühelos errafft werden konnten, und von neuartigen Früchten, Pflanzen, Gebrauchs- und Kunstgegenständen aller Art. Ein Goldfieber hatte das portugiesische Volk, den damaligen Herrn der Meere, erfaßt, das zahllose unternehmende Männer in die Kolonieen nach Asien, Afrika und Brasilien trieb. Seit Beginn des 16. Jahrhunderts zeigte sich der zunehmende Reichtum des Landes in unerhörter Prachtentwicklung des königlichen Hofes und im sprunghaften Wachstum der 1559 ohne Vororte etwa 100000 Einwohner zählenden Hauptstadt, die unter anderem in bezeichnender Weise auch der Mittelpunkt einer hoch entwickelten Goldschmiedekunst wurde. Der Ruf portugiesischer Größe und Macht verbreitete sich über die Welt. Schiffe aller Nationen kamen nach Lissabon, um dort die Erzeugnisse überseeischer Länder, insbesondere Gewürze zu holen, und ihre Bemannungen lauschten mit heißem Interesse den Erzählungen der spanischen und portugiesischen Seeleute über Sitten und Gebräuche ferner

Erdteile. Sie ließen sich die fremdartigen Früchte und Gewächse zeigen und zerstreuten sich dann mit der Kunde von all dem Neuen über die Welt. Auf diesem Wege war auch die Sitte des Rauchens von den spanischen und portugiesischen Seeleuten in den Hafenstädten zuerst nur spärlich, später aber in immer wachsendem Maße von den Matrosen anderer seefahrender Nationen aufgenommen und ihre Verbreitung langsam vorbereitet worden. Da vor allem in Lissabon die neuartigen Erzeugnisse der Überseeländer eintrafen, strömten Kaufleute und Ärzte aller Art dahin, in der Hoffnung, auf diese Weise gewinnverheißende Kenntnisse zu sammeln. Insbesondere war dies auch die Aufgabe der am portugiesischen Hofe beglaubigten Gesandten der übrigen Mächte.

1559 hatte Frankreich einen gewissen Jean Nicot aus Nîmes als Gesandten an den portugiesischen Hof geschickt. Er stammte zwar nur aus einer einfachen Notarsfamilie, es war ihm aber gelungen, am Hofe Heinrichs II. eine Verwendung im Dienste des Großsiegelbewahrers Frankreichs zu bekommen und auf diese Weise schließlich die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zu ziehen, der ihn in der Folge zu seinem Privatsekretär ernannte. In dieser Verwendung kam er sowohl mit der königlichen Familie als auch mit den anderen Angehörigen des Hofes, um den sich alles scharte, was Namen und Reichtum besaß, in Berührung. Er war erst neunundzwanzig Jahre alt, als er nach Lissabon abging, um dort die Heirat des – fünfjährigen Königs Sebastian mit der damals – sechsjährigen Margarete von Valois, der Tochter Heinrichs II., zu betreiben!

Neben dieser Aufgabe, deren Lösung übrigens nicht gelang, interessierte sich Nicot außerordentlich für die portugiesischen



Das Tabakskollegium König Friedrich Wilhelms I. von Preußen

Fortschritte in den Kolonieen und beeilte sich, jede neue Errungenschaft, die nach Lissabon kam, der Heimat zu vermitteln. So hatte er dem König schon das Indigo übersandt mit der Bemerkung, es sei eine so ausgezeichnete Farbpflanze, daß sie alle bisher verwendeten Mittel völlig in den Schatten stelle. Auch der Tabak war inzwischen sowohl in getrockneten Exemplaren wie auch durch Einpflanzen von Samenkörnern in Ziergärten und solchen für medizinische Pflanzen nach Lissabon gelangt, weniger aber zum Zwecke des Rauchens oder Schnupfens, vielmehr teilweise als Zier-, insbesondere aber als Heilpflanze. Nicot war mit dem berühmten Damian de Goës, einem Gelehrten, Musiker, Paläographen und eifrigen Botaniker, sehr befreundet und erhielt von ihm viele wichtige wissenschaftliche Nachrichten, insbesondere solche über in den neuentdeckten Gebieten gewonnene Pflanzen. Damian de Goës zeigte auch Nicot, als dieser einmal bei ihm speiste, die Tabakpflanze in seinem Garten und erzählte ihm dabei die Mär, daß dem Kraute unerhörte Heilkräfte innewohnten. Nicot erbat sich daraufhin einige Stücke und ließ sie in den Gärten der französischen Gesandtschaft zu Lissabon einsetzen. Er war erfreut, wieder etwas entdeckt zu haben, was er seinem König vermitteln und was ihm dessen Anerkennung und Dankbarkeit eintragen konnte. Von Damian de Goës und auch von anderen Seiten hatte er gehört, daß die Pflanze durch Auflegen auf krebsartige Geschwüre – „Noli me tangere" nannte man diese damals –, dann auf allerhand Wunden und sonstige „fressende Schäden" wunderbare Heilungen erzielt habe. Insbesondere ein Freund eines seiner Kammerjungen wollte durch dieses Kraut von einer Wunde nahe der Nase geheilt worden sein. Nicot ließ sich den Jungen kommen, behandelte ihn

noch zehn Tage weiter mit der Pflanze und beobachtete, daß die Wunde wirklich gänzlich ausheilte. Andere ähnliche Fälle völliger Heilung von Wunden und Abszessen, denen man Unheilbarkeit zuschrieb, soll Nicot beobachtet haben, und zahlreiche Leute kamen zu ihm, um ihn um die wundertätige Pflanze zu bitten.

Jetzt war er, der ja nichts mehr wünschte, als dergleichen Wundermittel zu entdecken, von der Heilkraft völlig überzeugt. Er fand auch, daß der kühlende Duft der Pflanze, wenn sie gegen Nase und Stirn gehalten wurde, das Kopfweh, unter dem er litt, erstaunlich linderte.

Am französischen Hofe hatte man bisher nur einmal Kunde von Heilkuren erfahren, die mit der Tabakpflanze durchgeführt wurden. Giovanni de Verazzano hatte in einem Briefe an Franz I. von Frankreich im Jahre 1523 den merkwürdigen Gebrauch der Indianer erwähnt, den Rauch bestimmter Pflanzen sowie diese selbst als Heilmittel zu benutzen, doch König Franz I. war gestorben und die Nachricht in Vergessenheit geraten.

Nicot empfahl die Tabakpflanze aber ausschließlich als Heilmittel; von Rauchen oder Schnupfen in der damals schon in Amerika üblichen Form ließ er kein Wort verlauten, höchstens daß er vielleicht später nach seiner Rückkehr an den Pariser Hof die Anwendung in Rauch- oder Pulverform durch die Nase, nach dem medizinischen Jargon späterer italienischer Apotheker, gleichsam als „clysterium nasi" empfahl. Wenige Monate nach dem Briefe Nicots an den Kardinal von Lothringen im August 1560 kam dessen Bruder, der Grand Prieur Franz von Lothringen, einer der höchsten geistlichen Würdenträger Frankreichs und vollendeter Kavalier, der nach dem Tode König Franz' II.

dessen Witwe Maria Stuart nach Schottland zurückgeleitet hatte, mit einer Galeerenflotte in Lissabon an. Er sollte die Freundschaft zwischen den beiden Reichen Frankreich und Portugal befestigen und den schlechten Eindruck verwischen, den der gescheiterte Heiratsplan zwischen den königlichen Kindern hervorgerufen hatte. Der Prinz besuchte natürlich den französischen Gesandten Nicot in der portugiesischen Hauptstadt, stieg bei ihm ab und wurde von ihm auch in den Garten geführt, wo die im Frühjahr gesäten Tabakpflanzen schon zu gewaltiger Höhe emporgewachsen waren und nach schöner Blüte bereits ausgereifte Samenkörner trugen. Nicot erzählte auch dem geistlichen Würdenträger von den wunderbar heilkräftigen Eigenschaften der Pflanze, die die Fama mittlerweile ins unendliche übertrieben hatte, und gab ihm Samen und Pflanzen in die Heimat mit. Gleichzeitig ließ er auch durch den nach Paris zurückkehrenden Grand Prieur solche für die Königinmutter Katharina von Medici mitnehmen, eine Frau, die, wie bekannt, dem Einfluß von Magikern, Alchimisten, Astrologen, abergläubischen und wunderbaren Gebräuchen höchst zugänglich war. Sie sah auch wahrscheinlich in dieser so sehr empfohlenen Heilpflanze eine übersinnliche Kraftwirkung und interessierte sich daher sehr für die neue Errungenschaft. Der Grand Prieur tat so viel zur weiteren Verbreitung der Pflanze im Lande, daß diese schließlich in Frankreich vielfach „l'herbe du Grand Prieur" genannt wurde.

Es war geradezu märchenhaft, welche Fülle von Krankheiten diese Pflanze heilen sollte. Ein berühmter Arzt der Universität Sevilla, Nicolò Monardes, beschäftigte sich damals besonders mit all den heilkräftigen und nützlichen Dingen, die aus Indien nach Spanien kamen, und schilderte in einer diesen Studien ge-

widmeten, 1565 veröffentlichten Schrift ausführlich die wunderbaren Heilkräfte des Tabaks, die ihm aus der Neuen Welt heimgekehrte spanische Seefahrer mitgeteilt hatten. Er erwähnt zwar flüchtig die mexikanischen Rauchrohre, aber den breitesten Raum nehmen die medizinischen Eigenschaften ein. Husten, Asthma, Kopfschmerz, Magenkrämpfe, Gicht und Frauenleiden sollten nach Monardes der Wirkung dieser Pflanze nicht standhalten. Bloßes Auflegen eines frischen Tabakblattes auf den Bauch sollte sofortiges Abgehen etwa vorhandener Eingeweidewürmer bewirken. Frische Wunden, bösartige Geschwüre seien durch frische Blätter und aus Tabak bereitete Salben spielend zur Heilung zu bringen. Die Schrift des gelehrten Professors der Universität Sevilla machte ungeheures Aufsehen in der gesamten Alten Welt, die unter der Unfähigkeit und oft auch unter den schwindelhaften Kuren damaliger Ärzte litt. Suchten diese doch noch vielfach mit Aberglauben und Beschwörungen zu heilen. Der Hunger nach besseren Medizinen und Heilmitteln bewirkte bald, daß des Monardes Schrift sofort ins Lateinische, Französische, Englische und Italienische übersetzt wurde.

Der französische Übersetzer Gohorry, der das Buch im Jahre 1572 neu herausgab, wollte ihm in Frankreich eine besondere Verbreitung sichern. Er wußte, daß die Königin Katharina von Medici, die seit 1560 die Regentschaft für den unmündigen König Karl IX. führte, sich für die Pflanze interessierte und an ihre Heilkraft glaubte. Es lag ihm daran, daß sein Buch bei Hof bekannt und wohl aufgenommen werde, weshalb er der Tabakpflanze den Namen „Herbe Médicée“ gab; er nahm diese Bezeichnung in den Titel seiner Übersetzung auf und ließ sie dann durch einen ihm befreundeten Arzt der Königinmutter überrei-

chen. So verbreitete sich eine Zeitlang der Name „Herbe Médicée“ in Frankreich und gab zu einer Legendenbildung Anlaß, die unter anderem die Königin zur Erfinderin des Tabakschnupfens machen sollte, das erst viel später in Frankreich eingeführt und geübt wurde. Es ist jedoch keineswegs nachweisbar und nach den Nachrichten jener Zeit sogar unwahrscheinlich, daß Katharina von Medici jemals geraucht oder geschnupft habe. Auch sie scheint den Tabak lediglich als Heilmittel gekannt und entweder selbst oder bei einem ihrer Söhne Franz II. oder Karl IX. gegen Kopfschmerzen verwendet zu haben.

Auch dieser Übersetzer fügte einige in seiner Heimat Frankreich gemachte Beobachtungen hinzu und erwähnte, daß Herr de la Brosse Chapelin, erster Arzt und Mathematiker des Königs, die Pflanze bereits in seinem Garten gezogen habe, wo sie bis sieben Fuß hoch geworden sei. In der Chirurgie habe sie sich von so großer Nützlichkeit erwiesen, daß der erste Chirurg des Königs, Race, sie in einem Garten nächst dem Temple in Massen angepflanzt habe.

Indessen war Nicot über das Mißlingen seiner diplomatischen Mission im Jahre 1561 etwas verärgert nach Frankreich zurückgekehrt und entschlossen, sich nun nicht mehr politischen, sondern bloß wissenschaftlichen Zwecken, so z. B. der Abfassung eines französischen Wörterbuches, zu widmen. Er hatte große Massen von Tabaksamen und Tabakblättern mitgebracht und scheint sich von dieser Pflanze auch wissenschaftlichen und geschäftlichen Erfolg versprochen zu haben. Doch betrachtete er den Tabak immer nur als eine pharmazeutische Heilpflanze. In Nicots Dictionnaire der französischen Sprache zum Beispiel kommt ein Ausdruck für Rauchen nicht vor. Aber sein begei-

stertes Eintreten für die Pflanze heftete doch wieder seinen Namen an ihre Einführung in Frankreich, und die Verfasser eines Buches über Agrikultur und Landwirtschaft, die Brüder Liebault, nennen zum erstenmal die Tabakpflanze nach dem „premier inventeur de cette herbe“ Nicotiana. Seither blieb der Pflanze der wissenschaftliche Name Nicotiana, während das ihr eigene Gift, das erst im 19. Jahrhundert als solches entdeckt wurde, damals den Namen Nikotin erhielt. Beide Namen gehen auf den Gesandten Jean Nicot zurück.

Aus dem Werke: Die Trockene Trunkenheit.
Ursprung, Kampf und Triumph des Rauchens

ERNEST CLAES / WIE FLACHSKOPF DIE WASSERSUCHT BEKAM

Fompe hatte am Tage vorher geflucht, und der Lehrer hatte es gerade gehört. Er hatte den jungen Sünder verprügelt, ihn dann im Strafzimmer eingeschlossen und nach Schulschluß dabehalten, damit er das ganze Kapitel der Samariterin abschriebe. Dann gab er ihm noch ein Briefchen mit, damit auch sein Vater von dieser Missetat unterrichtet wäre, in der Hoffnung, daß Fompes Vater seinen Sohn auch noch einmal übers Knie legen würde. Fompe hatte das Briefchen unterwegs selber gelesen und es so gefährlich für seine persönliche Sicherheit gefunden, daß er es in tausend Stücke zerrissen und weggeworfen hatte. Die Strafe in der Schule war nach seiner Meinung ausreichend gewesen, und Fompe urteilte, daß es angebracht sei, seinen Vater mit dieser Geschichte nicht zu belästigen.

Jetzt schritten sie hinter dem Lehrer in den Schulraum, suchten ihre Plätze auf und waren ziemlich laut, da sie sofort bemerkt hatten, daß der Lehrer heute seinen guten Tag hatte. Nur Fompe war anfänglich ruhig, um nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Der Lehrer hatte öfters solche Launen. Den einen Tag schien er ganz vergessen zu haben, daß er Lehrer sei, und die Knaben trieben es so bunt, daß sie bald die ganze Schule einzureißen drohten. Am nächsten Tag hätte er jemand halbtot geschlagen wegen der lumpigsten Kleinigkeit. Es war wiederholt vorgekommen, daß er einen Schuljungen so zugerichtet hatte, daß die Eltern sich beschwerten und drohten, sich an den Minister oder an den König zu wenden. Was den Lehrer dazu veranlaßte, den einen Tag so und am nächsten Tag wieder anders gelaunt zu sein, blieb ein Rätsel.

Nach dem Gebet nahm er Karl Frommes „Vaterländische Geschichte" zur Hand, schlug das Buch auf gut Glück auf und sagte: „Lernt die zwei ersten Seiten über das Lehnswesen." Dann reichte er Karl das Buch zurück. Sein abwesender Blick glitt flüchtig über die Köpfe; und da Fompe, halb versteckt hinter Mul Tümmers Rücken, ihn mit scheuem Blick verfolgte, erinnerte er sich plötzlich und fragte halb lächelnd:

„Nun, Fompe, was hat dein Vater zu dem Briefchen gesagt?"

Alle hoben gespannt den Kopf. Da der Lehrer „Fompe" gesagt hatte, wußte dieser, daß ihm kein Unheil drohte.

„Er... er mußte lachen, Herr Lehrer", antwortete er mit unsicherer Stimme.

Und über die Antwort mußte der Lehrer nun auch lachen; denn er las ganz deutlich in Fompes Augen, daß er das Briefchen nicht

abgeliefert hatte. Er konnte von Glück reden, daß der Lehrer heute so guter Laune war! Die ganze Klasse lachte, weil der Lehrer gelacht hatte. Eigentlich hätten sie es ergötzlicher gefunden, wenn Fompe noch einmal verprügelt worden wäre.

Der Lehrer stellte sich hinter sein Pult und fing an, irgend etwas zu lesen. Seine Gedanken waren nicht mehr in der Schule. Die Knaben schlugen ihre „Vaterländische Geschichte" auf, pflanzten die Ellbogen aufs Pult, schoben den Kopf zwischen beide Fäuste und studierten, als ob sie sich die Geschichte des Mittelalters fürs ganze Leben einprägen wollten. Sie murmelten halblaut den Text des Buches. Das war so Mode. Auch wechselte dieser und jener seinen Platz, und Tjeef hatte sich neben Flachskopf gesetzt. An solchen Tagen kam es nicht so genau drauf an.

Es gab aber nicht viele, die bei dem Studium beharrten. Sie wußten, daß der Lehrer das Kapitel nur aufgegeben hatte, um sie zu beschäftigen, und wenn er zum Schluß darüber fragte, dann kamen höchstens die Knaben auf der ersten Bank dran.

Mul Tümmer war mit dem Kopf auf dem Pult eingeschlafen. Fix Knut, der gerade hinter Flachskopf saß, flocht eine Schnur, Petik Lange und Paul Fuchs unterhielten sich über Tauben, Tjeef zeichnete auf dem Umschlag seines Schreibheftes eine Kanone, und Flachskopf unterstützte ihn dabei mit guten Ratschlägen. Bei dieser anstrengenden Arbeit guckte Tjeefs Zunge halb zum Munde heraus und bog sich um die Oberlippe; bei ganz schwierigen Stellen schob sie sich von rechts nach links.

Eine Viertelstunde lang war alles ruhig. Man hörte nur das Gemurmel derer, die sich tapfer auf das Lehnswesen stürzten, das Scharren eines Holzschuhes unter den Bänken und ab und zu ein leises Flüstern.

Fopke Naets summte das Lied vom Lehrer, das der Schuljugend seit Jahr und Tag bekannt war:

„Ziegenbart – huhuhu,
Gar nicht zart – huhuhu,
Langer Stecken – huhuhu,
Kannst verrecken – huhuhu“,

und das „huhuhu“ wurde von einzelnen mitgebrummt.
Flachskopf fragte Tjeef flüsternd:
„Wo ist Dabbe?“
Dries vom Weidenhof, der sich umgedreht hatte, um sich mit Tjeef und Flachskopf zu unterhalten, antwortete: „Er ist krank, er hat ein dickes Ohr, wie ich gehört habe.“
Alle drei beneideten Dabbe. Lieber ein dickes Ohr, als hier in der langweiligen Schule zu sitzen!
„Das habe ich voriges Jahr auch gehabt,“ sagte Flachskopf, „und da bekam ich gute Milch und Kandiszucker.“
„Ich täte sonst was, um auch krank zu sein!“ seufzte Dries mit betrübter Miene.
„N... nun,“ stotterte Tjeef, „ich ha... habe hier eine Z... Z... Zwiebel, und wenn du d... die unter d... deinen Arm steckst, d... da bekommst du die Wa...Wa...Wassersucht“, holte eine kleine runde Zwiebel aus seiner Hosentasche und zeigte sie Dries.
„Ist das auch wirklich wahr?“
„Ei gewiß,“ bestätigte Flachskopf, „das habe ich schon hunderttausendmal gehört... ich will verrecken, wenns nicht wahr ist.“
Dries nahm die Zwiebel und wandte sein Gesicht dem Lehrer zu. Er zog sein Hemd über dem Gürtel etwas in die Höhe und schob sie in die linke Achselhöhle. Dann drückte er den Arm

fest an seinen Körper, um bald die erhoffte Wassersucht zu bekommen und nach Hause gehn zu dürfen.
Flachskopf hatte unter der Bank etwas gesucht. Als er wieder heraufkam, flüsterte er Tjeef ins Ohr:
„Tjeef, schau mal unter die Bank, Driesens Hemdzipfel hängt aus seiner Hose."
Tjeef guckte auch nach. Wahrhaftig, um die Zwiebel unter den Arm zu stecken, hatte Dries das Hemd hochgeschoben, und nun hing es feierlich hinten herunter. Tjeef mußte sich auf die Lippen beißen, um nicht laut zu lachen.
„Es si–sieht aus wie ein Spüllappen", stotterte er.
Alle Knaben, die Dries sehen konnten, amüsierten sich köstlich, und ein heimliches Kichern summte durch den Schulraum. Sie paßten aber gut auf, daß Dries es nicht merkte, um möglichst lange ihren Spaß dran zu haben.
„Dries," fragte Flachskopf mit ernster Miene, „kommt die Wassersucht noch nicht?"
„Ich spüre noch nichts," flüsterte Dries, „mein Mund ist noch pulvertrocken."
„Du mußt ver–verdammt Geduld haben!" sagte Tjeef.
Dries saß da wie eine dumme Ziege, er merkte wohl, daß die anderen sich über ihn lustig machten, aber er glaubte in seiner Unschuld, es wäre deswegen, weil er sich mit dieser Zwiebel krank machen wollte. An sein Hemd dachte er mit keiner Silbe.
Aber das gedämpfte Lachen und Kichern störte den Lehrer in seinen ernsten Gedanken. Sollte er denn bei diesen Bengeln nie einen Augenblick Ruhe haben? Sein Blick ging unbemerkt über die Köpfe, erst zu Fompe, ob der vielleicht wieder die Zehe durch die Bank gesteckt hatte... Nein, Fompe bohrte in seiner Nase

herum und schien seinen ganzen Verstand dazu nötig zu haben. Der Lehrer merkte, daß es irgendwo in der Nähe von Tjeef und Flachskopf sein mußte. Er schritt scheinbar gleichgültig durch den Schulraum, – und ja, jetzt sah er den Hemdzipfel auch hängen. Wütend sprang er hin und versetzte Dries eine schallende Ohrfeige. Dries sprang erschrocken auf und warf beide Arme in die Höhe, um seine Ohren zu schützen; die Zwiebel rutschte aus seiner Achselhöhle und kollerte unter die Bank. Der Lehrer hatte es glücklicherweise nicht gesehen, und Flachskopf hob sie schnell auf.

Dries bekam noch ein paar Backpfeifen, und überzeugt, daß es immer noch wegen der Zwiebel war, schrie er:

„Die Zwiebel gehört Tjeef, Herr Lehrer, ich sollte die Wassersucht davon bekommen!“

„Das ist ver–verdammt eine Lü–Lüge!“ widersprach der Beschuldigte.

Aber der Lehrer begriff nicht den Zusammenhang zwischen einem Hemdzipfel und der Wassersucht, sah nur die von Dries ausgehängte Fahne und hieß ihn vorn auf die Estrade knieen, die Nase fast an der schwarzen Tafel. Nun sah die ganze Klasse den Hemdzipfel hängen, und die Bengel schrieen und lachten wie wahnsinnig. Der Lehrer gab auch Tjeef noch eine Maulschelle, ohne eigentlich zu wissen, warum, und befahl ihm, auf der letzten Bank Platz zu nehmen. Tjeef war wütend, weil er überzeugt war, daß man ihn ganz unschuldig in diese Sache verwickelt hatte.

Flachskopf war gut weggekommen, und er hatte außerdem die Zwiebel, ohne daß jemand es gesehen hatte. Nun wollte er die Probe an sich selbst machen, denn daß man krank davon wurde, das hatte er wirklich oft gehört.

Die Zwiebel wanderte also in Flachskopfs Achselhöhle. Es war ein sonderbares Gefühl, die glatte, kühle Knolle auf der bloßen Haut zu spüren. Genau wie Dries drückte er den Arm fest an seinen Körper, aber er tastete ein paarmal hinten an seiner Hose, um sich zu vergewissern, daß sein Hemd nicht auch heraushing. Die „Wassersucht" kam bei ihm ebensowenig wie bei Dries. Er fing an zu glauben, daß das nur ein leeres Gerede sei, und ungeduldig vom langen Warten, holte er nach einer Weile vorsichtig die bereits warm gewordene Zwiebel aus der Achselhöhle wieder heraus. Er betrachtete die glänzende, rote Knolle mit einem zornigen Blick, roch einmal dran, und dann fiel ihm plötzlich ein: wenn ich sie nun aufäße... Ja, das beißt wohl ein wenig, aber er würde bestimmt davon krank werden und nach Hause dürfen. Flachskopf schob also die Zwiebel in den Mund, biß ein paarmal darauf mit fest zugekniffenen Augen, schluckte mit einer Schnute, als kaue er auf seinem eigenen Magen herum, und dann klang plötzlich durch den stillen Raum ein ängstlicher Schrei: „Öh! Öh! Öh!... Ich muß mich brechen!" Die Knaben erhoben die Köpfe, der Lehrer sprang hastig herbei, sah Flachskopf, der grün und blau im Gesicht war, würgen, als müßte er Kieselsteine hinunterschlucken, und wollte schon zu seinem bewährten Mittel, den Ohrfeigen, greifen. Es kam ihm aber zu seltsam vor, er dachte, daß diesmal wirklich etwas Ernstes mit Flachskopf los wäre, und wollte ihm gerade beim Aufstehen helfen, als dieser mit einem Seufzer der Erleichterung und mit heiserer Stimme sagte: „Sie ist durch!" Er keuchte wie ein kurzatmiges Pferd, und der Schweiß brach ihm aus allen Poren.

„Was ist durch?" fragte der Lehrer verwundert, während er ihm streng in die Augen sah.

„Nichts, Herr Lehrer... Das macht, glaube ich, die Wärme... Ich dachte, daß ich mich brechen müßte... Ich wäre beinahe gestorben..."

Aber Tjeef, auf der letzten Bank, hatte plötzlich erraten, was geschehen war.

„Ich glaube, Herr Lehrer, da–da–daß er m–m–meine Zwiebel ver–verschluckt hat, u–u–um die Wassersucht zu bekommen..."

Das brüllende Gelächter der Knaben bestätigte diese Worte, und alle riefen, auch die, die nichts davon wußten: „Jawohl, Herr Lehrer, es kommt von der Zwiebel!" Jetzt wußte der Lehrer Bescheid. Er brauchte übrigens nur Flachskopfs rotes Gesicht zu betrachten und seinen Mund, der vom scharfen Nachgeschmack noch ganz verzerrt war, um sich zu überzeugen, daß es nicht von der „Wärme" kam. Dries hatte auch etwas von einer Zwiebel verlauten lassen, aber da war er nicht klug daraus geworden... Es war also wieder dieser verfluchte Flachskopf, der die ganze Klasse in Aufruhr gebracht hatte.

Anstatt Mitleid zu zeigen, anstatt ihn nach Hause zu schicken, gab ihm der Lehrer eine tüchtige Tracht Prügel und beförderte ihn mit einem Fußtritt auf den Spielplatz. Er sollte eine halbe Stunde nachsitzen. Dries, der jetzt erst richtig wußte, was geschehen war, durfte seinen Hemdzipfel wieder einstecken und sich auf seinen Platz setzen.

Flachskopf stand noch eine Viertelstunde lang auf dem Spielplatz, schnaufte und zog schiefe Gesichter. Ihm war, als hätte er eine glühende Kohle im Magen. Und an allem war die Zwiebel schuld.

Er war außerdem entsetzlich wütend, hauptsächlich auf Tjeef,

weil der ihn verraten hatte, während die Zwiebel doch von ihm stammte. Auch auf diesen blöden Dries, der eigentlich an allem schuld war, und auch auf Mul und Petik, die ihn noch ausgelacht hatten. Er überlegte, wie er sich an ihnen rächen könnte.

Wenn er auf den Fußspitzen stand, konnte er gerade durch das hohe Fenster in den Schulraum blicken. Er sah nur den Wuschelkopf von Lewieke Saenen, der gerade unter dem Brett mit den Inhaltsmaßen saß. Er hörte, daß der Lehrer mit besonders zorniger Stimme über irgend etwas Fragen stellte.

Der große Spielplatz lag voll Sonne. Die Spatzen hatten nun freies Spiel und flatterten lustig aus den beiden Obstbäumen heran, die armselig an der Straßenmauer entlang standen, und von den Dächern ringsum. Der Spielplatz sah jetzt merkwürdig verlassen und dreckig aus. In der Luft hing der üble Geruch der Aborte. Vom Dorf her klang gedämpfter Lärm.

Plötzlich hörte er den Lehrer von neuem losdonnern. Da wurde einer verprügelt, die Tür flog abermals auf, und Monne Wizze landete mit verstörtem Gesicht und tränenden Augen bei Flachskopf.

„Was hast du gemacht?“ fragte dieser sofort.

„Nichts, – er fragte, was ein Zugvogel sei, oder so etwas Ähnliches.“

„Und was hast du gesagt?“

„Ich sagte ‚'ne Fliege‘, und da wurde er so ruppig, der Affe!“ antwortete Monne mit grollendem Gesicht.

Flachskopf sagte, daß seiner Meinung nach eine Fliege kein Zugvogel sei, daß aber vielleicht eine Fledermaus oder ein Kronenkranich so etwas sein könnte.

„Dann hätte er darüber unterrichten sollen“, muckte Monne...

„Mit seinen Zugvögeln!... Wer hat denn jemals davon gehört?... Ich dachte erst, daß er ein Zugpflaster meinte."
Im Schulzimmer war nun alles wieder still. Flachskopf und Monne hörten, wie Artur Leunes etwas aufsagte, und ab und zu brummte die schwere Baßstimme des Lehrers dazwischen. Wenn das Nachsitzen nicht gewesen wäre, dann hätten sie es hier draußen sehr angenehm gefunden.
Zwei Meter von ihnen entfernt plusterte sich ein Spatz im Sande. Monne spuckte danach, der Spatz flog auf die Schulmauer und fing an, wütend zu schimpfen. Dann unterhielten sie sich lange über die Frage, ob Spatzen auch Zugvögel wären.
Es schlug zwölf. Sie hörten, wie drinnen die Bücher zugeschlagen und die Schiefertafeln in die Pulte geschoben wurden. Es folgte eine kurze Stille, während der Lehrer das Gebet sprach. Dann flogen die Türen krachend auf, und drängend und stoßend kamen die Jungen herausgestolpert, liefen wie die Wilden über den Spielplatz auf die Straße hinaus. Tjeef rief noch im Vorbeigehen zu Flachskopf hinüber: „Zwiebelfresser!" Fompe machte ein paarmal: „Öh! Öh!", wie Flachskopf es vorhin in der Schule gemacht hatte. Dries steckte ihm die Zunge heraus, um sich zu rächen für den Hemdzipfel, und rief: „Das geschieht dir gerade recht!"
„Das werden sie alle büßen müssen", murmelte Flachskopf und schritt mit Monne in den leeren Schulraum, um noch eine halbe Stunde lang Strafarbeiten zu machen.
Um halb eins kam der Lehrer, der inzwischen schon gegessen hatte, und ließ sie hinaus. Anstatt sogleich nach Hause zu gehen, bog Flachskopf in die Breite Straße ein, warf einen flüchtigen Blick durchs Fenster in die Wohnung des Lehrers, zog die Mütze

vor dem Gemeindesekretär, der vor seiner Tür stand und ihm streng nachblickte, und trat etwas weiter bei Mul Tümmer ein. Hier war die ganze Familie gerade beim Mittagessen, und Flachskopf ging direkt auf Franz Tümmer, Muls Vater, zu und sagte ohne Stocken: „Franz, der Lehrer läßt Sie bitten, ihn heute nachmittag mal aufzusuchen." Dabei warf er einen vielsagenden Blick auf Mul, der bei Flachskopfs Eintreten verdutzt aufgesehen hatte und jetzt, als er dessen Botschaft vernahm, rot bis ins Haar wurde. Franz Tümmer blickte sofort mit gerunzelter Stirn auf seinen Sohn, und bevor Flachskopf zur Tür hinaus war, hatte Mul bereits ein paar Ohrfeigen erhalten. Denn der Vater konnte die Aufforderung des Lehrers nur dahin deuten, daß sein Sohn irgend etwas Schlimmes angestellt hatte. Von dort begab sich Flachskopf zu Tjeefs Eltern und wiederholte dieselbe Botschaft. Tjeef wollte sofort ausreißen, aber sein Vater hatte ihn beim Kragen und hieß ihn vor dem Kruzifix knieen, – er sollte den ganzen Tag nichts mehr zu essen bekommen. Tjeef glaubte fest daran, wegen der Zwiebel. Bei Locke, Fompe, Dries und noch fünf anderen Schulkameraden wurden die Väter von Flachskopf eingeladen, am Nachmittag den Lehrer in der Schule aufzusuchen. Und überall war die unmittelbare Folge davon, daß diese Schulkameraden eine Tracht Prügel bekamen. Die Väter brauchten nicht einmal zu wissen, was der Lehrer ihnen zu sagen hatte, sie erkannten sofort ihre Pflicht. – So wußte Flachskopf sich zu rächen.

Er wäre zwar gern dabeigewesen, wenn diese zehn Väter nachmittags in der Schule ankamen und einer nach dem anderen vom Lehrer erfahren mußte, daß er von nichts wüßte, aber er befürchtete, selbst zehnmal verprügelt zu werden, und...



Amelia Curran: Percy Bysshe Shelley

Als Flachskopf nach Hause kam, drückte er mit beiden Händen auf seinen Magen und klagte so jämmerlich über Bauchschmerzen, daß er ins Bett durfte und seine Mutter ihm eine Schüssel Milch mit Zwieback kochte.

Aus dem Buch „Flachskopf", mit einem Vorwort und mit Bildern von Felix Timmermans. Übertragen aus dem Flämischen von Peter Mertens

---

HUGO VON HOFMANNSTHAL / SCHÖNE SPRACHE

Ich liebe diese Sprache, schreibt mir Jemand, schon um ihrer formalen Schönheit willen: dasselbe Wohlgefallen, das mich immer wieder zu diesen Bänden treibt, führt mich auch immer wieder an die lateinische Prosa der deutschen Humanisten heran. Wenn ich wenig Genüsse kenne, die sich mit der Kostbarkeit von Huttens lateinischen Dialogen vergleichen ließen, so denke ich dabei weniger an den Inhalt als an die Form. Nur unter den Deutschen ist das Schlagwort möglich, daß der Gehalt über die Form geht. Die Sprache, an sich und zwecklos, soll und kann Gegenstand und Ausdruck einer Kunst sein. Es handelt sich hier um ein Formgefühl, das den Griechen und Romanen etwas naiv Selbstverständliches ist." – Gewiß, das ist ganz richtig, man darf das sagen, es deutet in die Richtung hin, wo die Wahrheit liegt, aber man müßte noch ein wenig in die Tiefe gehen, um auf die wirkliche Wahrheit zu kommen. Denn „schön", das ist eines von den Worten, mit denen die Leute am geläufigsten operieren und bei denen sie sich am wenigsten denken, und „schöne Sprache" oder „schön geschrieben" ist ein richtiges Ver-

legenheitswort, das dem in den Mund kommt, dem ein Buch nichts gegeben und ein Stück Prosa nichts gesagt hat. Und doch gibt es keinen schönen und auch keinen bedeutenden Gehalt ohne eine wahrhaft schöne Darstellung, denn der Gehalt kommt erst durch die Darstellung zur Welt, und es kann ein schönes Buch ohne schöne Sprache ebensowenig geben, als ein schönes Bild ohne schöne Malerei; und gerade das ist das Kriterium des schöngeschriebenen Buches, daß es uns viel sagt, des häßlich geschriebenen aber, daß es uns wenig oder nichts sagt, wenngleich es uns immerhin irgend etwas übermitteln, oder zu Verstand bringen, oder Tatbestände vor die Augen führen kann. Der Theolog oder der Anthroposoph, trägt er uns das vor, was ihm als höchste Einsicht oder überirdische Ahnung vorschwebt – und welch höherer Gegenstand wäre denkbar als die Zusammenhänge unserer Natur mit dem Göttlichen, – aber trägt er es in einem Kaufmannston, in einer abgenützten Zeitungssprache oder in einer flauen, stammelnden Bildersprache vor, so ist es nicht da; aber Boccaccio hat seine Erzählungen so hingeschrieben, das alles daran für ewig da ist, und ihr Gegenstand sind die Begegnungen von Verliebten, Überlistungen von Ehemännern und andere schlechte Streiche; aber in ihrer Unzerstörbarkeit und geistigen, man kann nicht anders sagen als geistigen Anmut, stehen diese frivolen Geschichten neben den Dialogen des Platon, deren Gehalt der erhabenste ist. So käme man fast in die Nähe des Gedankens, es gebe keinen an sich hohen und keinen an sich niedrigen Gegenstand, sondern nur Reflexe des unfaßlichen geistig-sinnlichen Weltelementes in den Personen, und diese Reflexe seien von unendlich verschiedenem Rang und Wert, je nach der Beschaffenheit des spiegelnden Geistes. Von

den Gegenständen gleitet unser Blick plötzlich zurück auf den Mund, der zu uns redet. Aber auch das Montaignesche „Tel par la bouche que sur le papier" ist eine subtile Wahrheit, die verstanden sein will: denn zwar ganz sicherlich ist das, was den tiefsten Zauber des schöngeschriebenen Buches ausmacht, eine Art von versteckter Mündlichkeit, eine Art von Enthüllung der ganzen Person, durch die Sprache; aber diese Mündlichkeit setzt einen Zuhörer voraus; somit ist alles Geschriebene ein Zwiegespräch und keine einfache Äußerung. Von dieser Einsicht aus fällt wie durch ein seitlich aufgehendes Fenster eine Menge Licht auf gewisse Vorzüglichkeiten, an denen wir das gutgeschriebene Buch, die gutgeschriebene Seite Prosa – denn die Prosa und durchaus nicht die Poesie ist es, welche wir hier betrachten – erkennen und die wir an ihr hervorzuheben gewohnt sind. Eine behagliche Vorstellung oder eine bedeutende körnige Kürze, eine reizende oder eine kühne Art zu verknüpfen und überzugehen, wohltuende Masse, eine angenehme Übereinstimmung zwischen dem Gewicht des Dargestellten und dem Gewicht der Darstellung; die Distanz, welche der Autor zu seinem Thema, die, welche er zur Welt, und die besonders, welche er zu seinem Leser zu nehmen weiß, die Beständigkeit des Kontaktes mit diesem Zuhörer, in der man ihn verharren fühlt, das sind lauter Ausdrücke, die auf ein zartes geselliges Verhältnis zu zweien hindeuten, und sie umschreiben einigermaßen jenes geistig-gesellige leuchtende Element, das der prosaischen Äußerung ihren Astralleib gibt, und es ist keins unter ihnen, daß sich nicht auf den Stil des Robinson Crusoe ebensogut anwenden ließe als auf den Voltaires, auf Lessings Streitschriften ebenso wie auf Sören Kierkegaards Traktate. Auf Kontakt mit einem idealen Zuhörer läuft

es bei ihnen allen hinaus; dieser Zuhörer ist so zu sprechen der Vertreter der Menschheit, und ihn mitzuschaffen und das Gefühl seiner Gegenwart lebendig zu erhalten, ist vielleicht das Feinste und Stärkste, was die schöpferische Kraft des Prosaikers zu leisten hat. Denn dieser Zuhörer muß so zartfühlend, so schnell in der Auffassung, so unbestechlich im Urteil, so fähig zur Aufmerksamkeit, so Kopf und Herz in eins gedacht werden, daß er fast über dem zu stehen scheint, der zu ihm redet, oder es wäre nicht der Mühe wert, für ihn zu schreiben; und doch muß ihm von dem, der ihn geschaffen hat, eine gewisse Unvollkommenheit zugemutet werden, mindestens eine gewisse Unvollkommenheit der Entwicklung, daß er es notwendig hat, auf vieles erst hingeführt zu werden; eine starke Naivetät, daß er mit dem, was das Buch bringt, wirklich zu ergetzen sei und dadurch etwas wesentlich Neues erfahren werde. Vielleicht könnte man eine ganze Rangordnung aller Bücher und ganz besonders der belehrenden danach aufrichten, wie zart und wie bedeutend das Verhältnis zu dem Zuhörer in ihm erfühlt sei; und nichts zieht ein Buch und einen Autor schneller herunter, als wenn man ihm ansieht, er habe von diesem seinem unsichtbaren Klienten eine verworrene, unachtsame und respektlose Vorstellung im Kopf gehabt.

Es sind also immer ihrer zwei: einer, der redet oder schreibt, und einer, der zuhört oder liest, und auf den Kontakt zwischen diesen zweien läufts hinaus; aber dieser Kontakt gibt, je bedeutender er ist, in je höherer Sphäre er wirksam wird, um so mehr das Übergewicht dem Gebenden, während der Empfangende in diesen höheren Sphären immer leichter und dünner wird, ohne daß er freilich je aufhören würde, da zu sein. Wenn Goethe sagt, ihm sei, sooft er eine Seite Kant aufschlage, als trete er in ein helles

Zimmer, so ist uns ein lichtvoller, mit der höchsten Quelle allen Lichtes kommunizierender Geist vorgestellt. Aber ebenso wie diese Eigenschaft, ein Licht zu sein, spüren wir bei anderen großen Autoren andere oberste Qualitäten des Geistes: die Stärke, welche von der inneren Ordnung nicht zu trennen ist; die wahre Selbstachtung, welche zusammengeht mit der Ehrfurcht; die seltene Glut der geistigen Leidenschaft. In der Darstellung eines solchen Geistes meinen wir wahrhaft die Welt zu empfangen, und wir empfangen sie auch und nicht nur in den Gegenständen, die er erwähnt, sondern alles das, was er unerwähnt läßt, ist irgendwie einbezogen. Gerade die Kraft und die Überlegenheit, von dem ungeheuren Wust der Dinge unzählig viele fortzulassen, – nicht ihrer zu vergessen, was die Sache eines schwachen und zerstreuten Geistes wäre, sondern sich mit bewußter Gelassenheit über sie hinwegzusetzen; die unerwarteten Anknüpfungen und Verbindungen hinwiederum, in denen plötzlich eine nach allen Seiten gewandte Aufmerksamkeit und Spannkraft sich offenbart; die scheinbare Zerstreutheit sogar endlich und die Willkürlichkeiten, welche zuweilen reizend sein können, all dies gehört zu dem geistigen Gesicht des Schriftstellers, dem Gesicht, das wir zugleich mit der Spiegelung der Welt empfangen, während wir seine Prosa lesen. Wie ein Seiltänzer geht er vor unseren Augen auf einem dünnen Seil, das von Kirchturm zu Kirchturm gespannt ist; die Schrecknisse des Abgrundes, in den er jeden Augenblick stürzen könnte, scheinen für ihn nicht da, und die plumpe Schwerkraft, die uns alle niederzieht, scheint an seinem Körper machtlos. Mit Entzücken folgen wir seinem Schritt, mit um so höherem, je mehr es scheint, als ginge er auf bloßer Erde. So, wie dieser wandelt, genau so läuft die Feder des

guten Schriftstellers. Ihr Gang, der uns entzückt und der so eigen-
artig ist wie eine menschliche Physiognomie, ist die Balance eines
Schreitenden, der seinen Weg verfolgt, unbeirrbar durch die
Schrecknisse und Anziehungskräfte einer Welt, und eine schöne
Sprache ist die Offenbarung eines unter den erstaunlichsten Um-
ständen, unter einer Vielheit von Drohungen, Verführungen
und Anfechtungen aller Art, bewahrten inneren Gleichge-
wichtes.

EUGEN KÜHNEMANN / GOETHE UND HERDER

Was man eigentlich den jungen Goethe nennt, ist erst in Straß-
burg geboren. Die Welt erhielt die herrliche Offenbarung da-
von, was Jugend im Geiste bedeutet. Wenn Land, Stadt und
Leben dort dem alternden Goethe in der Selbstdarstellung von
„Dichtung und Wahrheit“ wie in einem einzigen Glanz verklä-
render Erinnerung vor der Seele lagen, während er bei den ersten
Eindrücken Straßburg wie das meiste im Leben höchst mittel-
mäßig fand, so liegt es an dem nachwirkenden Bewußtsein des
Werkes, das diese Tage an ihm getan, indem sie ihn in das Le-
ben des Geistes erst hineingeboren haben. Die alte deutsche Stadt,
die nun französischer Boden war, löste ihn von allem französie-
renden Geisteswesen und erschuf ihm seine Deutschheit. Alles
wirkte in derselben Richtung zusammen und auf dasselbe Ziel.
Er blickte von der Plattform des Münsters hinaus in das däm-
mernde ahnungsvolle Land. Er genoß die liebliche Natur, in-
dem er, wie die Straßburger es waren, ein leidenschaftlicher Spa-
ziergänger und darüber hinaus ein unermüdlicher Wanderer

ward. Er übte den Blick für landschaftliche Lagen und Zusammenhänge und versäumte nicht die Bergwerke und anderes Gewerk, die aus dieser Natur hervorgingen. Mit hellem Auge faßte er die Reste uralter Römerkultur auf. Er wuchs weniger hinein in ein Stück seiner großen Lebenskunst, als daß sie vielmehr unmerklich in ihm heranwuchs, – die große Kunst, in den Dingen zu leben, indem er genießend und froh in verstehender Liebe Natur, Menschenwerk und Geschichte als eine Einheit ergriff. Die beste Schule ward ihm in dem Kreis der Jugendgenossen, die als eine Genossenschaft voll leidenschaftlichster Unruhe in einem verständigen älteren Freunde eine Art von ruhigem Mittelpunkt besaßen. Hier verwarfen sie mit lachender Verachtung das Greisenhafte, Absterbende, im Dünkel Erstarrende der französischen Gesellschaftskultur. Wofür Lessing sein Leben eingesetzt, indem er es in heroischem Kampf verbrauchte, das fiel ihnen als eine reife Frucht in den Schoß. Paris und Versailles hörten endgültig auf, die Hauptstadt des europäischen Geistes zu sein. Was sie nun als Deutschheit dem überalterten Formenwesen entgegensetzten, war die Stärke des redlichen Gefühls und seine Wahrheit. „Freundschaft, Liebe, Brüderschaft – trägt die sich nicht von selber vor?“ Sie meinten aber Tieferes, – sie meinten die Ursprünglichkeit, in der uns im Gefühl eine eigene geistige Welt lebendig entspringt –, sie meinten die Unmittelbarkeit des Gefühls, das sich selber Gesetz und Inhalt des Lebens ist, im Gegensatz zu aller Konvention überkommener Formen. Wenn sie dann zum Werke Erwin von Steinbachs emporblickten und das Straßburger Münster als gewaltigen Zeugen und Ausdruck deutscher Art und Kunst liebten, dann floß ihnen Vergangenheit und Zukunft deutschen Wesens zusammen in einer Gegenwart, die

eine einzige Verheißung kommender Wunder war. „Deinem Unterricht dank ichs, Genius, daß mirs nicht mehr schwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen sich senkt der Wonneruh des Geistes, der auf solch eine Schöpfung herabschauen und Gott gleich sprechen kann: Es ist gut."
Eine wahre Fügung gab Goethe in diesem Augenblick gerade den Lehrer, dessen er bedurfte. Herder, nur fünf Jahre älter als er, aber vom zwanzigsten Jahre an lebend durch seiner Hände oder seines Kopfes Werk als Lehrer und Geistlicher, hat in Riga den inneren Zwiespalt, in den er zwischen den Anforderungen an die geachtete Standesperson im bürgerlichen Leben und den völlig andersartigen des freien Schriftstellers geriet, nicht ertragen. Er ist zu Schiff von Riga nach Nantes gefahren, hat in Paris französisches Geisteswesen gewogen und zu leicht befunden und dort jene Gesinnung der Deutschheit in sich entwickelt, die in den Goethischen Jugendgenossen widerklang. Er hat vor Holland auf scheiterndem Schiff Ossian gelesen, in Hamburg mit Lessing vierzehn Tage verlebt, in Eutin die neue Stellung des Reisebegleiters für den Erbprinzen des evangelischen Fürstbischofs angetreten und in Darmstadt zur Zentnerlast seines – geistig und seelisch – allzu problematischen Daseins die schwerste in einer halben Verlobung gefügt. Nun sitzt er in Straßburg in der Krankenstube und erduldet Schmerz, Ungeduld und Mißlingen einer monatelangen Augenkur. Hier leistet ihm Goethe brüderliche Gesellschaft, – eben ein Jüngling geworden, umwittert von Glück und Geist. Bedenkt man, daß Goethes Erkrankung ihn in seinen Studien verzögern mußte und so der seltsamste Zufall ihn wie andererseits Herder nach Straßburg gebracht hat, so darf man bei diesem Zusammentreffen von einem göttlichen Wunder re-

den. Kein bequemer Lehrer war es, zu dem Goethe kam. Herder vergalt die rührende Treue einer nicht zu ermüdenden Liebe durch die Rücksichtslosigkeiten, Grobheiten und zuweilen Grausamkeiten einer gequälten, durch das kindliche Selbstvertrauen des unerbetenen Schülers gereizten und seine unbedingte Überlegenheit auf das schroffste unterstreichenden Natur. Aber dem Genius sagt eine innere Stimme, welche Erziehung ihm not tut. Der Genius war es in Goethe, der aushielt. „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." Und er ward gesegnet.

Herder zerriß vor Goethe den Vorhang, der ihm die Armseligkeit der deutschen Literatur verdeckte. Das Alte ist vergangen, siehe, es will alles neu werden. Er tat es – und das war das Entscheidende – im Namen des Ideals. Noch hatte kein Mensch vor Herder in demselben Grade gewußt, was wahrhaftige Dichtung ist. Es gibt keine allgemeine Regel des Dichterischen, – es gibt keinen auf Regeln gebrachten Geschmack, der für alle Zeiten verbindlich wäre. Endgültig bricht der falsche Herrschaftsanspruch des Französischen, eigentlich des Neu-Lateinischen zusammen, die anmaßliche Mauer, die eine Welt der äußersten Künstlichkeit in sich abgrenzte und für die absolute Schönheit ausgab. Die Dichtung ist eine allgemeine Menschen- und Völkergabe. Jedem Volk, jedem Menschen ist an seiner Stelle das ewige Schicksal des Menschseins gegeben. Wer es in den ewigen Urgefühlen rein und ursprünglich faßt und erlebt und seinem Erlebnis die einfache Natürlichkeit und Ursprünglichkeit des Ausdrucks gibt, der ist ein Dichter. Der nach Regeln gemachten Kunstpoesie tritt die Volkspoesie gegenüber, die wie eine Blume wächst. Jede Dichtung, die nicht ein Naturlaut ist, ist tot. Die Volkspoesie umfaßt aber im Herderschen Sinne alles Lebendige in der Dich-

tung. In Homer, in den griechischen Tragikern, in Shakespeare, in Ossian dichtet das Volk. Ursprünglichkeit des Gefühls wird die Grundbedingung, reine Einfachheit des Ausdrucks im Naturlaut der Muttersprache wird der Ausweis des Dichtertums, Natur ist der Begriff, unter den alles tritt. Natur kann zuweilen das Urtümliche bedeuten – die kindliche ungebrochene Natürlichkeit im Verhältnis der Seele zu den Erlebnisinhalten des Alls, und vielleicht ist dies der Ursinn des Herderschen Wortes. Aber Natur bedeutet sodann und vor allem den Gegensatz zu aller Künstlichkeit, es sei der Sitte, der Sprache, des Gedankens, des Gefühls, der Dichtung. Dann meint es die Mächtigkeit, mit der ein ursprünglich persönliches Leben sich in seinen lebendigen Notwendigkeiten behauptet. Persönlichkeit ist, wer sein eigenes Gesetz der Wahrheit lebt im Leben wie in der Kunst. So verstanden bedeutet die Herdersche Natur den Gedanken der höchsten und letzten Kultur, die Vollendung im Urpersönlichen der Wahrheit. Die Menschheit im Gegensatz zu den Zufallsformen der Gesellschaft besagt dasselbe. Es sind die Rousseaugedanken, die in Herder das Verstehen des Geistes erneuern. Während derselbe Gedanke in Frankreich in der Revolution ein jahrtausendaltes Gesellschaftssystem zerbrach und eine neue Menschheit forderte, erschuf er in Deutschland eine neue Kultur des Geistes aus neuem Verstehen des Geistigen und damit die Kraft der Erziehung für eine neue Seele, die von innen heraus der Menschheit ohne Blut Größeres hervorbrachte, als es in Frankreich geschah. Durch den Gedanken der Volksgenialitäten, die wie Stimmen den Chor der Menschheit bilden, stieg Herder zu jener mächtigen Völkerpsychologie der Kulturen empor, die seine Geschichtsphilosophie bildet. Goethe aber empfing in dieser Gestalt und

Stunde den Gedanken der Natur, der die einzige Aufgabe und der einzige Inhalt seines ganzen Lebens blieb. Natur ist, was aus dem Innern gesetzlich notwendig sich bildet und das Leben schafft. Natur ist die ewige Wahrheit der Dinge. Als Kulturbegriff trat sie in Goethes Leben hinein. Indem sie ihm zum Gesetz seines Dichtens und Lebens ward, stellte sie ihn in den Kreis der Gottesgedanken, den auszumessen das reichste Leben von mehr als achtzig Jahren gerade genug war, ohne ihn je bis zu Ende auszuschreiten.

Herder arbeitete damals an seiner Schrift „Über den Ursprung der Sprache". Wie keine andere läßt sie das Ganze seines geistigen Seins vom innersten Quellgedanken aus überschauen. Vom Ursprung der Sprache an wird die Gesamtheit aller geistigen Gebilde als eine Folge und Einheit von Schöpfertaten verstanden, in denen allen der Genius sein Erleben der Welt ausdrückt und gestaltet. Dies ist die einheitliche Haushaltung der Menschheit, das Menschengeschlecht eine fortschreitende Einheit des Bildens und Schaffens, der Geist überall derselbe, überall geniale Schöpferkraft. Wenn je ein Lehrer nur zerstörte, um zu schaffen, nur niederriß, um aufzubauen, so daß das Vernichten selber eigentlich Schaffen war, so war es Herder. Er vernichtete Goethe die grundlose Freude an ein paar zierlichen Künstlichkeiten und schenkte ihm die Menschheit. Er gab ihm den neuen Blick, vielmehr das mitlebende und aneignende Gefühl für die Bibel, Homer, Shakespeare und Ossian. Aber er tat noch viel mehr. Er brachte ihn zum Bewußtsein dessen, was in ihm selber war, und vollendete damit das Werk, das in ihm arbeitete und freilich auch ohne diesen großen Lehrer sein Ziel hätte erreichen müssen, aber nun durch den Lehrer der rechten Stunde in einer Klarheit und

Sicherheit ohnegleichen zum Ziel kam, – jenes Werk, in dem nicht weniger und nicht mehr als die neue Seele Goethes sich erschuf. Denn Herders Lehre erging ja nicht an den Schriftsteller, sondern an den Menschen. Sei ein Mensch, sei selber eine Natur, erfahre in der mächtigen Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit ewig wahrer Urgefühle dies dein Dasein, dies dein Leben. Dann laß diese deine Unmittelbarkeit offenbar werden in der Selbstverständlichkeit und Notwendigkeit des einfachsten Ausdrucks, – in der Muttersprache, nicht wie das Kind sie in der Schule als Grammatik lernt, wie sie zwischen Mensch und Mensch das fertig zubereitete Werkzeug der Verständigung ist, – nein! die Muttersprache erschafft sich in dem Dichter immer neu, ihre Worte scheinen ihre Bedeutung im Zusammenhang seiner Rede erst zu gewinnen, – sie ist Leben, wie du Leben bist –, sie soll dein Leben sein, wie es sich zwingend in seiner Unmittelbarkeit darstellt, – und entwickelt Leben in dem, der sie empfängt. Darum gibt es auch lebendige Dichtung nur in der Muttersprache, denn nur sie ist in dir ein Lebendiges, ist dein Leben als ein Stück Leben deines Volkes. In lebendige Deutschheit tauche ein, wenn du neben die großen Dichter der Vergangenheit treten willst. Goethe wurde eingeweiht in die Gemeinschaft der Großen und lernte, sich unter ihnen zu fühlen wie ein Bruder unter Brüdern. So lebe, so bilde, so schaffe, – und du wirst in Wahrheit ein Dichter sein. Sei ein Genius! Es ist eine grausame Erziehungskunst, die den Zögling unter die Forderungen der Genialität stellt, außer wenn er ein Genius ist. Goethe war es. Er wurde durch Herder im vollen Bewußtsein seiner Genialität erweckt. Herder verrichtete an Goethe allein sein höchstes Werk, zu dem er ganz eigentlich berufen war, nämlich: der Lehrer des Genius

zu sein. Aber er wußte es nicht. Während er Goethe in die volle Klarheit half, die die Klarheit seines Lebens blieb, ging Herder wie immer im Dunkeln seinen Weg. Er hat an Goethe das Höchste getan, was der Lehrer am Schüler tun kann: er schenkte ihm sich selbst, schenkte dem jungen Goethe den jungen Goethe. Er fand die einzige Seele, die seiner Lehre gewachsen war, die einzige, die sich fähig erwies, nicht nur für den neuen Sinn der Dichtung, sondern für den neuen Sinn des Lebens, – vielmehr, die zu dieser letzten Wahrheit vordrang, die Herder selbst versagt blieb –, nämlich, daß nur aus einer neuen Art zu leben die neue Art zu dichten hervorgehen konnte. Die große Unmittelbarkeit der persönlichen Kraft, die in eigenem Weltgefühl das Leben meistert, – er machte sie wahr.

Was Goethe durch Herder geschah, läßt an das Bild des Michelangelo von der Schöpfung des Adam denken. Er hat ihn an den Fingerspitzen mit dem Finger berührt, und der Geist des Herrn ist rauschend zu ihm hinübergeströmt, hat ihn von der Gebundenheit an die Erdbeschränktheit gelöst, so daß er sich erhebt in der ganzen Mächtigkeit seiner gottgegebenen Gestalt. Der Herr aber ist der, der sein Leben hat in den Seelen der Ungeborenen, der die Geister teils trägt, teils drückt. So empfing Goethe den Geist seines künftigen Werkes als den Gottesdruck und die hebende Gotteskraft: in dem Auge, mit dem er auf Herder sah, lag alle seine Bedeutung für das Menschengeschlecht.

Das Erlebnis, an dem die neue Kraft sich betätigte, konnte nur ein Erlebnis der Liebe sein. Zum ersten Male tritt auch hier ein Grundgesetz des Goethischen Seins hervor: er kann den Weg seines Schaffens nur als ein Liebender gehen. Er liebte in Friederike den Frühling, das Knospen und Sprießen, die Natur, wie

er sie damals im Sinne ihrer holden Urtümlichkeit und Unmittelbarkeit verstand. Er liebte in ihr den höchsten Gedanken seines Lebens, – sie war ihm der Ruf zum eigenen innigsten Sein, war im Sinne des Platonwortes das Pochen des wachsenden und durchbrechenden Gefieders, das ihn beflügelte zum Fluge in seine Heimat im Reiche der Gedanken. Indem er sich von der Geliebten empfängt, gibt der Genius in der Liebe sein ganzes Sein. Auch die Schwermut der großen Liebe hat hierin ihren Grund. Der Genius geht durch seine vielen Gestalten, mit jeder Gestalt seines Seins aber welkt auch eine Gestalt seiner Liebe dahin. Der Zug zur Natur war in dem Goethe jener Tage zugleich der Zug zur Idylle, – so entzückt ihn das unschuldig Beschränkte in Friederikens mädchenhaftem Sein. Wie er die Wirklichkeit durch das Auge der Maler sah, so sieht er sie mit dem Auge der Dichter, die er liebt. Die Welt des Vikars von Wakefield steigt mit ihrem Lebenskreise im Pfarrhaus von Sesenheim vor ihm auf. Dichtung und Wirklichkeit fließen ineinander in einem seligen dichterischen Erlebnis. Der Ideenträger in Goethe tritt unter den Bann einer den ganzen Menschen hinnehmenden Liebe und unter den Reiz all des Traulichen, Engen und Kleinen; den ganzen Reichtum seines Geistes trug er seinem Mädchen zu. Aber dies für ihn erblühte Leben wurde gebrochen –, die Dichtung, die er lebte, endete als Tragödie, – nach all der Seligkeit blieb die nagende Reue. Sicher webten seine Gedanken in den Schrecklichkeiten, die hier lauerten. Man nehme den Namen Gretchen und das Schicksal Friederikens, und die Gretchentragödie wächst heran. Sorgfältig hatte er Herder seine größeren dichterischen Pläne verborgen, – die alte Puppenspielfabel vom Faust klang vieltönig in ihm wieder. In den Liedern aber, die er

Friederiken sang, begann die deutsche Stimme im Chor der Menschheit zu tönen.

Die folgenden Jahre vom August 1771 bis zum Ende Oktober 1775 – meist in Frankfurt zugebracht – bringen die volle Erfüllung des Versprechens, welches Straßburg war. Billig ist zuerst von der Schule des Lebens zu berichten. Auch in dieser Zeit fehlt es nicht an einem Freunde, wie der neue Abschnitt der Goethischen Entwicklung ihn brauchte, – nämlich nicht mehr einen gewaltigen Anreger von bestimmender Geisteskraft, sondern einen Geleiter voll sicheren Verständnisses. Der Kriegsrat Merck in Darmstadt war wie geboren, um der Freund des Genius zu sein. Mit dem schärfsten Verstande und der sichersten Kritik verband er den feinsten Sinn für Dichtung, nicht in jener Freude am geschaffenen Werk, wie sie häufig der Ausdruck einer sehr hohen Bildung ist, sondern mit dem Spürsinn für die neuen Möglichkeiten und der sicheren Auffassungsgabe für das nie Gewesene. Als der erste hat er die innerste Wesenheit der Goethischen Dichtweise erkannt. „Dein Streben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die anderen suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und es gibt nichts wie dummes Zeug." Die Seele der Goethischen Dichtung ist die Wahrheit, die das Wirkliche in seinem Kern ergreift und zu seinem Sinn erhöht. Die geringen Dichter setzen erträumtes Poetisches an die Stelle der Wirklichkeit, wie wenn es das Wirkliche wäre, da es doch keine Lebensgeltung in sich hat. So hielt Merck den jungen Künstler fortwährend unter dem eigenen höchsten Maß, das Schwächliche zerstoßend, das Große erkennend, immer rüttelnd, unheimlich überlegen, – der Mann mit dem scharfen Pro-

fil, den grauen Raubtieraugen, dem tigerartigen Gange –, Mephistopheles. Er bewegt sich in einem Kreise hochgestimmter schöngeistiger Frauen, einige von Adel, wie Luise von Ziegler, Henriette von Roussillon, Karoline Flachsland aber unter ihnen als Braut und spätere Gattin Herders dem Schicksalhaften des Daseins am nächsten vertraut; ihr Verkehr ist Überschwenglichkeit und Getue miteinander in schönen Gefühlen –, unter ihnen erscheint dann, zu Fuß von Frankfurt die fünf Stunden herüberwandernd, bei Regen und Sonnenschein, unstet Goethe, der „Wanderer", und sagt sich etwa beim Schreiten seinen „Halbunsinn" in den freien Rhythmen von „Wanderers Sturmlied", „Elysium", „An Psyche", „Pilgers Morgenlied" vor, ans Selbstgespräch mit sich und in sich als die Art des Erlebens seiner Geistigkeiten mehr und mehr gewohnt.

Aus dem zweibändigen Werke „Goethe"

RICHARD BILLINGER / SANKT HUBERTUS

Im Kirchlein auf dem Bühel stand
In seinem grünen Himmelsgewand
Sankt Hubertus zuhöchst am Altar
Mit dem Häslein und dem Füchslein gar.

Zu prunken mit den Gaben,
Hatte Bauernfaust in den Sockel gegraben
Das Ährenkorn und Spatz und Maus,
Der Blütlein auch den güldnen Strauß.



Wolfgang Huber: Weiden (1514)

Vor Tor und Kirchleins Fliesen
Wucherten Äcker, Grummetwiesen.
Verschont von Zahn und Schnabelhieb,
Das Rebhuhn her die Kücklein trieb.

Der dicke Hase schlief im Klee.
Kein Wölklein noch gebar den Schnee!
Vom Tannenast die Wildtaub' rief
Dem Uhu, der die Nacht anschlief.

– Es wuchs im Windesarm
Der Wald... Es schlug Alarm
Der Häher. Bei Rain und Feld
Ward Weg und Pfad verbellt.

Der Bauren Knecht durchlärmte den Hag.
Der Schütze knallte vom frühen Tag.
Weib, alt Mann, der Krüppel auch
Begafften Blitz und Pulverrauch.

Die Furche klaffte. Der Wald stand leck.
Das Wild verrieten Busch und Heck'.
Ein Häslein floh vor Kirchleins Tor.
Das Pulver ihm das Fellchen schor.

Und als die Sonne im Westen versank,
Praßten die Bauern auf der Wirtshausbank
Und luden Hubertus, den Heiligen, ein,
Bei ihrem Mahle der Gast zu sein.

Sankt Hubertus wohl die Kunde vernahm.
Er schluckte das Löfflein bitterer Scham.
Er bat die Heiligen, mit ihm zu gehn,
Die toten Tiere sich anzusehn.

Die Heiligen, sie blieben all,
Sie kosteten der Sternlein Fall,
Sie mochten vom Altare nicht steigen
Mit dem Martyrergerät', mit der Flöten und Geigen.

Sankt Hubertus schritt vor das Wirtshaustor
Und er fand den Beutewagen davor.
Das Blut, es tropfte noch
Aus Riß und Biß und Kugelloch.

Hubertus zählte die Tiere. Von eins bis zehn –.
Das Hundert blieb in der Kehle stehn.
Über die Wange rolle, er meinte,
Die Träne, die lang' nicht geweinte.

Da packte Hubertus den Wagen,
Er durfte den Diebstahl wagen,
Und zog ihn durch das Himmelstor
Mitten in den lautesten Engelschor.

– – Der selbst, gehetzt wie von Hunden,
All Leid der Kreatur hat empfunden,
Der zeigte Lanzenfurche, der Nägel Mal,
Der Wunden volle Schmerzenszahl.

Sankt Hubertus wieder den Altar erklomm
Und schaute als ein Heiliger fromm
Und harrte still bei Spatz und Maus
Auf dem körnleingeschmückten Sockel aus.

MARTIN BEHEIM-SCHWARZBACH / EIN MÄRCHEN AUS DER SÜDSEE

ALAUAS ABENTEUER

Als der fremde Jüngling, der sich Alaua nannte, in die Hütte Umis trat, hieß ihn der Alte willkommen und bereitete ihm das Gastmahl; dann aber, ehe noch Alaua sein Begehren vortragen konnte, begann Umi zu ihm zu sprechen:
„Ich weiß, Alaua, warum du zu mir gekommen bist. Siti, meine einzige Tochter, ist noch jung, aber sie denkt an nichts anderes mehr als an dich. Du willst mich bitten, dir Siti zum Weib zu geben. Ist es so?"
„Ja, Umi, es ist so. Ich begehre Siti zu meiner Frau."
Umi wiegte nachdenklich das Haupt. Umi war ein alter Mann, der älteste des Dorfes, sogar der älteste der ganzen Insel; gleichzeitig galt er als der klügste ringsumher. Es hätte lächerlich ausgesehen, wenn Umi diesem zwar schönen und starken, aber sehr jungen und von einer entlegenen Insel stammenden Menschen seine Tochter ohne weiteres zur Frau gegeben hätte. Seine Tochter war zart und lieblich, und die Vornehmsten des Dorfes machten schon Anstalten, um sie zu werben. Es ging nicht an, daß Umi sie einfach an einen unbekannten und armen Burschen verschenkte.

Und Umi überlegte, was er für Siti fordern sollte, wie es in der Südsee üblich ist.

Während er den geduldig vor ihm sitzenden Alaua betrachtete, dessen Arme stark waren und dessen Waden von großer Leichtfüßigkeit zeugten, kam ihm der Gedanke, daß es keine Kleinigkeit zu sein brauchte, die er von Alaua für Sitis Hand fordern durfte. Alaua war ganz allein übers Meer gekommen, von dorther, wo man viele Tage rudern muß, um wieder auf Korallenriffe zu stoßen, und er wußte ohne Aufhören von den größten Heldentaten zu erzählen, die er vollbracht hatte. Zweifellos würde er bereit sein, nicht minder schwierige Taten um Sitis willen zu vollbringen, und die Früchte dieser Taten würde Umi einheimsen. Deshalb sann Umi nach einem Auftrag, der ihm recht viel Gewinn einbringen würde.

Endlich sprach er: „Bevor du Siti als dein Weib mitnimmst, sollst du mir drei Aufträge ausführen. Zum ersten sollst du das Beil des Häuptlings Wakoi, unseres Feindes, rauben und mir bringen. Dieses Beil ist aus Stein, aber es hat Zauberkräfte: es tötet jeden, der es nur an der Schneide berührt. Sodann, zum zweiten, sollst du zur Insel Wantee fahren und mir eine Kokosnuß von der einzigen Palme holen, die dort steht – aber nimm dich in acht, daß du nicht auf dem Stamme ausgleitest! Noch keiner ist dort hinaufgelangt, denn der Baum ist von Geistern bewohnt, die jeden zu verderben trachten, der ihn erklettern will oder sich ihm nur nähert. Hüte dich auch vor dem Versuch, den Baum zu fällen; jedes Beil zerschellt daran! Die Nüsse dieser Palme sind kostbar, und mit ihrer Milch hat es eine besondere Bewandtnis. Deine dritte Aufgabe aber will ich dir nennen, wenn du die beiden ersten gelöst hast."

Alaua hatte sich dies aufmerksam angehört. Er erhob sich nun und versprach, in wenigen Tagen seien die verlangten Dinge zur Stelle. Dabei ließ er vergebens seine Augen in der Hütte umherschweifen, um einen Blick von Siti zu erhaschen. Siti stand draußen an der Wand und hatte alles erlauscht; nun verbarg sie sich, um ihre Tränen nicht zu zeigen, denn sie weinte, weil sie große Angst um Alaua ausstand. Er wußte ja nicht, was es bedeutete, das Beil des Häuptlings Wakoi und eine Kokosnuß aus Wantee zu holen, sie aber wußte es wohl: jede dieser Aufgaben war so gefahrvoll, daß hundert mutige Männer daran zugrunde gehen mochten. Und dann kannte sie ihren Vater, der nun Tag und Nacht darüber grübeln würde, das dritte Abenteuer noch viel schwieriger zu gestalten als die beiden ersten, denn wenn Alaua bei der dritten Aufgabe verderben würde, dann blieben das Beil, die Kokosnuß und obendrein Siti in Umis Besitz.

Aber Alaua dachte nicht an dergleichen; für ihn bestand kein Zweifel daran, daß ihm alles aufs beste gelingen würde. Er nahm seinen Bogen, seine Pfeile und sein Messer und machte sich ohne Säumen auf den Weg zu dem Nachbarstamm, der von Wakoi beherrscht wurde. Unterwegs dachte er sich eine List aus, um zu dem Zauberbeil des Häuptlings zu kommen – auch das Nachdenken war nicht seine Schwäche, er verstand sich ebensogut darauf wie der schlaue alte Umi.

Als er das Gebiet des Nachbarstammes betrat, rief er sogleich die ersten Krieger an, die ihm begegneten, und begehrte, vor Wakoi geführt zu werden, da er ihm eine wichtige und äußerst nützliche Mitteilung zu machen habe, eine Mitteilung, die wohl ein köstliches Geschenk genannt werden könne. Die Leute führten ihn zu Wakoi, der in seiner Hütte saß und rauchte; er war so

groß, daß die Hütte fast zu klein für ihn erschien; er war größer als Alaua, er war auch sehr stark, aber Alaua hielt ihn dennoch nicht für stärker als sich selbst. Wakoi trug sein Beil, das er nie von sich legte, an einer Schnur um die Lenden gebunden, aber so, daß die Schneide ihn niemals berühren konnte. Es dünkte Alaua ein gefährliches Stück, diese Waffe ihrem Besitzer anders als mit List zu entwinden.

Er blieb vor dem Häuptling stehen und sprach ihn als erster an: „Ich bin in dein Land gekommen, Wakoi, weil ich von den Zauberkräften jenes Beils gehört habe, das du da an der Seite trägst. Ich bin gekommen, um dir zu sagen, daß dir noch lange nicht alle Zauberkräfte dieses Beils bekannt sind. Ich aber will dir zeigen, wie dir das Beil noch viel größere Dienste leisten kann als bisher."

„Du sprichst leichte Worte, fremder Mann", sagte Wakoi. „Woher solltest du mehr über diesen Zauber wissen als ich selbst oder der erste Zauberer meines Dorfes?"

„In meiner Heimat", redete Alaua, „gibt es die schnellfüßigsten Geister der Welt, und ich selbst stehe mit ihnen in Verbindung. Sie kamen geradeswegs aus dem Wald, der an der äußersten Grenze deines Landes gelegen ist, und sie berichteten mir wissenswerte Dinge!"

„So erzähle sie", sagte Wakoi.

„In diesem Walde", fuhr Alaua fort, „gibt es einen Brotbaum, der von mächtigen Geistern bewohnt wird. Diese Geister verstehen es, selbst den Tod zu überwinden und die Toten wieder lebendig zu machen, aber nur auf eine einzige Art ist diese Macht einem Menschen dienstbar zu machen. Wenn du dein Zauberbeil in den Stamm dieses Brotbaumes haust und es nur eine ein-

zige Nacht dort stecken läßt, dann erhält es die Kraft, jeden, den es getötet hat, durch eine zweite Berührung wieder zum Leben zu erwecken. Die Lage dieses wunderbaren Baumes ist mir beschrieben worden; ich werde sie sicherlich wiederfinden. Laß uns zusammen dorthin gehen, ich will dich führen, und dann sollst du dein Beil in den Baum schlagen und es eine Nacht dort stecken lassen. Wir wollen zusammen vor dem Baume wachen, damit niemand das Beil stiehlt."

Wakoi freute sich sehr, als er das hörte, und war Alaua dankbar. „Was aber wünschst du zum Lohn für diese Mitteilung?" fragte er ihn.

Es fiel Alaua ein, zu sagen, daß er durchaus keinen Lohn wünsche, daß er nur gekommen sei, um dem mächtigen Wakoi einen Dienst zu erweisen, aber dann fürchtete er, Wakois Mißtrauen damit zu erwecken, und so sagte er unbefangen: „Ich wünsche mir zum Lohn eine schöne Korallenkette und ein Boot mit Ruder, denn meins hat der Sturm verschlagen, und ich will auf meine Insel zurückkehren."

Wakoi war damit einverstanden, und sie machten sich beide auf den Weg nach dem Walde an der äußersten Grenze des Landes. Endlich, nach einer langen Wanderung, hielt Alaua bei einem großen Brotbaum an und sagte: „Dieser ist es." Er hielt die Stimme dabei gesenkt und setzte hinzu: „Wir dürfen nicht laut reden, damit die Geister nicht auf unser Vorhaben aufmerksam werden!"

Wakoi nickte, zog sein Beil hervor und trieb es mit einem mächtigen Schlag in den Stamm des Baumes, daß es zitternd dort sitzen blieb. Zweifellos würde es nun einiger kräftiger Handgriffe bedürfen, um es wieder herauszuziehen. Das Beil war un-

schädlich gemacht, und Alaua konnte in Ruhe mit seinem Gegner kämpfen. Er griff ihn auch sogleich an, sie umschlangen sich und rangen miteinander. Wakoi schnaufte vor Wut, als er sich überlistet sah, er wandte seine ganze Kraft an, um seinen Angreifer zu bezwingen, aber Alaua war jünger und stärker: er überwand den Häuptling und schlug ihn mit Fäusten, daß er ohnmächtig liegen blieb. Dann ergriff er das Beil Wakois am Stiel und zog es aus dem Stamm des Brotbaumes. Dabei bemerkte er, daß der Stamm, der doch kurz vorher gesund und fest gewesen war, an der Stelle, wo das Beil gesessen hatte, im Absterben begriffen schien: das Holz war rissig und verfault, und wenn das Beil nur eine Stunde länger seine todbringende Wirkung getan hätte, so wäre der ganze Baum gestürzt. Das aber brachte Alaua auf einen neuen Gedanken.

Er befestigte das Beil an seinen Gürtel und trat die Reise nach Wantee an. Wantee war eine Insel, die eine gute Strecke über die See entfernt war, und da Alaua kein Boot besaß und sich vor Wakois Leuten nicht sehen lassen durfte, mußte er sich entschließen, schwimmend an sein Ziel zu gelangen. Er nahm das Zauberbeil wieder aus dem Gürtel und hielt es zwischen den Zähnen, um es sogleich zur Hand zu haben, wenn er von einem Hai angegriffen würde, und stieg ins Wasser. In der Tat geschah es mehrere Male, daß ihn die Rückenflossen eines Hais in bedrohlicher Nähe umkreisten, aber keinmal getraute sich der Räuber näher: er mochte wohl ahnen, daß die bloße Berührung mit dem Beile genügte, um ihn auf der Stelle zu töten.

Endlich, nachdem Alaua zwei Tage und zwei Nächte hindurch immer in derselben Richtung geschwommen war, näherte er sich dem Strand von Wantee und setzte sich dort hungrig und müde

zur Rast. Vergebens hielt er nach anderen Nahrungsmitteln Umschau als den Nüssen einer vereinzelten, riesigen Kokospalme, die alle übrigen Gewächse des Gestades weit überhöhte. Offenbar war dies der Baum, von dem Umi eine Nuß verlangte. Konnte das so schwer sein? Alaua war schon auf andere Bäume geklettert! Nicht nur der Wunsch, seine zweite Aufgabe zu vollenden, sondern auch der Hunger trieb ihn, den hohen, schlanken Stamm sogleich zu besteigen, denn die schweren, dicken Nüsse dort oben ließen ihm das Wasser im Munde zusammenlaufen.

Er stieg also hinauf, und über die erste Hälfte des Stammes ging es ganz gut; dann aber begann das Holz plötzlich so glatt und schlüpfrig zu werden, daß seine Füße keinen Halt mehr fanden; er rutschte unaufhaltsam den ganzen Stamm hinab und blieb ratlos und zerschlagen unten sitzen, während ein leises Gekicher ihn von der Höhe verfolgte. Sicherlich waren das die Geister, von denen Umi gewußt hatte! Alaua unternahm noch zwei oder drei ebenso vergebliche Versuche, dann beschloß er, den Gedanken, der ihm in Wakois Land gekommen war, in die Tat umzusetzen. Er führte zuerst einen mächtigen Schlag mit dem Beil gegen den Fuß der Palme, aber der Stamm schien aus härtestem Stein zu bestehen, denn das Beil prallte zurück, ohne auch nur eine winzige Ritze im Holz zu hinterlassen. Da lehnte Alaua einfach die Waffe gegen den Stamm, so daß die Schneide ihn lose berührte, und ließ sich am Strand nieder, um zu warten.

Er brauchte sich nicht lange zu gedulden. Er konnte von fern beobachten, wie der Stamm an der Stelle, wo er vom Beil berührt ward, morsch und morscher wurde, als ob eine Fäulnis an ihm fräße. Schließlich aber begann er zu bersten, der Stamm neigte sich zur Seite, gerade auf die Stelle zu, wo Alaua am

Strande saß, und fiel. Wäre Alaua nicht schleunigst aufgesprungen und davongelaufen, so hätte sicherlich ein Ast oder eine der dicken, harten Nüsse ihn erschlagen, denn es war nicht ohne Absicht geschehen, daß die Palme noch im Fallen versuchte, sich an Alaua zu rächen. Jetzt aber hörte er nur noch ein fernes, wildes, klagendes Röcheln, das langsam erstarb; dann war die Kokospalme tot, und ihre Geister hatten keine Macht mehr.

Alaua näherte sich und bückte sich, um eine Kokosnuß aufzuheben, denn er gedachte nun endlich seinen Hunger zu stillen. Aber da sah er, daß sämtliche Nüsse bis auf eine einzige so unglücklich auf die am Strande liegenden großen Steine gefallen waren, daß sie zerschellt waren und die Milch sich über den weißen Sand ergossen hatte. Nur eine einzige Nuß war heil geblieben, und Alaua konnte trotz eifrigsten Suchens keine zweite entdecken. Da machte er sich denn über einige Stücke der zerschlagenen Nüsse her und stillte seinen Hunger, aber nicht seinen Durst, der inzwischen immer quälender wurde. Er mußte eilen, zu Umi zu kommen oder doch irgendwohin, wo es etwas zu trinken gab; deshalb verschmähte er es auch, seinem ermüdeten Körper Ruhe zu gönnen. Er band sich die übriggebliebene Kokosnuß auf den Rücken, nahm das Beil wieder zwischen die Zähne und stieg ins Wasser.

Das war eine beschwerliche Reise! Ähnlich große Mühsal hatte er noch nie ertragen. Die Kehle brannte ihm vor Durst, und wenn er Meerwasser zu schlucken bekam, so war es salzig und vermehrte seine Pein. Dazu dachte er immerfort an die Nuß mit der wohlschmeckenden Milch, die er auf dem Rücken trug und von der er nicht kosten durfte. Der Kiefer begann ihm zu schmerzen, denn das Beil war schwer, und nur mühevoll hielt er den

Kopf mit dieser Last über Wasser. Er durfte es aber nicht wagen, das Beil so zu befestigen, daß er es nicht sofort bei der Hand hatte, denn die Haifische, er bemerkte es wohl, lauerten nur darauf; sie umkreisten ihn in raschen Bögen und warteten auf sein Erschlaffen. Er erschlaffte jedoch nicht, denn er besaß einen starken Willen, und er dachte immerfort an Siti, die bald sein Weib werden sollte. So gelangte er nach einer abermaligen Reise von zwei Tagen und zwei Nächten an den Strand, fand zu essen und zu trinken und schlief hiernach todmüde ein.

Als er erwachte, stand Siti vor ihm. Es war ihm, als ob die Sonne ihm gerade ins Gesicht schiene, als er in ihre Augen blickte, die ihn zärtlich ansahen. „Ich werde dich nun bald zum Weibe bekommen, Siti", sagte er. „Sieh her: das Zauberbeil des Wakoi und die Nuß von der Insel Wantee habe ich erlangt. Nun bleibt mir nur noch die dritte Aufgabe deines Vaters!"

Aber Siti blickte traurig drein und sagte: „Ach, wenn du wüßtest, wie gründlich mein Vater nachgesonnen hat, um eine recht schwere Aufgabe für dich zu finden!"

„Ist es ihm denn gelungen?" fragte Alaua.

„Ich glaube, ja," erwiderte Siti niedergeschlagen, „denn er ist seit gestern sehr guter Laune und grübelt nicht mehr."

„Dann will ich sofort zu ihm gehen", sagte Alaua. Siti hielt ihn zurück, als sie sah, daß er sich erhob und Beil und Kokosnuß aufraffte. „Laß das Beil und die Nuß hier!" sagte sie. „Du darfst diese beiden Dinge meinem Vater nicht eher geben, bis du das dritte auch herbeigeschafft hast, denn vielleicht können dir beide unterwegs sehr nützlich sein."

„Das Beil gewiß", versetzte Alaua. „Aber mit der Kokosnuß weiß ich nichts anzufangen."

„Wenn du das Beil und die Nuß meinem Vater gibst," sagte Siti, „so wird er trachten, dich mit der dritten Aufgabe zu verderben, um hernach die beiden Zauberdinge für sich zu behalten, mich aber dem reichsten Manne unseres Stammes zur Frau zu geben."

Da hörte Alaua auf Siti. Er verbarg das Beil und die Kokosnuß im Walde und begab sich zu Umi; diesem berichtete er von dem Erfolg seiner Taten und fragte ihn nach der dritten Aufgabe.

Umi ärgerte sich sehr, daß Alaua ihm seine Beutestücke nicht sogleich übergeben wollte, aber er konnte nichts dagegen machen. So rückte er denn mit seinem letzten Wunsch heraus:

„In unseren Wäldern", sagte er, „lebt ein großer Zauberer, der sich den Menschen unsichtbar macht; der bald hier und einen Augenblick später schon wieder in unendlich weiter Entfernung sein Wesen treibt. Keiner weiß, wie er sich nennt; wir nennen ihn den Unsichtbaren. Er ist der mächtigste Zauberer, den es gibt! Er besitzt die Macht, Tote wieder zum Leben zu erwecken, denn er allein kennt den Weg, der nach Bulu, ins Geisterland führt; dort trifft er alle Toten und nimmt sie, wenn er will, wieder mit sich auf unsere Inseln zurück. Sie müssen ihm dienen, und wir wissen nicht, womit und wozu. Das aber ist schlimm, sehr schlimm, daß nur dieser Zauberer und keiner von uns Menschen den Weg nach Bulu weiß. Wüßten wir ihn, so wäre das Geheimnis der Toten in unserem Besitz; wir könnten sie lebend machen und uns dienen lassen nach unserm Begehr. Ja, ich, Umi, ich will das Geheimnis kennen; du aber, Alaua, du sollst, ehe du Siti zur Frau bekommst, mir in Erfahrung bringen, welches der Weg nach dem geisterhaften Bulu ist!"

Da verstummte Alaua und hatte viel von seiner früheren Zuver-

sicht verloren, denn er wußte gut, was es hieß, dem Unsichtbaren sein großes Geheimnis zu entreißen. Er ging betrübt in den Wald zurück, wo er seine beiden Beutestücke verborgen hatte, und grübelte hin und her, wie er den Unsichtbaren finden sollte.

Darüber sank er in Schlaf, und im Traum erschien ihm Siti. Sie stand vor ihm und weinte bitterlich, daß er so viele Gefahren um ihretwillen auf sich nehmen müßte, aber auch sie konnte ihm nichts sagen, wie das Gewünschte zu erlangen sei. „Das Einzige, was ich dir raten kann," sagte sie, „ist, daß du das Zauberbeil und die Kokosnuß von Wantee mit auf die Reise nehmen sollst: beide Dinge werden dir vielleicht sehr nützlich sein."

Da erwachte er und fühlte, daß seine Wangen und seine Hände naß waren; es waren Tränen, die salzig schmeckten, aber er konnte sie nicht geweint haben, denn seine Augen waren völlig trocken. Er erhob sich und trat seine Reise an; das Beil und die Kokosnuß aber nahm er mit sich.

Ach, er war lange, lange Zeit unterwegs, viele Jahre! Er unterließ es nie, wenn er jemanden traf, nach dem Wege zum Unsichtbaren zu fragen, aber niemand konnte ihm den angeben; darauf fragte er jedesmal, wo denn der Weg nach Bulu führe, aber da hielten ihn die Leute für närrisch und sagten: „Nur der Unsichtbare kennt den Weg nach Bulu, aber er gibt keinem das Geheimnis preis, denn er will, daß kein Zweiter imstande sei, die Toten zu holen."

So zog Alaua von Land zu Land, fuhr über viele Meere, durchquerte viele Wälder, genoß die Gastfreundschaft vieler Hütten. Aber er hatte auch schreckliche Gefahren zu bestehen: oftmals geriet er in Dörfer, wo man ihn überfiel, um ihn zu fressen, aber

immer wurde er durch sein wunderbares Beil gerettet, mit dem er einen Feind nur zu berühren brauchte, um ihn zu töten. Oftmals trieben auch Kobolde und Zwerge ihren Schabernack mit ihm, aber er ließ sich nicht von seinem Ziel, von der Suche nach dem Unsichtbaren oder dem Weg nach Bulu ablenken.

Er freute sich, daß er das Beil zur Hand hatte, doch ihn ärgerte die schwere Kokosnuß, die er mit sich herumschleppte, und die ihm doch nichts nützen konnte. Aber jedesmal, wenn er versucht war, sie von sich zu tun, erschien ihm Siti im Traum, weinte und beschwor ihn, die Nuß nicht aus den Händen zu lassen. Und jedesmal, wenn Siti ihm des Nachts erschienen war, dann waren am Morgen beim Erwachen seine Wangen und Hände naß von ihren Tränen.

Die Zeit verfloß, die Suche wollte kein Ende nehmen, aber Alaua hielt immer verbissener daran fest, seine Aufgabe zu erfüllen – schon wußte er kaum noch, für wen! Da geschah es eines Tages, daß er auf seinen langen Wanderungen, ohne es zu wissen, in das Land zurückkehrte, wo Umi und Siti wohnten, und daß er vor eine Hütte kam, aus der er die Stimme Umis vernahm. Diese Hütte gehörte einem Freunde Umis, der für zauberkundig galt, und gerade hörte Alaua, daß Umi seinem Freunde auseinandersetzte, wie er Alaua an der Nase herumgeführt habe! Er verbarg sich rasch und kauerte sich an der Wand zusammen, an die er sein Ohr legte, um jedes Wort zu verstehen; und was er vernahm, erzürnte ihn über die Maßen.

„Alaua ist dumm“, sagte Umi. „Alaua weiß nicht, daß er den Unsichtbaren niemals finden wird; er weiß aber auch nicht, daß er das einzige Mittel, das Geheimnis zu ergründen, auf dem Rükken immerfort mit sich trägt. Die Milch von Wantee ist es, die

die Augen für den Weg nach Bulu öffnet! Niemals wird Alaua darauf verfallen, daß er mit den beiden ersten Aufgaben ja schon die dritte gelöst hat."

„Auch du aber bist dumm, Umi", sagte die andere Stimme. „Denn auf diese Art wirst du niemals zu dem Beil und der Nuß gelangen. Alaua wird sein ganzes Leben lang auf der Suche nach dem Geisterland umherziehen, in der Hand den Tod, den er nach Belieben austeilt, auf dem Rücken das Leben, von dem er nichts weiß; beides übergibt er dir nicht; nach beiden hast du ihn vergebens ausgesandt."

„Du hast recht", sagte Umi. „Ich hatte gehofft, daß er mir das Beil und die Nuß sogleich aushändigen würde! Ich muß nach einem Mittel sinnen, endlich in den Besitz der beiden Zauberdinge zu kommen."

„Ich will Umi prügeln für seine Falschheit", dachte Alaua. Und er wartete den Abend ab, bis Umi wieder in seiner Hütte allein war: da ging er hinein und warf ihm voll Zorn vor, daß er ihn mit Absicht habe überlisten wollen. Umi bekam vor seinen drohend erhobenen Fäusten Angst und beteuerte, er wolle nicht mehr für Siti haben als das Beil und die Nuß; er möge ihm beides geben und Siti mitnehmen. Aber nun, da er am Ziel aller seiner Bemühungen war, nun wurde Alaua ganz plötzlich von einer unbezwinglichen Sehnsucht nach der Milch von Wantee gepackt, die er nur zu trinken brauchte, um das Geheimnis der Toten zu erfahren. Die ganzen abenteuerlichen und gefahrvollen Jahre hatte er dieser Aufgabe nachgejagt, und nun sollte er auf alles verzichten um Sitis willen. Siti hing sich an seinen Hals, schmeichelte ihm und machte ihre schönsten Augen, aber Alaua blieb stumm und lief schließlich zur Hütte hinaus, weil er es

nicht über sich bringen konnte, die Nuß wegzugeben. Nur das Beil ließ er bei Umi liegen.

Er streifte in tiefen Gedanken im Walde umher, saß stundenlang am Strand vor den murmelnden Wellen und konnte sich nicht entschließen, die Nuß aufzuschlagen, die Milch zu trinken und so auf Siti zu verzichten, oder aber die Nuß Umi zu bringen und endlich Siti zur Frau zu bekommen. Gewiß liebte er Siti, aber er liebte den Gedanken, die Geister zu sehen, nicht minder. Er hatte schon mehrmals die Hand erhoben, um die Nuß zu zerschlagen, aber er hatte sie immer wieder sinken lassen. Und ebenso war er schon mehrere Male vor Umis Hütte gestanden, aber er getraute sich nicht einzutreten und die Nuß für immer fortzugeben.

Siti beobachtete ihn betrübt von fern, endlich aber kam ihr ein Gedanke; sie nahm sich ein Boot und blieb drei Tage lang fort, dann kam sie wieder und ging zu Alaua.

„Was zögerst du, meinem Vater die Nuß zu geben?" fragte sie. „Liebst du mich nicht mehr? Hast du mich über deinen Abenteuern vergessen?"

Alaua schwieg.

„Du glaubst," fuhr Siti fort, „daß dir die Macht über die Geister für immer versagt bleiben wird, wenn du die Nuß fortgibst? Du glaubst, daß es nur eine einzige Nuß gibt, die diese Macht verleih?"

„Ja", sagte Alaua. „Ich habe doch selbst gesehen, wie alle anderen Nüsse des Baumes von Wantee bei seinem Fall zerschellten!"

„Du irrst dich", sagte Siti. „Es ist außer dieser noch eine andere Nuß heil geblieben. Du hast sie nicht gesehen, denn sie ist ein

gutes Stück weit fortgerollt, als der Baum fiel. Sie ist bis unter ein Gebüsch gerollt und dort liegen geblieben. Du kannst ruhig dem Vater deine Nuß geben; wir aber fahren zusammen fort nach Wantee, holen die zweite Nuß und gehen in deine Heimat!"

„Weißt du es ganz bestimmt?" fragte Alaua.

„Ich schwöre es", sagte Siti.

Alaua freute sich sehr über diese Mitteilung und war mit Sitis Vorschlag einverstanden. Umi erhielt die Nuß und ließ Siti ziehen; ob er die Milch getrunken und was er hernach angefangen hat, weiß man nicht.

Alaua und Siti aber fuhren nach Wantee, dieselbe Strecke, die Alaua zweimal schwimmend zurückgelegt hatte; auf der Insel begannen sie zu suchen, und in der Tat fand Siti in einiger Entfernung vom gestürzten Stamm des Baumes, unter einem Gebüsch, eine Kokosnuß. Sie war nicht so groß und schwer wie die anderen Nüsse von Wantee, und das war kein Wunder, denn es war eine einfache Nuß von Umis Palme, und Siti hatte sie vorher mitgenommen und dort unter das Gebüsch versteckt. Aber Alaua glaubte, nun wieder im Besitz des Zaubermittels zu sein; er war voller Freude und wollte die Nuß gleich genießen, doch Siti bat ihn, damit zu warten, bis sie zu Hause angelangt seien. Alaua willigte ein: sie fuhren weit weg in seine Heimat und bauten sich dort eine Hütte.

Und die Nuß? Siti verstaute sie in der letzten Ecke unterm Gerümpel; jedesmal, wenn Alaua sich ihrer entsann, wußte Siti ihn abzulenken, und in dieser Kunst ward sie von Jahr zu Jahr eine größere Meisterin. Alaua aber vergaß schließlich seinen Durst nach der Milch von Wantee, vergaß ihn über seinem Weib, seinen Kindern und der Sorge und den täglichen Freuden.

OTTO VON TAUBE / GEN ABEND

Gen Abend: Vögel ziehen übers Feld;
Wer weiß, woher, wer weiß, auf welchen Bahnen,
Wer weiß, wohin der Zug die Richtung hält.

Gen Abend: Und mein Blick zieht übers Feld.
Wer weiß, woher, welch sonderbares Mahnen
Das alt und stumpf gewordene Herz befällt.

Gen Abend: Ließ ich unter mir das Feld
Und folgte, hingegeben, meinem Ahnen
Weit weg von hier, hinaus aus dieser Welt!

D. H. LAWRENCE / ÜBER SICH SELBST

Wenn ich gefragt werde: „War es sehr schwierig vorwärtszukommen und Erfolg zu haben?“ so muß ich antworten: „Wenn ich wirklich vorwärtsgekommen bin und Erfolg gehabt habe, so ist es nicht schwer gewesen.

Ich habe weder in einer Dachstube gehungert noch angstvoll auf den Briefträger gewartet. Ich habe nicht mit blutigem Schweiß darum gekämpft, überragende Werke zu schaffen und bin auch nicht eines Morgens als berühmter Mann aufgewacht.

Ich war ein armer Kerl. Eigentlich hätte ich gegen die Grausamkeit meiner Lebensverhältnisse ankämpfen sollen oder Schicksalsschläge erdulden müssen, bevor ich Schriftsteller von sehr bescheidenem Einkommen und sehr fraglichem Ruf wurde. Aber

ich tat nichts dergleichen. Alles entwickelte sich aus sich selbst heraus, ohne daß ich viel geklagt hätte.
Das klingt bedauerlich, weil ich nun einmal als armer Kerl aus der arbeitenden Klasse nur geringe Zukunftsmöglichkeiten vor mir sah. Doch wer bin ich denn schließlich heute?
Unter der Arbeiterbevölkerung wurde ich geboren und erzogen. Mein Vater war nur ein Bergwerksarbeiter, von dem es nichts Lobenswertes zu erzählen gibt. Er war nicht einmal achtenswert, weil er sich ziemlich häufig betrank, sich nie in der Kirche sehen ließ und meist sehr aufsässig gegen seine unmittelbaren Vorgesetzten im Schacht war.
Fast nie hatte er eine ergiebige Stelle im Schacht, denn stets war er widerspenstig und ärgerte die Aufseher durch albernes Gerede und Beschimpfungen. Fast jeden beleidigte er mit voller Absicht. Wie konnte er also Entgegenkommen erwarten? Trotzdem stöhnte und klagte er, wenn sie ihn nicht bevorzugten.
Meine Mutter war ihm wohl überlegen. Sie war Städterin und entstammte dem Kleinbürgertum. Sie sprach reines King's Englisch und konnte niemals den Dialekt meines Vaters nachahmen, den auch wir Kinder auf der Straße sprachen.
Sie hatte eine sehr gute Handschrift und schrieb hübsche und amüsante Briefe, wenn sie in Stimmung war. Als sie älter wurde, bereitete ihr das Lesen von Familienromanen große Freude.
Aber in erster Linie war diese Frau mit ihrer kleinen, schäbigen, schwarzen Haube, unter der ein kluges, klares, ungewöhnliches Gesicht zum Vorschein kam, die Frau eines Arbeiters und nichts weiter. In dem Maß, wie mein Vater mißachtet wurde, war meine Mutter angesehen. Sie war von feinfühliger, lebhafter Art und vielleicht wirklich etwas Besonderes. Aber sie mußte

eben mitten unter der arbeitenden Klasse, in der Gesellschaft ärmerer Grubenarbeiterfrauen, ihr Leben verbringen.

Ich war ein zarter, bleicher Bengel mit einer Schnupfennase und wurde dieser Zartheit wegen von den meisten Menschen auch zart behandelt. Im Alter von zwölf Jahren kam ich in die Nottinghamer Bürgerschule, wo mir eine Freistelle mit jährlich 220 M. zugesprochen worden war.

Nachdem ich die Schule verlassen, war ich drei Monate Schreiber. Diese Tätigkeit wurde durch eine sehr schwere Lungenentzündung unterbrochen, die meine Gesundheit auf immer zerstört hat.

Ein Jahr später wurde ich Lehrer, und nach drei Jahren heftigen Bemühens, die Kinder der Bergarbeiter zu unterrichten, ging ich auf die Universität in Nottingham.

Ebenso gern, wie ich der Schule den Rücken gekehrt hatte, verließ ich auch die Universität, die für mich nichts als Enttäuschung brachte, denn sie ließ jeden lebendigen Gedankenaustausch vermissen. Von dort kam ich nach Croydon, um an einer Elementarschule mit einem Gehalt von 2000 M. Unterricht zu geben.

Während meiner Lehrtätigkeit hatte ein Mädchen, die Freundin meiner Kindheit, selbst Lehrerin in einem Grubenarbeiterdorf, ohne mein Wissen einige meiner Gedichte abgeschrieben. Sie sandte diese an die „English Review", die damals gerade von Ford Madox Hueffer neu begründet worden war.

Hueffer war sehr entgegenkommend, ließ die Gedichte abdrucken und bat mich, ihn aufzusuchen. Dieses Mädchen hatte mich also in die Öffentlichkeit gebracht, so einfach und leicht, wie eine Prinzessin einen Faden durchschneidet oder ein Schiff tauft.

Vier Jahre lang hatte ich gebraucht, um meinen ersten Roman „The White Peacock" stückweise aus den Tiefen meines Bewußtseins herauszuholen. Den größten Teil davon habe ich wohl fünf- bis sechsmal geschrieben.

Ich stürzte mich meist auf die Arbeit, schrieb ein wenig und zeigte es meinem Mädchen, das mich stets lobte. Nachher stellte ich fest, daß es doch nicht das war, was ich wollte, und versuchte es anders. Nur in Croydon habe ich, abends nach dem Unterricht, ziemlich stetig gearbeitet.

Schließlich wurde diese Arbeit nach fünfjährigem, krampfhaftem Bemühen fertig. Hueffer wollte sogleich das Manuskript sehen. Er las es sofort und war anscheinend sehr davon eingenommen. Als wir zusammen in einem Omnibus fuhren, sagte er mir mit seiner merkwürdigen Stimme: „Die Arbeit enthält jeden Fehler, den ein englischer Roman überhaupt haben kann."

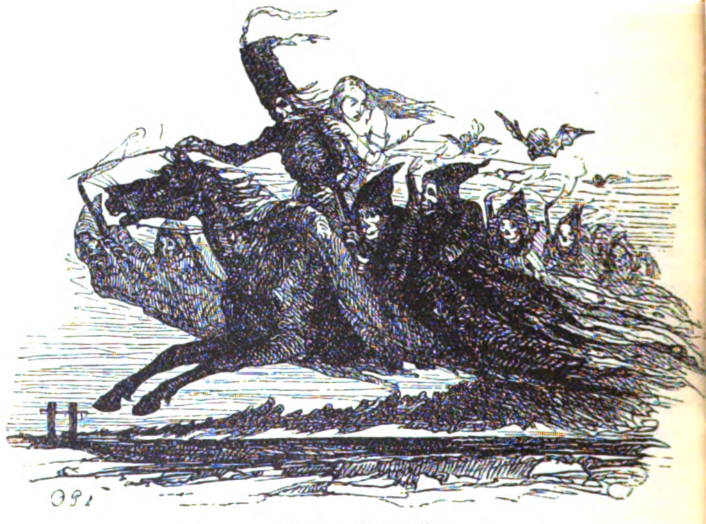
Gerade damals hatte der englische Roman angeblich so zahlreiche Fehler, daß er im Vergleich zum französischen kaum eine Daseinsberechtigung hatte.

„Aber," überschrie Hueffer den Lärm im Buss, „Sie sind ein Genie!"

Diese Worte, die so komisch klangen, reizten meine Lachmuskeln, denn als Kind hatte man mir dies schon oft gesagt, gewissermaßen, um mich über Vorzüge zu trösten, die ich nicht besaß.

Hueffer hatte das natürlich nicht gemeint, denn er war selbst ein genialer Kerl. Jedenfalls sandte er das Manuskript an den Verleger W. Heinemann, der es sofort annahm. Ich hatte nur vier Zeilen zu ändern, über die heute jeder lächeln würde. Von Heinemann sollte ich bei Veröffentlichung des Buches 1000 M. erhalten.

Während dieser Zeit brachte Hueffer mehrere Gedichte und auch einige Novellen von mir in der „English Review“. Die Leute lasen sie und redeten mich zu meinem Erstaunen darauf an. Es war mir sehr unangenehm, in den Augen der Leute als Schriftsteller zu gelten, zumal deshalb, weil ich Lehrer war. –



Octave Penguilly.
Aus Rümann, Das illustrierte Buch des 19. Jahrhunderts.

Als fünfundzwanzigjähriger Mensch verlor ich meine Mutter. Zwei Monate danach erschien „The White Peacock“ – für mich bedeutete das damals gar nichts. Ich blieb dann noch ein Jahr Lehrer und hatte wieder eine sehr gefährliche Lungenentzündung. Nach meiner Genesung ging ich nicht wieder in den Lehrerberuf zurück, sondern lebte dann von den kargen Einkünften meiner schriftstellerischen Tätigkeit.

Nun sind siebzehn Jahre vergangen, seitdem ich den festen Beruf aufgab und das unabhängige Leben eines Schriftstellers führe. Aber ich habe nie Hunger leiden müssen, bin mir nie arm vorgekommen, obgleich mein Einkommen in den ersten zehn Jahren nicht besser, sondern häufig schlechter war als das eines Dorfschullehrers.

Ein Mensch, der an Armut gewöhnt ist, kann schon mit wenigem auskommen. Mein Vater würde mich heute bestimmt für reich halten, und meine Mutter würde glauben, daß ich eine Rolle in der Welt spiele, – selbst wenn ich das Gegenteil behaupten würde.

Aber irgend etwas stimmt da nicht, bei der Welt oder bei mir oder bei beiden. Ich bin weit herumgekommen, habe viele Menschen verschiedenster Art und Herkunft getroffen und manch einen darunter aufrichtig lieb gewonnen und geachtet.

Die Menschen sind persönlich fast immer sehr freundlich gewesen. Von Kritikern wollen wir hier nicht reden, sie sind eine besondere Fauna für sich. Ich habe den ehrlichen Wunsch gehabt, mit Kollegen freundschaftlich auszukommen, aber es ist mir nie ganz gelungen. Es mag dahingestellt bleiben, ob ich in der Welt weiterkomme, sicher ist, daß ich m i t der Welt nicht gut weiterkomme. Ich zweifle auch, ob ich je in der Welt Erfolg haben werde, sicherlich ist mir aber menschlicher Erfolg nicht beschieden. Ich will damit sagen, daß zwischen mir und der Gesellschaft oder einfachen Leuten nicht gerade ein herzliches Verhältnis besteht. Es ist da ein Riß, und ich fühle mich mehr zu Wesen hingezogen, die keine Menschen sind und auch nicht reden können.

Früher dachte ich, das alte, ausgemergelte Europa sei daran schuld,

aber der Aufenthalt in anderen Erdteilen bestätigt mir das Gegenteil. Europa ist wohl der am wenigsten ausgemergelte Erdteil, weil er der am dichtesten bewohnte ist, ein Erdteil, der nur aus Lebendigem und Leben besteht.
Seit meiner Rückkehr aus Amerika frage ich mich selbst sehr ernsthaft: Warum bestehen so wenig Berührungspunkte zwischen mir und den Menschen, die ich kenne? Warum zeitigt diese Berührung keine lebendige Meinung?
Im Augenblick, wo ich überlege, um die Antwort niederzuschreiben, weiß ich, daß dies eine Frage ist, die viele Menschen quält.
Die Antwort hat wohl einiges mit Klassenbewußtsein zu schaffen. Der Klassengeist umschließt die bestgewollten menschlichen Absichten wie ein Ring. Nicht die Mittelklasse als solche hat diese Eindämmung vorgenommen, sondern der Triumph des Klassenbewußtseins.
Als ein Mann aus Arbeiterkreisen empfinde ich, wie das Bürgertum den Lebensstrom in mir hemmt, wenn ich mit ihm zusammenkomme. Ich gebe gern zu, daß es sich dabei oft genug um gebildete und gute Menschen handelt, aber ihre Gegenwart genügt, um etwas in mir abzuriegeln.
Warum lebe ich also nicht mit meiner arbeitenden Klasse zusammen, wird man mich fragen. Weil ihre Lebensfäden in einer anderen Richtung verlaufen. Sie sind eng, aber tief veranlagt und leidenschaftlich, während die Mittelklasse flach, breit und leidenschaftslos ist. Völlig leidenschaftslos! Bestenfalls erreichen sie den Grad der Zuneigung, als den leidenschaftlichsten Zustand der Mittelklasse.
Aber die Arbeiterklasse hat einen engstirnigen Standpunkt, ist

voreingenommen, auch ihre Intelligenz ist beengt. Das bedeutet wiederum Einengung für mich. Man kann überhaupt keiner Klasse angehören.

Doch stelle ich fest, daß ich hier in Italien z. B. mit den Bauern, die den Grundbesitz bewirtschaften, einige gewisse unausgesprochene Berührungspunkte habe. Ich sage ausdrücklich unausgesprochen, denn wir reden fast nicht miteinander, bieten uns kaum die Tageszeit. Sie arbeiten nicht etwa in meinen Diensten.

Und doch kommt von ihnen ein Lebensstrom zu mir. Ich möchte nicht mit ihnen in ihren armseligen Hütten leben, es wäre ein Gefängnis für mich. Aber hier draußen mag ich sie um mich haben, und ich bringe unsere Lebensbeziehungen einander näher, ohne dabei idealisieren zu wollen. Durch Idealisierung ist schon genug gesündigt worden, und es ist schlimmer als selbstbewußt daherschwatzende Schulkinder.

Ich erwarte weder heute noch in Zukunft irgendwelche Offenbarungen von ihnen. Nur in ihrer Nähe möchte ich sein, weil ihr Leben so ruhig dahinfließt.

Ich weiß genau, warum ich nicht den Spuren von James Barrie oder H. G. Wells folgen kann, die beide der arbeitenden Klasse entstammen und so erfolgreich waren.

Jetzt weiß ich auch, warum ich niemals weltbekannt oder nur ein wenig beliebt und reich sein werde: Weil ich den Übergang von meiner arbeitenden Klasse zur Mittelklasse nicht finden kann!

Um alles in der Welt kann ich nicht meine leidenschaftliche Verbundenheit und meine eingewurzelte Blutsverwandtschaft mit den Arbeitern, Tieren und dem Landleben hergeben, für

die dünne unechte Lebenskultur, das Überbleibsel des geistigen Bewußtseins, das sich einstmals selbst zerstören wird.

Übertragen von Kurt Fiedler

WILHELM SCHMIDTBONN
DIE DREI JUNGFRAUEN VON HEEMSTEEDE

Als die Spanier noch in Holland waren, hatte die Tochter eines spanischen Edelmanns zwei Freundinnen aus Deutschland bei sich zu Gast. Die drei Jungfrauen wollten eines Morgens einmal wie die Vögel, die Bäume und die Wolken sein. Kaum waren sie von den Menschen und Häusern ein wenig entfernt, auf dem Grasweg zum Meere hin – da warfen sie ihre reichen und schweren Kleider hinter einen Busch, ließen nur die blaue, gelbe, grüne Kette um den Hals und liefen so, weiß leuchtend unter dem blauen Himmel, einander im Spiel nach.

Die Kleinste, deren Beine aufrecht und fein wie Rehbeine waren, sprang allen voran, griff nach Schmetterlingen und Blumen, im Übergefühl der Freiheit sogar nach Wolken und Sonne. Da sie so ihre Augen oben hatte, fiel sie jäh zur Erde. Sie wollte aufstehen und nach dem Stock oder Stein sich umdrehen. Da sah sie, daß ihre Füße vom Gras gefangen waren, das rasch höher wuchs und schon um ihre dünnen Kniee sich schlang. Das Mädchen rief erstaunt den Freundinnen zu. Die zweite, schlank und schmal, von kindlichem Wuchs, so daß sie eher einem Knaben gleichsah, hatte, um die Weite ihrer Sprünge zu messen, die Augen nur an der Erde gehabt. Jetzt war sie plötzlich von einem Volk von Käfern umflogen, die ihre Schultern, ihre Arme, ihr

befreites Haar besetzten und eine blaue Wand vor ihre Augen aufstellten, so daß sie erschreckt mit den Händen hineingriff, um sich Luft zu schaffen. Die dritte, groß und königlich, obwohl sie an Jahren nicht älter war als die anderen, schämte sich ein wenig, zu springen, denn die Brüste schmerzten sie beim Laufe, und der reichen Pracht ihrer Gestalt schien die Ruhe angemessener als rasche Bewegung. Sie stand deshalb an einem Strauch und riß Blätter ab, um sie ins Haar zu flechten. Als sie auf den Ruf der ersten sich umwenden wollte, griffen unversehens die Äste des Strauches nach ihr, wanden sich um einen ihrer Arme und eine ihrer Hüften. Mit Not riß sie sich los, zuletzt noch an der Hand gehalten, und blutete ein wenig. Sie lief mit der zweiten, beide nun von der Käferwolke eingehüllt, der ersten zu Hilfe. Diese kniete noch und versuchte das Gras, das schon ihr Kinn erreichte, von sich zu reißen. Die anderen befreiten sie, alle drei jetzt vom Gras umwuchert. Dann liefen sie so schnell, daß die Käfer zurückbleiben mußten. Aber schon schossen von allen Höhen Vögel herunter, daß Sonne und Himmel nicht zu sehen waren, umkreischten sie, kämpften miteinander um einen Platz auf den Schultern oder Haaren, verwundeten im Streit auch die Mädchen mit ihren Schnäbeln. Die Mädchen hielten sich die Ohren vor dem taubmachenden Gesang zu, schrieen vor Furcht und liefen dem Meer zu, bis der Seewind die Vögel zurückschlug.

Im Sand standen die Mädchen still und dachten sich auszuruhen. Sie befreiten den Körper von den letzten blauen Käfern, ließen die schwarzen, braunen, gelben Haare weit durch die Luft wehen und das Weiß ihres Leibes von der Sonne durchleuchten, bis jede Ader und jedes feine Härchen der Haut zu sehen war und kleine Schweißtropfen überall wie Perlen aufblitzten. Sie

legten sich in den Sand in immer neuen Krümmungen, freuten sich über die Abdrücke ihrer Formen, schufen so ein ganzes Volk von schönen Frauen – bis sich der Sand aufhob, in dichten Körnern über ihre Glieder hinlief, die Glieder so beschwerte, daß sie kaum noch zu heben waren. So weit die Mädchen sahen, war der goldene Sand in Wanderung begriffen zu ihnen hin. Sie fürchteten sich, ins Gras zurückzufliehen, wo noch die Käfer wolkten und die Vögel lärmten und Halme und Blumen noch im Wind hochstanden. Waren sie erst errötet und beglückt von dieser unerwarteten Liebe der Welt, so wurden sie nun ihrer Schönheit fast böse. Sie flohen mit Füßen, die der Sand immer wieder festhalten wollte, zum Wasser hin, schon im vorhinein in Furcht. Sie hatten in der Tat das Wasser noch nicht erreicht, da spülten schon plötzliche Wellen in den Sand hinein, kamen heran, standen auf in springenden Spitzen und vorgestreckten Rundungen. Die Mädchen retteten sich in ein Boot, das im Sande lag, sahen sich voll verwunderter Furcht an, sahen auf Sand und Wasser hinaus, hakten die Arme fest ineinander, um Schutz zu haben, aber auch schon in der Freude, hier endlich sicher zu sein. Die Wolken des Himmels würden ja nicht herunterkommen und nach ihnen greifen. Das Boot hob sich ein wenig im steigenden Wasser, schwamm, drehte sich. Es schien ein Spiel und noch nicht nötig, Menschen, die in der Ferne sichtbar waren, zu Hilfe zu rufen. Aber, ehe die Mädchen hinausspringen konnten, glitt das Boot, ohne Segel, von einer unsichtbaren Kraft bewegt, rasch, in gerader Linie, einem bestimmten Ziele zu, vom Land weg auf das silberne Meer hinaus. Alles Schreien kam zu spät. Die Menschen in der Ferne stießen zwar ein anderes Boot ins Wasser, um dem ersten nachzueilen. Aber

das erste war so schnell, daß bald nur noch Wasser und Luft und kein Boot mehr zu sehen war.
Draußen gab das Holz ein seltsames Tönen von sich, wie wenn nicht an Holz, sondern an Glas geschlagen würde. Tausend Blumen in allen bunten Farben sprangen heraus, so daß nur noch hier und da ein Stück des braunen Holzes zu sehen blieb. Die Wellen umher tönten ein wenig heller als das Holz und in kürzeren Absätzen, ein silbernes Volk von Fischen schwamm mit und leuchtete, als wenn sie alle Wunderlampen in sich trügen, daß alle Teile ihres Innern brennend zu sehen waren, neue, nie gesehene, große bunte Vögel kamen so schnell herbei, als ob sie aus der Luft entständen, und sangen mit dunklen, menschenähnlichen Stimmen. Es war kein wilder Streit mehr, sondern eine ritterliche Werbung aller.
Während die Mädchen umschlungen auf den Knieen lagen und mit aufgerissenen Augen zum Himmel hoch beteten, grub das Schiff unter Musik und Wohlgeruch heiter seinen Weg in Sonne und Blau hinein, langsam und unaufhaltsam, und immer diesem bestimmten Ziele zu, obwohl es da draußen keine Insel mehr gab.

Aus dem Band der Insel-Bücherei (Nr. 410)
„Der kleine Wunderbaum"

RAINER MARIA RILKE / EIN BRIEF

An Clara Rilke

Capri, Villa Discopoli, Sonntag, den 20. Januar 1907

... es ist wieder ein Sonntag, und ich bin noch so sehr in dem Feriengefühl unseres lieben Wiedersehens, daß mir ist, als müßt

ich dich in einer Weile da unten in der Villa Pagano abholen. Wenn ich aber aufstehe, dann fällt mein Blick auf den aufgeschlagenen Atlas, immer auf dasselbe, nun schon vertraute Bild, das wie ein Stammbaum aussieht, darstellend das ungeheure lange Leben eines Ahnherrn, der sich ganz zum Schluß weithin auseinanderzweigt und ausbreitet. Immer wieder seh ich mir diesen Strom an, der Wunder tut, und immer mehr scheint er mir die Geschichte der Götter jenes Landes darzustellen; den geheimnisvollen, nie erkannten Ursprung der Gottheit aus dem unerschöpflichen Vorrate hochgelegener Seen, ihren langen, machtvollen, anwachsenden Weg, auf dem sie immer dasselbe tat in allem, was ihr begegnete, und schließlich ihr Auseinanderfallen in Arme und Äste, in die vielen kleineren Götter, mit denen jede Kultur mündet, ausgeht, unkenntlich wird. –
Ich habe mir den großen Andrée herübergeholt und vertiefe mich in dieses merkwürdig einheitliche Blatt; ich bewundere den Verlauf dieser Stromlinie, die, ansteigend wie ein Rodinscher Kontur, eine Fülle abgewandelter Bewegtheit enthält, Ausweichungen und Wendungen wie eine Schädelnaht, Millionen kleiner Gebärden, mit denen sie sich nach rechts und nach links wendet wie jemand, der austeilend durch eine Menge geht und da noch jemanden sieht und dort noch einen, der seiner bedarf, und nur langsam vorwärts kommt. – Zum erstenmal fühle ich einen Fluß so, so wesenhaft, so bis an den Rand der Personifikation heran wirklich, so als ob er ein Schicksal hätte, eine dunkle Geburt und einen großen ausgebreiteten Tod, und zwischen beiden ein Leben, ein langes, ungeheures, fürstliches Leben, das allen, die in seiner Nähe waren, zu tun gab, jahrtausendelang; so groß war es, so anspruchsvoll, so wenig zu bewältigen. (Wie war

die Wolga dagegen unpersönlich, wie war sie nur ein immenser Weg durch jenes andere erhabene Land, dessen Gott noch überall im Werden ist –.) Aber während ich dem heiligen Wundertäter auf seinem Wege nachgehe, an den Namen vorbei, die schwer sind von einem Niederschlag uralter Bedeutungen, steigt, wie ein Gegenspiel seiner Sichtbarkeit und Sicherheit, die Wüste herauf, ungewiß, ohne Ende und ohne Anfang, wie Ungeschaffenes; Weiten, die manchmal aufstehn und überall sind, mit ihrem Nichts die Himmel zerstörend, ein Gewebe uralter Wege, die sich gegenseitig aufheben, ein Meer, dessen Ebbe bis auf den Grund, dessen Flut bis an die Sterne geht und ansteigt wie Jähzorn, unberechenbar, unbegreiflich, unaufhaltsam. Wenn man das Meer gesehen hat und sich gewöhnt hat an die unendliche Gegenwart der Himmel, die die flache Erde spiegelt und denen sie sich an anderen Orten entgegenstemmt mit den Strebemauern ihrer Gebirgszüge, wenn man von alledem einen Anfang begriffen hat, dann bleibt noch dieses Eine, Uneinbegriffene: die Wüste. Du wirst sie sehen. Wirst das Haupt der großen Sphinx sehen, das sich mühsam emporhält aus ihrem beständigen Anschwellen, dieses Haupt und dieses Gesicht, das die Menschen begonnen haben in seiner Form und Größe, dessen Ausdruck aber und Schauen und Wissen unsäglich langsam vollendet ward und so ganz anders als unser Angesicht. Wir stellen Bilder aus uns hinaus, wir nehmen jeden Anlaß wahr, weltbildend zu werden, wir errichten Ding um Ding um unser Inneres herum –: hier aber war eine Wirklichkeit, die sich von außen in diese Züge warf, die nichts als Stein sind. Die Morgen von Jahrtausenden, ein Volk von Winden, der Aufstieg und Niedergang unzähliger Sterne, der Sternbilder großes Dastehen, die

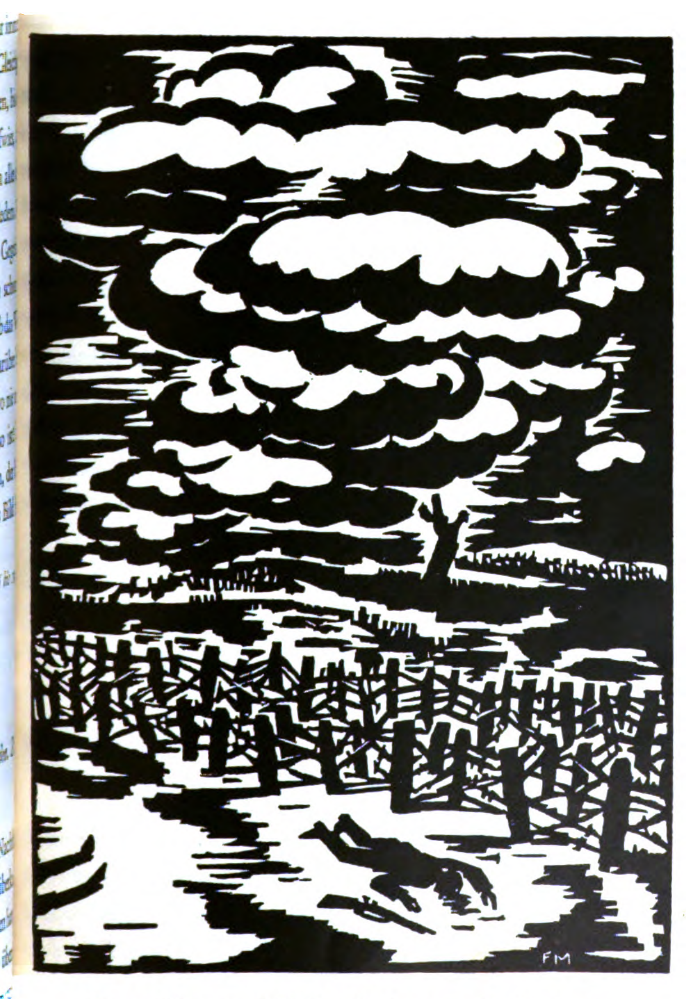
Glut dieser Himmel und ihre Weite war da und war immer wie-
der da, einwirkend, nicht ablassend von der tiefen Gleichgültig-
keit dieses Gesichtes, so lange, bis es zu schauen schien, bis es alle
Anzeichen eines Schauens genau dieser Bilder aufwies, bis es
sich aufhob wie das Gesicht zu einem Innern, darin alles dieses
enthalten war und Anlaß und Lust und Not zu alledem. Und
da, in dem Augenblick, da es voll war von allem Gegenüber
und geformt von seiner Umgebung, war ihm auch schon der
Ausdruck hinausgewachsen über sie. Nun wars, als ob das Welt-
all ein Gesicht hätte, und dieses Gesicht warf Bilder darüber hin-
aus, bis über die äußersten Gestirne hinaus, dorthin, wo nie noch
Bilder gewesen waren... Sag mir,..., ob es nicht so ist? Ich
denke mir: es muß so sein, unendlicher Raum, Raum, der hin-
ter den Sternen weitergeht, muß, glaub ich, um dieses Bild her-
um entstanden sein...

„Briefe 1906 bis 1907"

KIN PING MEH

Frau Hua knüpft über die Mauer hinweg heimliche Fäden. Zofe Ying Tschun späht durch die Fensterritze

Eines Tages hatte Hsi Men eine Einladung zu seinem Nachbar
Hua Tse Hsü erhalten. Als er um die Mittagsstunde hinüberkam
und in Gedanken versunken den Außenhof durchschritten hatte,
wäre er beinahe mit Frau Hua zusammengestoßen, so überra-
schend stand sie mit einem Male auf der erhöhten Plattform inner-
halb der zweiten Pforte vor ihm. Er hatte sie wohl schon früher
einmal bei einem Besuch auf dem Landgut seines Freundes von



Frans Masereel: Holzschnitt aus „Medardus“

weitem gesehen, aber heute war es das erstemal, daß er ihren Anblick aus nächster Nähe genießen durfte. Der heißen Jahreszeit entsprechend war sie nur leicht gekleidet. Ihr dünnes Obergewand ließ den Hals offen und schloß sich über dem Busen so lose wie die beiden Hälften einer gespaltenen Lotoswurzel, die nur noch mit zarten Fasern zusammenhängen. Unter dem durchbrochenen Saum ihres weißen Obergewandes lugten wie zwei spitze Zünglein zierliche rote, mit dem Phönix-Enten-Muster bestickte Satinpantöffelchen hervor. Um das Haar spannte sich ein Silbermaschennetz, an den Ohren funkelten goldgefaßte Rubinanhänger. Ihre volle Gestalt war von Mittelgröße, das runde Oval ihres Melonengesichtes war von zwei feingeschwungenen Brauen markiert. Ihr Anblick machte, daß seine Sinne in Himmelsweiten davonstoben.

Sie erwiderte seine tiefe Verbeugung mit einem leisen Wan fu „Zehntausendfaches Glück!" und zog sich alsbald zurück. Aber nachdem ihn eine Zofe ins Empfangszimmer geleitet und zum Platznehmen genötigt hatte, tauchte ihr herrliches Antlitz halbversteckt am Türrand wieder auf, und er hörte sie sagen: „Verweilt Euch, bitte, einen Augenblick. Mein Gatte ist eben noch auf einem Geschäftswege. Er wird bald zurück sein."

Und eine Weile später, nachdem ihm die Zofe Tee serviert hatte, hörte er ihre Stimme erneut hinter der Tür:

„Darf ich eine Bitte an Euch richten, edler Herr? Sollte mein Mann heute mit Euch auszugehen wünschen, um an einer gewissen Stätte Wein zu trinken, so sorgt um meiner Ehre willen dafür, daß er nicht allzulange ausbleibt. Übrigens bin ich augenblicklich mit meinen zwei Zofen ganz allein im Haus."

Hsi Men hatte gerade noch Zeit zu versichern: „Frau Schwägerin, ich werde nicht verfehlen..."
Da wurde Freund Hua's Rückkunft gemeldet, worauf die Gattin sofort von der Tür verschwand. Ihre Ahnung hatte sie nicht getrogen. Ihr Mann hatte Hsi Men nur herübergebeten, um sehr bald mit ihm zu einem Gang nach Mutter Wu's Kuppelquartier aufzubrechen. Denn dort beging seine Freundin ‚Silberchen' gerade heute, am Vierundzwanzigsten des sechsten Monats, ihren Geburtstag, und der mußte natürlich fröhlich gefeiert werden. Dem Wunsch der schönen Frau Hua entsprechend, brachte Hsi Men den schwer berauschten Freund, dem er nach Kräften zu diesem Zustand mitverholfen hatte, bereits am frühen Abend nach Hause zurück. Als man den Trunkenen glücklich ins Innere gebracht hatte und Hsi Men sich wieder empfehlen wollte, erschien Frau Hua bei ihm im Gastzimmer unter dem Vorwand, ihm für seine Begleitung Dank zu sagen.
„Mein Tölpel von Mann hat sich natürlich beim Trinken wieder übernommen", sprach sie. „Wie rücksichtsvoll von Euch, ihn nach Hause zu begleiten!"
Hsi Men verneigte sich.
„Oh, bitte sehr. Ein Geheiß von Euch wird mir stets wie eine erzene Inschrift ins Herz gegraben, in die Knochen geschnitten sein. Überdies hatten wir denselben Weg. Ich bedaure nur, daß meine Unachtsamkeit es nicht zu verhindern wußte, daß er sich in jenem Haus so lange aufgehalten hat. Es kostete meine ganze Kraft, ihn zum Aufbruch zu bewegen. Und als wir unterwegs an der ‚Halle des Freudensterns', dem Quartier von Mutter Tschong, vorüberkamen, da hatte ich wieder die größte Mühe, einen Aufenthalt zu vermeiden. Kaum hatte er nämlich die kleine

„Lieblingsparfüm', übrigens ein recht hübsches Ding, die zufällig vorm Eingang stand, zu Gesicht bekommen, da zog es ihn mit aller Macht hinein. Hätte ich ihn gewähren lassen, dann wäre er bestimmt die ganze Nacht dort geblieben. Wie kann man nur eine junge liebe Gattin daheim derart vernachlässigen! Es ist wirklich unverantwortlich von dem dummen Kerl!"

„Da habt Ihr recht. Ich bin vor Kummer schon ganz krank über sein leichtsinniges Treiben. Darf ich hoffen, daß Ihr ihn mir zuliebe auch künftig etwas beaufsichtigen werdet? Ich wäre Euch von Herzen dankbar!"

Nun, Hsi Men war ein Mensch, bei dem ein leiser Klaps auf den Kopf genügte, um die Fußsohle augenblicklich das Echo nachklappen zu lassen. Dank seiner jahrelangen Erfahrung im Spiel des Mondes und der Winde begriff er sofort, daß ihm die schöne Frau Hua mit ihren Worten eine bequeme Einfahrt in den Hafen der Liebe geöffnet hatte. Sollte er blöde sein und die Weise, die sie anschlug, überhören? Und ein verstehendes Lächeln schob sich über sein Gesicht, als er erwiderte: „Seid unbesorgt, Frau Schwägerin! Ich werde ihn mit aller Strenge beaufsichtigen."

Sie dankte und empfahl sich. Er aber trank seine Tasse Tee mit Aprikosenkernschaum aus und wandte sich befriedigt zum Gehen.

Von nun an ging er planmäßig vor. Sooft er mit Freund Hua ein Freudenhaus aufsuchte, mußten seine Kumpane Schnorrer Ying und Hsiä Hsi Ta den andern beim Becher festhalten und möglichst dazu verleiden, außer Hauses zu übernachten. Er selbst machte sich dann verstohlen davon und stellte sich daheim vor seiner Haustür auf die Lauer. Sobald er nun bemerkte, daß seine

schöne Nachbarin ihrerseits mit den beiden Zofen im Nebentor erschien, um nach dem abwesenden Gatten Ausschau zu halten, pflegte er von ungefähr in ihrer Nähe vorüber zu spazieren, sich bald nach Ost zu wenden, bald nach West zu drehen, sich auch durch Räuspern bemerkbar zu machen und angelegentlich zu dem Schatten im Torweg hinüber zu spähen. Sie wiederum pflegte sich bei seinem Nahen stets scheu ins Torinnere zurückzuziehen, sobald er aber vorüber war, behutsam wieder herauszuwagen und mit vorgerecktem Kopf nach ihm zu lugen. So trieben sie beide ein erwartungsvolles Augenspiel, und eins hoffte vom andern, es möchte den Beginn der Annäherung machen.

Eines Abends stand er wieder auf seinem gewohnten Posten, da trat von drüben Zofe Hsiu Tschun auf ihn zu.

„Wünscht deine Herrin etwas von mir?" fragte er gespannt.

„Ja, sie möchte Euch sprechen. Der Herr ist nicht zu Hause."

Eilig folgte er der Aufforderung und ließ sich in das Empfangszimmer führen.

„Ihr wart neulich so gütig..." begrüßte ihn die Nachbarin. „Seid Ihr vielleicht heute oder gestern mit meinem Mann zusammengetroffen? Er ist seit zwei Tagen verschwunden."

„Gewiß, wir waren gestern bei Mutter Tschong zusammen. Ich mußte Geschäfte halber etwas früher fort. Heute habe ich ihn nicht gesehen, und ich kann wirklich nicht sagen, wo er augenblicklich steckt. Ich bin nur beruhigt, daß ich selbst nicht mehr dort bin, sonst müßte ich ja die schwersten Vorwürfe von Eurer Seite gewärtigen, daß ich mein Versprechen so wenig einlöse."

„Ach, er bringt mich noch zur Verzweiflung mit seiner Rück-

sichtslosigkeit! Muß er sich denn beständig draußen unter Blumen und Weiden herumtreiben und sein Heim vernachlässigen?"

„Er ist sonst der beste, liebenswürdigste Mensch..." heuchelte Hsi Men seufzend, der sich in der Besorgnis, vom Gatten überrascht zu werden, bald darauf empfahl.

Als Freund Hua am nächsten Tage nach Hause kam, entlud seine Frau den gegen ihn aufgespeicherten Groll in heftigen Vorwürfen, dann fuhr sie fort:

„Unser Nachbar Herr Hsi Men war so aufopfernd, sich etwas um dich zu kümmern, sonst würdest du ganz und gar verkommen. Wir sind es ihm schuldig, unsern Dank durch eine kleine Aufmerksamkeit zu bezeigen. Das erhält die Freundschaft."

Woraufhin Freund Hua gehorsam vier Schachteln mit kleinen Geschenken vollpackte und samt einem Krug besten Weins ins Nebenhaus schickte.

Mondfrau, von Hsi Men über das Motiv dieser Spende aufgeklärt, meinte sarkastisch:

„Sieh da, du kümmerst dich um seinen soliden Lebenswandel! Du solltest dich lieber um deinen eigenen Lebenswandel kümmern! Das ist gerade, wie wenn ein Lehmbuddha einen Tonbuddha schulmeistern will. Treibst du dich nicht selber den ganzen Tag draußen herum? Übrigens, anstandshalber müssen wir diese Aufmerksamkeit erwidern. Sieh doch mal nach, wessen Unterschrift auf dem Begleitschreiben steht. Ist es die Unterschrift seiner Frau, dann muß ich mit einer Einladung an sie erwidern. Ist es dagegen Herrn Huas Unterschrift, dann überlasse ich dir, was du tun willst."

„Es ist seine Unterschrift“, erwiderte Hsi Men. „Ich werde ihn für morgen einladen.“

Nachdem sich also Freund Hua einen Tag lang hätte üppig traktieren lassen, war es wiederum dessen Gattin, die ihm vorrechnete, daß die paar schäbigen Geschenke doch in gar keinem Verhältnis zu der reichlich genossenen Gastfreundschaft ständen. Man sei dem Nachbarhaus gegenüber wieder in Schuld, und es wäre unbedingt nötig, daß man sich mit einer baldigen Gegeneinladung revanchiere. Dazu bot der neunte Tag des neunten Monats, das Chrysanthemumfest, Gelegenheit. Freund Hua lud also Hsi Men nebst vier weiteren Kumpanen für diesen Tag zur Chrysanthemenschau in sein Haus. Zwei Tänzerinnen waren zur Unterhaltung engagiert, und es ging wie üblich hoch her.

Das ist die Zeit, wenn flinke Hasen
Im Zickzackbogen über Äcker fliehn,
Wenn rot getupft erglühen Baum und Rasen,
Von gelben Blumen seltne Düfte ziehn.
Was kümmert uns der Trauerflug der Raben?
Man muß der Zeiten Gunst nur recht verstehn.
An Wein uns und an schmucken Dirnen laben
Und die Geliebte hinterm Vorhang spähn!

Es war um die Stunde, da man die Laterne zur Hand nimmt, als sich Hsi Men von der Tafel erhob, um einmal zu verschwinden. Draußen vor der Tür wäre er im Dustern beinahe mit Frau Hua zusammengestoßen, die den Platz neben der Geistermauer als Beobachtungsposten erwählt hatte. Sie verzog sich schnell zur westlichen Seitenpforte. Gleich darauf trat aus der Dunkelheit Zofe Hsiu Tschun auf ihn zu.

„Meine Herrin läßt Euch bestellen," flüsterte sie, „Ihr möchtet im Trinken Maß halten und Euch beizeiten empfehlen. Sie wird Euch später eine weitere Botschaft zugehen lassen."

Hsi Men vergaß beinahe vor Freude, sein Geschäft zu Ende zu verrichten. Wieder an der Tafel, vermied er von nun an nach Möglichkeit zu trinken, indem er sich berauscht stellte.

Indes mußte sich die unruhig hinter dem Vorhang auf und ab gehende Frau Hua noch eine geraume Weile gedulden. Die erste Nachtwache war fast schon vorüber, und sie sah Herrn Hsi Men immer noch an der Tafel sitzen und in verstellt schläfriger Haltung vor sich hindösen. Seine Kumpane Schnorrer Ying und Hsiä Hsi Ta schienen wie angenagelt auf ihren Stühlen. Sie rührten sich auch dann nicht vom Platz, als endlich die zwei anderen Zechbrüder Tschu Schi Niän und Sun Tiän Hua verschwanden. Frau Hua verging vor Ungeduld. Endlich erhob sich Hsi Men zum Fortgehen.

„Brüderchen, warum kannst du denn nicht stille sitzen?" fragte vorwurfsvoll Freund Hua. „Du bist heute recht unhöflich gegen deinen Gastgeber."

„Besoffen bin ich, kann mich kaum auf den Beinen halten", gab Hsi Men lallend zurück und schwankte unter künstlichem Torkeln, von zwei Dienern gestützt, zur Tür hinaus.

„Weiß nicht, was heute mit ihm los ist", brummte Schnorrer Ying hinter ihm her. „Will nicht saufen und ist schon von den paar Tropfen besoffen. Aber das soll uns andern nicht abhalten, noch ein paar Dutzend Runden zu genehmigen. Wir sind ja jetzt so schön unter uns."

„Freches Gesindel!" murmelte Frau Hua hinter dem Vorhang wütend vor sich hin. Dann ließ sie ihren Mann herausbitten.

„Tu mir den Gefallen und verziehe dich mit den beiden Kerlen in dein Freudenhaus! Da mögt ihr meinetwegen weiterzechen. Nur verschone mich hier mit diesem wüsten Krach und Lärmen! Soll ich euretwegen die ganze Nacht hindurch Öl und Herdfeuer verschwenden? Das fällt mir nicht ein!"
„Ich möchte schon ausgehen, aber du wirst mir dann wieder Vorwürfe machen."
„Meinetwegen brauchst du vor morgen nicht nach Hause zu kommen."
Das ließ sich Freund Hua nicht zweimal sagen, und seine beiden Kumpane waren nicht weniger einverstanden. So zog man also, es war kurz vor Mitternacht, in Begleitung der beiden Tänzerinnen los. Die Diener Tiän Fu'rl und Tiän Hsi'rl wurden mitgenommen.
Mittlerweile saß Hsi Men im Dunkel einer Parklaube dicht neben der Mauer, die sein Grundstück von dem des Nachbarn Hua trennte, und harrte auf die versprochene Botschaft. Jetzt hörte er, wie drüben ein Hund anschlug und eine Tür kreischte. Dann Stille. Kurz darauf tönte von der Mauerkrone her ein Katzenmiauen. Er blickte hin. Da sah er Zofe Ying Tschun sich über die Mauer neigen und ihm zuwinken. Er begriff. Schnell einen Tisch an den Fuß der Mauer geschoben, eine Bank drauf gestellt, und schon war er hinübergeklettert. Auf der andern Seite fand er zum Abstieg eine angelehnte Leiter vor. Er wurde in das von Kerzen erhellte Gastzimmer geleitet. In leichtem Hausgewand, das Haar bloß und aufgelöst, erschien die schöne Nachbarin, nötigte ihn zum Platznehmen und kredenzte ihm den Willkommentrunk.
„Ich verging schon vor Ungeduld," fuhr sie nach einigen höf-

lichen Eingangsfloskeln fort, „die beiden dreisten Burschen, die mein Mann eingeladen hatte, machten durchaus keine Anstalt, sich zu erheben. Da habe ich ihm nahegelegt, das Gelage im Freudenhaus fortzusetzen. So bin ich die lästige Gesellschaft los-geworden."

„Aber wenn nun Bruder Hua plötzlich heimkommt?" forschte der vorsichtige Hsi Men.

„Oh, ich habe ihm bis morgen Urlaub erteilt. Die beiden Die-ner haben ihn übrigens begleitet. Ich bin ganz allein mit meinen beiden Zofen. Und die alte Fong, meine frühere Bonne, die das Tor hütet, ist völlig zuverlässig und verschwiegen."

Hsi Men war beruhigt und begab sich nun unbedenklich dem Genuß der Stunde hin. Schulter an Schulter, Schenkel an Schen-kel gepreßt, trank er mit ihr aus gleichem Becher, vom selben Po-kal. Zofe Ying Tschun schenkte ein, Zofe Hsiu Tschun servierte die Speisen. Und dann zog man sich in das von Parfümwolken erfüllte Schlafgemach zurück und überließ sich unter buntsei-digen Vorhängen den Freuden des Lagers.

Frau Hua hatte vorher vorsorglich das pergamentbespannte Dop-pelfenster geschlossen, um sich etwaigen neugierigen Blicken von draußen zu entziehen. Sie hatte nicht mit der Schlauheit ihrer Zofe Ying Tschun gerechnet. Das vorwitzige siebzehnjährige Ding konnte sichs nicht versagen, sich unter den Fenstersims zu schlei-chen und mit einer Haarnadel ein Guckloch durch die zwiefache Pergamentscheibe zu bohren. Da gewahrte sie nun im Wider-schein der Lampen und Kerzen ein Etwas, das sich am Bettvor-hang wie der Schatten eines zappelnden, seltsam geformten Rie-senfischs abzeichnete, und sie vernahm abwechselnd Laute wie das Kreischen eines Papageien und das Zwitschern einer Schwal-

be. Dann hatte sich das seltsame Wesen beruhigt, es spaltete sich in zwei Hälften, und an ihr Ohr drangen Worte:
„Wieviel grünende Lenze zählt Ihr gegenwärtig?"
„Dreiundzwanzig. Und welches ist das Alter Eurer Ersten?"
„Sechsundzwanzig."
„Also drei Jahre älter als ich. Ich möchte ihr übrigens gern meine Aufwartung machen und eine Kleinigkeit schenken. Aber vielleicht wird sie meinen Verkehr nicht wünschen?"
„Seid unbesorgt. Sie ist ein gutartiger Charakter."
„Wenn sie nun etwas von Eurem nächtlichen Ausflug gemerkt hat, was werdet Ihr dann sagen?"
„Oh, meine Frauen wohnen alle entfernt, sie können nichts gemerkt haben. Nur die Fünfte bewohnt ganz in der Nähe für sich einen Gartenpavillon. Aber sie wird sich hüten, sich in meine Angelegenheiten zu mischen."
„Wie alt ist die Fünfte?"
„Ebenso alt wie die Erste."
„Falls sie meine unzulängliche Person nicht verschmäht, möchte ich gern mit der Fünften Schwesternschaft machen. Ich werde ihr und der Ersten morgen zwei Paar eigenhändig angefertigte Pantoffeln überbringen."
Sie löste zwei goldene Agraffen aus ihrem Haar und reichte sie Hsi Men: „Aber laßt sie nicht meinen Mann sehen!"
Sie blieben beisammen, bis draußen der erste Hahnenschrei ertönte und fahler Schein im Osten den nahenden Morgen kündete. Dann kehrte er auf demselben Weg, wie er gekommen war, in sein Grundstück zurück. Sie hatten noch für künftige Besuche ein geheimes Zeichen verabredet. Durch Husten und Herabwerfen eines Mauerziegels sollte ihm von der Mauer

aus zu verstehen gegeben werden, wenn die Luft drüben rein sei.

Hsi Men hatte sich in den Pavillon von Goldlotos begeben, die noch im Bett lag.

„Wo hast du denn diese Nacht gesteckt?" fragte sie ihn.

„Mit Bruder Hua im Quartier von Mutter Wu. Ich war nur aus Gefälligkeit mitgegangen."

Sie glaubte ihm, aber dennoch blieb der Schatten eines Zweifels in ihrem Herzen haften.

Eines Nachmittags saß sie mit Mong Yü Loh in einer Gartenlaube bei der Nadelarbeit. Plötzlich plumpste dicht vor der Laube ein Ziegelstein zu Boden. Während Mong Yü Loh erschrocken die Füße einzog und den Kopf senkte, hatte Goldlotos zufällig ihre Blicke nach der nahen Parkmauer schweifen lassen, und da sah sie an einer gewissen Stelle schattenhaft den hellen Fleck eines Gesichts auftauchen und gleich wieder verschwinden. Goldlotos stieß ihre Gefährtin an und zeigte nach der betreffenden Stelle.

„Schwester drei, da drüben liegt doch das Grundstück von Nachbar Hua," sprach sie leise, „und das war doch die alte Fong, die da eben herüberschaute und gleich wieder verschwand, als sie uns hier sitzen sah. Ich habe sie deutlich erkannt. Ob die wohl bloß unsere Blumen betrachten wollte?"

An diesem Abend ließ sie insgeheim Hsi Men nicht aus den Augen. Er hatte, als er sie für eine kurze Weile im Pavillon aufsuchte, auf ihre Frage, ob er zu essen und zu trinken wünsche, zerstreut gedankt und sich bald wieder in den Park entfernt. Gespannt folgte sie ihm von weitem nach. Er schlug die Richtung nach der Parkmauer ein. Auf einmal sah sie oberhalb der Mauer dasselbe Gesicht wie am Nachmittag auftauchen, und gleich dar-

auf bemerkte sie, wie er hurtig eine Leiter an die Mauer legte und behutsam hinüberkletterte. Nachdenklich kehrte sie in den Pavillon zurück. Lange Zeit ging sie ruhelos im Zimmer auf und ab, und als sie sich endlich hinlegte, konnte sie die ganze Nacht keinen Schlummer finden.

In der zeitigen Morgenfrühe erschien er in ihrem Schlafzimmer und setzte sich dicht neben sie an den Bettrand. Aus halbgeschlossenen Augen ihn von der Seite anblinzelnd, las sie in seinem Gesicht deutlich Verlegenheit und Schuldbewußtsein. Jetzt richtete sie sich auf, faßte mit der einen Hand sein Ohr und schaute ihn streng an.

„Treuloser! gestehe, wo hast du die Nacht über gesteckt?" schalt sie. „Aber, bitte, keine Ausflüchte! Ich kenne nämlich deine Schliche. Heute nachmittag, als ich mit Mong Yü Loh in der Laube bei der Nadelarbeit saß, waren wir zufällig Zeugen, wie man dir von drüben her Zeichen gab. Und wenn du neulich behauptet hast, dein Freund Hua hätte dich mitten in der Nacht ins Freudenhaus geschleppt, so verstehst du darunter natürlich dieses Hahnreis eignes Haus, nicht wahr? Also wie oft hast du's mit diesem lüsternen Weib von nebenan getrieben? Bist du offen und ehrlich, so will ich schweigen. Aber suchst du mich mit einem einzigen Wort zu hintergehen, dann werde ich dich undankbaren Schlingel entsetzlich blamieren. Dann sollst du nicht einmal ein Stückchen Erde für einen bescheidenen Begräbnisplatz finden!"

Hsi Men sah sich ertappt. Da zog er es vor, sich klein wie ein Zwerg zu machen. Er fiel vor ihr auf die Kniee und bettelte demütig: „Liebes kleines Ölmaul, bitte, keinen Lärm! Ich will dir alles beichten."

Und als er gebeichtet hatte, schloß er: „Übrigens will sie dir und der Ersten nächstens einen Freundschaftsbesuch machen und euch mit eigenhändig angefertigten Pantoffeln beglücken. Mit dir möchte sie gern Schwesternschaft schließen.“

Aus dem Roman „Kin Ping Meh“. Übertragen aus dem Chinesischen von Franz Kuhn

---

KARL SCHEFFLER / REMBRANDT

Die schönsten Bilder von Frans Hals hängen in Haarlem; die bedeutendsten von Rembrandt sieht man im Haag und in Amsterdam. Schon an anderer Stelle war die Rede von dem Plan, in Holland alle großen Galerieen in einer Zentralgalerie, im Amsterdamer Reichsmuseum, zu vereinigen. Selbst wenn man den Plan nicht unterstützt, kommt einem der Wunsch, die wichtigsten Bilder von Hals und Rembrandt einmal nebeneinander zu sehen: die „Regenten und Regentinnen des Altmännerhauses“ neben den „Staalmeesters“, die „St.-Georgs-Schützen“ neben der „Nachtwache“, die besten Einzelbildnisse von Hals neben denen von Rembrandt, an der Spitze dessen Sixporträt. Eine solche Ausstellung wäre in einer unerhörten Weise aufschlußreich. Zum Greifen deutlich würde es werden, was die beiden großen Maler verbindet und was sie scheidet, was in beiden holländisch ist und was allmenschlich. Die Begegnung würde zu einer grandiosen Antithese werden.

So einfach, unkompliziert und klassisch in seiner Geradlinigkeit Frans Hals ist, so zusammengesetzt und vielfältig ist Rembrandt. Er vereinigt in seinem Wesen ein ganzes Bündel von Begabun-

gen und Interessen. Er vermochte nicht nur eine Seite des Lebens zu sehen, und er schilderte darum nicht nur rein optisch das Zuständliche, sondern er sah immer mehrere Seiten zugleich; an seinem Sehen nahm das Wissen teil, und er war vielleicht der erste, dem es ganz klar wurde, daß alles Sehen eine Vision und daß alles Reale darum in einem höheren Sinne unwirklich ist. Zum Absoluten ist er vorgedrungen, weil er alles relativ nahm. Auch er lebte durch das Auge und immer wieder mächtig durch das Auge. Neben der Phantasie des Sehens ist bei ihm aber auch die der Lebenserkenntnis beteiligt. Ungesucht wurde ihm alles zum Gleichnis. Vor seinen nach der Natur gemalten Bildnissen sieht man, wie ihm beim Malen eine Fülle von Gedanken durch den Kopf gegangen ist. Aufs tiefste empfand er den Widerspruch zwischen Schein und Sein. Das erzeugte in ihm eine beständige Spannung, die so stark war, daß sie ihn zeitweise zu zerstören drohte. Immer ging er vom Unmittelbaren, von sinnlichen Eindrücken aus; doch verwandelte sich dann der Eindruck in ihm – ohne aber an optischer Überzeugungskraft einzubüßen. Alles ging ihm durch eine deutende und umdeutende Phantasie dahin. Und diese Spannung führte ihn, wie es nicht anders sein konnte, zum Dramatischen.

Was immer Rembrandt anpackt: er hebt es auf eine Bühne, er beleuchtet es mit dem Scheinwerfer eines idealisierten Lichtes, er läßt seine Gestalten das Leben in einer magischen Weise symbolisch agieren. Rembrandt ist von Grund auf dramatisch, und er ist von Grund auf tragisch. Noch mehr: er hat auch das Theaterblut des großen Tragikers, jene künstlerische Wirkungsabsicht, der alles zum Phänomen wird. Die blendende Prunk- und Prachtliebe Rembrandts deutet auf sein Theaterblut. Unwillkürlich

denkt man an Shakespeare, den kongenialen englischen Dichter, der ein Zeitgenosse Rembrandts war und dessen universelle Natur ebenfalls barocke Formenfülle zu vermenschlichen verstand, dessen Begabung auch ein Kosmos war, im göttlichen Gleichgewicht schwebend und doch immer in Gefahr, sich selbst zu vernichten, dessen Genie auch aus stinkender Realität Wunderblumen der Romantik emportrieb und in dem auch neben dem verschwiegenen Tragiker der wirkungsfrohe und sogar laute Schauspieler lebte.

Alles drängt bei Rembrandt zum Heroischen; doch wird nichts Wirkliches dabei übersprungen. In diesem Willen zum Heroischen ist nicht eitles Geltungsbedürfnis, er entspringt vielmehr einem inneren Müssen; Rembrandt ist von Natur ein gesteigerter Mensch. Auch Rubens ist in einer herrlichen Art heroisch, doch ist er nicht frei von Heldengesten. Rembrandts Heroismus ist fast verlegen, ist scheu und blöde, er ist ungeschickt und schämt sich. Sein Heroismus meint, bei allem Szenarischen, das Seelische, das ganz Menschliche. Kein menschlicherer Mensch hat je den Pinsel geführt und malend die Wechselwirkungen der inneren und äußeren Welt dargestellt. Es gibt keinen, der diese Mischung von Prachtliebe und Abkehr vom Weltlichen hätte. Er verkleidet sich selbst, Saskia und alle Modelle; doch bleiben es nicht Kostüme und Requisiten, sondern es wird die Stimmung des Alttestamentarischen im holländischen Alltag, im Amsterdamer Judenviertel erweckt. Rembrandt vereinigt gegensätzliche Eigenschaften – und findet die Synthese. Ein Schauspieler des Lebens, ein Schauspieler seines eigenen Glücks und Leidens!

Alle diese Feststellungen enthalten Hinweise auf Gefahren für den Maler. Rembrandt aber hat alle Gefahren siegreich bestanden.

Sein Auge, das die Leidenschaft für das Licht und für die Schat-
ten hatte, steigerte die Erscheinung: ins Romantische, ins Exo-
tische, ins Phantastische; aber es war immer das Auge, das so ver-
führ. Alles war aus Anschauung geboren und blieb Anschau-
ung, alles zielte auf Ausdruck, ohne sich fremd vom optischen
Eindruck zu lösen. Rembrandt dirigierte das Licht wie ein Re-
gisseur, aber auch wie ein Schöpfer, der dem Gesetz des Lichts
folgt. Seine Malerei wandelt wie an Abgründen: doch bleibt sie
schwindelfrei und schreitet sicher dem Ziele zu. Diese Malerei lebt
von der großen, immer neuen Verwunderung des Auges und der
Seele, in ihr wird jede Form, jeder Ton, jede Farbe wie eine Offen-
barung erlebt; wie eine Offenbarung, die berauscht, im Rausch
aber nur um so besonnener erscheint. Dieses Talent ist des höch-
sten Aufschwungs fähig, ja es erscheint beständig inspiriert; und
doch steht ein Mensch dahinter, der schwerblütig ist, der mit sich
kämpft, immer Neues von sich fordert, das schon Erreichte unbe-
denklich aufgibt, ewig unzufrieden nach Tieferem verlangt und
so wie ein ewiger Phönix erscheint. Er ist das Urbild des fausti-
schen Künstlers, der durch innere Heftigkeit in Freud und Leid
bis zum Sensationellen getrieben werden kann, der sich in seinen
Bildern entladet und befreit und dessen Lebenslauf darum von
seinen Werken abgelesen werden kann. Ein Mensch voll drän-
gender Erotik, der aber alles Erotische in seine Kunst leitete – und
den Bürger dadurch verstimmte. Denn gemalte Zwei- und Ein-
deutigkeiten ließ sich der Holländer des siebzehnten Jahrhun-
derts gefallen, nicht aber die Erotik als Urkraft. Ein ganz dunkler,
undurchsichtiger Charakter, unzugänglich, schwer zu behan-
deln, sehr empfindlich, geizig und verschwenderisch in einem,
ein Charakter, in dem es beständig dumpf zu grollen scheint.



Wolfgang Huber: Der heilige Sebastian (1520)

Schon der äußeren Erscheinung, wie er sie selbst in vielen Selbstbildnissen schonungslos gedeutet hat, sieht man die „Wildheit des Geistes" an, das Süchtige nach Augenschmaus sowohl wie nach Seelenerkenntnis, das Grausame, das Unbedenkliche – das ihn denn ja auch bis zu einer gewissen Unsauberkeit im Geschäftlichen geführt hat. Aber man sieht der Erscheinung auch die Bessesenheit des unter der Geniefülle Leidenden an, dessen Aufgabe es geworden ist, dem Menschen eine neue innere Würde zu verleihen. So mußte das Genie aussehen, damit in einer bürgerlichen Welt der erste Maler-Märtyrer erscheinen konnte, der „erste Ketzer unter den Malern". Gelebt, gekreuzigt, gestorben, niedergefahren zur Hölle und wiederauferstanden. Er hat malend Zeugnis abgelegt; darum haben ihm die Nachgeborenen den Rang eines Heiligen verliehen.

Rembrandt wurde in Leiden als Sohn eines Müllers geboren. Er hat seine Eltern so oft gemalt und radiert, daß wir mit seiner Familie ganz vertraut sind. Der Unterricht auf der Lateinschule der Leidener Universität hat auf ihn sichtbar Eindruck gemacht; denn die erworbene Gelehrsamkeit spiegelt sich in der Folge in vielen Sujets wider, im „Raub der Proserpina", in der „Minerva", im „Raub der Europa", im „Raub des Ganymed" usw. Hier sind gleich drei Raubszenen. Sie deuten auf einen Trieb zum Abenteuerlichen in dem jungen Maler. Rembrandt lernte bei Jacob van Swanenburch und bei Pieter Lastman. Durch diesen wurde er auf Caravaggio verwiesen und kam mittelbar auch in Berührung zu Elsheimers römisch-deutschen Idyllen. Als Rembrandt im starken Gefühl junger Männlichkeit und eines üppigen Bluts sich im Jahre 1634 mit der wohlhabenden Saskia verheiratet hatte, gewann er in Amsterdam als Bildnismaler schnell Ruhm. Er konnte sich

Schon der äußeren Erscheinung, wie er sie selbst in vielen Selbstbildnissen schonungslos gedeutet hat, sieht man die „Wildheit des Geistes" an, das Süchtige nach Augenschmaus sowohl wie nach Seelenerkenntnis, das Grausame, das Unbedenkliche – das ihn denn ja auch bis zu einer gewissen Unsauberkeit im Geschäftlichen geführt hat. Aber man sieht der Erscheinung auch die Bessesenheit des unter der Geniefülle Leidenden an, dessen Aufgabe es geworden ist, dem Menschen eine neue innere Würde zu verleihen. So mußte das Genie aussehen, damit in einer bürgerlichen Welt der erste Maler-Märtyrer erscheinen konnte, der „erste Ketzer unter den Malern". Gelebt, gekreuzigt, gestorben, niedergefahren zur Hölle und wiederauferstanden. Er hat malend Zeugnis abgelegt; darum haben ihm die Nachgeborenen den Rang eines Heiligen verliehen.

Rembrandt wurde in Leiden als Sohn eines Müllers geboren. Er hat seine Eltern so oft gemalt und radiert, daß wir mit seiner Familie ganz vertraut sind. Der Unterricht auf der Lateinschule der Leidener Universität hat auf ihn sichtbar Eindruck gemacht; denn die erworbene Gelehrsamkeit spiegelt sich in der Folge in vielen Sujets wider, im „Raub der Proserpina", in der „Minerva", im „Raub der Europa", im „Raub des Ganymed" usw. Hier sind gleich drei Raubszenen. Sie deuten auf einen Trieb zum Abenteuerlichen in dem jungen Maler. Rembrandt lernte bei Jacob van Swanenburch und bei Pieter Lastman. Durch diesen wurde er auf Caravaggio verwiesen und kam mittelbar auch in Berührung zu Elsheimers römisch-deutschen Idyllen. Als Rembrandt im starken Gefühl junger Männlichkeit und eines üppigen Bluts sich im Jahre 1634 mit der wohlhabenden Saskia verheiratet hatte, gewann er in Amsterdam als Bildnismaler schnell Ruhm. Er konnte sich

fünf Jahre später in der Breestraat das stattliche Haus erwerben, das heute noch ein Ziel aller Rembrandt-Freunde ist. Saskia starb 1642 und hinterließ ihrem Gatten einen schwächlichen Sohn, den oft dargestellten Titus. Rembrandt nahm dann die junge Hendrickje Stoffels ins Haus und hatte wegen dieser freien Verbindung manches von den sittenstrengen geistlichen Behörden auszustehen. Wie denn dieser ganz unbürgerliche Mensch überhaupt in der bürgerlichen Umwelt beständig anstoßen mußte. Um so mehr, als er mit Geld nicht umzugehen verstand und nicht nur das Moralgefühl, sondern auch das Besitzgefühl der Selbstgerechten verletzte. Zu Saskias Lebzeiten füllte er sein Haus an mit teuren Sachen, mit Waffen, Kostümen und edlen Stoffen, mit Möbeln, Rüstungen, Raritäten und mit Werken anderer Künstler aus fremden Ländern. Sein Auge liebte die schönen Dinge, er wollte vom Seltenen und Kostbaren umgeben sein, er schmückte die Geliebte bis zum Phantastischen, und er war hungrig nach fremder Kunst. Denn sein Genie nahm alles auf, um es zu verarbeiten, wie eine ihm notwendige Nahrung: Raffael, Tizian, Lionardo und viele andere, sei es nun in Stichen oder Originalen. Auch hierin gleicht er Shakespeare. So zerrann ihm aber sein beträchtliches Vermögen zwischen den Fingern. Nach Saskias Tode ging es mit dem Wohlstand bergab; und es kam dahin, daß Rembrandt im Jahre 1656 von der Schuldenkammer für zahlungsunfähig erklärt, daß sein Haus verkauft und sein Besitz versteigert wurde.

Die Reihe der Bilder, an die man vor allem denkt, wenn der Name Rembrandts genannt wird, beginnt mit der „Nachtwache“, die im Todesjahre der Saskia, 1642, vollendet wurde. Von hier aus wächst die Kunst immer mehr ins Große und Zeitlose, unbe-

rührt vom Vermögensverfall und von der äußeren Verelendung. Ja, man möchte glauben, daß das Unglück Rembrandt gefördert hat. Denn er war nicht nur ein Mensch, der ohne einen Klagelaut zu leiden verstand, sondern einer, von dem man sagen darf, er hätte das Genie des Leidens gehabt. Das Leiden machte ihn groß, tief und weise. Am Ende erscheint Rembrandts Kunst dann wie von der Umwelt losgelöst. Als die holländischen Zeitgenossen ihn fallen ließen, brach er nicht nur mit ihnen, nicht nur mit Holland, sondern mit der Zeitlichkeit überhaupt. Wie er aus den Juden, in deren Viertel er lebte und die er als Modelle ins Atelier holte, alttestamentarische Gestalten machte, wie er mit ihrer Hilfe eine neue Art von Religionsbildern schuf, denen eine Religion reiner Menschlichkeit zugrunde liegt, so sah er fortan alle Wirklichkeit mit sibyllischem Auge.

Hendrickje starb im Jahre 1664, im Jahre 1668 folgte der einzige Sohn Titus. Und als Rembrandt selbst ein Jahr später starb, kannte man ihn kaum noch. Er war vergessen, verachtet; für seine Bilder wollte niemand auch nur wenige Gulden geben. Das holländische Bürgertum hatte die Kunst kräftig gefördert, hatte Grundlagen geschaffen für eine neue Wirklichkeitskunst. Vom Gegenstand erfüllt, hatte es den Talenten erlaubt, eine nie gesehene Art von Malerei hervorzubringen. Über eine gewisse Grenze hinaus aber wollte das Bürgertum die Autonomie des Talents nicht dulden. Und Rembrandt hatte die Grenze überschritten. Das Bürgertum zeigte die ganze Härte, deren es fähig ist, wenn seine Interessen scheinbar verletzt werden: es ließ Rembrandt in den letzten Jahren einfach zugrunde gehen. Der Ruhm des holländischen Bürgertums ist die Pflege des Talents, sein Makel ist die Verkennung des Genies – der eingeborenen Aristokratie des Genies.

Dem Gesamtœuvre Rembrandts gegenüber erhebt sich die Frage, was davon gesichert ist, was ihm mit Recht zugeschrieben werden darf und was nicht. Der Betrachter wünscht eine möglichst präzise Antwort, denn er ist nicht willens, seine Bewunderung an eine falsche Adresse zu richten; er mag nicht das unbehagliche Gefühl haben, von falschen Zuschreibungen oder Fälschungen genarrt zu werden. Doch ist die Echtheitsfrage bei Rembrandt in vielen Fällen schwer zu beantworten. Sein Lebenswerk wimmelte früher von falschen Zuschreibungen, und es ist noch heute durchaus nicht gereinigt. Er hatte eine Reihe von Schülern, die in seiner Art gemalt haben. Nicht selten mag er auch in ihre Arbeiten hineingemalt haben. Das hat dann zu endlosen Irrtümern Anlaß gegeben. Das reine Qualitätsurteil kann hier nicht entscheiden. Da es sich um den persönlichsten Maler handelt, wurden naturgemäß zuerst immer die äußeren Eigentümlichkeiten nachgeahmt, „wie er räuspert und wie er spuckt". Das will sagen, daß ein Räuspern und Spucken vorhanden ist, das nachgeahmt werden konnte, daß in dem sehr persönlichen Stil Rembrandts auch Manier enthalten ist. Es kommt hinzu, daß ein so gesteigerter Künstler notwendig ungleich sein muß, daß er unmöglich dauernd die Höhe halten kann. Es gibt keinen Meister, der nur Meisterhaftes geschaffen hätte; alle Meister haben schwache Stunden gehabt. Ein Rembrandt mußte sie verhältnismäßig oft haben. In den Augenblicken der Schwäche aber wird Rembrandt sich an seine Manier gehalten haben, er hat sich dann selbst imitiert. Und die so entstandenen Arbeiten machen das Lebenswerk auch unsicher. Kein Maler verlangt darum vom Betrachter so viel Kritik wie Rembrandt.

In Holland hat es der Betrachter insofern gut, als die Echtheit der

Hauptbilder über allen Zweifel erhaben ist. Die frühe und die späte „Anatomie“ sind beglaubigt, ebenso die „Nachtwache“, die „Staalmeesters“, die „Judenbraut“ und das „Sixbildnis“. Das Bild im Mauritshuis „David und Saul“ galt eine Zeitlang für unsicher, wird aber jetzt nicht mehr bezweifelt.

Aus der Frühzeit finden sich einige Bilder im Mauritshuis. Das Bildnis der Mutter – alle Maler geben sich bei Mutterbildnissen viel Mühe –, das der Zweiundzwanzigjährige gemalt hat, verrät eine früh gereifte Sicherheit und eine instinktmäßige Fähigkeit, den Ausdruck zu gestalten. In diesem frühen Stadium ist bereits ein Etwas unverkennbar, das nur Rembrandt gehört: ein Griff für das Menschliche und eine fast virtuose Verschleiertheit des Vortrags. Ein anderes Mutterbildnis des Jahres 1631 gehört dem Reichsmuseum. Es ist sehr schön im Stofflichen, ist sehr wirklich und doch wie ohne Schwere. Das Ganze wirkt wie eine Miniatur; und die Hand ist ein Wunderwerk für sich. Nicht so gut ist das 1629 gemalte Bildnis des Vaters im Mauritshuis. Die Auffassung erscheint ein wenig wie voreingenommen. Rembrandt war in dieser Zeit fast ein Kleinmaler; er arbeitete sehr genau, sehr fleißig und gründlich. Doch wetterleuchtet es in den Köpfen. Rembrandts Menschen sehen seltsam ins Leben hinein, als ob sie alle hinter die Dinge geblickt hätten: der Künstler hat allen etwas von seiner großen Verwunderung abgegeben. Der Kopf eines lachenden Mannes aus dem Jahre 1630 ist eine breit im Sinne von Frans Hals heruntergemalte Improvisation. Charakteristische Frühbilder sind der „Simeon im Tempel“ (1631) und die „Minerva“ (1630). Die „Minerva“ hat die bezeichnenden Farben der mythologischen Frühbilder: ein dunkles violettes Rot neben einem drohenden Stahlgrau. Der „Simeon“ zeigt den Einfluß des Ba-

rock, vor allem in der Architektur des Hintergrundes. Auch die szenarische Lichtführung darf barock genannt werden. Der Vorgang ist wie auf eine Bühne gehoben; es ist, als höre man schwere pathetische Verse voll menschlicher Aufrichtigkeiten. Merkwürdig stimmt auch in den Frühbildern schon alles überein: der Vortrag ist ein Teil der Gesamtauffassung, die Technik ist ein Teil der geistigen Phantasie. Daß Rembrandt zum Beispiel viel lasiert hat, ist bezeichnend. Die Leichtigkeit, Durchsichtigkeit und – um alles zu sagen – auch Künstlichkeit der Lasur gehört zu seiner Art, zu sehen, zu erhöhen, zu romantisieren. Auch das tiefe Schattenbraun, aus dem das Licht brünstig hervordrängt, ist in diesem Sinne eine Form der Phantasie.

Vor der berühmten „Anatomischen Vorlesung des Professor Nicolaes Pietersz Tulp“ (1632) wird die hochgespannte Erwartung enttäuscht. Das Bild ist für einen Sechsundzwanzigjährigen, es ist überhaupt schlechthin erstaunlich. Doch bleibt der Eindruck äußerlich. Der Auftrag ist glänzend, er ist in einer Weise erledigt worden, der die Auftraggeber in Verwunderung und Bewunderung versetzt haben muß. Der Aufbau ist entschieden theatralisch; doch fehlt der Anlaß zu so viel Dramatik, der Gehalt entspricht nicht dem Aufwand. Es ist viel Wissen und Können in dem Bild; doch kommt es nicht zu einem malerischen Gesamteindruck. Selbst der bestrickende Esprit der kleinen Jugendarbeiten fehlt. Die große Begabung hat in diesem Fall kühl und berechnend und sichtbar ehrgeizig gearbeitet. Das Interessanteste ist, wie das Korporationsbild hier in Szene gesetzt wird.

Die 1642 vollendete „Schützenkompagnie des Hauptmanns Frans Banninck Cocq“, die den irreführenden Titel „Die Nacht-

wache" erhalten hat, ist das am meisten diskutierte Werk im Œuvre Rembrandts. Dieses große Bild wurde Ursache, daß das Publikum sich von dem bis dahin beliebten Maler abwandte. Deutlich zeigt dieses Werk, wie Rembrandt dem dämonischen Drang gefolgt ist, alles schon Erreichte aufs Spiel zu setzen, aus jedem Auftrag sich eine neue Aufgabe zu machen und vom Zufall der Bestellung Probleme abzuleiten. Die Aufgabe, die Rembrandt sich in diesem Fall setzte, bestand darin, ohne Konzessionen auf dem Wege der Dramatisierung des Korporationsbildes fortzuschreiten. In der „Anatomie" war die Dramatisierung noch äußerlich gewesen; in der „Nachtwache" wurde sie dem Absoluten zugetrieben. Das Problem stellte sich dem Maler einerseits dar als ein mächtiger Kampf des Lichtes mit dem Schatten und anderseits als eine Aristokratisierung der Massendarstellung. Das letzte war wohl am meisten die Ursache der Ablehnung. Bisher war dem Anspruch der Dargestellten nach deutlicher Sichtbarkeit jedes Einzelnen Rechnung getragen worden. Daher war es zuerst nur wie ein Nebeneinander, wie ein Aufreihen der Köpfe gewesen. Selbst Frans Hals hatte sich diesem demokratischen Prinzip gefügt, obwohl auch bei ihm die in den Hintergrund Gedrängten schon gemurrt hatten. Rembrandt ignorierte in der „Nachtwache" diese Forderung ganz. Er setzte die Offiziere in ein helles, ja grelles Licht und ließ die übrige Schützenkompagnie im Schatten eines Torwegs. Er verfuhr auch sonst malerisch frei, er erfand eine merkwürdig zwerghafte Frauengestalt, die wie ein schönes Irrlicht durch das Gedränge hell dahinflackert, und er bemühte sich, die Situation mehr zu verundeutlichen als zu klären. Hinzu kommt, daß das übergroße Bild im ganzen nicht durchaus geglückt ist. Es ist ein Werk des Über-

gangs, es steht da zwischen Frühzeit und Reifezeit, es ist mehr Absicht darin, als dem großen Kunstwerk dienlich ist. Dennoch ist die „Nachtwache“ eins der merkwürdigsten und mächtigsten Bilder der Kunstgeschichte. Und es wird um so ergreifender, je länger man es ansieht. Als ich es zuletzt sah, war draußen ein sonniger, leicht bewölkter Sommertag. Das Bild stand im halben Licht da, wenn eine Wolke vor der Sonne vorüberzog, und es glänzte auf, wenn die Sonnenstrahlen direkt darauf fielen. Dann leuchtete die Tiefe golden, alles trat hervor, und es war, als bewegten sich drei Jahrhunderte der Kunstgestaltung embryonisch in den wogenden Schatten. Aber es ist kaum verwunderlich, daß die Besteller einst unzufrieden waren. Noch heute ist es schwer, das Bild zu verstehen, weil hier alle Wirklichkeit durch die Illusionskraft eines sich auf eine bestimmte Wirkung versteifenden Genies dahingegangen ist.
Mit diesem Bild beginnt im Lebenswerk Rembrandts die Reihe jener Werke, von denen Meier-Graefe geschrieben hat: „Ein Rembrandt macht die Luft erzittern, in der er sich befindet.“ Die „Anatomiestunde des Doktor Joan Deyman“, ein Korporationsbild mit neun Figuren aus dem Jahre 1656, das im achtzehnten Jahrhundert zu drei Vierteln verbrannte, so daß nur ein Fragment im Reichsmuseum erhalten ist, gibt dem Betrachter eine klare Vorstellung. Man braucht vor dem Fragment nur den verkürzten Leichnam mit dem der „Anatomie des Dr. Tulp“ zu vergleichen, braucht nur zu beobachten, wie der links stehende Gehilfe den Betrachter anblickt, um zu spüren, daß hier ein unendlich tieferer Wille an der Arbeit ist. Eine Welt liegt zwischen den beiden „Anatomieen“. Das erste Korporationsbild wollte ein Publikum, es ist in einem sehr hohen Sinne Publikumskunst; in

diesem zweiten ist das Leben, ist die Kunst mit sich allein – wie die Natur mit sich allein ist.
Zwei Jahre vorher malte Rembrandt den ihm bekannten Bürgermeister Six. Goethe hat von „Heinrich dem Vierten" Shakespeares gesagt, man würde von diesem Theaterstück alle Gesetze dramatischer Kunst ableiten können, wenn alles andere von dramatischen Werken der Vergangenheit vernichtet worden wäre. In diesem Sinne kann man von diesem Bildnis sagen, der Begriff guter Malerei könnte nach diesem einen Werk bestimmt werden, das in der allgemach leer gewordenen Privatsammlung Six am Amstelufer als Familienvermächtnis hängt. Es ist spontaner gemalt als das meiste, das wir von Rembrandt kennen, und ohne die geheimnisvolle, unkontrollierbare, reliefartige und mit vielerlei Lasuren arbeitende Technik. Dieses Porträt ist etwa so gemalt, wie Frans Hals in seiner kräftigsten Zeit malte, wie im neunzehnten Jahrhundert Manet arbeitete: es ist die vollendetste Primamalerei, die man sich vorstellen kann. Rembrandt übertrifft hier alle in der Sicherheit, den Ton zu fixieren, in der unmittelbarsten Lebendigkeit der Pinselschrift, in einer unerhörten Spontaneität der Auffassung und des Vortrags. Dieses ist eins jener Bilder, von denen der Künstler selbst einmal an Constantin Huygens geschrieben hat: „Hängen Sie dieses Stück in ein starkes Licht und so, daß man davon weit abstehen kann, so soll sichs am besten schicken." Dieser Zwang, den Betrachter von der Leinwand zu entfernen, ist ein ganz moderner Zug. Das reine Malgenie leuchtet aus diesem Stück Malerei nur so heraus. Hier ist jener höchste Geschmack, der blitzschnell zugreift und nicht einmal weiß, was Geschmack ist. Die eine Hand ist bloß, die andere steckt im Handschuh: dieses Fleisch neben dem Leder und daneben noch

die Spitzen der Armkrausen, das ist anbetungswürdig. Das graue Gewand, der rote Überwurf, die Tressen und Knöpfe: alles hat genau die Bedeutung, die es im Bildganzen haben muß. In dem Kopf aber ist die Ausdruckskraft eines Lebens gesammelt. Die kurze Viertelstunde, die dem Besucher in den schwer zugänglichen Räumen gegönnt ist, wird unvergeßlich.

Ein gewaltiges Werk ist auch der „David vor Saul" im Mauritshuis, dessen Entstehung von den einen um 1658, von anderen noch später angenommen wird. Eine Zeitlang wurde die Autorschaft Rembrandts bestritten, doch gilt es als durchaus echt, seit Bredius es vor etwa drei Jahrzehnten gekauft und dem Mauritshuis als Leihgabe überlassen hat. Was in diesem Bild als unrembrandtisch bezeichnet werden könnte, ist dasselbe, was man auch dem „Gleichnis vom ungetreuen Knecht" in der Londoner Wallace-Collection, das ebenfalls zeitweise Rembrandt abgesprochen worden ist, vorwerfen könnte: es ist das Raumgefühl, eine Tiefenkomposition, wie sie in London in der nach hinten verkürzten Reihe der drei Knechte, im Haag in der verkürzten Harfe und dem dahinter sitzenden David zum Ausdruck kommt. Rembrandt komponiert sonst flächenhafter, oder er betont doch nicht in diesem Maße die Raumtiefe. Davon abgesehen, hinterläßt das große Bild einen mächtigen Eindruck. Schon rein menschlich, weil der Moment: Saul trocknet sich die Tränen mit dem, was ihm zunächst liegt, mit dem Vorhang des Thrones – ebenso wahr wie wirkungsvoll gegriffen ist. Das Dramatische ist wieder auf eine Spitze getrieben. Und dieses macht es, daß Rembrandts Bilder nicht, wie die anderer Maler, in Reihen wirken, sondern daß die Hauptwerke immer alle Kraft in sich sammeln, daß sie

sensationell wirken und für sich allein dastehen. Sie sind in sich isoliert, wie es Dramen sind. Hinzu kommt der merkwürdig erregende Gegensatz des tief Menschlichen zum Prächtigen, hinzu kommt der Reiz der Gefahr, die in dem fast Übersteigerten liegt. Im „David vor Saul" vermißt der Betrachter die enge malerische Verbindung der beiden Gestalten; diese Verbindung ist dafür um so mehr im Menschlichen vorhanden. Das Bild ist stark nachgedunkelt; farbig ist es meisterhaft aus Rot und Braun mit Nuancen von Gelb, Grün und Hellgrau entwickelt.

Eine Steigerung über das „Sixbildnis" hinaus erscheint unmöglich. Und doch erlebt man sie in gewisser Weise vor dem letzten großen Korporationsbild Rembrandts, das im Jahre 1661, acht Jahre vor dem Tode des Künstlers, entstanden ist. Was immerhin darauf deutet, daß der Ruf Rembrandts keineswegs ganz erschüttert gewesen sein kann, denn sonst wäre ihm ein solcher Auftrag nicht zuteil geworden. In diesem Bild erscheinen alle Fähigkeiten klassisch gereift. Der Betrachter erschrickt, wenn er vor das Bild tritt und die rätselhaften dunklen Blicke der sechs Männer mit den hohen Hüten und den schwarzen Gewändern durchdringend auf sich gerichtet sieht, wenn das wahre Leben zu ihm spricht, aber mit einem Ingredienz seiner Unheimlichkeit. Ein Zustand ist dargestellt, doch ist er wiederum aufs höchste dramatisiert. Wenn Courbet nur einen Apfel malte, so schien die Frucht zu bersten vor Elementarkraft. So ist es auch, wenn Rembrandt malt, nur in einer noch erhabeneren Weise: immer will sich das Leben dramatisch über sich selbst äußern. Bei den „Staalmeesters" ist die Dramatik freilich ganz ins Innere verlegt, die Spannung ist unterirdisch da, ist aber darum nur um so eindrucks-

voller. Die Verteilung der hellen, von weißen Kragen akzentuierten Köpfe und der schwarzen Gestalten im Raum ist zwingend. Der Tisch mit dem roten Tuch und dem Buch macht, daß des Staunens über diese Kraft sinnlich immaterieller Darstellung kein Ende ist. Man mag alles abdecken, so daß nur ein Stück der roten Tischdecke bleibt, dreißig Zentimeter im Geviert, und man wird sagen: wer das gemacht hat, wer so den Pinsel führte, muß ein Meister höchsten Ranges sein. Dem Betrachter ist ein ziemlich tiefer Standpunkt angewiesen, etwa in der Höhe der Kniee der Dargestellten. Die Gruppe ist also auch hier, nicht nur seelisch, sondern konkret räumlich, auf ein Podium gehoben. Und da sitzen und stehen nun die Sechs und starren dich an. Mit ihnen starrt dich das tiefste Geheimnis des Lebens an.

Welche Kraft des Alters! Mit diesem grandiosen Werk hat Rembrandt gewissermaßen das Weltmeer in ein Wasserloch geschöpft. Das Licht lebt auf der herrlichen Oberfläche und spricht mit sich selbst. Indem es Menschen trifft, offenbart es das Menschliche, wie es zu jeder Zeit sein wird. Es ist ein Licht, von dem man sagen darf: es denkt.

Kurz vor seinem Tode malte Rembrandt die sogenannte „Judenbraut". Als er es tat, verkehrte er nur noch mit sich selbst und mit dem Geheimnis seines hiobartigen Schicksals. Die Farbe ist gleichnishaft geworden, die dramatische Geste hat symbolische, wenn auch unerklärbare Bedeutung, die Technik ist ungreifbar. Tiefe Einsamkeit ist in diesem Bild; es flüstert nur noch die Unsterblichkeit. Und doch ist alles visuell geblieben, alles ist vom Auge aus erlebt. Der früh gealterte Maler dieses verklärten Bildes ist derselbe, der in seinen besten Jahren als Zeichner in Amsterdam und der Umgebung umherstreifte und mit flüchtigem Pin-

sel die genialsten Zeichnungen schuf, vor der Natur von der Natur abstrahierend.

Aus dem mit 100 Bildtafeln versehenen Buche „Holland“ von Karl Scheffler

---

HANS CAROSSA / DER USURPATOR

(Ein Kindheitserlebnis)

Seit wann bin ich? – Die Stunde, da die Welt uns übernimmt, und die andere, da sie uns wieder weitergibt, sie werden aufgeschrieben und nach einer Weile vergessen. Das Herz aber erinnert sich nicht, wann es zu schlagen begonnen; es fühlt sich anfang- und endlos, und in den geistigsten, jugendlichsten Sekunden des Daseins, wenn uns die Lebenswoge so hoch erhebt, daß wir weiter schauen als sonst, ist aller Zeitentrug aufgehoben; einzig die ewige Seele lebt. So wissen wir uns ursprünglich auch Eins mit allem rings Gegebenen. Das Kind, das aus der Säuglingsdämmerung hervorwächst, weiß nicht, daß der allgemeinsame Weltstoff, dem es entnommen ist, sich längst gefährlich von ihm fortgewandelt hat: es lächelt jedem Wesen zu, es kennt weder Mitleid noch Furcht, es langt nach den strahlenden Augen von Menschen und Tieren, es würde den Tiger streicheln, die Flamme umarmen.

Immer in der Weltmitte fühlt sich das Kind, und unter den Erwachsenen besteht eine stille Vereinbarung, ihm darin recht zu geben. Die starrsten Menschen beugen sich vor ihm; ja wenn ihnen voreinander graut, flüchten sie zum Kinde. Alle scheinen etwas von ihm zu erwarten; jeder traut ihm heimlich zu, daß es

eine neue Offenbarung des Menschlichen bedeuten und nicht etwa auch nur ein Bürger oder ein Arbeiter werden wird oder ein durchschnittlicher Fürst. Um es auf dem Wege zu solchem hohen Ziel nicht zu beirren, sucht man alles Entsetzliche und Niedrige, ja sogar seine eigene körperliche Herkunft vor ihm zu verbergen. Das Kind aber nimmt Ehren und Widmungen wie eine Gebühr entgegen und wird höchst ungehalten, wenn man ihm die anfänglich verliehene Hoheit nach und nach wieder abnimmt. Von mir wenigstens weiß ich es, daß ich die Huldigungen, die man den ersten Lebensjahren zu erweisen pflegt, sehr beherzigte und keineswegs auf sie verzichten wollte. Eine scharfe Form wurde nötig, um mich zur Abdankung zu bewegen.
Es mochte vierzehn Tage her sein, daß König Ludwig der Zweite im Starnberger See ertrunken war, und noch drehte sich jedes Gespräch um dieses Ereignis. Von der Schönheit und Entrücktheit jenes Herrschers, von seinen Launen und glänzenden Schulden erzählte die Mutter viel; ich war ganz von ihm angetan und hatte mich im Geiste manchmal an seine Stelle gesetzt. Ein Sommermittag lag über Kading, und eben begann das alltägliche Trauergeläute, womit sechs Wochen lang das ganze Land Bayern seinen toten König feierte, als ich, von irgendeiner Streife her, auf den Gasthof zuging, dessen ersten Stock wir damals bewohnten. Das Haus hatte noch vor kurzem eine schmutzigbräunliche Farbe gehabt; jetzt war es weiß getüncht, und diese neue Fassade zog mich festlich an. Zugleich steigerte das mächtige Glockenläuten meine Stimmung, und auch sonst hatte ich Grund, mich gehoben zu fühlen; denn eine bedeutende Erfindung war mir am Tage vorher geglückt. Einem puren Zufall verdankte ich die Beobachtung, daß junge, kaum haselnußgroße

Roßkastanien, auf weißem Grunde zerrieben, nicht etwa ihr zartes Grün, sondern ein wunderschönes Ockerbraun hinterlassen, das beim Eintrocknen immer kräftiger wird und Haltbarkeit verspricht. Noch behielt ich die Sache für mich und suchte nur eine Gelegenheit, um sie in großem Stil zu erproben. Die Flächen des erneuerten Gasthofs leuchteten in reinstem Weiß; blind hätte ich sein müssen, wenn ihre Verwendbarkeit mir entgangen wäre. Zum Glück waren meine Rock- und Hosentaschen mit solchen jungen Früchtchen bis zum Platzen gefüllt, und schon trat ich auf die Mauer zu, als eben zwei Bürger von Kading vorübergingen.

„Jetzt hat man eine Residenz und nicht einmal einen König darin, es ist eine Schand und ein Spott" hörte ich den einen sagen. – „Zerreiß dir dein Maul nicht!" versetzte freundlich der andere, – „in München droben wird jeder erschossen, der aufbegehrt!" – Mehr brauchte ich nicht zu vernehmen; alles Weitere geschah von selbst: ich hatte eine Kastanie mit drei Fingern umfaßt und schrieb, mit aller Kraft aufdrückend, unermüdlich, eine Tasche nach der andern leerend, bis es endlich die ganze weiße Front entlang in Riesenbuchstaben zu lesen war, dieses Gebäude sei von heute an die Residenz und ich der König von Bayern. – „Wer aufbegehrt, wird erschossen!" – Diesen Zusatz fand ich selbst ein wenig stark und wagte ihn auch nur mit kleinen kaum lesbaren Buchstaben in eine Ecke zu kritzeln. Dann lief ich in die Wohnung und fragte die Mutter, ob es nichts abzustauben, abzuspülen, aufzuräumen oder sonst etwas zu helfen gebe; doch zog ich auf alle Fälle mein Sonntagsröckchen an. – „Es ist nur dem König zu Ehren", erklärte ich zweideutig, als die Mutter darüber ihre Verwunderung äußerte.

Die Türe ging auf, und ich machte mich schon auf etwas Glänzendes, Huldigendes gefaßt; es war aber der Vater: – „Bist du der Tropf, der drunten die neugeweißte Mauer verschmiert?" – Er war bleicher als gewöhnlich, es blitzte hinter seiner Goldbrille, und gleich saß mir eine Ohrfeige im Gesicht, die aber nicht genug Heilkraft besaß; noch trotzte mein Herz und schrie nach bewaffneten Untertanen, die den väterlichen Hochverräter in schwarze Verliese stießen. Er merkte dies auch und sandte sofort eine zweite, kräftigere nach, die mich zur Wirklichkeit bekehrte, ohne daß ich deshalb im stillen jeden Anspruch aufgegeben hätte.

Die Hauptstrafe folgte nun erst: spießrutenlaufend mittendurch eine lautlachende Bürgerschar, verfolgt von tiefempörten, hohnvoll „Majestät" brüllenden Knaben und nachsichtig grinsenden Mädchen mußte ich quer über den breiten Marktplatz zu dem alten Maurermeister Steinbeißer eilen und ihn anflehen, daß er das Weiß der Wand noch am nämlichen Tag auf des Vaters Kosten wiederherstelle.

Diese Demütigung war erweckend genug; dennoch ließ mich das Gefühl nicht los, daß mir Unrecht geschehen sei. Der Mutter sagte ich es offen, daß mich nun das Leben nicht mehr freue; die Kluge aber wußte mich durch einen Auftrag abzulenken, den ich schon öfters zu ihrer Zufriedenheit erledigt hatte. Es galt, ins Isarmoor hinauszuwandern, aus hohlen Weiden den Holzmoder hervorzugraben, der dort in Mengen angesammelt ist, und einen Sack voll heimzubringen. Seltene Blumensorten, die unser schlaffer Gartenboden unzulänglich ernährte, sollten durch Zusatz des feuchten feurigen Humus gekräftigt und veredelt werden. Die Mutter konnte nie Worte genug finden, um die Köstlichkeit



Photographische Aufnahme von David Octavius Hill

und Ergiebigkeit dieser schwarzbraunen Masse zu preisen, und ich kam mir bei ihrer Gewinnung jedesmal wie ein Goldgräber vor. Auch heute vergaß ich dabei meinen Kummer; es war zu schön, mit nacktem Arm im kühlen Staub zu wühlen und diesen durch die Finger laufen zu lassen, an denen manchmal ein schimmernd schwarzer, stark duftender Moschuskäfer hängen blieb. Weit länger als nötig verhielt ich mich bei dem angenehmen Geschäft; indessen sank die Sonne, und während ich den stehend vollen Sack zuband, sah ich mich von einem ebenen Weiß umgeben, das in der Nähe durchscheinend war, in der Ferne aber immer fester und massiger wurde. Es reichte bis nach Landau hin, der kleinen Hügelstadt, unter der immer gehorsam zu ihren Stunden die Eisenbahnzüge gingen, von denen es oft so welthaft herb herüberroch. Dunkel waren sie bei Tage; jetzt aber fuhren sie lichtfenstrig fern über der weißen Decke dahin, an deren anderem Ufer Kadings bleiche Lampen brannten. Schöner und schauerlicher als dieses neue Element war mir bisher nichts erschienen; ich spürte tiefste Abgeschiedenheit und stärksten Lebensdrang. Der Äther fiel mir ein, der unbegreifliche Stoff, von dem die Mutter einmal gesagt hatte, niemand könne ihn wahrnehmen, obgleich er allgegenwärtig sei, während ich doch zu wissen glaubte, daß der Vater eine ganze braune Flasche voll davon in seiner Handapotheke verwahrt hielt. Und nun begriff ich: es war der Äther, der ausnahmsweise sichtbar gewordene, den ich in dem lichten Geweb verehren durfte, und ohne Zweifel war er himmlischer Abkunft. Durch dieses geheimnisvoll Reine hindurch hatte ich nun den Weg nach Kading zurückzulegen, und wenn dies glückte, wenn ich dabei nicht auf irgendeine mystische Art umkam, so mußte hernach

das Leben anders sein, und es konnte nicht mehr gar so viel bedeuten, als was mich die Leute dort ansehen würden. So nahm ich denn den Sack auf die Schulter und watete kühn in die flaumigen Fluten hinein, die mir selten bis zum Halse gingen, so daß ich sie stets überblickte.

Eine Stunde schlug, und ich kannte den Ton; es war die neue große Glocke unserer alten schönen Kirche, die mich da grüßte, der Stolz Kadings, der sehnsüchtige Neid aller umliegenden Dörfer und Weiler. Als eine Geldsammlung für sie eröffnet worden war, hatte die Mutter meine Sparkasse eines fühlbaren Betrags beraubt, damit auch von mir ein kleines Opfer durch die Jahrhunderte mitklinge; daran dachte ich jetzt in einem neuen Gemeinschaftsgefühl und ging und ging, indem ich die Lichter des Marktfleckens fest im Auge behielt, und tat, als merkte ich nichts, wenn es irgendwo zischelte oder der Boden leicht unter mir nachgab. Und wunderbare Heilkräfte entwickelte das Ätherbad; in immer fröhlicherem Umlauf kreiste das Blut. Ersetzt war mir die Herrscherwürde, deren Versagung mich am Nachmittag so sehr beleidigt hatte, und mit der kostbaren Erdlast, die immer schwerer meine Schultern drückte, trug ich ein ganzes namenloses Königreich der Seele heim.

Was die folgenden Wochen bereiteten, weiß ich nicht mehr; doch erfuhr ich noch oft im späteren Dasein ein jenem Abend vergleichbares Glück, wenn ich nach wilden zerstreuten Zeiten zu stiller Arbeit flüchtete und schließlich in Büchern der Dichtung, der Sage oder des Wissens Einkehr hielt. Jede Pilgerschaft im Reich des Geistes glich dann dem Gang durch jenes Nebelmoor; es war eine ähnliche Beschwichtigung des Herzens, ein ähnliches Gefühl von Anwartschaft

auf eine Heimat, in der wir zugleich Diener und Könige sind.

Aus einer Bekenntnisschrift

HENRY DE MONTHERLANT
PHANTASIE ÜBER DIE KÖRPERSEELE ALS TEIL UND ABBILD DER WELTSEELE

Leute, die mich tadeln, daß ich diesem oder jenem Augenblick einer Bewegung, diesem oder jenem Teil eines Leibes zu große Bedeutung beimesse, ihnen zu viel Ehre gebe, machen sich von der Welt eine Vorstellung, die nicht die meine ist. Dringen wir tiefer ein.

Wenn wir uns vor einem Körper befinden, zu dem wir edle Liebe fühlen können, sowohl wegen seiner Schönheit als auch wegen seiner Leistung im Spiel, und wir sind ihm ganz nahe (damit seine Lebensgeister um so stärker uns durchdringen), dann versetzt uns zunächst die Überzahl des Vortrefflichen in solche Ratlosigkeit, wie wenn wir etwa alle Stücke eines Museums zugleich in uns aufnehmen wollten. Wir glauben zu ersticken. Es ist zu viel. Und wir beschließen, uns auf einen begrenzten Ausschnitt dieses Körpers zu beschränken, zum Beispiel auf den Mittelteil des Beines: Kniekehle und Knie. Nun, an diesem engen vom übrigen abgesonderten Ausschnitt bemerken wir zunächst, daß er seine eigene Persönlichkeit hat, seine eigene ganz zauberhafte Wirksamkeit.

Jawohl, ein Knie allein! Und ist es schön, dann nennen wir es Person! So habe ich von dem Körper eines Mädchens geschrie-

ben, daß man für jeden ihrer Muskeln sich einen kleinen Gott
hätte ausdenken mögen, wie sie das antike Rom den geringfügig-
sten Dingen verlieh. Mit tiefem Staunen erkennen wir: ein Knie
für sich erfüllt uns mit dem gleichen Entzücken wie ein ganzer
Leib, ein Knie allein läßt uns unser Unvermögen bis zur Be-
klemmung empfinden, bedrängt uns mit der Qual des Un-
möglichen. Und dieser aus ihrem organischen Zusammenhang
herausgelösten Zelle geben wir eine ideale Einheit, entbinden
uns dadurch in das Unendliche.
Doch läßt sich aus einem Ding etwas ziehen, was sich in keiner
Weise darin befindet? Kann die Vorstellung des Unendlichen
von dem Endlichen gegeben werden, wenn es nicht einen Inbe-
griff des Unendlichen in sich enthält? So werden wir dazu be-
wogen, in diesem Teil des Leibes den Teil einer besonderen Seele
anzunehmen, einer Körperseele, die in dem ganzen Leibe aus-
gegossen ist, so wie die Alten glaubten, daß die Weltseele bis in
die geringsten Lebewesen und leblosen Dinge ausgegossen wäre.
Und wie ich in meiner Gläubigkeit an die Weltseele die Hand
einer Frau gezeigt habe, ‚sanft wie ein Pferdemaul', und die Haut
ihres Schädels, ‚heiß wie der Froschbauch', so könnte ich wohl
– beherrscht von dem noch ungeläuterten Glauben an eine
Körperseele – schreiben, ‚daß alle Geistigkeit aus ihrem Gesicht
in ihre Brust herabgestiegen schiene' und ‚daß ihre Kniee wissend
seien'.

Da ich diese Annahme gleichsam im Spiele ersonnen hatte, ver-
suchte ich jetzt, sie zu stützen. Es gibt Menschen, die durch Ein-
gebung Dinge wahrnehmen, die den Gelehrten verborgen sind:
Kinder, kaum vom Göttlichen entbunden und noch voll von

ihm; Künstler, die mit der Welt des Unsäglichen Zwiesprache halten; Liebende, die über die Geliebte der Engel würdige Mitteilungen empfangen. Aller dieser Wesen – wie sich der Jäger guter Spürhunde bedient – dachte ich mich zu bedienen, um in diesem Bereiche das Wild Wahrheit aufzuspüren. Ich sah nun, daß die Kinder jeden Teil ihres Körpers wie etwas von sich ganz Unabhängiges behandeln; sie betrachten ihren Fuß oder ihre Hand wie ein Fremdes und später behandeln sie diese Körperteile als gleich im Range, wie es sich etwa bei kleinen Jungen offenbart, die Glieder, welche wir als ‚unanständig' zu verstekken pflegen, wie eine ruhmreiche Ordensdekoration zur Schau stellen. Durch alle diese Äußerungen scheinen sie für das Dasein einer dem Körper eigentümlichen Seele Zeugnis abzulegen, so wie sie später das Dasein der Weltseele zu bezeugen scheinen, wenn sie beim Anbruch des Jünglingsalters lieben, ohne viel nach dem Geschlecht des geliebten Wesens zu fragen, als wohnte in allen Menschen ununterschiedlich Gott selbst.

Und ferner sah ich, daß die von den Künstlern gebildeten Menschengestalten, selbst wenn sie verstümmelt sind, an Schönheit mit den unversehrten Figuren wetteifern, wie jene Bruchstücke der Antike zeigen, wo ein kleiner Teil von einem Torso oder von einem Gliede uns zur Anbetung zwingt. Und, da ich endlich die Liebenden befragte, sah ich, daß viele von ihnen in ihrem Taumel den Gegenstand ihrer Liebe zu beißen pflegen. Dadurch suchen sie nicht etwa, seiner geistigen Seele habhaft zu werden; denn wir sehen, daß auch jene solches tun, die die Seele ihres Mädchens nicht lieben oder sehr wohl wissen, daß ihm keineswegs eine zu eigen ist; vielmehr suchen sie auf diese Weise die leibliche Seele, die über den ganzen Leib ausge-

gossen ist, durch den Geschmackssinn zu erkennen und zu besitzen.

So meinte ich also, daß meine Annahme einer Körperseele gestützt sei, und ich schloß daraus, daß wir keinen Teil unseres Körpers verachten dürfen, sondern sie alle als gleichwertig betrachten sollen. Und die erste Tat, die diese Auffassung in mein Leben brachte, bestand darin, daß ich beim Baden zwischen den Handtüchern für das Gesicht und den Handtüchern für den Körper keinen Unterschied mehr machte. So gurgelt der Boxer während der Pause mit dem Wasser, das er ausgespieen hat.

Doch welcher Art ist die Natur dieser Seele? Ist sie unabhängig von der geistigen Seele? Oder ist sie etwa vielmehr die geistige Seele selbst, als welche bei ihrer Arbeit, den Körper von innen heraus zu formen, ihn durchdränge und an seiner Außenfläche eine Strahlung erzeugte? Diese Meinung fände eine Bekräftigung bei Aristoteles, der sagt, daß ‚ein schöner Fuß das Merkmal einer schönen Seele ist', und schließlich in dem allgemeinen Glauben, daß der Körper auf irgend eine Art die Seele offenbare.

Lauter Dinge, die, solange sie Gleichnis und Phantasie bleiben, ungestraft erträumt werden dürfen.

DER WETTLAUF

Personen: Henry de Montherlant, 24 Jahre, Dichter und Sportsmann, durch eine Kriegsverwundung behindert.

Der Knabe Peyrony, 15 Jahre, eine Hoffnung des Fußballspiels und der Leichtathletik.

Warum lockt mich heute die Bahn wie ein Abgrund?

Wäre sie aus Asche, ich nähme ein wenig Asche in meine

Hand und ließe sie durch die Finger rinnen. Ganz heimlich, als ob ich etwas Böses täte.

Sobald wir, Peyrony und ich, einem Boxmatch beiwohnen, wird er vom Dämon des Kampfs gepackt. Seine Hände ballen, seine Beine kreuzen und entkreuzen sich, mit dem Kopfe mimt er die Schläge: ein richtiges kleines Theater, das unsere Nachbarn bald zum



William Harvey
Aus Rümann, Das illustrierte Buch des 19. Jahrhunderts

Lächeln bringen wird. Und jetzt, am Rande dieser Bahn, die gleiche Unrast, die mich erst aufreizt, dann nach und nach mir den Atem benimmt. Wenn ich liefe?

Das wahrhaft starke Begehren enthält seine Rechtfertigung in sich: ‚ich begehre' – Erklärungen sind überflüssig. Wie vor einem Gegenstand in einem Schaufenster, wie vor den stiertötenden Waffen, wie vor einem Pferd, wie vor einem Trunk Wasser, wie vor einem menschlichen Wesen leert sich ringsherum die Welt

für mich. Hindernisse, Gefahren, göttliche und menschliche Gesetze, sie alle versinken. Nur noch mein Ich ist da und das Begehrte, Angesicht zu Angesicht in dumpfem Brausen des Bluts.

Zum letztenmal lief ich vor zwei Jahren, im Kriege. Ich war ein Schmetterling, vom Netz verfolgt. Der Tod suchte mich, rannte hinter mir her, zielte bald zu weit rechts, bald zu weit links; hohe rote Flammen zwischen der aufspritzenden ockerfarbigen Erde, wie zwischen den Blumenblättern der Stempel. Ich war schon verwundet, und noch lief ich. Angst vor dem Sterben vervielfachte meine Kräfte.

Seitdem bin ich nicht gelaufen. Doch: drei-, viermal hinter dem Autobus her. O Jammer der Beine, die mit dem Tod um die Wette liefen und nun laufen, um einen Autobus zu erwischen! Doch war mir, als ob ich bei diesem lächerlichen Rennen die Unversehrtheit meines Körpers wieder spürte. Spaß, eine kleine Weile um einige Meter zurückzubleiben, während die Leute auf der Plattform lebhaft wünschen, daß man nicht nachkomme, und man weiß doch, in zwei Sätzen wird man zum selbstgewählten Zeitpunkt sein Ziel erreichen, und man macht diese zwei Sätze und erreicht es! Spaß und Symbol. Soeben, vor einem Augenblick noch, fühlte ich durch den Flanell meiner weißen Hose hindurch die Schwellungen meiner Oberschenkel, ihre großen derben Massen verblüffen mich. Was habe ich denn in diesen zwei Jahren getan, daß mein sich selbst überlassener Körper sich trotz allem vervollkommnete? Wie eine Uhr, die man aufzuziehen vergessen hat, und plötzlich entdeckt man, daß sie noch geht. Wackre Uhr, tapfer und treu!

Die Bahn, ‚ein wandelnder Weg', bringt mir Luis Acejes her-

bei. Braun und hart, in das grellfarbige Höschen gezwängt, wie eine Havanna in ihren Ring.

„Acejes, gib deine Spikes her."

„Wirst du laufen?"

Ich antworte nicht, lache nur ungeschickt, um die Erregung zu verbergen, die mich bereits befällt.

„Er läuft! Er läuft!"

Er wundert sich. Er weiß nicht, daß auch ich meine große Zeit und meine Siege gekannt habe. Weiß nicht, warum ich nicht mehr laufe, nicht einmal, daß ich es jemals tat.

Er legt die Schuhe mit den Eisenspitzen ab, den schönen, handgeschmiedeten, und reicht sie mir. So würde er mir auch sein Jersey und seine kurze Hose leihen. Seine Füße sind breit, die große Zehe setzt die Innenlinie des Fußes fort und ist von der zweiten abgetrennt, ganz wie es sein soll. Laien würden diese Füße grob nennen. Und doch sind sie schön, weil ihrer Funktion ganz angepaßt: wahrhafte Postamente.

Ich ziehe meinen Rock aus.

Ich streife die Ärmel auf. Luft auf meinen Armen, ein wenig Luft... Wie habe ich nur mit Ärmeln leben können?

Am hüpfenden Stoffe meines Hemdes sehe ich die Schläge meines Herzens.

Ich kniee nieder, krümme mich, um meine Spikes zu schnüren.

Ich höre mein Herz gegen mein Kniegelenk pochen.

Ich bin mir der Ungeheuerlichkeit meiner Aufregung bewußt; denn stünde dort, an der Straßenecke, mein Schicksal auf dem Spiel, ich nähme mir nicht die Mühe, hinzugehen und zuzuschauen.

Es war eine blitzähnliche Erleuchtung. Plötzlich war mir, als ob ich wüchse, als ob ich mit einem Male zum Strahlungsherd eines Mysteriums, zu einem geheiligten Gefäß würde. Meine Beine fühlte ich wie unbesiegbare Denkmale. Die Geschwindigkeit und Gediegenheit meiner Bewegung schien mir von großer Majestät überflossen. Ein mächtiger Atem trägt mich von innen her. Meine Atemzüge regeln sich nach meinem Lauf; Kopf und Arme schlagen den Takt. Mein Gott –! Zwei Jahre lang war ich Zuschauer, nun bin ich zum Schauspiel geworden!
Ich ziehe mit dem Kopf voran. Ruckweiser, ringender Stil. Meine Schmeichler würden sagen: eigenwilliger Stil.
Je nach den Stößen meines Kopfes bläst der Wind in zwei verschiedenen Tönen gegen mein Gesicht. Kleiner Windgesang an meinem Ohr.
Das Laufen kommt nicht aus den Beinen. Es entspringt in den Lenden wie die Liebe.
Peyrony, den ich nach und nach einhole, dreht sich um und lacht, als er mich sieht. Kein bösartiges Lachen, doch verletzt es mich. Brand in den Tiefen.
Mein Partner wird nicht mehr zurückschauen. Er hat sich an meinem Feuer entzündet und brennt. Diesmal ist die Fackel von rückwärts nach vorn gereicht worden.
Agon, der Genius, der den Wettkämpfen vorsteht, hat sich zwischen uns beide herabgesenkt. Mein Partner ist kein ‚Lausejunge' mehr, mit dem in irgend etwas zu wetteifern ein unmöglicher Gedanke wäre. Jetzt ist er Mann, ist meinesgleichen, mit einem Wort: der Gegner. Er ist fünfzehn Jahre alt und ich vierundzwanzig; und nichts erfüllt mich mehr als das Verlangen und der Wille, zu beweisen, daß ich besser bin als er. Agon, der

Unwiderstehliche, hat dies gewollt. Dies Unvernünftige. Agon läuft zwischen uns, stachelt bald den einen, bald den anderen an, mit seinem kurzen Schwert, wie man es in Marmor gebildet sieht.

Viel aus Joinville überholt uns: breite Schultern und schmale Hüften, der Bau der ägyptischen Statuen.

Peyrony hat seine Gangart beschleunigt, und zwar auf so subtile Art, daß ich den Wechsel nicht gleich bemerke. Wie ruhig er läuft. Wenn er sagt: ‚Beim Laufen ist mir alles piepe', – wer würde die Vollkommenheit vermuten, die sich hinter dieser abgestandenen Redensart verbirgt? Was ist es? Kunstgerechte Eile. Besser noch: Ordnung in der Bewegung. Schneller und schneller kommt er vorwärts, und in seiner Schnelligkeit ist eine Unbeweglichkeit, die mich bezaubert.

Plötzlich dieser dumpfe Kopf! Wie verwirrend, das alles, was sich an diesem sicheren Ort bewegt, nur ein Ziel hat: mir entgegen zu sein. Was sind wohl seine Absichten? So wenig ich zu irgendeinem Zeitpunkt fähig bin, zu ergründen, welche Pläne er über wichtige Dinge faßt, so wenig bin ich in diesem Augenblick fähig, zu unterscheiden, welche der simplen taktischen Regeln dieses Sports – in dem ich doch einer seiner Lehrer war – er zu wählen beabsichtigt, um mich zu schlagen.

Wir müssen um Maurice Rousseaux herumlaufen, der auf der Startlinie Löcher gräbt wie ein Hund.

Wir überholen die Zwillingsbrüder Louvet. Sie laufen genau im gleichen Schritt.

Hinter mir ein Aufschrei. Sturz? Verstauchung? Unwillkürlich möchte ich zurückschauen. Doch wie! Was ist in diesem Augenblick mein Ziel? Den Wettlauf zu gewinnen. Und die ge-

ringste Unaufmerksamkeit kann mein Verderben sein. Ich straffe mich, ich wende mich nicht um. Ein Aufseufzen über das, was hinter mir zurückbleibt.
Eine Taube flattert zu Boden und streift mein Gesicht wie ein Geist.
Jedesmal wenn ich meine Augen erhebe, habe ich das Gefühl, einen Halt loszulassen. Ich muß beim Laufen meine Blicke fest auf die Erde heften, genau zwei Meter vor mir.
Wir laufen bald auf Sonnen-, bald auf Schattenflächen. Schatten von Baumgruppen launisch hingeworfen, wie Spitzenwerk ausgezackt, je nach dem Umriß der Wipfel. Bald begleitet mich mein Schatten, bald ist er nicht da.
Weil ich mit gesenkten Armen laufe, schreit einer am Geländer, da ich vorbeikomme: „Mätzchen!"
Wir überholen Master Norman Drouineau. Jede seiner Hände bewegt sich wie ein kleines Rad. Die linke offen und locker; die rechte geschlossen, als bewahre sie irgend etwas: sei brav, verlier es nicht.
Jetzt schlägt Peyrony einen Haken nach rechts. Wie im Rugby-Spiel. Wozu dieser Haken? Angst, mir als Schrittmacher zu dienen, wenn er vor mir läuft? Oder, um mir die Deckung zu nehmen und mir Wind zu geben? Oder, um freien Raum vor mir zu öffnen, damit ich loslege? Wohl zwanzig Mal habe ich seine Art zu laufen studiert, wenn er gegen seine Kameraden kämpfte. Jetzt kämpft er gegen mich, und ich habe alles vergessen. Ich laufe wie in der Nacht.
Doch fühlte ich mich nicht bei allem, was ich tat, wie in der Nacht?
Mit geschlossenen Augen würde ich die Stelle erkennen, wo ich

beginnen muß, mich anzustrengen, mit geschlossenen Augen, am Duft eines Rosenstrauchs, der dort – zweihundert Meter vor dem Ziel – sich am Saum der Bahn erhebt.

Wie werde ich meine Sinne brauchen müssen!

Und die Sinne trügen nicht.

Höchster Fieberpunkt. Mein Hirn hatte meinen Beinen den Befehl zur Attacke erteilt. Durch welche höchst wunderbare besondere Witterung hat ihn der ‚Feind' aufgefangen? Oh Rosenstrauch, warst du sein Helfershelfer? Einen Sekundenbruchteil, bevor meine Beine den Angriff beginnen, tun es die seinen. Ich kämpfe, um ihn einzuholen. Ich kann es nicht. Zehn Jahre älter bin ich als er und kann es nicht! Außerordentliche Augenblicke, da ich allen Gehalt meiner Reife ausschöpfe und verströme und diesen Jungen nicht einzuholen vermag. Es ist, als wenn zwischen uns beiden ein Block komprimierter Luft stände, der uns trennt. Verzweiflung schreit, brennt in meiner Schnelligkeit, weht hinterher wie die wagrechte Flamme der eilends hinweggetragenen Fackel. Verzweiflung an allem, was in mir war, was zerbrochen ist und nicht mehr heil werden will, an allem, was steif geworden ist und nicht mehr lebendig werden will, an allem, was geblüht hat und nicht mehr blühen will. Und dazu Staunen und Verdruß, ganz kindisch: ‚Hat der aber lange Beine! Donnerwetter, kein Wunder, daß – – –' Und sogar eine Spur von Böswilligkeit: ‚Er hat mich behindert. Das zählt nicht.' Ich stürze mich dem doppelgesichtigen Schicksal entgegen. Und seine beiden Gesichter verdammen mich: lächerlich bin ich, wenn ich mich von einem Knaben besiegen lasse; lächerlich, wenn ich ihn mit solcher Anstrengung besiege.

So waren wir in der großen Kurve angelangt, wie auf einem Abhang. (O Pathos der Kurven!) Der leere Raum zwischen uns ist größer geworden, dieser abscheuliche leere Raum, so groß scheint er mir wie alle Räume der Erde zusammen. Und man brauchte diesen Raum nur auszufüllen, und es will nicht gelingen. Und diese Spanne versinnbildlicht zugleich den Abgrund, der nun plötzlich sich auftut zwischen dem, der mehr kann, und zwischen dem, der weniger kann. Und mein wundes Herz lastete auf meinem Lauf. Und ich lief hinter dem Flüchtigen her wie hinter dem Glück.

Doch als wir in den Endspurt kamen, dort, wo die beiden Bahnen allmählich ineinander münden, wie edle Ströme, wie an Stärke ebenbürtige Brüder, da ward mir die köstliche Mitteilung, daß Peyrony zu versagen anfing. An den Stößen seines Kopfes, an der Unbeherrschtheit seiner Haltung merkte ich, daß er seine Leistungsfähigkeit überschritten hatte. Vierzig Meter vor dem Ziele holte ich ihn ein. Nun begann auch ich, mit den Armen, mit dem Oberkörper, mit dem Kopf zu arbeiten; zurückgeworfen trug ich ihn wie die Bacchanten. Und also bewies ich endlich mit Glanz, daß ich mehr vermochte als ein Obertertianer.

Keuchend standen wir einander gegenüber. Oh, das gewaltige, das verwirrende Wogen der geplagten Körper! Ich sehe, wie unter dem Trikot die Zusammenziehungen seines Bauches und das Hüpfen seines Herzens ihre Wellen vermählen, wie Wellen zweier Steine, die man ins Wasser wirft. Dann besänftigt sich der Aufruhr. Nun stehen wir still, doch noch voller Erregung. Das ist jener Augenblick, den die griechische Plastik festhält, wo die Ruhe eine in sich vollendete Bewegung ist.

„Na“, sagt er. „Du hast sicher nicht geglaubt, daß du als erster ans Ziel kommst.“
Ich fasse nach meinem blessierten Kreuz. Jawohl, ich wage diese Simulantengeste. Denn es ist nicht wahr, ich weiß nicht, wie es kam, ich habe meine alte Verwundung nicht gespürt!
„Vergiß nicht,“ sage ich, „daß ich acht Granatsplitter habe.“
„Und du, daß ich schon eine Runde gelaufen bin, während du da drüben standest und die Daumen drehtest.“
Er legt die Schuhe ab, um seine nackten Füße zu kühlen. Wir strecken uns im Graben aus, der an den Renntagen zum Fluß wird. (Fein, wenn jetzt eine Granate dahersauste!) Die Hecke deckt uns. Wir sind wie in einer kleinen Barke auf einem Meer von Grün.

Aus dem Roman „Die Olympiaden“ übertragen von Hans Kauders

RAINER MARIA RILKE / JAROSLAWNAS LIED

... Da hört man die Stimme der Jaroslawna. Einem einsamen Kuckuck gleich klagt sie seit Morgengraun. Fliegen will ich – sagt sie – wie ein Kuckuck den Dunaj entlang! meinen Ärmel von Biberpelz will ich hineinhalten in den Kajal-Fluß; auswaschen will ich dem Fürsten die blutigen Wunden seines grausamen Leibes.
Jaroslawna weint seit Morgengraun in Putiwl auf den Mauern und spricht: „O Wind, Wind, – Herr, warum wehst du so sehr? Warum mit deinen leichten Flügeln treibst du die Pfeile des Khans zu meines Geliebten Kriegsheer? Wär es dir nicht genug, hoch unter den Wolken zu wehn und Schiffe zu schaukeln auf

blauem Meer? Warum, Herr, hast du mein Frohsein verweht über das Grasland hin?"

Jaroslawna weint seit Morgengraun in Putiwl der Stadt, auf den Mauern und spricht: „Dnjepr, du Held, du durchschlugst dir die steinernen Berge im polowtzischen Land. Du trugst liebkosend auf dir Swjätoslaws Kähne hinein in das Heer des Kobjak; nun trage zärtlich, Herr, auch den Gatten mir zu, daß ich ihm nicht ans Meer muß Tränen schicken im Morgengraun."

Jaroslawna weint seit Morgengraun in Putiwl auf den Mauern und spricht: „Helle du, überhelle Sonne! Du bist allen warm und gut. Herrin, warum legst du glühend dein Licht auf die Mannen meines Gemahls?... Durst hat ihnen im wasserlosen Land die Bogen gedörrt, und Niedergeschlagenheit schließt ihnen die Köcher zu..."

IGOR KEHRT HEIM

Zur halben Nacht erhob sich das Meer. Wassersäulen wanderten wolkig darüber hin. Gott zeigt dem Fürsten Igor den Weg aus polowtzischem Land nach der russischen Erde, zu seines Vaters goldenem Thron. Es war nach dem Abendrot. Igor schläft... Igor wacht trotzdem; Igor mißt in Gedanken das Feld vom großen Don bis an den kleinen Donetz. Olwur pfeift über dem Fluß, als rief er ein Pferd, dem Fürsten zum Zeichen... Und schon ist Fürst Igor nicht mehr da! In Freude rief er laut auf; dumpf hallte die Erde nach, und es rauschte das Gras. Unruhe entstand in den polowtzischen Zelten... Aber der Fürst Igor entlief als Wiesel ins Schilfrohr und schwamm, weiß, als Reiherente über das Wasser. Er warf sich auf sein flüchtiges Pferd, sprang nackt, als grauer Wolf, ab von ihm, jagte zu den Fluren

des Donetz und flog als Falke durch den Nebel dahin, sich Schwäne erlegend und Enten zum Frühstück, Mittagbrot und Nachtmahl. Während Igor Falke war und flog und Olwur unten als Wolf dahinraste, von sich abschüttelnd den eisigen Tau: jagten die anderen ihre raschen Pferde zu Schanden.
Und es sprach Donetz, der Fluß: O Fürst Igor! Groß ist deine Herrlichkeit, groß der Haß des Kontschak und groß die Freude der russischen Erde. Und Igor sprach: O Donetz, groß ist deine Herrlichkeit, weil du zärtlich auf den Wogen den Fürsten getragen hast, weil du ihm grünendes Gras hingebreitet hast auf deinen silbernen Rändern und ihn bekleidet hast mit warmen Nebeln im Schatten deiner grünen Uferbäume; weil du ihn in Schutz genommen hast: als Wildente auf dem Wasser, als Möwe über den Wellen und auf den Winden als Falken... Man erzählt von dem Stugna-Fluß, daß er anders sei. Seine mageren Wellen verschlangen die fremden Bäche, und er grub sich Kanäle unter dem Buschwerk und schloß in ihnen den fürstlichen Knaben Rostislaw ein, nah bei des Dnjeprs traurigen Ufern. Und es weinte Rostislaws Mutter über den jugendlichen Prinzen Rostislaw; alle Blumen waren kleinmütig vor Mitleid, und die Bäume hingen aus Trauer zur Erde.
Das ist nicht Elsterngeschwätz: Gsa und Kontschak verfolgen Igor. Da krächzten die Raben nicht, verstummt waren die Krähen und das Schwatzen der Elstern; nur die Klettervögel kletterten, und klopfend wiesen die Spechte den Weg an den Fluß; Nachtigallen sangen selig den Morgen.
Da flüsterte Gsa dem Kontschak: „Fliegt der alte Falke zu Nest, so schießen wir den jungen mit unseren goldenen Pfeilen.“
Und es antwortete Kontschak dem Gsa: „Fliegt der alte Falke

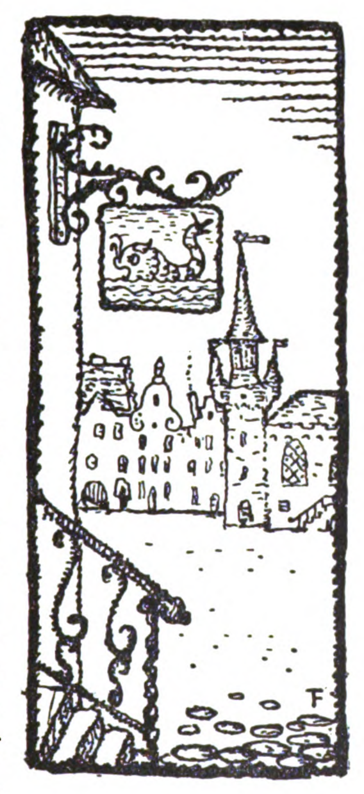
zu Nest, so fangen wir den jungen mit einem schönen Mädchen."
Und es flüsterte Gsa dem Kontschak: „Wenn wir ihn fangen mit einem schönen Mädchen, dann bleibt uns weder der junge Falke noch die junge Schöne, und wir können Vögeln nachjagen auf polowtzischem Feld."

Aus der Übertragung der altrussischen Dichtung „Das Igorlied"

FELIX TIMMERMANS / DIE HEILIGENBILDER

Jetzt waren sie nach und nach trunken geworden, hatten heiße Gesichter und verwirrte Gedanken, so daß sie nicht mehr wußten, in welcher Provinz sie wohnten.
Der sanfte Schwan hatte sich, wie immer, beizeiten fortgeschlichen; Kuckuck spielte noch auf der Mandoline, ohne daß jemand ihm zuhörte.
Livinus erzählte von Gemälden und Heiratspapieren, die nicht kämen, er verwechselte Anna-Marie mit Grain d'Or und Grain d'Or mit Anna-Marie. Die seltene Schönheit dieser Frau hatte sein empfindliches Gemüt erschüttert, daß er am Ende nicht mehr wußte, welche er nun heiraten sollte.
Corenhemel zeigte eine traurige Miene und sprach mit Pirruhn über Katinka, und Pirruhn sagte zwischen jedem Satz: „Dieses Jahr noch heirate ich Adelaide, und Anna-Marie muß dabei sein."
Van de Nast war mit dem Kopf auf dem Tisch eingeschlafen; er gab dabei ein Geräusch von sich, wie ein kleines Ferkel am Euter seiner Mutter.

Zwanzigmal hatte Barbara die Männer schon gebeten, nach Hause zu gehen, da es bereits viel zu spät war; aber niemand kümmerte sich darum, und dann löschte sie einfach die Lampe aus, so daß sie ihren Wein nicht mehr finden konnten.



„Wir wollen Anna-Marie unter ihrem Fenster ein Ständchen bringen!" schlug Livinus vor.

„Aus-gezeichnet!" meinte Pirruhn.

„Gut!" sagte Corenhemel, „wir holen unsere Instrumente." Sie zogen ab, aber Barbara rief sie zurück, denn sie hatten Van de Nast vergessen.

„Legt ihn auf einen Schubkarren, wir bringen ihn nach Hause", stotterte Pirruhn.

Kuckuck und Livinus holten aus dem Stall einen Schubkarren, warfen den gekrönten Van de Nast darauf und fuhren singend mit ihm weg; sie vergaßen ihre Hüte, aber sie trugen die glänzenden Lorbeerkronen auf dem Kopf.

Barbara schloß hinter ihnen das Tor.

Der Marktplatz lag still, leer und dunkel da. Das Rattern des

Schubkarrens schlug seltsam widerhallend gegen die Giebelwände der schlafenden Häuser.
Kuckuck wollte anfangen zu singen, aber Corenhemel versetzte ihm einen Stoß; erst wenn man an seinem Hause vorbei war, konnten sie machen, was sie wollten.
Mit vorsichtigen Schritten, den Schubkarren langsam vor sich hinschiebend, während der Nachtwächter auf dem Turm sein „Schlaft ruhig" in die Stille hinausblies, schlichen sie an dem reichen Hause Corenhemels vorbei.
Die große Madonna der Sieben Schmerzen in ihrem Glasschrank wurde von einer runden Laterne beleuchtet, die sich im schwachen Winde wiegte. Eine gespenstige Helle tanzte auf dem traurigen Antlitz der Mutter Gottes, spiegelte sich in den goldenen Blumen der Porzellanvasen neben ihr wider und glitzerte in den sieben Blechschwertern, die in ihrem blutigen Herzen steckten.
Hinter den Fenstern des ersten Stockwerkes brannte ein schwaches Licht. Es war das Zimmer, wo die Kranke in ihrem jämmerlichen Elend lag.
Die Männer guckten etwas ernüchtert hinauf und schwiegen.
Corenhemel kannte dieses Licht, das ihn jede Nacht so vorwurfsvoll anstarrte. Er schloß die Augen davor, seufzte und verachtete sein trauriges Leben.
Als sie an dem Haus vorbei, um die Ecke in die Storchstraße eingebogen waren, fingen sie mit dem Schubkarren zu laufen an, so daß er auf den holprigen Pflastersteinen schüttelte und rüttelte, und sie sangen: „Hü! Pferdchen hü!"
Dort, der efeubewachsenen Mauer des Beginenhofes gegenüber, stand, mit nach vorn überhängendem spitzen Giebel, das be-

scheidene Haus des Holzschneiders und Glockenspielers Van de Nast.

Vor der Tür hielten sie an.

Livinus flüsterte: „Also meine Herrschaften, ihr könnt ja machen, was ihr wollt, aber ich bleibe hier nicht stehen, denn es ist schon erbärmlich spät, und wir haben alle Aussichten, daß seine Frau uns einen Eimer Wasser auf den Kopf schüttet. Armer Van de Nast, dir wird es ja wieder dreckig gehen!"

„Ich bleibe auch nicht hier", sagte Corenhemel.

„Wir wollen klopfen und uns dann aus dem Staube machen", meinte Livinus.

„Ein guter Gedanke!" piepste Kuckuck...

„Ich werde nicht wanken und weichen, und wenn sie das ganze Meer über mich ausschüttet!" erklärte Pirruhn. Er drückte sich die goldene Lorbeerkrone fester auf den Kopf.

Als er gerade im Begriff war, an der Messingklinke zu rütteln, faselte der schlafende Van de Nast: „O Nachtigall, o edles Tier..."

„Er will die Nachtigall hören", sagte Pirruhn. „Das soll er auch! Auf ins Feld!"

Livinus fuhr mit dem Schubkarren weiter in der Richtung auf die Felder zu.

Während die anderen sich entfernten, blieb Pirruhn zurück. In der nächtlichen Stille klang von weitem der leierige Gesang seiner Freunde.

Er kam am Gefängnis vorbei und hörte hinter armstarken Eisenstäben das Schnarchen eines schlafenden Gefangenen. Da fiel sein Blick auf einen mageren Sankt Rochus, der hinter einem Eisengitter in einer Nische stand und von einer kleinen qualmenden

Lampe beleuchtet wurde. Der Heilige zeigte dem Himmel die Wunde seines hölzernen Kniees, und seine Augen blickten starr und traurig.

Das flackernde Licht warf einen hellen Schein auf Pirruhns goldene Krone.

Da las Pirruhn, mit lauter Stimme, was auf einem kleinen Holzbrett geschrieben stand, das unter der eisernen Opferbüchse an der Wand genagelt war:

O Mensch, geh achtlos nicht vorbei
und bete zu dem heil'gen Mann
Zwei Vaterunser oder drei,
Und wer es möglich machen kann,
Der opfre, was er übrig hat,
damit aus unsrem frommen Land
Und unsrer guten treuen Stadt
die Pest für ewig sei verbannt.

Plötzlich fielen Pirruhn die Worte Joo Pastors ein: „Dieses Jahr wird ein Unglücksjahr."

Ihm war, als fühle er plötzlich den Tod um sich. Die Angst legte sich ihm wie Feuer ums Herz. Das war wahrhaftig noch nie dagewesen.

Er schlug mit seinem Stock nach einem unsichtbaren Etwas. „Weg! Weg!" brummte er und schob durch den mit Spinnweben überzogenen Schlitz der eisernen Opferbüchse neun Frankstücke; er wollte gerade ein zehntes Frankstück hineinstecken, zog es aber plötzlich zurück. „Genug, du Nimmersatt!" schimpfte er, steckte den Franken wieder ein und schritt durch die Nacht nach Hause.

Er hatte seine Kameraden vergessen.

Er holte seinen Schlüssel aus der Tasche, und obwohl er noch Straßen weit von seinem Haus entfernt war, hielt er ihn ausgestreckt in der Hand, um ihn ins Schlüsselloch zu stecken.
„Dieses Jahr noch heirate ich Adelaide... und Anna-Marie muß dabei sein!" murmelte er ununterbrochen vor sich hin.
Die Mainacht hing angenehm kühl mit ihren glänzenden Sternen über der kleinen Stadt. Die Menschen schliefen, und die Nachtigallen sangen in den duftenden Gärten. An den Straßenecken, hinter ihren armseligen Lichtern, bewachten die Heiligenbilder die Welt, um sie vor drohenden Gefahren, vor Unheil und Elend zu schützen.

Aus dem Roman „Die Delphine", übertragen von Peter Mertens

VIRGINIA WOOLF / DAS VERWUNSCHENE HAUS

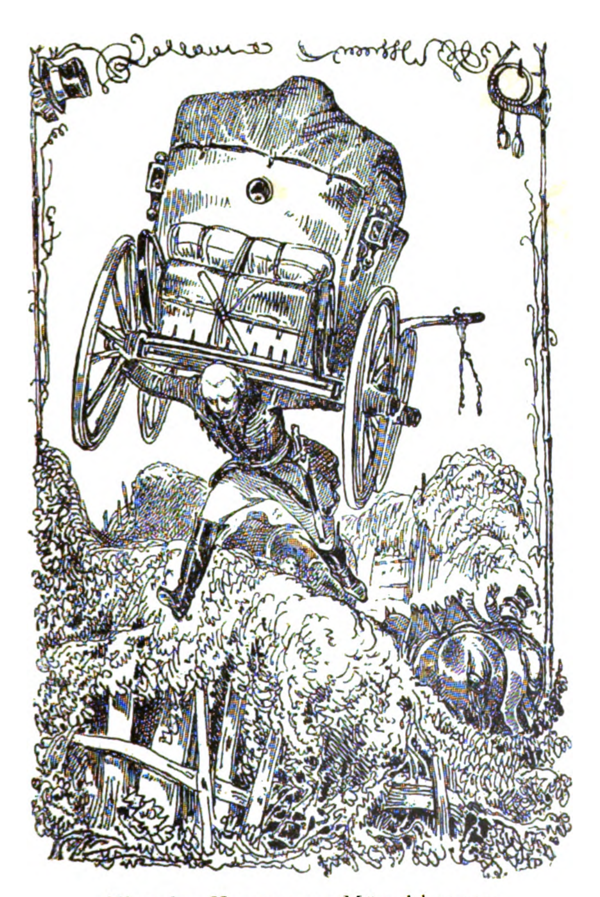
Gleichviel zu welcher Stunde du wach lagst, immer schlug irgendwo eine Tür. Von Zimmer zu Zimmer gingen sie, Hand in Hand, hier einen Vorhang lüftend, dort ein Behältnis öffnend, überall hineinspähend – ein gespenstisches Paar.
„Hier ließen wirs", sagte sie. Und er darauf: „Ja, aber hier auch!"
„Oben ists", murmelte sie. „Und im Garten" – wisperte er.
„Leise," sagten sie, „oder wir wecken sie auf."
Aber davon konnte nicht die Rede sein, daß ihr uns wecktet. O, nein.
„Sie suchen danach; sie zerren am Vorhang", konnte man wohl sagen und dabei weiterlesen, ein oder zwei Seiten. „Jetzt haben sie es gefunden", mochte man überzeugt sein und den Federhal-

ter innehalten lassen am Zeilenende. Und dann, des Lesens müde, mochte man wohl aufstehen und seinerseits Nachschau halten: das Haus völlig leer, die Türen stehen weit offen, einzig die Wildtauben gurren zufrieden, und das Surren der Dreschmaschinen tönt vom Gehöft her. „Wozu bin ich hierher gekommen? Was wollte ich finden?“ Meine Hände waren leer. „Vielleicht also eine Treppe höher?“ Die Äpfel lagen unangetastet auf ihren Dörrbrettern. Und so bis hinunter zum Keller, der Garten still wie immer, einzig ein Buch war ins Gras geglitten.

Aber im Wohnzimmer hatten sie's aufgespürt. Nicht als ob man sie je hätte sehen können. Die Fensterscheiben widerspiegelten Äpfel, widerspiegelten Rosen; all die Zweige malten sich grün im Glas. Wenn sie ins Wohnzimmer vordrangen, so verriet sie nichts anderes, als daß auf einmal die gelbe Seite des Apfels sichtbar ward. Jetzt, ein weniges später, hing es an den Wänden, lastete von der Decke – was? Leer blieben meine Hände. Der Schatten einer fliegenden Drossel huschte über den Teppich; aus den tiefsten Tiefen der Stille rief die Wildtaube ihren girrenden Laut. „Geborgen, geborgen, geborgen“, pocht leise der Pulsschlag des Hauses. „Geborgen der Schatz; das Zimmer...“ jäh setzte der Puls aus.

Oh, also wars der verborgene Schatz?

Einen Augenblick später war der Tag hinweggedunkelt. Hinaus in den Garten also? Aber schon spann Finsternis um die Bäume, ein letzter Sonnenstrahl verweilte noch. Sachte, einzigartig und unbeteiligt versank hinterm Horizont der Strahl, den ich für immer hinter dem Fenster angezündet gewähnt hatte. Tot war das Glas; Tod stand zwischen uns; erst zum Weibe ge-



Theodor Hosemann: Münchhausen

kommen, vor Hunderten von Jahren, dann fort aus dem Hause, nachdem er alle Fenster versiegelt; dunkel lagen die Zimmer. Er verließ es nun auch, ließ auch sie, wandte sich gen Norden, wandte sich ostwärts, sah die Sterne verkehrt stehen am süd-lichen Himmel; gedachte des Hauses – und fand es versunken hinter den Dünen. „Geborgen, geborgen, geborgen," hämmert der Puls des Hauses heiter, „euer Kleinod."
Der Wind fegt über die Landstraße. Die Bäume biegen sich und neigen sich auf diese und auf jene Seite. Streifen Mondlichts klatschen und sprühen wild im Regen. Aber der Streifen Lam-penlicht strahlt ungebrochen aus dem Fenster. Die Kerze brennt steif und still. Tappend durchs Haus, die Fenster öffnend, wis-pernd, um uns nicht zu wecken, das gespenstische Paar auf der Suche nach seinem Glück.
„Hier schliefen wir", sagt sie. Und er fügt hinzu: „Küsse ohne Zahl." „Morgens beim Erwachen"... „Silber zwischen den Bäumen" – „Droben" – „Im Garten" – „Wenn der Sommer kam" – „Zur Schneezeit im Winter" – Türen schlagen irgend-wo weit weg, leise nachklappend wie Herzschlag.
Näher kommen sie; stehen still auf dem Gang. Der Wind sänf-tigt sich, der Regen gleißt silbern über das Fensterglas. Unsere Augen fallen zu; wir hören nicht die Schritte neben uns; sehen nicht die Dame ihren geisterhaften Mantel raffen. Seine Hände blenden die Laterne ab. „Sieh her!" flüstert er.
„Sie schlafen tief. Liebe spielt um ihre Lippen." Vorgebeugt, ihre silberne Lampe hochgehalten, betrachten sie uns lange und sinnend. Lange verweilen sie. Der Wind bläst stetig; unstet neigt sich die Flamme. Wilde Fetzen Mondlichts zucken über Fuß-boden und Wände, trifft sichs, so fällt Licht auf die gespannt

vorgeneigten Gesichter; die nachdenksamen; die Gesichter, welche die Schlafenden ausforschen auf der Suche nach ihrem entschwundenen Glück.
„Geborgen, geborgen, geborgen", das Herz des Hauses schlägts zuversichtlich. „Lange Jahre" – seufzt er. „Aber du fandest mich wieder. Hier –" murmelt sie, „schlafend; lesend im Garten; lachend, wenn ich Äpfel aufreihte in der Bodenkammer. Hier ließen wir unseren Schatz." – Näher gerückt, läßt mich ihr Licht die Lider aufschlagen. „Geborgen, geborgen, geborgen", klopfts stürmisch in des Hauses Herztakt. Erwachend, schreie ich: „Das also ist euer verborgener Schatz: Die Helligkeit im Herzen?!"

Übertragen von Hans B. Wagenseil

ALDOUS HUXLEY / DAS PORTRÄT

„Bilder?" meinte Mr. Bigger, „Sie wollen einige Bilder sehen? Oh, bitte, wir haben gerade ein paar sehr interessante Stücke drüben in unserem Ausstellungsraum. Franzosen und Engländer, wissen Sie."
Der Kunde hob abwehrend die Hand und schüttelte den Kopf. „Nein, nein, moderne Sachen sind nichts für mich", erklärte er in seinem gemütlichen Nordenglisch. „Ich will wirkliche Bilder, alte Bilder. Rembrandt und Reynolds und dergleichen."
„Ich verstehe." Mr. Bigger nickte. „Alte Meister. Oh, gewiß, bei uns finden Sie alte und moderne."
„Die Sache ist die", sagte der andere. „Ich habe mir vor kurzer Zeit ein ziemlich großes Haus gekauft – ein Herrenhaus", setzte er mit eindrucksvoller Betonung hinzu.

Mr. Bigger lächelte; die Unbefangenheit dieses schlichten Mannes hatte etwas ungemein Einnehmendes. Er fragte sich, auf welche Weise der Mann wohl zu seinem Vermögen gekommen sei. ‚Ein Herrenhaus.' Die Art, wie er das gesagt hatte, war wirklich reizend gewesen. Hier stand ein Mann, der sich von der Dienerschaft zur Herrschaft eines Herrenhauses emporgearbeitet hatte, von der breiten Basis der feudalen Pyramide zu ihrem schmalen Gipfel. Seine eigene Geschichte und die ganze Geschichte der sozialen Klassen waren in jenem Nachdruck auf dem Worte ‚Herren' – enthalten gewesen. Aber der Besucher fuhr fort zu sprechen. Mr. Bigger konnte seinen Gedanken nicht gestatten, weiterzuwandern.

„In einem solchen Haus," sagte der andere, „und wenn man eine gesellschaftliche Stellung wie die meine zu wahren hat, muß man ein paar Bilder haben. Alte Meister, versteht sich. Rembrandts und wie sie alle heißen."

„Gewiß", erwiderte Mr. Bigger. „Ein Alter Meister ist das Symbol sozialer Überlegenheit."

„Ja, das ist es", rief der andere strahlend. „Sie haben genau das ausgesprochen, was ich sagen wollte."

Mr. Bigger verneigte sich und lächelte. Es war entzückend, jemand gefunden zu haben, der die kleinen Ironieen, die man sich gestattete, für nüchternen Ernst nahm.

„Wir würden die Alten Meister freilich nur für die Empfangsräume unten im Erdgeschoß brauchen. Es wäre zu viel des Guten, sie auch in den Schlafzimmern zu haben."

„Viel zu viel des Guten", stimmte Mr. Bigger bei.

„Sie müssen nämlich wissen," fuhr der Herr des Herrenhauses fort, „meine Tochter – sie malt ein wenig. Recht hübsch sogar.

Ich lasse einige ihrer Sachen einrahmen, um sie in die Schlafzimmer zu hängen. Es hat seine Vorteile, wenn ein Künstler in der Familie ist. Es erspart einem, Bilder zu kaufen. Aber wir müssen natürlich was Altes für die unteren Räume haben."
„Ich glaube, ich habe genau das, was Sie suchen." Mr. Bigger erhob sich und drückte auf eine Klingel. ‚Meine Tochter – sie malt ein wenig.' Er stellte sich eine große, blonde, kellnerinartige Person vor, einunddreißig und noch nicht verheiratet, schon etwas überreif. Seine Sekretärin erschien in der Tür. „Bringen Sie mir das Porträt, das venezianische, das im Hinterzimmer hängt. Sie wissen schon, welches ich meine."
„Sie haben es sehr behaglich hier", sagte der Herr des Herrenhauses. „Das Geschäft geht gut, wie ich hoffe."
Mr. Bigger seufzte. „Die Stagnation", meinte er. „Wir Kunsthändler leiden unter ihr mehr als alle andern."
„Ah ja, die Stagnation." Der Herr des Herrenhauses lachte in sich hinein. „Ich sah sie die ganze Zeit voraus. Manche Leute glaubten, die guten Zeiten würden ewig weiterwähren. Die Narren! Ich habe ausverkauft, gerade als die Konjunktur am höchsten war. Darum kann ich mir auch jetzt Bilder leisten."
Mr. Bigger lachte mit. Das war die richtige Sorte von Kunden. „Ich wollte, ich hätte etwas gehabt während der Konjunktur, was ich hätte ausverkaufen können", erwiderte er.
Der Herr des Herrenhauses lachte, bis ihm die Tränen über die Wangen herabkollerten. Er lachte noch, als Miß Pratt wieder eintrat. Sie hielt mit beiden Händen ein Bild wie einen Schild vor sich.
„Stellen Sie's auf die Staffelei, Miß Pratt!" sagte Mr. Bigger.

„Na?" Er wandte sich an den Herrenhausbesitzer, „was halten Sie von dem da?"

Das Bild, das vor ihnen auf der Staffelei stand, war ein Porträt, ein Brustbild. Ein volles Gesicht, sehr weiße Haut, hochbusig, das Kleid aus blauer Seide tief ausgeschnitten, – es schien die typische Italienerin des achtzehnten Jahrhunderts darzustellen. Ein leichtes, selbstgefälliges Lächeln kräuselte die ein wenig zu dicken Lippen, und in der Hand hielt die Dame eine schwarze Maske, als habe sie sie eben, am Ende eines Karnevalstages, abgenommen.

„Sehr hübsch", sagte der Herr des Herrenhauses. „Aber", setzte er zweifelnd hinzu, „es sieht nicht sehr nach einem Rembrandt aus, nicht? Es ist alles so klar und licht. Bei Alten Meistern kann man gewöhnlich überhaupt nichts sehen; sie sind alle ganz dunkel und verschwommen."

„Sehr richtig", erwiderte Mr. Bigger. „Aber nicht alle Alten Meister sehen wie ein Rembrandt aus."

„Vermutlich nicht." Der Herr des Herrenhauses schien nicht ganz überzeugt zu sein.

„Dies hier ist ein Venezianer des achtzehnten Jahrhunderts. Ihre Farben waren immer so leuchtend. Giangolini hieß der Maler. Er starb jung, wissen Sie. Man kennt kaum ein halbes Dutzend seiner Bilder. Und dieses ist eins von ihnen."

Der Herr des Herrenhauses nickte. Er wußte den Wert der Seltenheit zu würdigen.

„Man bemerkt auf den ersten Blick den Einfluß Longhis", fuhr Mr. Bigger leichthin fort. „Und es ist etwas von der Morbidezza der Rosalba in der Art, wie das Gesicht gemalt ist."

Der andere blickte unbehaglich von Mr. Bigger auf das Bild und von dem Bild auf Mr. Bigger. Man ist nie verlegener, als wenn jemand zu einem spricht, der mehr Kenntnisse hat, als man selbst besitzt. Mr. Bigger nützte seinen Vorteil.
„Sonderbar," meinte er, „daß man nichts von Tiepolos Manier darin bemerkt. Finden Sie nicht auch?"
Der Herr des Herrenhauses nickte. Sein Gesicht hatte einen betrübten Ausdruck bekommen. Die Winkel seines Kindermundes zogen sich herab. Man hätte beinahe erwartet, er werde in Tränen ausbrechen.
„Es ist ein Vergnügen," sagte Mr. Bigger und ließ endlich locker, „mit jemand zu sprechen, der wirklich was von Malerei versteht. So wenige Leute verstehen etwas davon."
„Na, ich will nicht gerade behaupten, daß ich mich sehr eingehend damit befaßt habe", meinte der Herrenhausbesitzer bescheiden. „Aber wenn ich etwas sehe, weiß ich, ob es mir gefällt." Sein Gesicht heiterte sich auf, da er wieder festeren Grund unter den Füßen fühlte.
„Also ein natürlicher Instinkt", sagte Mr. Bigger. „Das ist eine sehr wertvolle Gabe. Ich konnte es Ihnen vom Gesicht ablesen, daß Sie sie besitzen. Ich sah das im Augenblick, als Sie in die Galerie hereinkamen."
Der Herrenhausbesitzer war entzückt. „Wirklich? Aber nein!" Er fühlte, wie er wuchs, wie er an Bedeutung zunahm. „Wirklich!" Er neigte seinen Kopf kritisch zur Seite. „Hm ja. Ich muß sagen, es ist ein sehr gutes Stück Malerei. Sehr fein. Aber Tatsache ist, daß mir ein mehr historisches Bild lieber gewesen wäre, wenn Sie wissen, was ich meine. Etwas mehr Ahnenbilderartiges, wissen Sie. Ein Porträt von jemand mit einer Geschichte

– etwa wie Anne Boleyn oder Lady Hamilton oder der Herzog von Wellington oder so jemand."

„Aber, verehrter Herr, ich wollte es Ihnen ja eben sagen: dieses Bild hat eine Geschichte." Mr. Bigger neigte sich vor und legte seine Hand dem Herrenhausbesitzer aufs Knie. Unter den buschigen Brauen blinzelten seine Augen voll Wohlwollen und amüsierter Heiterkeit. Eine wissende Güte war in seinem Lächeln. „Die Entstehung dieses Bildes hängt mit einer äußerst merkwürdigen Geschichte zusammen."

„Was Sie nicht sagen!" Der Herr des Herrenhauses zog die Augenbrauen in die Höhe.

Mr. Bigger lehnte sich in seinen Stuhl zurück. „Die Lady, die Sie da sehen," sagte er und wies auf das Porträt, „war die Gemahlin des vierten Earls Hurtmore. Die Familie ist jetzt erloschen. Der neunte Earl starb erst voriges Jahr. Ich erwarb das Bild, als das Schloß verkauft wurde. Es ist traurig, das Verschwinden dieser alten Adelshäuser mit ansehen zu müssen." Mr. Bigger seufzte. Der Herrenhausbesitzer blickte feierlich drein, als wäre er in der Kirche. Einen Augenblick lang herrschte Schweigen. Dann fuhr Mr. Bigger in verändertem Tone fort: „Nach den Bildnissen von ihm zu schließen, die ich gesehen habe, scheint der vierte Earl ein langgesichtiger, düster dreinblickender, grauer Mensch gewesen zu sein. Man kann sich ihn nie jung vorstellen. Er war einer von den Männern, die dauernd aussehen, als wären sie fünfzig. Seine Hauptinteressen im Leben waren die Musik und römische Altertümer. Es gibt ein Porträt von ihm, auf dem er in der einen Hand eine Elfenbeinflöte hält und die andere auf das Bruchstück einer römischen Skulptur stützt. Mindestens die Hälfte seines Lebens brachte er auf Reisen

in Italien zu, wo er Antiquitäten nachspürte und Musik hörte. Als er ungefähr fünfundfünzig war, fand er plötzlich, daß es für ihn an der Zeit sei, zu heiraten. Und dies hier war die Dame seiner Wahl." Mr. Bigger wies auf das Porträt. „Sein Geld und sein Titel müssen vieles Fehlende ersetzt haben. Nach ihrem Aussehen kann man sich nicht recht vorstellen, daß Lady Hurtmore ein großes Interesse an römischen Altertümern gefunden habe. Auch dürfte sie, wie ich glaube, nicht viel für die Theorie und Geschichte der Musik übrig gehabt haben. Sie liebte Kleider, sie liebte Gesellschaft, sie liebte das Spiel, sie liebte den Flirt, mit einem Wort, sie liebte es, sich zu unterhalten. Es scheint nicht, daß sich das neuvermählte Paar allzu gut vertragen habe. Aber jedenfalls vermieden die beiden einen offenen Bruch. Ein Jahr nach der Hochzeit beschloß Lord Hurtmore, Italien abermals aufzusuchen. Zu Anfang des Herbstes traf er mit seiner Gemahlin in Venedig ein. Für Lord Hurtmore bedeutete Venedig unbegrenzte Musik. Es bedeutete Galuppis tägliche Konzerte im Waisenhause der Misericordia; es bedeutete Piccini in Santa Maria; neue Opern am San Moise; entzückende Kantaten in einem Hundert Kirchen. Es bedeutete Privatkonzerte von Amateuren; Porpora und die besten Sänger Europas; Tartini und die größten Violinspieler. Für Lady Hurtmore bedeutete Venedig etwas wesentlich anderes: das Glücksspiel im Ridotto, Maskenbälle, fröhliche Soupers – all die vielen Genüsse der vergnüglichsten Stadt der Welt. Da die beiden jedes sein eigenes Leben lebten, hätten sie in Venedig beinahe grenzenlos glücklich sein können. Aber eines Tages hatte Lord Hurtmore den unseligen Gedanken, seine Gemahlin porträtieren zu lassen. Man empfahl ihm Giangolini als einen vielversprechenden Maler, als

den kommenden Mann. Lady Hurtmore begann mit den Sitzungen. Giangolini war hübsch und draufgängerisch. Giangolini war jung. Seine amouröse Technik war ebenso vollendet wie seine künstlerische. Lady Hurtmore wäre mehr als menschlich gewesen, wenn sie ihm hätte widerstehen können. Sie war nicht mehr als menschlich."

„Das ist keiner von uns, he?" Der Herr des Herrenhauses bohrte seinen Finger Mr. Bigger in die Rippen und lachte.

Höflich stimmte Mr. Bigger in das Gelächter ein. Sobald es abgeflaut war, fuhr er fort: „Endlich beschlossen sie, miteinander durchzugehen – über die Grenze. Sie wollten in Wien leben – von dem Familienschmuck der Hurtmores, den die Lady sorgsam in ihren Reisekoffer packen würde. Er war mehr als zwanzigtausend Pfund wert, der Familienschmuck der Hurtmores, und im Wien Maria Theresias konnte man recht schön von den Zinsen von zwanzigtausend Pfund leben.

Die Vorbereitungen waren leicht getroffen. Giangolini hatte einen Freund, der alles für sie besorgte – ihnen Pässe auf einen falschen Namen verschaffte, Pferde mietete, die auf dem Festland ihrer warten sollten, und der ihnen seine Gondel zur Verfügung stellte. Sie bestimmten den Tag der letzten Sitzung für die Flucht. Der Tag kam. Lord Hurtmore brachte nach seiner Gewohnheit seine Gemahlin in einer Gondel zu Giangolinis Atelier, ließ sie dort auf dem hochlehnigen Modellstuhl sitzen und ging wieder weg, um Galuppis Konzert in der Misericordia anzuhören. Es war um die Zeit, da der Karneval seinen Höhepunkt erreichte. Sogar am hellichten Tage gingen die Leute in Masken umher. Lady Hurtmore trug eine aus schwarzer Seide – dieselbe, die sie da hält, sehen Sie! da auf dem Porträt. Ihr Gemahl, ob-

wohl er kein Nachtschwärmer war und Karnevalsscherze mißbilligte, zog es vor, sich lieber der grotesken Mode anzupassen, als durch Nichtanpassung die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Der lange schwarze Mantel, der riesige schwarze Dreispitz, die langnasige Maske aus weißem Papier, sie bildeten in jenen Karnevalswochen den gewöhnlichen Anzug eines jeden venezianischen Edelmannes. Lord Hurtmore wünschte kein Aufsehen zu erregen; also trug auch er ihn. Der Anblick dieses ernsten, feierlich dreinschauenden englischen Mylords, gekleidet in die Clownsuniform eines fröhlichen maskierten Venezianers muß absurd und widerspruchsvoll genug gewesen sein. ‚Pantalon im Gewande Pulcinellas' – so bezeichnete ihn das Liebespaar in seinen Gesprächen; der alte Geck der ewigen Komödie als Clown angezogen. Nun, an jenem Morgen kam, wie ich schon sagte, Lord Hurtmore wie gewöhnlich in einer gemieteten Gondel und brachte seine Lady mit. Und sie wiederum brachte unter den Falten ihres weißen Mantels eine kleine, lederne Schatulle mit, darin kosig in Seide gebettet die Hurtmore-Juwelen ruhten. In dem kleinen dunklen Kasten der Gondel sitzend, sahen die beiden die Kirchen und reichverzierten Paläste und die hohen schäbigen Häuser an sich vorbeigleiten. Unter seiner Kasperlmaske hervor erklang die Stimme Lord Hurtmores ernst, gemessen und unbeirrbar.

‚Der gelehrte Padre Martini', sagte er, ‚hat mir versprochen, mir die Ehre zu erweisen, morgen bei uns zu dinieren. Ich bezweifle, daß es einen Mann gibt, der mehr von der Geschichte der Musik weiß, als er. Ich möchte Sie bitten, sich Mühe zu geben, ihn mit besonderen Ehren zu bewirten.'

'Sie dürfen dessen versichert sein, Mylord.' Sie konnte kaum die lachende Erregung unterdrücken, die in ihr aufschäumte. Morgen um die Zeit des Abendessens würde sie schon weit weg sein – über die Grenze, hinter Görz, und auf der Wiener Chaussee dahingaloppieren. Armer, alter Pantalon! Aber nein, er tat ihr nicht im geringsten leid. Schließlich hatte er ja seine Musik, seinen Krimskram von zerbrochenen Marmorstücken. Unter ihrem Mantel umfaßte sie die Schmuckschatulle noch fester. Wie berauschend vergnüglich doch ihr Geheimnis war!"

Mr. Bigger verschränkte die Finger und preßte die Hände theatralisch auf sein Herz. Er unterhielt sich. Er wandte seine lange Fuchsnase dem Herrn des Herrenhauses zu und lächelte wohlwollend. Der hinwiederum war ganz Aufmerksamkeit.

„Ja, und?" fragte er.

Mr. Bigger löste seine Hände voneinander und ließ sie auf seine Kniee niederfallen.

„Nun," sagte er, „die Gondel hält vor Giangolinis Tür, Lord Hurtmore hilft seiner Frau beim Aussteigen und führt sie hinauf in des Malers großen Arbeitsraum im ersten Stock, übergibt sie mit der gewohnten höflichen Redewendung dessen Obhut und geht wieder weg, um Galuppis Morgenkonzert in der Misericordia anzuhören. Das Liebespärchen hat gut zwei Stunden, um die letzten Vorbereitungen zu treffen.

Kaum ist der alte Pantalon sicher außer Sicht, da taucht auch schon des Malers hilfreicher Freund auf, maskiert und im Domino wie jedermann in den Gassen und auf den Kanälen dieses Karnevals-Venedig. Es folgt allgemeines Umarmen, Händeschütteln und Gelächter; alles ist so wunderbar gut gegangen, kein Verdacht erweckt worden. Unter Lady Hurtmores Do-

mino kommt die Schmuckschatulle hervor. Sie öffnet sie, und es setzt laute italienische Ausrufe des Erstaunens und der Bewunderung. Die Brillanten, die Perlen, die großen Hurtmore-Smaragde, die Rubinspangen, die diamantenen Ohrgehänge – alle diese leuchtenden, blitzenden Dinger werden liebevoll untersucht und mit Kennermiene in den Händen gewogen. Auf mindestens fünfzigtausend Zechinen schätzt sie der hilfreiche Freund. Die beiden Liebenden werfen sich einander ekstatisch in die Arme.

Der hilfreiche Freund unterbricht sie; es gibt zuletzt noch einiges zu erledigen. Sie müssen noch ins Polizeiministerium und ihre Pässe unterschreiben. Oh, eine bloße Formsache; aber sie muß geschehen. Gleichzeitig wird er selbst ausgehen und einen Diamanten verkaufen, um die nötigen Geldmittel für die Reise zu beschaffen."

Mr. Bigger machte eine Pause und zündete sich eine Zigarette an. Er blies eine Rauchwolke von sich und fuhr fort:

„So machten sie sich also auf, alle in ihren Masken und Dominos, der hilfreiche Freund in einer Richtung, und der Maler und seine Geliebte in einer andern. Ach ja, Liebe in Venedig!" Mr. Bigger blickte verzückt zur Decke empor. „Waren Sie jemals in Venedig und verliebt, mein Herr?" fragte er den Herrenhausbesitzer.

„Niemals weiter als bis Dieppe", erwiderte der und schüttelte den Kopf.

„Ah, dann haben Sie eines der größten Erlebnisse versäumt. Dann können Sie niemals ganz verstehen, welcher Art die Gefühle der kleinen Lady Hurtmore und des Malers waren, als sie mitsammen die langen Kanäle entlangfuhren und einander

durch die Augenlöcher ihrer Masken anblickten. Vielleicht küssen sie einander bisweilen – obgleich das eigentlich schwer gewesen wäre, ohne sich zu demaskieren. Und es bestand immer Gefahr, daß jemand durch die Fenster des Gondelkastens ihre bloßen Gesichter erkennen könnte. Nein, ich nehme eher an," schloß Mr. Bigger nachdenklich, „daß sie sich darauf beschränkten, einander anzublicken. Aber wenn man in Venedig auf den Kanälen dahinträumt, kann man sich beinahe schon mit dem Anblicken allein zufrieden geben, – schon mit dem Anblikken."

Er liebkoste die Luft mit einer Handbewegung und ließ seine Stimme in Schweigen erlöschen. Er tat zwei oder drei Züge an seiner Zigarette, ohne etwas zu sagen. Als er wieder zu sprechen begann, war seine Stimme sehr ruhig und ausgeglichen.

„Vielleicht eine halbe Stunde, nachdem sie weggegangen waren, hielt eine Gondel vor Giangolinis Tür, und ein Mann in Papiermaske und schwarzem Domino, auf dem Kopfe den unvermeidlichen Dreispitz, stieg aus und ging die Treppe hinauf in des Malers Zimmer. Es war leer. Von der Staffelei herab lächelte das Porträt ein süßes und etwas schicksalhaftes Lächeln. Aber kein Maler stand davor, und der Platz für das Modell war leer. Die langnasige Maske sah sich mit einer ausdruckslosen Neugier in dem Raume um. Ihr umherwandernder Blick kam endlich auf der Schmuckkassette zur Ruhe, die da, wo das sorglose Liebespaar sie gelassen, offen auf dem Tische stand. Die tiefliegenden, dunkelbeschatteten Augen hinter der grotesken Maske verweilten lange und wie gebannt auf diesem Gegenstand. Pulcinella mit der langen Nase schien in Nachdenken versunken.

Ein paar Minuten später ertönten Schritte und lachende Stimmen auf der Treppe. Die Maske wandte sich ab und blickte zum Fenster hinaus. Hinter ihr öffnete sich lärmend die Tür; trunken vor Erregung, in fröhlicher, lachender Unbekümmertheit, stürmte das Liebespaar herein.

‚Ah, *caro amico!* Schon zurück? Glück gehabt mit dem Diamanten?'

Der Domino beim Fenster rührte sich nicht; Giangolini plauderte fröhlich weiter. Das Unterschreiben sei ganz ohne jeden Anstand abgelaufen, keinerlei Fragen seien gestellt worden; er habe die Pässe in der Tasche. Sie könnten sofort abreisen.

Lady Hurtmore begann plötzlich unbeherrschbar zu lachen; sie konnte gar nicht aufhören.

‚Was gibt es denn?' fragte Giangolini, ebenfalls lachend.

‚Ich mußte eben,' keuchte sie zwischen den Ausbrüchen ihrer Heiterkeit, ‚ich mußte an den alten Pantalon denken, wie er in der Misericordia sitzt und feierlich wie eine Eule zuhört,' – sie erstickte beinahe und stieß die Worte schrill und gewaltsam hervor, als spräche sie durch Tränen hindurch, – ‚wie er den langweiligen Kantaten dieses alten Galuppi zuhört!'

Der Mann beim Fenster wandte sich herum. ‚Bedauerlicherweise, Madam,' sagte er, ‚war der Maestro heute morgen indisponiert. Es gab kein Konzert.' Er nahm die Maske ab. ‚Und so habe ich mir erlaubt, früher als gewöhnlich zurückzukommen.' Das lange, graue, tiefernste Gesicht Lord Hurtmores blickte ihnen entgegen.

Das Liebespaar starrte ihn an und war für einen Augenblick sprachlos. Lady Hurtmore griff nach ihrem Herzen; es hatte einen fürchterlichen Sprung getan, und sie verspürte ein entsetz-

liches Gefühl in der Tiefe ihres Magens. Der arme Giangolini war weiß geworden wie eine Papiermaske. Sogar in jenen Tagen der Cicisbei und offiziellen Hausfreunde wußte man von Fällen zu erzählen, da empörte und eifersüchtige Ehemänner zu Mördern geworden waren. Er selbst war unbewaffnet, und Gott allein mochte wissen, welche Waffen der Vernichtung unter jenem rätselvollen Domino verborgen waren. Doch Lord Hurtmore tat nichts Gewaltsames oder Würdeloses. Ernst und feierlich, wie er alles tat, ging er zum Tisch hinüber, nahm die Schmuckschatulle auf, schloß sie sorgfältig, und mit den Worten: ‚Das ist wohl meine Schatulle, glaube ich', steckte er sie in die Tasche und verließ das Zimmer. Das zurückgebliebene Liebespaar sah sich fragend an."

Es entstand eine Stille.

„Und was folgte dann?" fragte der Herr des Herrenhauses.

„Der Umschwung", erwiderte Mr. Bigger und schüttelte traurig den Kopf. „Giangolini hatte sich verpflichtet, mit fünfzigtausend Zechinen durchzugehen. Lady Hurtmore fühlte sich nach einiger Überlegung nicht sehr von der Idee des ‚Liebesglückes in der Hütte' begeistert. Der Platz der Frau, so entschied sie schließlich, ist in der Häuslichkeit – beim Familienschmuck. Aber würde Lord Hurtmore die Sache in genau demselben Lichte erblicken? Das war die Frage, die aufregende, beunruhigende Frage. Sie entschied sich dafür, heimzugehen und sich selber zu überzeugen.

Sie kam gerade zum Mittagessen zurecht.

‚Seine erlauchte Exzellenz warten im Speisesaal', sagte ihr der Majordomo. Die hohen Türflügel wurden vor ihr aufgerissen; sie segelte hinein, majestätisch, Kopf hoch, – aber mit welch

einer Angst im Herzen! Ihr Gemahl stand beim Kamin. Er kam ihr entgegen.

‚Ich habe Sie erwartet, Madam', sagte er und führte sie an ihren Platz.

Das blieb die einzige Anspielung, die er je auf den Vorfall machte. Am Nachmittag sandte er einen Bedienten in des Malers Atelier um das Bild. Es bildete einen Teil des Gepäcks, als er einen Monat später mit seiner Gemahlin die Rückreise nach England antrat. Die Geschichte hat sich mit dem Bild von einer Generation auf die andere vererbt. Ich hörte sie von einem alten Freund der Familie, als ich voriges Jahr das Porträt kaufte."

Mr. Bigger warf das Zigarettenende in den Kamin. Er schmeichelte sich, die Geschichte sehr gut erzählt zu haben.

„Äußerst interessant," sagte der Herr des Herrenhauses, „wahrhaftig, äußerst interessant. Ganz historisch, nicht wahr? Es ließe sich auch von Lady Hamilton oder Anne Boleyn keine bessere erzählen, was?"

Mr. Bigger lächelte zerstreut und abwesend. Er dachte an Venedig – die russische Gräfin, die in derselben Pension gewohnt hatte, der große Baum im Hof vor seinem Fenster, ihr starkes, scharfes Parfüm (es ließ einen den Atem anhalten, wenn man es zum ersten Male roch), und dann das Baden am Lido und die Gondel und die Kuppel von Santa Maria Salute vor dem dunstigen Himmel, genau wie sie aussah, als Guardi sie gemalt hatte. Wie unheimlich lange her das schon schien und wie weit weg! Er war damals kaum mehr als ein Knabe gewesen. Mit einem Ruck erwachte er aus seiner Träumerei.

Der Herr des Herrenhauses sprach. „Also wieviel würden Sie für das Bild verlangen?" fragte er.

Sein Ton war kühl und ungezwungen; er war ein rarer Vogel, was das Handeln betraf.

„Mja", sagte Mr. Bigger und verließ widerwillig die russische Gräfin und das paradiesische Venedig von vor fünfundzwanzig Jahren. „Ich habe für weniger bedeutende Bilder als dieses hier auch schon tausend Pfund gefordert. Aber ich will Ihnen dieses gern für siebenhundertfünfzig überlassen."

Der Herr des Herrenhauses pfiff leise durch die Zähne. „Siebenhundertfünfzig?" wiederholte er. „Das ist zuviel."

„Aber mein lieber Herr," protestierte Mr. Bigger, „bedenken Sie doch bloß, was Sie für einen Rembrandt von dieser Qualität und Größe zahlen müßten! – Mindestens zwanzigtausend. Siebenhundertfünfzig sind sicherlich nicht zu viel. Im Gegenteil, es ist sehr wenig, wenn man die Bedeutung des Bildes, das Sie da bekommen, in Betracht zieht. Sie haben selber ein genügend gutes Urteil, um zu sehen, daß dieses Bild hier ein sehr feines Kunstwerk ist."

„Oh, das leugne ich nicht", erwiderte der Herr des Herrenhauses. „Ich sage bloß, daß siebenhundertfünfzig Pfund ein schönes Stück Geld sind. Puh! Ich bin nur froh, daß meine Tochter selber ein wenig malt. Denken Sie, wenn ich auch die Schlafzimmer mit Bildern ausstatten müßte, die pro Stück siebenhundertfünfzig Pfund kosten!" Er lachte.

Mr. Bigger lächelte. „Sie dürfen auch nicht vergessen, daß Sie Ihr Geld sehr gut anlegen. Späte Venezianer steigen im Preis. Wenn ich Kapital übrig hätte –"

Die Tür ging auf, und Miß Pratts wuscheliger Blondkopf guckte herein.
„Mr. Crowley möchte wissen, ob er Sie sprechen kann, Mr. Bigger."
Mr. Bigger runzelte die Stirn. „Sagen Sie ihm, er soll warten", erwiderte er irritiert. Er räusperte sich und wandte sich wieder seinem Besucher zu. „Wenn ich etwas Kapital übrig hätte, würde ich das ganze in späten Venezianern anlegen. Bis auf den letzten Penny."
Er dachte, während er dies sagte, daran, wie vielen Leuten er schon erzählt haben mochte, er würde sein ganzes Kapital, wenn er eines hätte, in Primitiven anlegen, in Kubismus, Negerplastik, japanischen Holzschnitten...
Schließlich gab ihm der Herr des Herrenhauses einen Scheck über sechshundertundachtzig Pfund.
„Senden Sie mir, bitte, mit dem Bild eine maschinengeschriebene Abschrift der Geschichte", sagte er, als er seinen Hut aufsetzte. „Es ist eine Geschichte, die man gut seinen Gästen bei Tisch erzählen kann, glauben Sie nicht? Ich möchte alle Einzelheiten gern ganz genau haben."
„O gewiß, gewiß," erwiderte Mr. Bigger, „die Einzelheiten sind äußerst wichtig."
Er geleitete den kleinen Mann zum Ausgang. „Guten Morgen!" – „Guten Morgen!" Weg war er.
Ein hochaufgeschossener blonder Jüngling mit kurzem Backenbart erschien in der Tür. Seine Augen blickten dunkel und melancholisch; sein Gesichtsausdruck, seine ganze Erscheinung waren romantisch und zugleich ein wenig jämmerlich. Es war der junge Crowley, ein Maler.

„Tut mir leid, daß ich Sie habe warten lassen", sagte Mr. Bigger. „Was wollten Sie denn von mir?"

Mr. Crowley blickte verwirrt drein und zögerte. Wie verhaßt es ihm war, so etwas tun zu müssen!

„Die Sache ist nämlich die," sagte er endlich, „ich bin schrecklich knapp bei Kasse. Ich dachte, daß Sie vielleicht nichts dagegen hätten, das heißt, wenn ich Ihnen nicht ungelegen komme, mich für das Zeug zu bezahlen, das ich da unlängst für Sie gemacht habe. Es ist mir unendlich unangenehm, Sie so belästigen zu müssen."

„Aber bitte, mein junger Freund."

Mr. Bigger tat diese arme Kreatur leid, die es nicht verstand, sich um sich selbst zu kümmern. Der arme junge Crowley war hilflos wie ein Säugling. „Welchen Preis hatten wir denn vereinbart gehabt?"

„Ich glaube, es waren zwanzig Pfund", erwiderte Mr. Crowley schüchtern.

Mr. Bigger zog seine Brieftasche hervor. „Na, machen wir fünfundzwanzig daraus", sagte er.

„Oh, aber das kann ich ja gar nicht annehmen. Nein, wirklich. Danke Ihnen vielmals." Mr. Crowley errötete wie ein junges Mädchen. „Möchten Sie nicht vielleicht doch eine kleine Ausstellung von meinen Landschaften veranstalten?" fragte er, kühn gemacht durch Mr. Biggers wohlwollendes Wesen.

„Nein, nein. Nichts von Ihren eigenen Sachen." Mr. Bigger schüttelte unerbittlich den Kopf. „Mit dem modernen Zeug ist kein Geld zu verdienen. Aber ich nehme Ihnen jede Anzahl Ihrer unechten Alten Meister ab."

Er trommelte mit den Fingern auf Lady Hurtmores glattgemalter Schulter.

„Versuchen Sie noch einen Venezianer!" fügte er hinzu. „Der hier war ein großer Erfolg."

Übertragen von Herberth E. Herlitschka



Joseph Kenny Meadow
Aus Rümann, Das illustrierte Buch des 19. Jahrhunderts

BÜCHER

AUS DEM INSEL-VERLAG

Auf den folgenden Seiten ist außer den Neuerscheinungen aus dem Jahre 1930 eine Auswahl der wichtigsten früher erschienenen Bücher des Verlages angezeigt. Vollständige Verlagsverzeichnisse, insbesondere auch Verzeichnisse der Sammlungen Insel-Bücherei und Bibliothek der Romane sowie der Liebhaberausgaben sind durch jede gute Buchhandlung oder unmittelbar vom Verlag (Leipzig, Kurze Straße 7) zu beziehen.

NEUERSCHEINUNGEN 1930

RENÉ ARCOS: MEDARDUS. Eine Erzählung. Aus dem Französischen übertragen von *Friederike Maria Zweig*. Mit einem Aquarell und 9 Holzschnitten von *Frans Masereel*. Einmalige Auflage in 300 numerierten Exemplaren, Nr. 1—50 auf echt Japan mit der Hand in Leder geb. M 75.—; Nr. 51—300 auf van-Gelder-Bütten in Halbleder M 30.—. Die Japan-Ausgabe wurde vom Dichter und vom Künstler signiert.

BEETHOVENS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann*. Neue Ausgabe mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.—.

MARTIN BEHEIM-SCHWARZBACH: DIE MICHAELSKINDER. Roman. In Leinen M 7.50.

Von einer Kinderwallfahrt voller Größe, Schwermut und Leidenschaft wird erzählt, von einer Geisterstunde der Geschichte, die den Erzengel und den Satan gleich furchtbar zu Worte kommen ließ. Es ist der Roman eines Begebnisses, das nie vergessen werden kann, weil zu viele Geheimnisse der menschlichen Wirrsal an ihm beteiligt sind.

RICHARD BILLINGER: RAUHNACHT. Schauspiel in fünf Aufzügen (Bildern). Gebunden M 3.50.

— SICHEL AM HIMMEL. Der Gedichte dritte Auflage. Gebunden M 5.—.

DAS BLUMENBUCH. Zeichnungen von *Rudolf Koch*, in Holz geschnitten von *Fritz Kredel*. Die Handkolorierung besorgte *Emil Wöllner*, den Druck die Mainzer Presse, Mainz. Auflage: 1000 Exemplare. Drei Teile. Interimspappband. Drei Teile M 90.—.

ERNEST CLAES: FLACHSKOPF. Aus dem Flämischen übertragen von *Peter Mertens*. Mit einem Vorwort und mit Bildern von *Felix Timmermans*. In Leinen M 7.—.

Inmitten einer völlig problematisch gewordenen Literatur kann das Harmlose, wo es irgend dichterisch angefaßt ist, Wunder tun; man denke an Jammes, an Timmermans. Nun kommt noch einer, dieser Claes mit seinem Lausbuben Flachskopf. Es gibt Stellen der Erde, wo kein Krieg war. Es gibt Seelen, in denen noch alle Kindheit lacht. *Hermann Hesse.*

EGON CAESAR CONTE CORTI: DIE TROCKENE TRUNKENHEIT. Ursprung, Kampf und Triumph des Rauchens. Mit 64 Bildtafeln. In Leinen M 14.—.

Der Verfasser gibt in diesem kulturhistorisch sehr interessanten und, wie sich denken läßt, höchst vergnüglichen Buch, auf Grund einer gewaltigen, 500 Jahre umfassenden Literatur und vieler, von ihm zum ersten Male veröffentlichter Dokumente ein zusammenhängendes Bild vom Ursprung des Rauchens und seiner Entwicklung.

LEONHARD FRANK: HUFNÄGEL. Schauspiel in drei Akten. Geheftet M 2.50; in Pappband M 3.50.

MAHATMA GANDHI: MEIN LEBEN. Im Einverständnis mit dem Verfasser bearbeitet von *C. F. Andrews*. Aus dem Englischen übertragen von *Hans Reisiger*. In Leinen M 7.50.

Wir verdanken diese Bearbeitung der Lebensgeschichte Gandhis einem seiner vertrautesten Freunde. In der schlichtesten Sprache erzählt der große Inder seine Kindheit, schildert er, wie er in London als Student und Anwalt des Rechts der großen Aufgabe seines Lebens entgegenwächst, wie er in Süd-Afrika, aufgewühlt von den Rechtsverletzungen der Engländer, zum Organisator des passiven Widerstands wird, um endlich den weltgeschichtlichen Kampf für die Freiheit Indiens aufzunehmen und zu führen.

Die Autobiographie dieses Mannes, dessen Name gerade jetzt wieder in aller Welt genannt wird, ist eine erschütternde und tiefe Lebensbeichte, wie ihrer wenige je von Menschen irgendeiner Zeit abgelegt worden sind.

GOETHE IM BILDNIS. Herausgegeben und eingeleitet von *Hans Wahl*. Mit 102 Abbildungen. In Leinen M 6.50.

Wie sah Goethe aus? Noch nie ist eine so gründliche und umfassende Antwort auf diese Frage gegeben worden wie in dem von Hans Wahl, dem Direktor des Goethe-National-Museums in Weimar, herausgegebenen Buche „Goethe im Bildnis".

Nach Goethes eigenen Worten ist die Gestalt des Menschen der beste Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt — um wieviel mehr gilt das für den großen Menschen, für Goethe selbst. Auf hundertundzwei Bildtafeln nun treten uns alle wichtigen Gemälde, Plastiken, Zeichnungen und Schattenrisse vor Augen, in denen er zu so verschiedenen Zeiten und in so mannigfachen Auffassungen festgehalten worden ist: von dem Gemälde aus dem Jahre 1765 bis zu der Skizze, die Friedrich Preller an Goethes Bahre gezeichnet hat. So ist diese umfangreiche, sorgfältig und kritisch ausgewählte Sammlung die beste dokumentarische Beglaubigung der Gestalt des Dichters und zugleich die erwünschteste Ergänzung aller Goethe-Biographieen.

BRIEFE VON GOETHES MUTTER. Ausgewählt und eingeleitet von *Albert Köster*. Neue Ausgabe mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 5.—.

ALDOUS HUXLEY: KONTRAPUNKT DES LEBENS. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. In Leinen M 9.50.

Wie Huxley seine Menschen in diesem Roman bald von oben, bald aus der Froschperspektive, jetzt ruhend, dann im Achtzigkilometertempo sieht, das ist schärfste und zugleich sachlichste Gegenwartskunst. Die Personen werden unter der Führung Huxleys unheimlich lebendig. In diesem Buch geht der Dichter nach den „Parallelen der Liebe" weiter auf dem Wege zu der neuen, unserer Zeit naheliegenden Art des Romans. Huxley erweist sich auch hier wieder als Beobachter ersten Ranges. Er ist klug, er überblickt weite Gebiete der menschlichen Gesellschaft und weiß uns auf eine ganz neue und höchst amüsante Weise zu unterhalten und zu fesseln.

NEUERSCHEINUNGEN 1930

DER PROPHET JONA. Nach Luther. Mit zwölf Radierungen von *Marcus Behmer*. 225 Exemplare auf Zanders-Bütten in Halbleinen M 40.—; 25 Exemplare von unverstählten Platten in Ganzleder M 60.—.

KIN PING MEH oder die abenteuerliche Geschichte von Hsi Men und seinen sechs Frauen. 920 Seiten auf Dünndruckpapier. In Leinen M 14.—.

Mit dieser Übertragung aus dem Urtext hat Franz Kuhn ein Meisterwerk der chinesischen Literatur, eines der bedeutendsten Kulturdokumente des chinesischen Volkes, zum ersten Male in die Weltliteratur eingeführt.

Wann hat Europa seit Marco Polo jemals einen so fesselnden Einblick in chinesische Zustände, in das intimste Privat- und Liebesleben der Chinesen, in die verstecktesten Bezirke der chinesischen Seele getan, wann ist ihm ein so grandioser Querschnitt durch die Struktur der chinesischen Gesellschaft gezeigt worden?

JAHRBUCH DER SAMMLUNG KIPPENBERG. 8. Band. Mit 9 Bildtafeln. In Halbleinen M 7.—.

Nach einjähriger Unterbrechung erscheint ein neuer, der 8. Band, des Jahrbuchs der Sammlung Kippenberg, aus dessen Inhalt wir die wichtigsten Beiträge namhaft machen: Zehn Briefe Winckelmanns an seinen Verleger Walther. Herausgegeben von *Kurt Gerstenberg*. — *Bernhard Lange:* Goethes Enkel in Leipzig. — *Wilhelm Frels:* Topographie der Goethe-Handschriften. — *Ilse Goslich:* Zelter und seine Verleger. — *Johann Wolfgang Schottländer:* Zelters Beziehungen zu den Komponisten seiner Zeit. — Beethovens Goethe-Kompositionen. Zusammengestellt von *Otto Erich Deutsch*. — *Alexander Bessmertny:* Gottfried Christoph Beireis.

Die Bände 1—7 des „Jahrbuchs der Sammlung Kippenberg" mit je 4 bis 6 Bildtafeln in Halbleinen je M 6.—. Vorzugspreis aller 8 Bände M 40.—.

EUGEN KÜHNEMANN: GOETHE. 2 Bände. In Leinen M 24.—.

Dieses zweibändige Werk ist die Zusammenfassung der Denkarbeit von drei Jahrzehnten. Es ist so geschrieben, daß es keine Fachkenntnisse voraussetzt und jedem zugänglich ist, der es ernst mit diesen Dingen meint. Ein solches Werk ist mehr als das Werk nur eines Historikers, es ist das Werk eines leidenschaftlich ergriffenen Menschen, eines Mannes, der, auf der Höhe eines reichen Lebens und fruchtbaren Wirkens stehend, jung geblieben ist und aus einer großen Liebe zu uns allen spricht.

D. H. LAWRENCE: DER HENGST ST. MAWR. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. In Leinen M 7.—.

Die abenteuerliche und merkwürdige Geschichte von Lou Carrington, Tochter einer hundertprozentigen Amerikanerin, und die ihres schönen Rassepferdes „St. Mawr" ist so erregend erzählt, daß man weit zurückdenken muß, um sich eines ähnlichen Eindrucks zu entsinnen.

NEUERSCHEINUNGEN 1930

ANDRÉ MAUROIS: ARIEL oder das Leben Shelleys. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Karl Lerbs. Neue Ausgabe mit 12 Bildtafeln.* 10. Tausend. In Leinen M 7.50.

Dies ist keine Biographie im üblichen Sinne. Der Dichter prunkt nicht mit Gelehrsamkeit, er hemmt den lebendigen Lauf der Erzählung nicht durch Anhäufung trockener Tatsachen. Die scheinbar mühelose Leichtigkeit der Schilderung, die Sicherheit des Ausdrucks geben dem Buche seine tiefe Überzeugungskraft. Maurois vermag mit wenigen Sätzen Raum und Atmosphäre, mit wenigen Strichen das Wesen eines Menschen zu gestalten. Klar und gültig ist in diesem Roman das herrliche und tragische Schicksal Shelleys nachgebildet.

12 Lichtdrucktafeln geben die wichtigsten Persönlichkeiten in Shelleys Leben nach den besten zeitgenössischen Bildern wieder.

RAINER MARIA RILKE: BRIEFE aus den Jahren 1906 bis 1907. Herausgegeben von *Ruth Sieber-Rilke* und *Carl Sieber.* In der gleichen Ausstattung wie die Gesammelten Werke. In Leinen M 7.50; in Halbleder M 10.—.

Der Briefe zweiter Teil.

ARTHUR RÜMANN: DAS ILLUSTRIERTE BUCH DES 19. JAHRHUNDERTS IN ENGLAND, FRANKREICH UND DEUTSCHLAND 1790—1860. Mit 235 Abbildungen im Text. In Leinen M 30.—

Alle berühmten Meister der Buchillustration sind mit Proben bedeutender Werke vertreten; daneben wurde auf die Arbeiten wenig bekannter Künstler großes Gewicht gelegt. Auf den 380 Seiten ist eine Fülle interessanter Probleme behandelt. Für Liebhaber und Sammler sind die Zusammenhänge zwischen den Ländern besonders reizvoll; sie finden in diesem Werk ihre Deutung und Darstellung.

ALBRECHT SCHAEFFER: GRIECHISCHE HELDEN-SAGEN. Nach den alten Quellen neu erzählt. 2 Bände. In Leinen M 12.—. Einzeln je M 6.—.

Inhalt des 1. Bandes: Sisyfos und die Sisyfiden — Herakles — Theseus — Meleagros und Atalante.

Inhalt des 2. Bandes: Tantalos und die Tantaliden — Aufgang und Untergang Thebens — Jason und die Argonauten — Quellennachweis und Namenregister zu beiden Bänden.

„Meine Aufgabe", schreibt Albrecht Schaeffer in der Vorbemerkung zur zweiten Folge, „habe ich darin gesehen, die nicht als Ganzes oder zu großen Teilen in Dichtungen gefaßten Stoffe, sondern die in Stücken, in kleinen und kleinsten Splittern durch die frühe Literatur versprengten wiederzugeben."

KARL SCHEFFLER: HOLLAND. Mit 100 Bildtafeln. M 18.—.

Aus der Landschaft und der Bodengestaltung wird der holländische Mensch, seine Stadtkultur und dann mit feinster Witterung die Erkenntnis seiner großartigen, einzigartigen Malerei gewonnen. Es entstand eine Monographie der künstlerischen und damit bleibenden Werte dieses kleinen Landes, dessen

Wirkung auf Europa ungeheuer war. Es gibt wohl zur Zeit kein Buch, das schneller über Holland orientieren und vor allem vor einer Reise einführen könnte, als dieser neue Scheffler. Zu den schönsten Kapiteln des Buches und zum Besten, was Scheffler überhaupt geschrieben hat, gehören seine Ausführungen über Rembrandt. *Königsberger Allg. Zeitung.*

KARL SCHEFFLER: DER JUNGE TOBIAS. Eine Jugend und ihre Umwelt. Zweite Auflage. In Leinen M 8.50.

„Das Buch von Karl Scheffler", schreibt Paul Ernst, „ist klassisch nicht nur in seiner Form, sondern auch in seinem Gehalt. Ich habe immer an Goethes ‚Dichtung und Wahrheit' denken müssen. Ich weiß, daß ich da sehr viel sage; aber ich sage es mit Bewußtsein."

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER: MITTE DES LEBENS. Geistliche Gedichte. In Leinen M 6.—.

Hugo von Hofmannsthal über Rudolf Alexander Schröder: „Schröders Werk steht einheitlich und geschlossen vor uns wie kein zweites im deutschen Sprachbereich. Die Jahrzehnte gehen hin und verändern nichts an diesem Werk, das mit der ersten Gedichtreihe völlig da war, völlig erkennbar — und von niemandem erkannt. „Elysium", die „Zwillingsbrüder" — die „Deutschen Oden", die „Neuen deutschen Oden"; es traten die großen Elegieen dazu, die großen strophischen Gedichte, genannt „Widmungen", die „geistlichen Gedichte". Durch jedes Hinzutretende wird das Ganze stärker, ohne in seinem Aspekt die leiseste Veränderung zu erfahren. Nur von dem, was unter höchsten Gesetzen steht, würde ich solches auszusprechen wagen."

DAVID OCTAVIUS HILL, DER MEISTER DER PHOTOGRAPHIE. Herausgegeben und eingeleitet von *Heinrich Schwarz*. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 12.—.

So wie wir die Drucke Gutenbergs zu den herrlichsten und vorbildlichsten Schöpfungen der Typographie zählen, so sind die in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts entstandenen Photographieen des schottischen Malers David Octavius Hill (1802—1870) die kostbarsten Zeugnisse dieser Technik, die alles übertreffen, was danach entstand. Als wollte die Photographie in den ersten Stunden ihrer Entstehung alle ihre Möglichkeiten entfalten, die äußerste Grenze schon im Beginn erreichen, so stehen Hills, mit den einfachsten technischen Mitteln geschaffene „Kalotypien" ohne Beispiel und unerreicht am Anfang einer neuen Kunst. Kein anderer hat so wie Hill das Mechanische überwunden, keinem anderen wurde die Photographie so sehr zum Erlebnis seines Schaffens. Hill wandte sich vor allem dem Bildnis zu und schuf in wenigen Jahren eine umfangreiche Sammlung photographischer Bildnisse, womit er die ruhmreiche Reihe der großen englischen Bildnis-Tradition beschließt. Gerade in einer Zeit, da die Photographie mit fast elementarer Gewalt in das künstlerische Bewußtsein eindringt und das Interesse für die historische Entwicklung geweckt ist, verdienen diese einzigartigen Leistungen begeistert gewürdigt zu werden. So wird dieses Buch, das zum ersten Male in einer sorgfältigen Auswahl

achtzig der schönsten Photographieen Hills zeigt, überall des lebhaftesten Beifalls sicher sein.

FELIX TIMMERMANS: DIE DELPHINE. Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. Mit vielen Zeichnungen vom Dichter. Aus dem Flämischen übertragen von *Peter Mertens*. In Leinen M 7.—.

Timmermans erzählt in diesem Buch von den Stammgästen des Gasthofes „Zum Delphin" in der alten schönen flandrischen Stadt Lier, denen die Abende im „Delphin" zu einem Bestandteil ihres Lebens geworden sind. Viel Seltsames und Vergnügliches weiß Timmermans von den Delphinen und ihrem Leben zu berichten, von ihrer Liebe und Kunst, ihren Narrheiten und Leidenschaften, vor allem aber von dem Oberhaupt der „Philosophen von Lier" — dem Vorsitzenden der „Delphine" — dem urwüchsigen Notar Pirruhn und von seiner hartnäckigen Liebe zu Adelaide von Sint-Jan.

KARL HEINRICH WAGGERL: BROT. Roman. 8. Tausend. Kart. 5.50; in Leinen M 7.—.

Dieses Buch reinigt unseren verdorbenen Buchgeschmack, an dieser reinen Dichtung merkt man, wie wir mit Erwartungen, Forderungen, Erfüllungen bescheiden geworden sind. Aber hier ist hohes Maß befriedigt. Wenn ein Buch wie dieses übersehen werden sollte, dann ist an unserem Publikum zu verzweifeln. Denn dieses Buch ist Dichtung, fugenlose Dichtung.

Kurt Münzer in der „Neuen freien Presse".

MARTIN WEINBERGER: WOLFGANG HUBER. Mit 135 Abbildungen. In Leinen M 18.—.

STEFAN ZWEIG: DAS LAMM DES ARMEN. Tragikomödie in drei Akten. Geheftet M 2.50; gebunden M 3.50.

NEUE BÄNDE DER INSEL-BÜCHEREI:

87. ALBRECHT SCHAEFFER: DIE SAGE VON ODYSSEUS.
115. RAINER MARIA RILKE: DIE SONETTE AN ORPHEUS.
126. JAKOB BURCKHARDT: GRÖSSE, GLÜCK UND UNGLÜCK IN DER WELTGESCHICHTE.
127. MAXIM GORKI: KONOWALOV. Novelle.
134. HUGO VON HOFMANNSTHAL: ALKESTIS. Drama.
301. R. L. STEVENSON: DER SELTSAME FALL VON DOKTOR JEKYLL UND MR. HYDE. Eine Kriminalgeschichte.
334. HANS CAROSSA: DIE SCHICKSALE DOKTOR BÜRGERS.
409. RAINER MARIA RILKE: BRIEFE AN EINE JUNGE FRAU.
410. WILHELM SCHMIDTBONN: DER KLEINE WUNDERBAUM. Zwölf Legenden.
411. ARNOLD ULITZ: BOYKOTT — SCHARLACH. Zwei Schülernovellen.

Vor 1930 sind erschienen:

DICHTER UNSERER ZEIT

ERNST BERTRAM: STRASSBURG. Ein Kreis Gedichte. Dritte, vermehrte Auflage. In Pappband M 5.—.

— GEDICHTE. Vierte, vermehrte Auflage. In Pappband M 5.—.

— DER RHEIN. Ein Gedenkbuch. Gedichte. Dritte, vermehrte Auflage. In Pappband M 6.—.

RICHARD BILLINGER: GEDICHTE. In Pappband M 5.—.

— DAS PERCHTENSPIEL. Ein Tanz- und Zauberspiel vom törichten Bauern, von der Windsbraut und den Heiligen. Geheftet M 2.—; in Pappband M 3.—.

FELIX BRAUN: AGNES ALTKIRCHNER. Roman in sieben Büchern. Auf Dünndruckpapier. (995 Seiten.) In Leinen M 12.—.

MARTIN BUBER: ICH UND DU. In Pappband M 5.—.

HANS CAROSSA: EINE KINDHEIT. 12. Tausend. In Leinen M 6.—.

— VERWANDLUNGEN EINER JUGEND. 15. Tausend. In Leinen M 6.—.

— RUMÄNISCHES TAGEBUCH (aus dem Weltkriege). 10. Tausend. In Leinen M 6.—.

— GEDICHTE. 7. Tausend. In Leinen M 5.—.

BUCH DES DANKES FÜR HANS CAROSSA. Mit Beiträgen von: *Paul Alverdes, Rudolf Bach, Ernst Bertram, Richard Billinger, Hans Brandenburg, Felix Braun, Ludwig Curtius, Willi Geiger, Wilhelm Hausenstein, Otto Heuschele, Hugo von Hofmannsthal, Katharina Kippenberg, Alfred Kubin, David Herbert Lawrence, Max Mell, Alfred Mombert, Ernst Penzoldt, Josef Ponten, Albrecht Schaeffer, Franz Schoenberner, Ludwig Strauß, W. E. Süskind, Regina Ullmann, Stefan Zweig.* Mit zwei Lichtdrucktafeln und einer Lithographie. In Leinen M 6.—.

THEODOR DÄUBLER: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. Neue, durchaus veränderte Genfer Ausgabe. Zwei Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M 12.—.

PIERRE DOMINIQUE: SEINE MAJESTÄT... Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 7.—.

GEORGES DUHAMEL: GEWITTERNACHT. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Wilh. Friedmann*. In Leinen M 5.50.

LUC DURTAIN: IM VIERZIGSTEN STOCK. Drei Novellen. (Das Verbrechen von San Franzisko — Die Stadt nach der Idee — Auf dem Wolkenkratzer.) Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch*. In Leinen M 5.50.

LEONHARD FRANK: BRUDER UND SCHWESTER. Roman. 40. Tausend. Kart. M 4.50; in Leinen M 6.50.

LEONHARD FRANK: DIE RÄUBERBANDE. Roman. 30. Tausend. In Leinen M 6.50.

– DAS OCHSENFURTER MÄNNERQUARTETT. Roman. 20. Tausend. In Leinen M 6.—.

– DIE URSACHE. Roman. 25. Tausend. In Leinen M 5.—.

– DIE URSACHE Drama in vier Akten. Geheftet M 2.50; in Pappband M 3.50.

– KARL UND ANNA. Schauspiel in vier Akten. Geheftet M 2.50; in Pappband M 3.50.

RICHARD FRIEDENTHAL: MARIE REBSCHEIDER. Vier Novellen. In Leinen M 6.—.

– DER EROBERER. Ein Cortes-Roman. In Leinen M 8.50.

JEAN GIRAUDOUX: BELLA. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch*. Kart. M 3.50; in Leinen M 5.50.

– EGLANTINE. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch*. Kart. M 3.50; in Leinen M 5.50.

ERNST HARDT: GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN. 10. Tausend. In Leinen M 4.50.

– GUDRUN. Ein Trauerspiel in fünf Akten. 23. Tausend. In Leinen M 5.—.

– SCHIRIN UND GERTRAUDE. Ein Scherzspiel. In Pappband M 4.—.

– TANTRIS DER NARR. Drama in fünf Akten. 54. Tausend. In Leinen M 5.—.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: BUCH DER FREUNDE. Tagebuchaufzeichnungen. Neue, aus dem Nachlaß vermehrte Ausgabe. Mit einem Nachwort von *Rudolf Alexander Schröder*. In Leinen M 5.—.

– GEDICHTE. In Leinen M 4.—.

– DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 53. Tausend. In Leinen M 6.—.

– DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER. 12. Tausend. Geheftet M 2.—; in Pappband M 3.—.

RICARDA HUCH: DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. 18. Tausend. In Leinen M 8.50.

– DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Neue Ausgabe in zwei Bänden. 20. Tausend. In Leinen M 18.—.

– DER LETZTE SOMMER. Eine Erzählung in Briefen. 14. Tausend. In Leinen M 3.50.

– VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. Achte Auflage. In Leinen M 7.—.

– LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 19. Tausend. In Halbleinen M 6.—.



RICARDA HUCH: MICHAEL BAKUNIN UND DIE ANARCHIE. 8. Tausend. In Leinen M 7.—.

— MICHAEL UNGER. Roman. 31. Tausend. In Leinen M 8.50.

ALDOUS HUXLEY: PARALLELEN DER LIEBE. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. In Leinen M 8.50.

RUDOLF KASSNER: DER INDISCHE GEDANKE — VON DEN ELEMENTEN DER MENSCHLICHEN GRÖSSE. Zweite Auflage. In Pappband M 4.50.

— DIE GRUNDLAGEN DER PHYSIOGNOMIK. In Leinen M 4.50.

— DIE MORAL DER MUSIK. Aus den Briefen eines Musikers. Dritte Auflage. In Pappband M 4.50.

— NARCISS ODER MYTHOS UND EINBILDUNGSKRAFT. In Leinen M 6.—.

— DIE VERWANDLUNG. Physiognomische Studien. In Leinen M 5.—.

HARRY GRAF KESSLER: NOTIZEN ÜBER MEXIKO. Dritte Auflage. In Leinen M 5.—.

SELMA LAGERLÖF: GÖSTA BERLING. Erzählungen aus dem alten Wermland. Übertragen von *Mathilde Mann*. 53. Tausend. *Auf Dünndruckpapier*. In Leinen M 6.—.

DAVID HERBERT LAWRENCE: DIE FRAU, DIE DAVONRITT. Novellen. Aus dem Englischen übertragen von *Else Jaffe-Richthofen*. In Leinen M 7.—.

— DER REGENBOGEN. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Franzius*. In Leinen M 7.—.

— LIEBENDE FRAUEN. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 8.50.

FRANÇOIS MAURIAC: DIE TAT DER THERESE DESQUEYROUX. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *G. Cramer*. Kart. M 3.50; in Leinen M 5.50.

— SCHICKSALE. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *G. Cramer*. Kart. M 3.50; in Leinen M 5.50.

ALFRED MOMBERT, AEON. Dramatische Trilogie. Zweite Auflage. I. Aeon der Weltgesuchte. II. Aeon zwischen den Frauen. III. Aeon vor Syrakus. Jeder Band in Pappband M 3.50.

— DIE BLÜTE DES CHAOS. Gedichtwerk. Neue Ausgabe. In Pappband M 3.50.

— DIE SCHÖPFUNG. Gedichtwerk. Dritte Auflage. In Pappband M 3.50.

— DER HIMMLISCHE ZECHER. Ausgewählte Gedichte. Neue, erweiterte Ausgabe. In Pappband M 3.50.

HENRY DE MONTHERLANT: DIE TIERMENSCHEN. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Hans Kauders*. In Leinen M 7.—.

PAUL MORAND: DER LEBENDE BUDDHA. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 5.50.

RALPH H. MOTTRAM: DER „SPANISCHE PACHTHOF". Eine Roman-Trilogie. Mit einem Vorwort von John Galsworthy. Aus dem Englischen übertragen von *T. Francke*. (720 Seiten.) 12. Tausend. In Leinen M 12.—.

GEORG MUNK (PAULA BUBER): DIE GÄSTE. Sieben Geschichten. In Leinen M 6.—.

– IRREGANG. Roman. 10. Tausend. In Leinen M 7.—.

– SANKT GERTRAUDEN MINNE. In Halbleinen M 5.—.

MARTIN ANDERSEN NEXÖ: PELLE DER EROBERER. Roman. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann*. 20. Tausend. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier (1250 Seiten). In Leinen M 12.—.

ERNST PENZOLDT: DER ARME CHATTERTON. Geschichte eines Wunderkindes. Roman. In Leinen M 6.—.

HENRIK PONTOPPIDAN: HANS IM GLÜCK. Ein Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann*. 10. Tausend. In Leinen M 12.—.

RAINER MARIA RILKE: GESAMMELTE WERKE in sechs Bänden. 9. Tausend. In Leinen M 40.—; in Halbleder M 58.—.

– ERZÄHLUNGEN UND SKIZZEN AUS DER FRÜHZEIT. 10. Tausend. In Leinen M 8.—; in Halbleder M 11.—. Gleichzeitig Ergänzungsband der „Gesammelten Werke".

– BRIEFE AUS DEN JAHREN 1902 bis 1906. Herausgegeben von *Ruth Sieber-Rilke* und *Carl Sieber*. 15. Tausend. In der gleichen Ausstattung wie die „Gesammelten Werke". In Leinen M 7.50; in Halbleder M 10.—.

– ERSTE GEDICHTE. 19. Tausend. In Leinen M 6.50.

– DIE FRÜHEN GEDICHTE. 23. Tausend. In Leinen M 5.50.

– DAS BUCH DER BILDER. 34. Tausend. In Leinen M 5.50.

– DIE NEUEN GEDICHTE. Beide Teile in einem Bande. 26. Tausend. In Leinen M 6.50.

– DAS STUNDEN-BUCH. 75. Tausend. In Halbleinen M 5.—.

– DUINESER ELEGIEN. In Leinen M 4.50.

– GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 45. Tausend. In Leinen M 5.50.

– DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. 31. Tausend. In Leinen M 7.50.

RAINER MARIA RILKE: AUGUSTE RODIN. Mit 96 Bildtafeln. 53. Tausend. In Leinen M 8.50.

— REQUIEM. (Für eine Freundin. Für Wolf Graf von Kalckreuth.) 12. Tausend. In Pappband M 3.—.

ALBRECHT SCHAEFFER: DES APULEJUS sogenannter GOLDENER ESEL (Metamorphosen). In Leinen M 8.—.

— DIE GESCHICHTE DER BRÜDER CHAMADE. Roman. In Leinen M 6.—.

— ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 12. Tausend. In Leinen M 6.50.

— DER GOLDENE WAGEN. Legenden und Mythen. In Leinen M 6.50.
Inhalt: Hölderlins Heimgang — Die Wand — Jakobes Opfer — Ballade vom Gerechten — Bruder-Legende — Chrysoforos — Abrahams Opfer.

— GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Eine Erzählung. 13. Tausend. In Leinen M 5.50.

— HELIANTH. Bilder aus dem Leben zweier Menschen und aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Neue Ausgabe in zwei Bänden. 12. Tausend. In Leinen M 18.—.

— HEROISCHE FAHRT. Gedichte. 2. Aufl. In Pappband M 5.—.

— KAISER KONSTANTIN. Eine Zeitwende. Roman. In Leinen M 6.—.

— MITTERNACHT. Zwölf Novellen. In Leinen M 6.—.

— JOSEF MONTFORT. Roman. 14. Tausend. In Leinen M 7.50.

— PARZIVAL. Ein Versroman in drei Kreisen. 6. Tausend. In Leinen M 10.—.

— DAS PRISMA. Novellen und Erzählungen. 10. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.50.

FRANZ SPUNDA: DER HEILIGE BERG ATHOS. Landschaft und Legende. Mit 40 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

OTTO FREIHERR VON TAUBE: DAS OPFERFEST. Roman. In Leinen M 8.—.

— DIE LÖWENPRANKES. Roman. In Halbleinen M 5.—.

— DER VERBORGENE HERBST. Roman. Zweite Auflage. In Halbleinen M 5.—.

FELIX TIMMERMANS: PIETER BRUEGEL. Roman. Mit Zeichnungen des Dichters. Aus dem Flämischen übertragen von *Peter Mertens*. 20. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg*. 21. Tausend. In Leinen M 7.—.

FELIX TIMMERMANS: PALLIETER. Aus dem Flämischen übertragen von *A. Valeton-Hoos*. 34. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DAS LICHT IN DER LATERNE. Erzählungen. Mit Zeichnungen des Dichters. Aus dem Flämischen übertragen von *A. Valeton-Hoos*. 15. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DER PFARRER VOM BLÜHENDEN WEINBERG. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von *Peter Mertens*. 20. Tausend. In Leinen M 7.—.

REGINA ULLMANN: GEDICHTE. In Pappband M 3.—.

— DIE LANDSTRASSE. Erzählungen. In Pappband M 4.—.

PAUL VALÉRY: EUPALINOS ODER ÜBER DIE ARCHITEKTUR. Eingeleitet durch DIE SEELE UND DER TANZ. Übertragen von *Rainer Maria Rilke*. In Halbleinen M 6.—.

— HERR TESTE. Übertr. von *Max Rychner*. In Halbleinen M 5.—.

— REDE BEI DER AUFNAHME IN DIE ACADÉMIE FRANÇAISE. Übertragen von *Erhard Schiffer*. Gebunden M 3.—.

HEINRICH VOGELER-WORPSWEDE. DIR. Gedichte und Zeichnungen. 8. Tausend. In Halbleinen M 6.—.

OSCAR WILDE: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Übertragen von *Franz Blei* und *Felix Paul Greve*. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler-Worpswede*. 140. Tausend. In Halbleinen M 6.—; in Halbpergament M 8.—; in Leder M 15.—

VIRGINIA WOOLF: EINE FRAU VON FÜNFZIG JAHREN (MRS. DALLOWAY). Aus dem Englischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. Roman. In Leinen M 6.50.

— ORLANDO. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 7.—.

STEFAN ZWEIG: JOSEPH FOUCHÉ. Bildnis eines politischen Menschen. Mit 6 Bildtafeln. 48. Tausend. In Leinen M 8.50.

— ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. 46. Tausend. In Leinen M 7.—.

— AMOK. Novellen einer Leidenschaft. 70. Tausend. In Leinen M 7.—.

— VERWIRRUNG DER GEFÜHLE. Drei Novellen. 85. Tausend. In Leinen M 7.—.
Die drei Bände sind auch zusammen in einer Kassette unter dem Titel „DIE KETTE" lieferbar in Leinen zum Preise von M 20.—.

— DREI MEISTER (Balzac — Dickens — Dostojewski). 30. Tausend. In Leinen M 8.—.

— DER KAMPF MIT DEM DÄMON (Hölderlin — Kleist — Nietzsche). 32. Tausend. In Leinen M 8.—.
DREI DICHTER IHRES LEBENS (Casanova — Stendhal — Tolstoi). 20. Tausend. In Leinen M 8.—.



STEFAN ZWEIG: MARCELINE DESBORDES-VALMORE. Das Lebensbild einer Dichterin. 10. Tausend. Mit 4 Lichtdrucktafeln. In Leinen M 6.50.

— JEREMIAS. Dramatische Dichtung in neun Bildern. 28. Tausend. In Leinen M 5.—.

— GESAMMELTE GEDICHTE. In Leinen M 6.50.

KLASSIKER- UND GESAMTAUSGABEN

HONORÉ DE BALZAC: DIE MENSCHLICHE KOMÖDIE. Neue Ausgabe in zehn Bänden auf Dünndruckpapier. Eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal*. Zehn Bände in Leinen M 90.—; in Leder M 160.—.

— DIE TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Übertragen von *Benno Rüttenauer*. In einem Bande auf Dünndruckpapier. 31. Tausend. In Leinen M 9.—; in Halbleder M 12.—; in Leder M 16.—.

GEORG BÜCHNER: WERKE UND BRIEFE. Herausgegeben von *Fritz Bergemann*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 9. Tausend. In Leinen M 7.—; in Leder M 14.—.

CHARLES DICKENS: WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig*. Mit über 300 Federzeichnungen aus den englischen Originalausgaben. Taschenausgabe in sechs Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M 54.—.
Hiervon erschienen als Einzelausgaben (in Leinen je M 9.—):

— DAVID COPPERFIELD. 22. Tausend.

— DER RARITÄTENLADEN. 16. Tausend.

— DIE PICKWICKIER. 19. Tausend.

— OLIVER TWIST und WEIHNACHTSERZÄHLUNGEN. 16. Tausend.

GOETHE: SÄMTLICHE WERKE in siebzehn Bänden. Herausgegeben von *Fritz Bergemann*, *Hans Gerhard Gräf*, *Max Hecker*, *Gunther Ipsen*, *Kurt Jahn* und *Carl Schüddekopf*. Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 150.—; in Leder M 290.—.

Ergänzungsbände in der Ausstattung der Gesamtausgabe:

GOETHES BRIEFE UND TAGEBÜCHER. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. In Leinen M 20.—; in Leder M 36.—.

GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 28. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 17.—.

GOETHES GESPRÄCHE ohne die Gespräche mit Eckermann. Ausgewählt von *Flodoard Freiherrn von Biedermann.* Auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 12.—; in Leder M 20.—.

*

GOETHES WERKE in sechs Bänden (Volksgoethe). Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von *Erich Schmidt.* 85. Tausend. In Leinen M 24.—; in Halbleder M 38.—.

GOETHES FAUST. Gesamtausgabe auf Dünndruckpapier. Enthaltend Urfaust, Fragment, Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. 130. Tausend. In Leinen M 4.—; in Leder M 7.50.

GOETHES FARBENLEHRE. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. Mit 32 farbigen Tafeln. Eingeleitet von *Gunther Ipsen.* In Leinen M 12.—.

GOETHE: ITALIENISCHE REISE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 21. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DICHTUNG UND WAHRHEIT. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 23.—24. Tausend. In Leinen M 8.—.

— WILHELM MEISTER. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 21.—23. Tausend. In Leinen M 9.—.

HEINRICH HEINE: SÄMTLICHE GEDICHTE. Herausgegeben von *Jonas Fränkel.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

— TRAGÖDIEN — REISEBILDER — PROSADICHTUNGEN. Herausgegeben von *Friedrich Michael.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

— BUCH DER LIEDER. Taschenausgabe. 57. Tausend. In Leinen M 3.50; in Leder M 7.50.

HÖLDERLIN: SÄMTLICHE WERKE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 21. Tausend. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

JENS PETER JACOBSEN: SÄMTLICHE WERKE in einem Bande auf Dünndruckpapier. Berechtigte Übertragung von *Mathilde Mann, Anka Matthiesen* und *Erich Mendelssohn.* Mit dem von *A. Helststedt* 1885 radierten Porträt. 33. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 18.—.

KANT: SÄMTLICHE WERKE in sechs Bänden. Herausgegeben von *Felix Groß.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 45.—; in Leder M 80.—.

— KRITIK DER REINEN VERNUNFT. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 20. Tausend. In Leinen M 9.—.

HEINRICH VON KLEIST: SÄMTLICHE WERKE in einem Band auf Dünndruckpapier. Herausgegeben von *Friedrich Michael*. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

SCHILLER: SÄMTLICHE WERKE in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 50.—; in Leder M 90.—.

SCHOPENHAUER: SÄMTLICHE WERKE in fünf Bänden. Herausgegeben von *Ed. Grisebach*, *Max Brahn* und *Hans Henning*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 40.—; in Leder M 75.—.

— APHORISMEN ZUR LEBENSWEISHEIT. Taschenausgabe. 42. Tausend. In Leinen M 4.—.

FRIEDRICH VON STENDHAL (HENRI BEYLE): GESAMMELTE WERKE. Übertragen von *Arthur Schurig* und *Otto Freiherrn von Taube*. Taschenausgabe in acht Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M 65.—; in Leder M 120.—.
Inhalt: Bd. I: Das Leben eines Sonderlings. — Bd. II: Von der Liebe. — Bd. III: Armance. — Bd. IV: Rot und Schwarz. — Bd. V: Lucien Leuwen. — Bd. VI: Die Kartause von Parma. — Bd. VII: Zwölf Novellen. — Bd. VIII: Gedanken, Meinungen, Geschichten.

Als Einzelausgaben erschienen:

— DAS LEBEN EINES SONDERLINGS. Die autobiographischen Fragmente, ergänzt durch Briefstellen, Aufzeichnungen, Dokumente. Übertragen von *Arthur Schurig*. 10. Tausend. In Leinen M 10.—; in Leder M 17.—.

— VON DER LIEBE. Übertragen von *Arthur Schurig*. 16. Tausend. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

— ARMANCE. Stendhals erster Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 6.—; in Leder M 12.—.

— ROT UND SCHWARZ. Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. 19. Tausend. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

— LUCIEN LEUWEN. Roman. Übertragen von *Otto Freiherrn von Taube*. In Leinen M 10.—; in Leder M 17.—.

— DIE KARTAUSE VON PARMA. Roman. Übertragen von *Otto Freiherrn von Taube*. 6. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 16.—.

— ZWÖLF NOVELLEN. Erinnerungen eines römischen Edelmannes — Vanina Vanini — Die Truhe — Der Liebestrank — Der Jude — Die Fürstin von Campobasso — Vittoria Accoramboni — Die Familie Cenci — Die Herzogin von Palliano — Die Äbtissin von Castro — Eine Klostertragödie — Schwester Scholastica. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

— GEDANKEN, MEINUNGEN, GESCHICHTEN aus den Büchern über Mozart, Rossini, Bonaparte, Literatur, Länder und Leute. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

ADALBERT STIFTER: GESAMMELTE WERKE in fünf Bänden auf Dünndruckpapier. Eingeleitet von *Felix Braun*. In Leinen M 36.—; in Leder M 70.—.

Als Einzelausgaben erschienen (jeder Band in Leinen M 7.50):

– STUDIEN. (Erzählungen.) Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. 20. Tausend.

– DER NACHSOMMER. Roman. Vollständige Ausgabe in einem Bande. 20. Tausend.

– WITIKO. Roman. Vollständige Ausgabe. 12. Tausend.

– BUNTE STEINE. NACHLESE. 8. Tausend.

– AUS DEM ALTEN WIEN. Mit 28 Bildtafeln. Zweite, verbesserte Auflage. In Leinen M 7.—. Gleichzeitig als Ergänzungsband der Gesammelten Werke.

THEODOR STORM: SÄMTLICHE WERKE in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von *Albert Köster*. 21. Tausend. In Leinen M 30.—; in Halbpergament M 45.—.

LEBENDE BÜCHER DER WELTLITERATUR

ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. In gegenübergestellter Ursprache und Übertragung. Herausgegeben von *Karl Wolfskehl* und *Friedrich von der Leyen*. Dritte Auflage. In Leinen M 7.50.

JOSEPH BÉDIER: DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Autorisierte Übertragung von *Rudolf G. Binding*. 18. Tausend. In Leinen M 6.—.

GIOVANNI DI BOCCACCIO: DAS DEKAMERON. Übertragung von *Albert Wesselski*, unter Neugestaltung der Gedichte von *Theodor Däubler*. Eingeleitet von *André Jolles*. Ungekürzte Dünndruckausgabe in einem Bande (1100 Seiten). 42. Tausend. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

BRILLAT-SAVARIN: PHYSIOLOGIE DES GESCHMACKS. In gekürzter Form übertragen von *Emil Ludwig*. Mit den Holzschnitten der französischen Ausgabe von 1864. Zweite Auflage. In Halbleinen M 5.—.

CERVANTES: DER SCHARFSINNIGE RITTER DON QUIXOTE VON DER MANCHA. Vollständige deutsche Ausgabe in zwei Bänden auf Dünndruckpapier. Mit einem Essay von *Turgenjeff* und einem Nachwort von *André Jolles*. 15. Tausend. In Leinen M 12.—; in Leder M 24.—.

CHARLES DE COSTER: UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Albert Wesselski*. 50. Tausend. In Leinen M 5.—.

EISHERZ UND EDELJASPIS ODER DIE GESCHICHTE EINER GLÜCKLICHEN GATTENWAHL. Chinesischer Roman aus der Ming-Zeit, aus dem Urtext übertragen von *Franz Kuhn*. 12. Tausend. In Leinen M 6.50.

GUSTAV FREYTAG: BILDER AUS DER DEUTSCHEN VERGANGENHEIT. Vollständige Ausgabe, mit Einführung, Anmerkungen und ausführlichem Personen-, Orts- und Sachverzeichnis herausgegeben von *Johannes Bühler*. Zwei Bände auf Dünndruckpapier (2400 Seiten). In Leinen M 15.—.

H. J. CHR. VON GRIMMELSHAUSEN: DER ABENTEUERLICHE SIMPLIZISSIMUS. Vollständige Taschenausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 28. Tausend. In Leinen M 7.50; in Pergament M 14.—.

HERODOT: DAS GESCHICHTSWERK DES HERODOTOS VON HALIKARNASSOS. Neue Übertragung von *Theodor Braun*. Dünndruckausgabe in einem Bande. In Leinen M 12.—.

HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von *Rudolf Alexander Schröder*. 25. Tausend. In Leinen M 4.50.

GOTTFRIED KELLER: DER GRÜNE HEINRICH. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 21. Tausend. In Leinen M 5.—.

CHODERLOS DE LACLOS: SCHLIMME LIEBSCHAFTEN (LIAISONS DANGEREUSES). Übertragen und eingeleitet von *Heinrich Mann*. 9. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

GIACOMO LEOPARDI: AUSGEWÄHLTE WERKE. Plan und Einleitung von *Leonello Vincenti*. Übertragung von *Ludwig Wolde*. In Leinen M 6.50.

DIE RACHE DES JUNGEN MEH ODER DAS WUNDER DER ZWEITEN PFLAUMENBLÜTE. Aus dem Chinesischen übertragen von *Franz Kuhn*. Nach Art der chinesischen Blockbücher gedruckt, in Leinen M 7.50.

DER NIBELUNGEN NOT UND KUDRUN (Mittelhochdeutsch). Herausgegeben von *Eduard Sievers*. 10. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.—.

ABBÉ PRÉVOST D'EXILES: GESCHICHTE DER MANON LESCAUT UND DES CHEVALIER DES GRIEUX. Übertragung von *Rud. G. Binding*. Fünfte Auflage. In Leinen M 5.50. Illustrierte Ausgabe mit den 8 Kupfern von *J. J. Coiny* aus der Ausgabe von 1797. In Halbleder M 14.—.

ROUSSEAU: BEKENNTNISSE. Unverkürzt aus dem Französischen übertragen von *Ernst Hardt*. In Leinen M 10.—.

TSCHUANG-TSE: REDEN UND GLEICHNISSE. In deutscher Auswahl von *Martin Buber*. 11. Tausend. In Leinen M 4.—.

VOLTAIRES ERZÄHLUNGEN. Übertragen von *Ernst Hardt*. In Halbleder M 7.50.

MÄRCHEN, SAGEN UND LEGENDEN

HANS CHRISTIAN ANDERSEN: MÄRCHEN. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen und des Titels von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. Zwei Bände. 16. Tausend. In Leinen M 16.—.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 22. Tausend. In Leinen M 6.50.

DIE MÄRCHEN DER BRÜDER GRIMM. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 10. Tausend. In Leinen M 12.—.

WILHELM HAUFF: MÄRCHEN. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 8. Tausend. In Leinen M 6.—.

DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN, das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von *Severin Rüttgers*. Mit zahlreichen Holzschnitten. Halbpergament M 15.—.

DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male aus dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von *Enno Littmann*. Eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal*. In Leinen M 60.—; in Leder M 110.—.

DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN AUS TAUSENDUNDEINER NACHT. Wohlfeile Ausgabe in einem Bande. 17. Tausend. In Halbleinen M 6.50; in Halbleder M 9.—.

KUNSTBÜCHER, LITERATURGESCHICHTE

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Mit 20 Porträts und Szenenbildern. 82. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.50.

ERNST REISINGER: GRIECHENLAND. Schilderungen deutscher Reisender. 15. Tausend. Mit 90 ganzseitigen Bildtafeln. In Halbleinen M 8.—.

KARL SCHEFFLER: DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Bildtafeln. 12. Tausend. In Halbpergament M 12.—.

– DER GEIST DER GOTIK. Mit 100 Vollbildern. 44. Tausend. In Leinen M 8.50.

– ITALIEN. Mit 118 Bildtafeln. 17. Tausend. In Leinen M 16.—.

– PARIS. Notizen. Mit 87 Bildtafeln. 9. Tausend. In Leinen M 16.—.

FRIEDRICH SCHULZE-MAIZIER: DIE OSTERINSEL. Mit 23 Tafeln, 3 Karten und 3 Abbildungen im Text. In Leinen M 12.—.

GEORG STEINDORFF: DIE KUNST DER ÄGYPTER. Bauten — Plastik — Kunstgewerbe. Mit 200 ganzseitigen Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. In Leinen M 14.—.

TSUNEYOSHI TSUDZUMI: DIE KUNST JAPANS. Herausgegeben vom *Japan-Institut*, Berlin. Mit 8 farbigen Tafeln und 125 Abbildungen. In Leinen M 24.—.

HERMANN UHDE-BERNAYS: ANSELM FEUERBACH. Mit 80 Vollbildern nach Gemälden und Handzeichnungen *Feuerbachs*. 15. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

EMILE VERHAEREN: REMBRANDT. Übertragen von *Stefan Zweig*. Mit 96 Vollbildern nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen *Rembrandts*. 45. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

— RUBENS. Übertragen von *Stefan Zweig*. Mit 95 Vollbildern. 30. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

EMIL WALDMANN: ALBRECHT DÜRERS LEBEN UND KUNST. Drei Teile in einem Bande. Mit 240 Vollbildern nach Gemälden, Stichen, Holzschnitten und Handzeichnungen des Meisters. 20. Tausend. In Halbleder M 14.—.

JOACHIM WINCKELMANN: KLEINE SCHRIFTEN UND BRIEFE. Herausgegeben von *Hermann Uhde-Bernays*. 6. Tausend. Zwei Bände. Mit 22 Bildtafeln. In Halbpergament M 12.—.

DEUTSCHE MEISTER

Herausgegeben von *Karl Scheffler* und *Curt Glaser*

ALBRECHT ALTDORFER. Von *Hans Tietze*. Mit 127 Abbildungen. In Leinen M 10.—.

DIE ANFÄNGE DER TAFELMALEREI. Von *Wilhelm Worringer*. Mit 126 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

DEUTSCHE BILDHAUER DES DREIZEHNTEN JAHRHUNDERTS. Von *Hans Jantzen*. Mit 136 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

BILDHAUER DES VIERZEHNTEN JAHRHUNDERTS AM RHEIN UND IN SCHWABEN. Von *Hermann Beenken*. Mit 149 Abbildungen. In Leinen M 15.—.

LUKAS CRANACH. Von *Curt Glaser*. Mit 117 Abbildungen. 10. Tausend. In Leinen M 10.—.

ALBRECHT DÜRER. Von *Max Friedländer*. Mit 115 Abbildungen. In Leinen M 10.—.

WOLFGANG HUBER. Von *Martin Weinberger*. Mit 135 Abbildungen. In Leinen M 18.—.

HANS MULTSCHER. Von *Kurt Gerstenberg*. Mit 175 Abbildungen. In Leinen M 18.—.

PHILIPP OTTO RUNGE. Sein Leben und sein Werk. Von *Paul Ferdinand Schmidt*. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 10.—.

KARL FRIEDRICH SCHINKEL. Von *August Grisebach*. Mit 110 Abbildungen. In Leinen M 10.—.

PETER VISCHER. Von *Simon Meller*. Mit 110 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

BIOGRAPHIEEN, BRIEFE, MEMOIREN

LOU ANDREAS-SALOMÉ: RAINER MARIA RILKE. Mit 8 Bildtafeln. 7. Tausend. In Leinen M 6.50.

CLEMENS BRENTANO: FRÜHLINGSKRANZ. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Nachwort von *Paul Ernst*. Dritte Auflage. In Leinen M 6.—.

CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN. Herausgegeben von *Reinhard Buchwald*, eingeleitet von *Ricarda Huch*. Mit 16 Bildtafeln. 10. Tausend. In Leinen M 7.50.

FERDINAND CORTES: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Mit den eigenhändigen Berichten *Cortes'* an *Kaiser Karl V*. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von *Arthur Schurig*. 10. Tausend. In Leinen M 7.—.

EGON CONTE CORTI: DER AUFSTIEG DES HAUSES ROTHSCHILD. 1770—1830. Mit 24 Bildtafeln und einem Brieffaksimile. 15. Tausend. In Leinen M 14.—.

— DAS HAUS ROTHSCHILD IN DER ZEIT SEINER BLÜTE. 1830—1871. Mit einem Ausblick in die neueste Zeit. Mit 30 Bildtafeln und einer Stammtafel. In Leinen M 14.—.
Beide Bände sind zusammen in Leinen für M 28.—, in Halbleder für M 36.— lieferbar.

DIE BRIEFE DER DIOTIMA AN HÖLDERLIN. Herausgegeben von *Carl Viëtor*. Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. 20. Tausend. In Leinen M 4.50.

BRIEFE DER HERZOGIN ELISABETH CHARLOTTE (LISELOTTE) VON ORLEANS. Herausgegeben von *Hans F. Helmolt*. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 7.50.

DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von *Albert Leitzmann*. 12. Tausend. In Leinen M 7.50.

KATHARINA II. VON RUSSLAND: MEMOIREN. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von *Erich Boehme*. Mit 16 Bildnissen. 19. Tausend. In Leinen M 8.50.



HENRI MASERS DE LATUDE: FÜNFUNDDREISSIG JAHRE IM KERKER. Denkwürdigkeiten und Briefe. Übertragen von *A. Abues*. Mit 5 Bildtafeln und einem Plan der Bastille. In Leinen M 10.—.

HANS ROGER MADOL: DER SCHATTENKÖNIG. Das Leben Ludwigs XVII. von Frankreich und die Schicksale der Familie Naundorff-Bourbon. Mit 16 Bildtafeln und 5 Faksimiles. In Leinen M 12.—.

OSKAR FREIHERR VON MITIS: DAS LEBEN DES KRONPRINZEN RUDOLF. Mit Briefen und Schriften aus dessen Nachlaß. Mit 10 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 14.—.

NAPOLEONS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Friedrich Schulze*, übertragen von *Hedwig Lachmann*. Mit 19 Bildern. 10. Tausend. In Leinen M 7.50.

EDUARD SCHNEIDER: ELEONORA DUSE. Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. Übertragen von *Th. Mutzenbecher*. Mit 7 Bildern und einem Faksimile. 8. Tausend. In Leinen M 8.50.

ALEXANDER VON VILLERS: BRIEFE EINES UNBEKANNTEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Wilhelm Weigand*. Zweite Auflage. Mit 2 Bildnissen. In Leinen M 9.—.

WILHELMINE MARKGRÄFIN VON BAYREUTH: MEMOIREN. Deutsch von *Annette Kolb*. Mit 10 Bildtafeln. 13. Tausend. In Leinen M 8.—.

MUSIK UND MUSIKER

ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Fünfte Auflage, auf Grund der Ausgabe von *Gustav Wustmann* neu herausgegeben. In Pappband M 5.—; in Halbleder M 7.50.

ALTE UND NEUE LIEDER MIT BILDERN UND WEISEN. Herausgegeben im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde und der Preußischen Volkslied-Kommission. Mit 190 Bildern und Zeichnungen von *Ludwig Richter*, *Otto Ubbelohde*, *Leopold Graf von Kalckreuth*, *Max Slevogt*, *Cecile Leo*, *Hans Meid*, *Schwind*, *Menzel* u. a. Zweistimmig gesetzt mit Lautenbegleitung. In Leinen M 6.—

WOLFGANG AMADEUS MOZARTS LEBEN in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von *Albert Leitzmann*. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50.

ROMAIN ROLLAND: BEETHOVENS MEISTERJAHRE (von der Eroica bis zur Appassionata). Mit 29 Abbildungen und einem Faksimile. In Leinen M 12.—; in Halbleder M 16.—.

ARTHUR SCHURIG: WOLFGANG AMADE MOZART. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. 9. Tausend. In Leinen M 18.—.

CHARLES SANFORD TERRY: JOHANN SEBASTIAN BACH. Eine Biographie. Mit einer Einleitung von Prof. D. Dr. *Karl Straube*. Mit 55 Bildtafeln. In Leinen M 15.—.

DEUTSCHE VERGANGENHEIT

DEUTSCHE VERGANGENHEIT. Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von *Johannes Bühler*. Vollständig in neun Bänden, in Leinen M 70.—. Jeder Band einzeln, mit 16 Bildtafeln: in Leinen M 9.—.

Vor kurzem ist mit dem Bande „Bauern, Bürger und Hansa" dieses große Werk vollendet worden, dem der Verfasser zehn Jahre hingebender und mühevoller Arbeit gewidmet hat.

„Nicht darauf kommt es an, daß unser Volk wisse, wie sich die deutsche Vergangenheit im Kopfe der heutigen Schriftsteller ersten und letzten Ranges abspiegelt, sondern darauf, daß jeder Deutsche ein ursprüngliches Verhältnis zum Arbeiten, Kämpfen und Erleben seiner Ahnen und Väter gewinne und daß er so, wurzelnd im Nährboden der Vergangenheit, hineinwächst in das ganze deutsche Volkstum und dabei doch immer ein Eigener und Selbständiger sei." *Der Herausgeber.*

Die politische Reihe:

DIE GERMANEN IN DER VÖLKERWANDERUNG / DAS FRANKENREICH / DIE SÄCHSISCHEN UND SALISCHEN KAISER / DIE HOHENSTAUFEN.

Die kulturhistorische Reihe:

KLOSTERLEBEN IM DEUTSCHEN MITTELALTER / DEUTSCHES GEISTESLEBEN IM MITTELALTER / ORDENSRITTER UND KIRCHENFÜRSTEN / FÜRSTEN UND RITTER / BAUERN, BÜRGER UND HANSA.

LIEBHABER- UND FAKSIMILE-AUSGABEN ILLUSTRIERTE BÜCHER

JOHANN SEBASTIAN BACH: DIE MATTHÄUS-PASSION. Faksimile-Ausgabe der Handschrift in zweifarbigem Lichtdruck. Einmalige Auflage in 500 numerierten Exemplaren. In Ganzleder M 125.—; in Halbpergament M 100.—.

— HOHE MESSE IN H-MOLL. Faksimile-Ausgabe der Handschrift. Einmalige Auflage in 500 numerierten Exemplaren. In Ganzlederhandband M 100.—; in Halbpergament M 75.—.

BALZAC: DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Mit den 425 Holzschnitten von *Gustave Doré*, gedruckt mit Galvanos, die von den Originalholzstöcken zur ersten französischen Ausgabe genommen wurden. Zwei Bände. In Leinen M 24.—; in Halbleder M 30.—.

BLOCKBÜCHER. DAS BUCH VON DEM ENTKRIST. — DEFENSORIUM IMMACULATAE VIRGINITATIS. Hergestellt in je 500 numerierten Exemplaren auf handgeschöpftem Papier. In Halbpergament: Entkrist M 55.—; Defensorium M 45.—.

GOTTFRIED AUGUST BÜRGER: WUNDERBARE REISEN ZU WASSER UND ZU LANDE, Feldzüge und lustige Abenteuer des *Freiherrn von Münchhausen*, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten von *Gustave Doré*. 11. Taus. In Halbleinen M 10.—; in Halbpergt. M 14.—.

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von *Bernhard Jolles*. Große Liebhaber-Ausgabe. Mit 24 Tafeln in Lichtdruck. 17. Tausend. In Halbleder M 20.—; in Schweinsleder M 32.—.

GOETHE: ITALIENISCHE REISE. Mit den Zeichnungen Goethes und seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom Goethenationalmuseum. (Folio.) In Halbleder M 60.—; in Leder M 90.—.

— DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von *Chodowiecki*. Siebente Auflage. In Pappband M 9.—; in Halbleder M 12.—.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: DIE ÄGYPTISCHE HELENA. Einmalige Liebhaberausgabe in 200 numerierten Exemplaren, hergestellt als erster Druck der Mainzer Presse unter Leitung von *Christian Heinrich Kleukens*. Nr. 1—75 auf Japanpapier in Maroquinhandband M 80.—; Nr. 76—200 auf Büttenpapier in Halbpergament M 30.—.

— DREI ERZÄHLUNGEN. Mit 25 Zeichnungen von *Alfred Kubin*. Einmalige Auflage in 640 Exemplaren. In Leinen M 24.—.

DIE MANESSISCHE HANDSCHRIFT. Faksimile-Ausgabe des in der Heidelberger Universitätsbibliothek befindlichen Originals in vielfarbigem Lichtdruck, in 320 numerierten Exemplaren. Mit Supplementband. In Mappen M 3300.—; in weißem Schweinslederhandband M 3500.—. Sonderankündigungen stehen unberechnet, Probeblätter zum Preise von je M 15.— zur Verfügung.

HANS SACHS: AUSGEWÄHLTE WERKE. (Gedichte und Dramen.) Mit 60 Holzschnitten nach *Dürer*, *Beham* u. a. 10. Tausend. Zwei Bände. In Halbleinen M 12.—. Kolorierte Ausgabe, in der sämtliche Holzschnitte mehrfarbig mit der Hand koloriert wurden: in Halbpergament M 20.—; in Schweinsleder M 34.—.

SAINT-SIMON: DER HOF LUDWIGS XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des *Herzogs von Saint-Simon* herausgegeben von *Wilhelm Weigand*. Übertragen von *Arthur Schurig*. Mit 34 zeitgenössischen Bildern. 11. Tausend. In Halbleder M 20.—; in Leder M 32.—.

DAVID FRIEDRICH STRAUSS: ULRICH VON HUTTEN. Neu herausgegeben von *Otto Clemen*. Mit 35 Lichtdrucktafeln. In Halbleder M 20.—; in weißem Schweinsleder M 32.—.

DIE DRUCKE DER CRANACH-PRESSE ZU WEIMAR

GOERTZ, MAX: GEDICHTE. In 300 Exemplaren gedruckt, von denen 250 in den Handel gelangen. In Pappband M 10.—.

— ZWEI NOVELLEN. Als Manuskript in 60 numerierten Exemplaren gedruckt, von denen 30 für den Handel bestimmt sind. In Halbpergament M 40.—.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: DER TOD DES TIZIAN. Zweifarbiger Handdruck in 225 numerierten Exemplaren auf Büttenpapier, in Halbpergament M 30.—.

RILKE, RAINER MARIA: GEDICHTE. Liebhaberausgabe in vier Bänden. Die Auflage beträgt 200 numerierte Exemplare auf handgeschöpftem Büttenpapier, 20 von I—XX numerierte auf Japan und 5 mit A—E bezeichnete auf Pergament.
Preise der drei Ausgaben:
a) 5 mit A—E bezeichnete Exemplare auf Pergament in Pergamentkasten. Jeder Band M 950.—;
b) 20 von I—XX numerierte Exemplare auf Japanpapier. Jeder Band in Leder M 150.—;
c) 200 von 1—200 numerierte Exemplare auf Maillol-Kesslerschem handgeschöpftem Büttenpapier. Jeder Band in Halbpergament M 80.—.

Inhalt der vier Bände: I. Band: Erste Gedichte — Frühe Gedichte — Die weiße Fürstin. II. Band: Das Buch der Bilder — Das Stunden-Buch — Requiem (Für eine Freundin — Für Wolf Graf von Kalckreuth — Für einen Knaben). III. Band: Neue Gedichte (beide Teile) — Das Marienleben — Duineser Elegien. IV. Band: Die Sonette an Orpheus — Letzte Gedichte — Gedichte aus dem Nachlaß — Gedichte in französischer Sprache (Les Vergers — Les Fenêtres — Les Roses).

SHAKESPEARE: HAMLET. Übersetzt und eingerichtet von *Gerhart Hauptmann*, gesetzt und auf der Handpresse gedruckt unter Leitung von *Harry Graf Kessler*. Mit 75 Figurinen und Holzschnitten von *Edward Gordon Craig*. Ausgabe I: 230 Exemplare auf handgeschöpftem Bütten in Halbpergament-Mappe M 280.—; in Maroquin M 350.—. Ausgabe II: 17 Exemplare auf Japan mit je 2 Sonderabdrucken der Holzschnitte, in Halbpergament-Mappe M 800.—; in Maroquin M 1000.—. Ausgabe III: 8 Exemplare auf Pergament mit je 3 Sonderabdrucken der Holzschnitte, in Ganzpergament-Mappen M 2000.—; in Maroquin M 2200.—.

VERGIL: ECLOGEN. In der Ursprache und Deutsch. Übertragen von *Rudolf Alexander Schröder*. Mit 43 Holzschnitten von *Aristide Maillol*. Einmalige Auflage: Ausgabe I: 250 Exemplare auf Hanfpapier, in Halbpergamentmappe M 220.—, in Maroquin M 280.—. Ausgabe II: 36 Exemplare auf besonderem, aus reiner Chinaseide hergestelltem Papier, in Halbpergamentmappe M 800.—, in Maroquin M 875.—.

DIE DRUCKE DER ERNST-LUDWIG-PRESSE

SHAKESPEARE'S WORKS. Monumentalausgabe in 16 Bänden. Textrevision von Prof. Dr. *Friedrich Brie* in Freiburg i. Br. 250 Exemplare auf bestem Handpapier, von denen 150 in den Handel kommen. Preis jedes Bandes handgebunden: in Halbpergament M 100.—; in Maroquin M 150.—.
Bisher sind Band I—V erschienen; die weiteren folgen.

HARTMANN VON DER AUE: DER ARME HEINRICH. Gedruckt in 200 numerierten Exemplaren, von denen 100 für den Handel bestimmt sind. In Halbpergament M 35.—.

FRÜHE DEUTSCHE DICHTUNG. Den Text besorgte *Hans Naumann*. Hergestellt in 135 numerierten Exemplaren, von denen 35 in den Handel gelangen. In Pergament M 75.—; in Maroquin M 120.—.

DER NIBELUNGE NOT. Mittelhochdeutsch. In zwei Bänden. 135 Abzüge, von denen 35 in den Handel gelangen. In Pergament M 150.—; in Maroquin M 240.—.

DAS INSELSCHIFF

EINE ZEITSCHRIFT FÜR DIE FREUNDE DES INSEL-VERLAGES

Elfter Jahrgang. Vier Hefte zum Preise von M 3.—;
in Leinen M 5.—.
Einzelheft M 1.—.
Das „Inselschiff" unterrichtet fortlaufend über alle Neuerscheinungen und Pläne des Insel-Verlages.

DIE INSEL-BÜCHEREI

Vollständiges Verzeichnis unberechnet.

Die hier aufgeführten Bücher sind durch jede gute Buchhandlung zu beziehen; wo solche nicht vorhanden ist, wende man sich an den Verlag (Leipzig, Kurze Straße 7), der auch ausführliche Sonderankündigungen einzelner Werke auf Wunsch zur Verfügung stellt.

INHALT

BILDER-VERZEICHNIS

Den Umschlag zeichnete Willi Harwerth.

Druck der Offizin Haag-Drugulin AG. in Leipzig

INSEL ALMANACH



AUF DAS GOETHE JAHR 1932



INSEL-ALMANACH AUF DAS GOETHEJAHR

1932

IM INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

KALENDARIUM

Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

JANUAR



1 Neujahr ☾	11 Montag	22 Freitag
2 Sonnabend	12 Dienstag	23 Sonnabend ○
3 Sonntag n. Neujahr	13 Mittwoch	24 Septuagesima
4 Montag	14 Donnerstag	25 Montag
5 Dienstag	15 Freitag ☽	26 Dienstag
6 Mittwoch	16 Sonnabend	27 Mittwoch
7 Donnerstag	17 2. Sonntag n. Ep.	28 Donnerstag
8 Freitag ●	18 Montag	29 Freitag
9 Sonnabend	19 Dienstag	30 Sonnabend ☾
10 1. Sonntag n. Ep.	20 Mittwoch	31 Sexagesima
	21 Donnerstag	

FEBRUAR

1 Montag	12 Freitag	22 Montag ○
2 Dienstag	13 Sonnabend	23 Dienstag
3 Mittwoch	14 Invokavit ☽	24 Mittwoch
4 Donnerstag	15 Montag	25 Donnerstag
5 Freitag	16 Dienstag	26 Freitag
6 Sonnabend ●	17 Mittwoch	27 Sonnabend
7 Estomihi	18 Donnerstag	28 Okuli ☾
8 Montag	19 Freitag	29 Montag
9 Dienstag	20 Sonnabend	
10 Mittwoch	21 Reminiszere	
11 Donnerstag		

MÄRZ

1 Dienstag	12 Sonnabend	22 Dienstag ○
2 Mittwoch	13 Judika	23 Mittwoch
3 Donnerstag	14 Montag	24 Gründonnerstag
4 Freitag	15 Dienstag ☽	25 Karfreitag
5 Sonnabend	16 Mittwoch	26 Sonnabend
6 Lätare	17 Donnerstag	27 Ostersonntag
7 Montag ●	18 Freitag	28 Ostermontag
8 Dienstag	19 Sonnabend	29 Dienstag ☾
9 Mittwoch	20 Palmarum	30 Mittwoch
10 Donnerstag	21 Montag	31 Donnerstag
11 Freitag		

♉ APRIL 

1	Freitag	
2	Sonnabend	
3	Quasimodogeniti	
4	Montag	
5	Dienstag	
6	Mittwoch	●
7	Donnerstag	
8	Freitag	
9	Sonnabend	
10	Misericord. Dom.	
11	Montag	
12	Dienstag	
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	☽
15	Freitag	
16	Sonnabend	
17	Jubilate	
18	Montag	
19	Dienstag	
20	Mittwoch	○
21	Donnerstag	
22	Freitag	
23	Sonnabend	
24	Kantate	
25	Montag	
26	Dienstag	
27	Mittwoch	☾
28	Donnerstag	
29	Freitag	
30	Sonnabend	

♊ MAI

1	Rogate	
2	Montag	
3	Dienstag	
4	Mittwoch	
5	Himmelfahrt	●
6	Freitag	
7	Sonnabend	
8	Exaudi	
9	Montag	
10	Dienstag	
11	Mittwoch	
12	Donnerstag	
13	Freitag	☽
14	Sonnabend	
15	Pfingstsonntag	
16	Pfingstmontag	
17	Dienstag	
18	Mittwoch	
19	Donnerstag	
20	Freitag	○
21	Sonnabend	
22	Trinitatis	
23	Montag	
24	Dienstag	
25	Mittwoch	
26	Donnerstag	
27	Freitag	☾
28	Sonnabend	
29	1. Sonntag n. Tr.	
30	Montag	
31	Dienstag	

♋ JUNI

1	Mittwoch	
2	Donnerstag	
3	Freitag	
4	Sonnabend	●
5	2. Sonntag n. Tr.	
6	Montag	
7	Dienstag	
8	Mittwoch	
9	Donnerstag	
10	Freitag	
11	Sonnabend	☽
12	3. Sonntag n. Tr.	
13	Montag	
14	Dienstag	
15	Mittwoch	
16	Donnerstag	
17	Freitag	
18	Sonnabend	○
19	4. Sonntag n. Tr.	
20	Montag	
21	Dienstag	
22	Mittwoch	
23	Donnerstag	
24	Freitag	
25	Sonnabend	☾
26	5. Sonntag n. Tr.	
27	Montag	
28	Dienstag	
29	Mittwoch	
30	Donnerstag	

♌ JULI

1 Freitag		
2 Sonnabend		
3 6. Sonnt. n. Tr.	●	
4 Montag		
5 Dienstag		
6 Mittwoch		
7 Donnerstag		
8 Freitag		
9 Sonnabend		
10 7. Sonntag n. Tr.		
11 Montag	☽	
12 Dienstag		
13 Mittwoch		
14 Donnerstag		
15 Freitag		
16 Sonnabend		
17 8. Sonnt. n. Tr.	○	
18 Montag		
19 Dienstag		
20 Mittwoch		
21 Donnerstag		
22 Freitag		
23 Sonnabend		
24 9. Sonntag n. Tr.		
25 Montag	☾	
26 Dienstag		
27 Mittwoch		
28 Donnerstag		
29 Freitag		
30 Sonnabend		
31 10. Sonntag n. Tr.		

♍ AUGUST

1 Montag	
2 Dienstag	●
3 Mittwoch	
4 Donnerstag	
5 Freitag	
6 Sonnabend	
7 11. Sonntag n. Tr.	
8 Montag	
9 Dienstag	☽
10 Mittwoch	
11 Donnerstag	
12 Freitag	
13 Sonnabend	
14 12. Sonntag n. Tr.	
15 Montag	
16 Dienstag	○
17 Mittwoch	
18 Donnerstag	
19 Freitag	
20 Sonnabend	
21 13. Sonntag n. Tr.	
22 Montag	
23 Dienstag	
24 Mittwoch	☾
25 Donnerstag	
26 Freitag	
27 Sonnabend	
28 14. Sonntag n. Tr.	
29 Montag	
30 Dienstag	
31 Mittwoch	●

♎ SEPTEMBER

1 Donnerstag	
2 Freitag	
3 Sonnabend	
4 15. Sonntag n. Tr.	
5 Montag	
6 Dienstag	
7 Mittwoch	☽
8 Donnerstag	
9 Freitag	
10 Sonnabend	
11 16. Sonntag n. Tr.	
12 Montag	
13 Dienstag	
14 Mittwoch	○
15 Donnerstag	
16 Freitag	
17 Sonnabend	
18 17. Sonntag n. Tr.	
19 Montag	
20 Dienstag	
21 Mittwoch	
22 Donnerstag	
23 Freitag	☾
24 Sonnabend	
25 18. Sonntag n. Tr.	
26 Montag	
27 Dienstag	
28 Mittwoch	
29 Donnerstag	
30 Freitag	●

OKTOBER



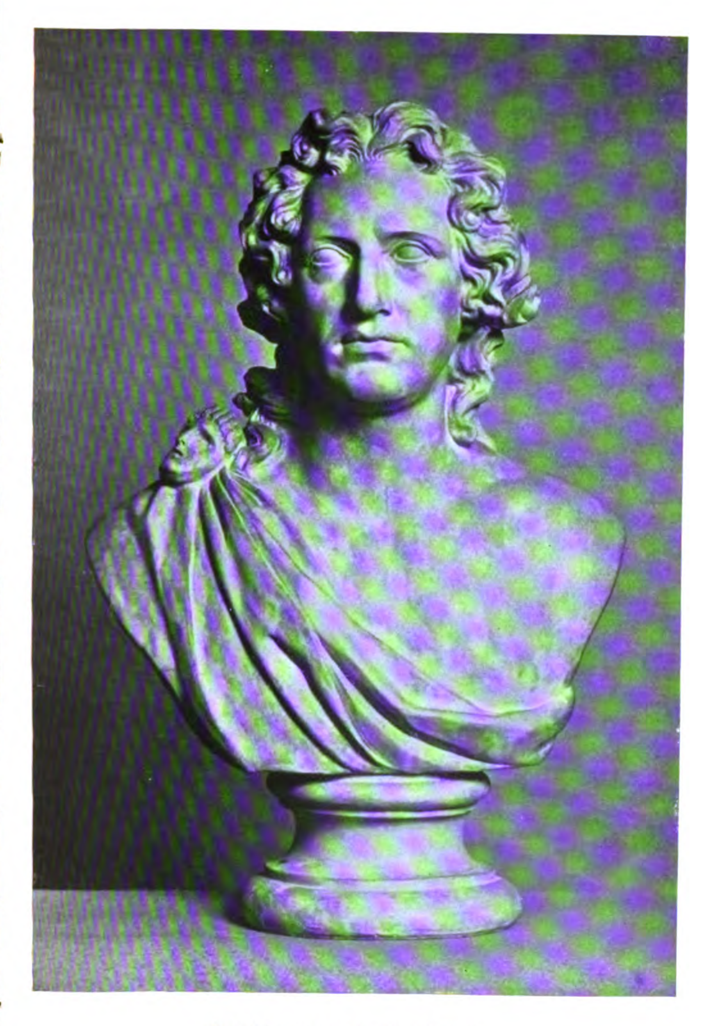
1 Sonnabend	11 Dienstag	22 Sonnabend ☾
2 19. Sonntag n. Tr.	12 Mittwoch	23 22. Sonntag n. Tr.
3 Montag	13 Donnerstag	24 Montag
4 Dienstag	14 Freitag ○	25 Dienstag
5 Mittwoch	15 Sonnabend	26 Mittwoch
6 Donnerstag ☽	16 21. Sonntag n. Tr.	27 Donnerstag
7 Freitag	17 Montag	28 Freitag
8 Sonnabend	18 Dienstag	29 Sonnabend ●
9 20. Sonntag n. Tr.	19 Mittwoch	30 23. Sonntag n. Tr.
10 Montag	20 Donnerstag	31 Montag
	21 Freitag	

NOVEMBER

1 Dienstag	12 Sonnabend	22 Dienstag
2 Mittwoch	13 25. Sonnt. n. Tr. ○	23 Mittwoch
3 Donnerstag	14 Montag	24 Donnerstag
4 Freitag	15 Dienstag	25 Freitag
5 Sonnabend ☽	16 Bußtag	26 Sonnabend
6 24. Sonntag n. Tr.	17 Donnerstag	27 1. Advent
7 Montag	18 Freitag	28 Montag ●
8 Dienstag	19 Sonnabend	29 Dienstag
9 Mittwoch	20 Totenfest	30 Mittwoch
10 Donnerstag	21 Montag ☾	
11 Freitag		

DEZEMBER

1 Donnerstag	11 3. Advent	22 Donnerstag
2 Freitag	12 Montag	23 Freitag
3 Sonnabend	13 Dienstag ○	24 Sonnabend
4 2. Advent ☽	14 Mittwoch	25 1. Weihnachtstag
5 Montag	15 Donnerstag	26 2. Weihnachtstag
6 Dienstag	16 Freitag	27 Dienstag ●
7 Mittwoch	17 Sonnabend	28 Mittwoch
8 Donnerstag	18 4. Advent	29 Donnerstag
9 Freitag	19 Montag	30 Freitag
10 Sonnabend	20 Dienstag ☾	31 Sonnabend
	21 Mittwoch	



Goethe von G. M. Klauer
(Terrakotta; um 1790)

Es gibt Zeiten, in welchen Männer von großartiger Erfahrung, unerschütterlich gesunder Vernunft und einer über allen Zweifel erhabenen Reinheit der Gesinnung schon durch ihr bloßes Dasein erhaltend und bekräftigend wirken. In einer solchen Zeit erleidet – nicht die deutsche Literatur bloß, Deutschland selbst, den schmerzlichsten Verlust, den es erleiden konnte. Der Mann entzieht sich ihm, der in allen innern und äußern Verwirrungen wie eine mächtige Säule stand, an der viele sich aufrichteten, wie ein Pharus, der alle Wege des Geistes beleuchtete; der, aller Anarchie und Gesetzlosigkeit durch seine Natur feind, die Herrschaft, welche er über die Geister ausübte, stets nur der Wahrheit und dem in sich selbst gefundenen Maß verdanken wollte; in dessen Geist und in dessen Herzen Deutschland für alles, wovon es in Kunst oder Wissenschaft, in der Poesie oder im Leben bewegt wurde, das Urteil väterlicher Weisheit, eine letzte versöhnende Entscheidung zu finden sicher war. Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt, es war in aller Schwäche und innerer Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist,

solange – Goethe – lebte.

*

Friedrich Wilhelm Schelling am 28. März 1832

FRIEDRICH GUNDOLF

GOETHES KINDHEIT

Wenn Gedenkfeste mehr sein sollen als Geschäft oder Beschäftigung, so müssen sie Gestalten beschwören, die uns zu entschwinden drohen und deren wir noch bedürfen. Jedes Zeitalter bringt außer den neuen Geräten seiner Not auch neue Andachten hervor, um sich zu retten von seinem eigenen Druck oder sich zu betäuben über seine eigenen Öden. Seit der Mensch zum Selbstbewußtsein erwacht ist (oder wie es in der Bibel heißt: seit er sah, daß er nackt war), hat er immer wieder sein eigen Bild verherrlichen wollen und Gott nach seinem Bilde geschaffen. Die Dinge, womit er sich umstellt, hatten den doppelten Sinn, ihn selbst zu erhalten, zu schützen, zu stärken und als Gleichnis, Opfer und Ruf seine Götter zu bannen. Das Wort Erinnerung bewahrt einen Hauch des Schauders, die Angst, daß wir einbüßen, was droben, draußen wandelt, das Verlangen nach dem Entwichenen.

Niemand schien dem Deutschen notwendiger für den eigenen Bestand als Goethe. Kein Name ist seit mehr als hundert Jahren einhelliger und vielfältiger gefeiert, eben erinnert worden als der seine, obgleich viele leidenschaftlicher und ungeduldiger. In seinem langen Leben hat er mehr Saiten zum Schwingen gebracht als unsre mächtigeren Führer, und zwar nicht wie Luther, Friedrich, Bismarck, Schiller, Kant, Beethoven, Mozart und Wagner als der Wegbahner von Gesamtheiten, Stämmen oder Staaten, Schulen oder Parteien, sondern als der leise Bildner unzähliger einzelner. Und kein zweiter hat auf dem gleichen einsamen Weg so viele Einzelseelen aus anderen Völkern dem Deutschtum geweckt und geworben. Viele Gegner, Taube oder Stumpfe, haben ihn wie jeden anderen Gewaltigen begleitet und überlebt, aber bis jetzt war er der gewisseste Besitz unserer Bildung, ein Maß des Rechten und Schönen. Das ist heute vorbei. Ich sage das nicht klagend, doch auch nicht, um Goethe beizusetzen in den ehrwürdigen

Grüften der Historie und unsere Schüler zu entlassen aus seinem Licht. Niemals war Goethe nötiger als heute, da man glaubt seiner entraten zu müssen, weil Staat, Wirtschaft und Kirche, Gesellschaft und Verkehr heftigere Sorgen haben als den Zauber und das Bild und deren größten deutschen Bewahrer. Aus dem Glauben an ein ewiges Menschtum über alle gegenwärtige Hatz und Bürde hinaus rufen wir Goethe, der die Erbschaft der Griechen und Römer, katholische und protestantische, Renaissance- und Barockvermächtnisse eingedeutscht wie kein zweiter. Was aus Homer erschien und mit Nietzsche sich verstieg, das will heut enden: der freie, ganze Mensch .. das wohlgeratene Geistesgewächs, das den Mut hat zum eigenen Dasein und Sosein, hilfreich, edel und gut aus lebendigem Herzen, nicht aus Geboten von Anstalten, Zwecken und Verbänden.

Über die Rebarbarisierung, über das blinde Tosen rechts und links, das Gezappel von Interessengruppen jeder Schicht, deren es immer gab, doch nie so hoffnungslos ohne Gegengewicht getrieben, über die romantische, russische und amerikanische Panik hinweg, über die dürren und die fetten Herden wollen wir den reinen Menschensinn ehren und seinen weisesten Künder: Goethe – einerlei, ob er dauert oder dunkelt.

Da Goethes hundertster Sterbetag durch die Laune des Kalenders naheliegt dem zweihundertsten Geburtstag seiner Mutter, wollen wir beiden gemeinsam huldigen und rückschauen auf den gemeinsamen Lebenskreis beider, auf seine Kindheit, da er aus der mütterlichen Hege und durch sie erwachte zum eigenen Genius. Erzählt hat er das selbst unerreichbar in den ersten Büchern von „Dichtung und Wahrheit“ .. wir können heute nur besinnen, was er gezeigt.

Weil Goethe der gesetzlichste Mensch unseres Volkes ist, ist er auch Kind gewesen richtiger und reicher als wir andern. Jedes Kind erschafft die Welt dumpf witternd, gierig tastend und grenzenlos empfänglich von neuem. Daß wir diese Gabe von Jahrfünft zu Jahrfünft abstumpfen und immer weniger Organe des Wahr-

nehmens behalten, das macht uns aus genialen Geschöpfen zu dürftigen. Wem bis ans Ende jede neue Wahrnehmung ein neues Organ erschließt (nach Goethes Wort), wer die Fülle des Kindes in die Geisteshelle des Erwachsenen rettet, das fromme Staunen in das wache Schauen, die triebhafte Sicherheit in die willentliche Gewißheit, der verwirklicht wie Goethe das Schöpfertum, das Gott uns allen zugedacht hat. Zu den glücklichen Verhängnissen seiner Geburt gehört seine Mutter, deren Kind er auch als Mann ihr Leben lang geblieben ist nach eigenem Geständnis – mehr als seines Vaters. Seine sinnbildlichen Züge wiederholen mehr die Mutter als den Vater. In das Wachstum, wodurch eine wackere Bürgersfrau dem ungeheuren Genius ähnelt, dringen wir nicht .. Abkunftgeschichten verwirren mehr, als sie erklären.

Eine doppelte Bedeutung hat die Frau Rat, eine geschichtliche als die Mutter eines der Weltwunder, und eine natürliche als das schlichte Durchschnittswesen, drin er seine erste Form empfing. Die Erinnerung hat ihr von dem Glanz ihres Sohnes mit rückwirkender Kraft geliehen. Sie teilt seinen Ruhm als eine der großen Frauen der Geschichte: mit Recht, sofern seine Wirkung, die ohne sie undenkbar ist, ihr durch solche symbolische Ehre mitgedankt werden darf.. mit Unrecht, wenn man sie als ein Individuum feiert, losgelöst von ihrem Sohn. Die Mütter von Heilanden oder Helden sind schwer von der Mythe zu trennen, auch wenn ihr genaues Bild überliefert ist und nicht Schöpfungsmysterien das Nichtwissen ausfüllen. Keine solche Mutter kennen wir genauer als die Goethes, aus vielen eigenen Äußerungen und aus dem ergiebigen Bericht ihres Sohnes. Doch die vielen Anekdoten, Briefe und Zeugnisse von Zeitgenossen, die uns, ohne den Namen der Frau Rat oder der Frau Aja, ein bezaubernd liebes, tüchtiges und gescheites Weib zeigen würden, wie wir deren Dutzende kennen, wachsen durch ihren Ruhm zu Legenden einer genialen Wunderfrau. Dasselbe Geschick ist ja auch den Geliebten Goethes widerfahren, deren keine außer Marianne von Willemer erstaunlich

war und deren jede von seinem Wort dessen eigene Dauer und Strahlkraft empfing. So werden die Beatricen und Julien aus flüchtigen Zufällen ewige Sagen. Goethes Selbstbiographie, worin die Frau Rat zuerst der weiten Welt erschien, spendet ihr über die Wahrheit hinaus den Glanz der Dichtung, nicht durch poetische Zutaten, sondern durch den Zauber, der jedem Meisterbild innewohnt. Wir sehen Goethes eigene Pracht in diejenigen Gesichter hinein, die er mit Liebe malt. (Wie derselbe Mann, von Tizian und von einem Durchschnittsmaler gefaßt, etwa Karl V., doppelt erscheint, obwohl beide ihn ehrlich genau angeschaut haben.)

Vom Elternpaar Goethes ist die Mutter in Goethe selbst als Geist und als Charakter so unvergleichlich wirksamer geblieben, daß man mit Müh den Vater mitsieht, trotz der Formel, worin er ihm „Statur" und „ernstes Führen" dankt. Was Goethe begnadet und verherrlicht, die Freude und die Phantasie, mangelten ihm, und nur die Tugenden des Geheimrats, ohne die aus dem Stürmer und Dränger kein Olympier hätte werden können, Zucht, Fleiß und Ordnung – nur diese Grenzeigenschaften und Selbstbeschränkungen hatte der Vater ihm vererbt, ohne ihrer selbst so zu bedürfen wie der überschwengliche Sohn. Er war ein verdienstvoller und gnadenloser Mensch, unfähig des Rauschs und der Liebe, befangen in den vorgefundenen Ordnungen des gewissenhaften Verstandes und nur wie die meisten starken, aber freudlosen Gemüter bedroht von jähem Zorn und stockigem Unmut. Wir denken an die Szene aus „Dichtung und Wahrheit", wie er sich durch unbeherrschten Ausbruch gegen den einquartierten Königsleutnant gefährdet. Man merkt an der gesamten Schilderung seiner Art und seines Treibens in „Dichtung und Wahrheit", ja noch in den Dankreimen, wie sehr Goethe aus Pietät und Gerechtigkeit des Vaters Mängel in Tugenden, seine Grenzen in Sicherungen umgedeutet hat. Liebe spricht nicht daraus, nichts vom Glück der Erkenntlichkeit. Auch in dem Bericht über die Klopstock-Lektüre Wolfgangs und Corneliens, dem ersten

Dämmern neuer Dichtung im Goethischen Haus, meint man am Ton die Fremdheit zu vernehmen, die den Dichter vom Spießer trennt. Der Vater gehörte nach Geschmack und Sinn noch in die Zeit des Opitz, da man im berechenbaren Alexandrinervers, im nachweisbaren Reim die Solidität des Poesiegewerbes verbürgt hatte. Das Kindergeschrei von Hexametern aus dem Nebenzimmer, während der Vater gerade rasiert wird, ist nicht nur eine putzige Schnurre, sondern fast ein Geschichtszeichen, was Goethe vom Vater her als Poet mitbekam und was er abschütteln mußte. Goethe schuldet dem Vater, außer dem rechtschaffenen Vollzug der Ernährungs- und Erziehungspflichten, die Blutskraft, das feste, zähe Gewächs, kurz das, was er mit dem Worte „Statur" bildhaft bezeichnet, und die daraus folgende Willensspannung, den langen Atem seiner Vorsätze, den Schutz des Verstandes gegen Stimmungen, die Wahrheitsliebe, die Goethe als erste Pflicht auch vom Genius fordert, die Zucht und die Sauberkeit, kurz, „des Lebens ernstes Führen", Verdienste, die bei Goethes Vater das Richtige sind, bei Goethe selbst zu Überschuß und Gnade werden. Die Gefahren, wovon Goethe stündlich bedroht war, schon als Kind, noch als Greis, den Einsturz aller Vernunftmauern und -dämme unter dem Anprall der Leidenschaft, den Einbruch der Herzensmächte in das Hirngehege hatte der Vater nicht zu fürchten. Seine Natur ist nicht aufgewacht zu ihrem eigenen Geist, sondern schlief unter der wackeren Obhut der zweckmäßigen Gedanken, womit man im Jahrhundert Voltaires (oder in Deutschland im Jahrhundert von Opitz bis Gottsched) den Menschen zu erziehen meinte. Goethe selbst erwachte, und in Faust- und Prometheuskämpfen obsiegte er der Sphinx am Rande des Abgrunds.

Den Vater hat er auch innerlich lebenslang gesiezt, die Mutter, trotz der altfränkischen Redesitte, die ihm auch der räumliche Abstand später erleichterte, innerlich geduzt. Er hat sie herzlich geliebt nicht nur aus warmer Gewohnheit, sondern aus Wahlverwandtschaft. Wenn er dem Vater verpflichtet war für die heilsamen

85.

Mors ultima linea rerum.

Trajecti Francorum
ad Moenum.
d. IV Aug. MDCCLXIV.

Haecce, in sui sem-
piternam memori-
am, huic inserere
voluit libello
JWGoethe

Stammbucheintragung des Fünfzehnjährigen

Sicherungen seines Wesens, so huldigte er der Mutter als der Spenderin seines Überschusses. Bloße Tugenden, Tauglichkeiten zu einem Zweck, Amt, Geschäft sind ihre Vermächtnisse ihm nicht geworden, sondern freie Strahlen eines unbekümmerten Lichts, nochmals: Gnaden. In seinem Altersreim, worin Goethe die Urgenie-Ansprüche der Stürmer und Dränger, der Romantik des deutschen Baccalaureus wegspottet, indem er sich selbst die Originalität abspricht, nennt Goethe die Elemente der Mutter launig „Frohnatur" und „Lust zu fabulieren". In seiner eigenen gleichartigen, nur unendlich gesteigerten Natur wirken die Geschenke der Frankfurter Bürgersfrau – ihm so eines und so anders wie der Same dem Baum und dem Wald – als Freude und Schöpferlust. Denn alle Gaben durchreichen alle Grade der Natur und wandeln nur ihren Sinn und danach ihr Wert in jedem neuen Empfänger, wie der Genius selbst jeden Stand und jeden Charakter ergreifen und ermächtigen kann, ohne die niedern Züge zu vernichten, aber auch ohne die unsterbliche Leistung zu verringern – ich erinnere nur an Cicero, Luther, Rousseau. So durchwirkt auch die Lebenskraft, auch der Lebensgeist die menschlichen Stufen, mehr oder minder sichtbar nach der Größe des Trägers .. doch ein Goldkörnchen ist einem Goldberg verwandter als ein Sandberg einem Goldberg. Die kleine Frau Rat gehört ganz zum großen Goethe, wenn auch er nicht ganz zu ihr.

Das sind jedoch nur Elemente des Goethischen Daseins, die Grundkräfte, worin er lebt und webt, wodurch er leuchtet und düstert. Von der Mutter bekam er aber auch die ganz besondere Anlage mit, durch die er als der Erneuerer des Griechentums – nicht als ein Nachahmer, sondern als der Erneuerer – waltet: die Augenblickserfülltheit, das Glück, in dem jeweiligen Nu resolut zu leben, ganz da zu sein. Er sagt einmal von ihr: seine Mutter habe alles ertragen können, nur nicht die Sorge. Aus ihrer Todesstunde berichtet man, sie habe eine Besucherin abweisen lassen: „Die Frau Rat hat jetzt kei' Zeit, sie muß sterben." In der

Bemerkung ihres Sohnes und der Schlußanekdote erkennen wir geheimnisvoll-fröhlich das Goethische Wunder wieder. Im „Faust" wehrt sich der Titan gegen die Sorge: im schönen Augenblick stirbt er, nachdem er ein Leben lang das All als Augenblick zu fassen und als immer strebender Sterblicher jeden schönen Augenblick durchzufahren gedrängt war. Wie sehr sein gesamtes Schaffen von dieser Spannung bestimmt wurde, und wie sehr gerade seine Lebensbeichten Totenfeiern der schönen Augenblicke sind, das ist anderswo gezeigt. Wir sind durch Goethes Vorbildlichkeit und Allgegenwart in der deutschen Atmosphäre vielleicht etwas abgestumpft dafür, wie neu und selten solche Empfängnis- und Schaffensart bei uns war und immer noch ist.. wie sehr zumeist die deutsche Literatur, wenige Volkslieder ausgenommen, eine Literatur der zerknirschten oder eitlen Rückschau oder der sehnsüchtigen und selbstgerechten Zukunftshoffnung war, eine Literatur der Reue und der Sorge bis in die Liebe hinein, eine augenblicksferne, ja -feindliche Lehre, ein bild- und zauberfremder Gottesdienst. Goethes sogenanntes Heidentum ist weniger ein sittlicher Gegensatz, weniger sogar ein mythischer Gegensatz gegen die christlichen Zeichen, Gebote, Weissagungen, ein Antichristentum im Sinne Nietzsches, als die augenfreudige Hier- und Jetzt-Hörigkeit in jedem deutschen Werden und durch jedes deutsche Werden hindurch. Seitdem der Wandergott Odin entschwunden ist und sein Forst für Burgen, Klöster, Kirchen der Bibelgläubigen gerodet, waren in Deutschland (mehr als in den romanischen Ländern) die scheuen und gierigen Augen in das unsichtbare Jenseits, in das kommende Himmelreich oder Höllenreich gerichtet.. Sprüche, Gebete, Mären, Sänge beschworen das Ferne und Andre, das Noch-nicht und Nicht-mehr, die Ewigkeit über dem windigen Tag. Von der Völkerwanderung über die Kreuzzüge, von den Reformationskriegen bis zu den Aufklärungszwisten und den Romantikerträumen – eines ist allen Sagern gemein, so verschieden ihre Zeichenwahl, ihre Glaubensformeln, ihre Stimmungen sein mögen: sie warten auf etwas, das da

kommen soll. Sie sind überall heimischer als in ihrem eigenen Wesen, sobald sie aufhören leidend oder handelnd ihrer Not zu frönen: Erwerb, Buhlschaft, Herrschaft.. sobald sie den Mund auftun oder die Feder ansetzen, um von ihrem „Eigentlichen" zu reden. Das Schönste aus unsrer vorgoethischen Dichtung sind keine Gegenwartsfeste, sondern Fahrten- und Gralslegenden wie Wolframs „Parzival", der das Erscheinende als den Trug überwindet.. wie Grimmelshausens „Simplex", der Schmutz und Blut des verwüsteten Vaterlandes durchwatet, um in der abgeschiedenen Siedelei sich zu „entbilden". Oder es sind Kirchenlieder aus einer festen Burg, die nicht von dieser Welt ist, oder es sind Klagen über den schattenhaften Schwund des Lebens, Abschied vom Wahn wie Walthers unheimlichstes Gedicht, unheimlich im nächsten Sinne des Worts und im fernsten. Heimlos sind all unsre Weisen und Sänger gewesen hienieden vor Goethe, und selbst unsre Heimatfeiern stammen weniger aus dem gläubigen Stolz als aus der verzweifelten oder grimmigen Sehnsucht: von Walther über Hutten bis Fleming und Heinrich von Kleist. Auch Klopstocks hoher Ton preist mehr die Sprecher der Sprache, worin er seine Messiade dichten konnte als ein vorhandenes Volk.

Nun, Goethe hat den Augenblick geheiligt, von seinen kleinen Liebschaften und Amtsplagen bis zum gotterfüllten Wiederfinden des Du, wovon kein Werde ihn mehr trennt. Diesen frommen Wirklichkeitssinn gab ihm die Mutter mit. In der ruscheligen Frankfurter Näh und Frische hat sie viele ihresgleichen, Unbezeugte, Verschollene.. ihre trauten Züge erscheinen in die Welt erweitert durch ihr Gewächs. Die Dinge mußte sie nehmen, wie sie sich geben, das Beste draus machen, nicht mit dem Leben hadern, weil „dabei nichts herauskommt", rastlos und hastlos das Nächste erledigen, Küche und Keller betreuen mit emsigem Fleiß und zugleich mit schwebender Spielfreude, eine rüstige Schaffnerin bis ans Ende und ein neckischer Kobold. Was ich meine, wird vielleicht noch deutlicher, wenn ich sie neben ihre Prophetin halte, die im spätromantischen Zeitalter

und auch im Ausland mehr zu ihrem Ruhm beigetragen hat als selbst Goethes „Dichtung und Wahrheit“, weil sie ihr Bild mit verführerischer Schwärmerei aufgeschönt hat: Bettina von Arnim. Die war genial, doch neben der Frau Rat, die es nicht war, wirkt sie wie ein Feuerwerk neben einem Sonnenaufgang, wie ein Vogelstimmen-Imitator neben einem Maiengezwitscher, kurz: erstaunlich, glänzend, „fabelhaft“, aber unrichtig und unwahr. Sie hatte alle Fabuliertugenden der Frau Rat gesteigert, geheizt, gemimt. Sie hatte auch etwas von der Frohnatur, der Hilfsbereitschaft und der quicken Behendigkeit. Doch sie wußte zu viel davon und machte, gut romantisch, aus ihrem Dasein ein Theater. Gerade das Goethische der Frau Rat, das Leben im eignen, wirklichen, geglaubten Augenblick, statt in einem ersehnten, vor- oder nachgespielten, gebrach ihr völlig. Ich sage das nicht, um die prächtige romantische Hexe herabzusetzen, sondern um Goethes Mutter klarer zu zeigen, indem ich ihre warme, helle, rechtschaffene Gestalt abhebe von den bunten Wolken ihrer Impresaria. Sie war keine Frau der schönen Ausflüge und Ausflüchte, und Bettina war beinahe nichts anderes. Frau Rat hatte Herz, Mund, Hand auf dem rechten Fleck, ganz hiesig und bei aller Regsamkeit ohne Hang zu irgend etwas, wobei sie nichts zu tun hatte. Bei ihrem Sohn setzte sich das Schauen ins Schaffen um, und auch er, der sehensdurstige Lynkeus, mied wahrzunehmen, wo er nicht wirken konnte. Was ihm nicht einging in Gesicht und Tat, das hielt er sich vom Leibe so lange wie möglich: Revolutionen und Restaurationen. Seine Mutter war nicht so besessen von Gesichten: sie antwortete jedem Anspruch und Anruf des Zufalls mit der Munterkeit der berechtigten Einwohnerin, Innewohnerin. Wenn sie bei der Aufführung des Goethischen „Clavigo“ die Schauspieler ermuntert: „Macht 's nur gut, ich schreib's auch mei'm Sohn!“ ist das ein harmloser Ausbruch des Frankfurter Mutterstolzes, doch auch ein Zeugnis ihres Dabeiseins, das keine Betrachtung, immer ein Mitmachen war und wie bei ihrem Sohn ein Mitfreuen, Mit-

leiden, Mitschwingen. So sehr sie ihren Sohn liebte, so stark war ihre Eingesessenheit im bewirkbaren Bereich, so gering ihre Weitenphantasie, die müßige Neugier, die poetische Ferndelei, die romantische Sehnsucht: sie konnte sich nicht einmal entschließen, ihn zu besuchen. Sie entriet aller Züge, welche das literarische Massenkennzeichen der früheren Goethezeit ausmachen, des spielerischen Geschmäcklertums und des empfindsamen Schwelgens. Alles, was Goethe mit seinen großen Werken überwand, lag ihr von vornherein weitab. Kein Wesen aus Goethes Kindheit war ihm konzentrisch wie seine Mutter, und von den Wesen, die ihn nährten, erzogen und erbildeten, ist sie bis in die Tage Herders weitaus am wichtigsten, so leis und unmerklich sie ihn hegte.

Je älter Goethe wurde, desto mehr war er darauf bedacht, das Menschentum, das ihm von seinem Erwachen bis zu seinem Ende der höchste, ja der einzig wahre Gegenstand des Sinnens blieb, zu erforschen und zu verkünden als ein Gewirke der gesamten Weltkräfte. Auch sein eigen Leben und dessen wichtigste Bildner in seiner Frühzeit, also Mutter und Vater, hat er später gezeigt, samt dem Drum und Dran von den Gestirnen bis zum Geräms des Hauses am Hirschgraben. Das Buch, worin er dies vollbracht hat, die künstlerisch vollkommenste Autobiographie, hat auch die Literaturwissenschaft verführt, seinen Genius, ja jeden Genius zu deuten als ein Gebäck aus tausend Einflüssen und Zutaten, und zu vergessen, wie sehr jeder Mensch ein unwiederholbares Einzelwesen, wie sehr jeder Schöpfer eine Form-umformende Mitte ist, auch als Geschöpf. Was wir wahrnehmen von Milieu, Umwelt, Stämmen, erfahren wir erst aus den Einzelnen, von denen sie offenbart werden. Goethes „Dichtung und Wahrheit", kraft deren wir sein Kindestum erkennen, inniger und genauer als aus Akten, welche uns die Teile in die Hand geben, kommt her von der Herderschen Vision des werdenden Mikrokosmos: wie sein Lehrer Geschichte der Menschheit beschrieben, die Geschichtskunde des Späthumanismus mit neuplatonischen Emanationslehren durchdringend, so wollte Goethe das ihm zu-

gängliche Menschtum zeigen als eine „entelechische Monade", die nach und nach aus der Welt ihren Wandel empfängt durch Anverwandlung, Einverleibung der Umwelt. Dieser Versuch hat auch eine pädagogische Wendung (und damit eine willentliche Erzähltechnik). Dem spätidealistischen Ichrausch der Romantiker, der Fichteaner, welche die Welt für ein Spiel des freien Geistes hielten und noch Roman und Drama in lyrische Gemütswolken zerflederten oder in selbstgenugsame Denktänze zerhüpften, wollte er klar machen, wie selbst sein Leben (ihnen vorbildlich oder übergewaltig) das gesetzlich leise Reifen eines stillen Kraftkeims sei, durch die fördernden oder hemmenden Wachstümer eines raumzeitlichen Weltganzen hindurch. Er hat mit der Muße eines alten Malers nachdrücklich die mannigfaltigen Sachen und Räume, die Nicht-Iche, geschildert, denen er sein Ich mit zu schulden meinte. Ja, er hat das Ich, um dessentwillen er sich er-innerte, absichtlich unscheinbarer, hintergründlicher gehalten als die Umgebungen, worin es sich entwirkte. Damit wollte er sagen: was ich bin, bin ich durch Welt. Daß durch diese erzieherische Bescheidenheit sein Werk sich liest als die Geschichte eines gediegenen Durchschnittskindes und -jünglings: das dankt er der Richtigkeit, der Normalität seines Menschtums, über der man die Riesigkeit vergißt. Die Enttäuschung mancher Zeitgenossen über das Buch kam daher: sie erwarteten eine Wundergeschichte und bekamen ein Musterbeispiel. Das Richtige ist aber nicht das Häufigste, sondern das Allerseltenste. Auch diese Lehre wollte Goethe den Zeitgenossen vermitteln, nachdem ihnen Rousseaus berühmte Bekenntnisse den Gaumen gereizt mit abnormen Ehrlichkeiten. Zudem bebte Europa damals von Napoleon, der alle Maße verrückte und dessen Anderssein man irrig seiner Ungeheuerlichkeit zuschrieb, statt seiner Dimension.

Aus pädagogischer Ironie, aus dichterischem Zeichenglauben und aus dem Vorsatz, sein heimeliges Leben unerforschlichen Weltgesetzen anzuvertrauen, beginnt Goethe die Geschichte seiner Kindheit mit seinem Horoskop. Die Mischung von Schalkheit und

Schauder würzt sein Leben wie sein Sinnen darüber. Macht und Liebe winkten freundlich mit ihren Sternenstrahlen .. der Gott der Wohlfahrt, Merkur, wohlwollend, und die Zerstörer blickten neutral .. nur der Mond widersetzte sich der Geburt, doch nicht dem Leben des Kindes. Sogar dieser Widerstand brachte Segen durch behördliche Besserung der Frankfurter Entbindungskunst. Auch dies eine tiefsinnige Schelmerei: im astrologischen Gleichnis lehnt Goethe gleich am Beginn seines Berichts den Dank ab für mancherlei Segen, den er gebracht, und wälzt den glückseligen Gestirnen zu, was ihm als fragwürdigem Säugling schon gelang. Vielleicht gibt solch ein Anfang mit dem absehbaren, doch unerforschlichen Sternenstand noch einen anderen Wink für die Historiker, Zeichendeuter und Ursachenforscher. Um ein einzig Ding ganz zu verstehen, müßte man schlechthin alles wissen. Was verschlägt es, aus den Billionen und aber Billionen unergründbarer Wirknisse einige faßbare, sichere, deutliche herauszulesen. Die Qual des unersättlichen Faust, daß wir nichts wissen können, und der ruhevolle Verzicht im Himmel, begegnen sich auch am Eingang von „Dichtung und Wahrheit".
Die Gestirne, die dies einmalige Leben bestimmen, sind ein Gleichnis der wunderbaren Gelassenheit und Muße, worin Goethes Kindheit wandelt trotz Qualen und Stürmen. Unser keiner kann sich mehr zurückversetzen in die empfängliche Stille dieser Zeit, worin Kinderzwiste und Liebesfieber, Brände und Umbauten, Kaiserkrönungen und Jahrmärkte, ja sogar Erdbeben und Krieg den sicheren Gottes- und Weltgrund überspielten, ohne ihn zu erschüttern. Wir alle, auch die Gläubigsten, auch die Behaglichsten, leben noch mit unsren Gewißheiten in Sturz und Schüttern, und das Wanken selbst ist der Grund, dem unsre Erkenntnisse entwachsen. Als Goethe in Wetzlar durchbrach zu seinem Weltschmerz und Deutschland damit verwirrte und entzückte, entwich er zum ersten Male einem Gehege, einem Behagen, worin seine Mitbürger ihren Geist mästen konnten. Noch die damaligen Zweifel, der Voltairesche, der Friderizianische, gaben

mehr Halt als unser Glauben, soviel Leidensmasse – Seuchen, Foltern, Elend – auch damals bestand. Der misanthropische Gönner des jungen Goethe, Hüsgen, kennzeichnet die Art jener zufriedenen Weltverneinung hinlänglich mit dem Wort: „auch in Gott entdeck ich Fehler". Darin liegt mehr Gottvertrauen als in den heutigen Fanatismen. Das Kind Goethe erwachte mit seinen natürlichen Schaudern in solch ruhender Ordnung. Die Universalität seines Lernens wäre auch der gleichen Begabung heute nicht mehr möglich, weil zu viele Kräfte verbraucht werden schon zur Sicherung des festen Punkts, von dem aus Welt sich wahrnehmen läßt. Die Art, wie er lernt, Sprachen und Geometrie, Historien und Künste, seine neugierigen Streifzüge in Haus, Stadt und Landschaft, seine Spiele und Fehden: alles vollbringt sich ohne Unrast, mit dem Gleichmaß der Zeit in einem abgesteckten Raum von Ehrfurcht, Zuversicht und Bereitschaft. Eine pflanzenhafte Empfänglichkeit, die mit der Gewißheit des Wurzelns das Vertrauen zur Wirklichkeit der gegebenen Welt aus jeder neuen Kenntnis saugt, und ein aktiver Wissenstrieb, der sich jede neue Erfahrung festhält als Bild, jedes Gelernte in Hand und Fuß verwandelt, steigern einander im jungen Goethe und bewahren ihn vor der starren Polyhistorie der Barockjahrhunderte und vor der fahrigen Methodensucht, Reizgier und Formelwut unsrer Tage. Er durfte lauschig und scheu warten, bis seine Lernstoffe ihn an-sprachen und seinem weit offenen Staunen antworteten. Selbst die Dinge, die er auf des Vaters Befehl bis zur Langeweile eingepaukt bekam, heimelten ihn an durch die selbstverständliche Haus- oder Schul- oder Stadtautorität: drum war noch seine Kritik, seine Abwehr eine Form des Aneignens. Goethes berühmte Gerechtigkeit ist kein objektives Getu des gleichgültigen oder feigen Zuschauers, sondern, im Kind schon angelegt: das Gleichgewicht der gesammelten Kraft, die sich offen hält für jeden Einfluß, ja Eingriff, in der Gewißheit ihn zu bewältigen. So las er Reisebücher und Volksbücher ohne geile Ungeduld, doch mit der beschwingten Phantasie, die das Ferne

vergegenwärtigt, weil sie es innehat. So ließ er sich von boshaften Mitschülern gefaßt mißhandeln, bis er schnellkräftig ihnen vergelten konnte aus gestautem Ingrimm. So trug er seine Kinderkrankheiten tapfer, doch nicht aus Pflichtzwang, kaum aus Ehrgeiz, sondern, immer wieder, aus dem steten Ausgleich seiner Wachstumsleiden und seiner Willensstärke. Nur in Gleichnissen läßt sich davon reden: Goethe war eine schöpferische Pflanze, eine Natura, Gewächs mit konzentrischem Geist, der ihre dunkle Empfängnis erkannte und schauend löste. Seine Abwehr jäher Gewalten, des Vulkanismus, der Geschichte, kommt aus seiner Pflanzengeduld.. und die Geduld reifte in seiner raum- und zeitreichen Kindheit. Auch die größte Erschütterung seiner Knabenjahre, der Siebenjährige Krieg, der selbst den Haushalt entzweite und bedrohte, verdichtete sich ihm aus dem Getümmel zur Ehrfurcht vor der Gestalt, die es aufrührte: Friedrich kümmerte ihn, die Mitte, deren Strahlung er erfuhr. Sein Leben lang blieb ihm Parteienzwist zuwider, und als den einzigen Wert der Geschichte anerkannte er den Enthusiasmus: die Steigerung des Geistes durch Fülle des Herzens. Sein Selbstbewußtsein, eines der stärksten und hellsten (ein Bewußtsein seiner eigenen Kräfte, nicht ein Durst nach Lob oder ein spiegelsüchtiger Größenwahn) reifte durch seine Empfänglichkeit und stieg durch Kampf. Daß er viel leichter lernte als seine Mitschüler, daß er seinen Peinigern überlegen war, vernahm und sah er. Doch zugleich mit diesem Stolz des Andersseins oder Besserseins, zumal in der Verskunst, kam ihm die Frage nach der Wahrheit, als er die Kameraden im gleichen Glauben stolzieren sah. Aus Selbstbewußtsein ward er früher irr an sich als an der Welt. Seine Kritik entstand nicht aus Neid oder Angst, sondern schon im Kind aus dem Verlangen nach Wahrheit.

Wie er sich selbst sehend abgrenzen wollte gegen die Mitmenschen, so wollte er schon als Kind das unfaßbar oberste Wesen, noch unbewußt, dem Sektenhader von Lehren, Moralen und Stimmungen entziehen, indem er dem Schöpfer des Himmels und der

Erden in dessen Werken huldigte. Eine Gestalt mochte der Knabe der Gottheit nicht geben, doch sichtbare Zeichen ihr widmen: auch hier verwendete er, was er fromm empfangen, tätig zur eigenen Feier des Spenders. Mit einem Altar und allerlei Räucherwerk nahte er dem Gotte und richtete damit beinahe ein häusliches Unheil an. Schwerlich hat er als Kind daraus schon die Lehre gezogen, die er als Greis dem Bericht davon nachschickt als Warnung. Im „Vermächtnis altpersischen Glaubens" aus dem „Westöstlichen Divan" gibt er die positive Wahrheit dazu.

Ich schweige von Goethes Öhmen und Muhmen, Kameraden und Gästen, deren jeder ihn auf seine Weise necken, bilden, sich anähneln wollte.. von den bunten Festen, Bräuchen, Trachten, die den gemächlichen Dauerzustand seiner Kindheit färbten oder kräuselten als Wellen eines stetigen Stroms. Nur die Käuze aus „Dichtung und Wahrheit" nenne ich: Uffenbach und Löhn, Heckel und Orth, Ochsenstein und Malapart, Senckenberg und Moser, Ohlenschlager, Reinick und Hüsgen, und dann den Freund Pylades, den Großvater mit der Gartenzucht und den stöbernswürdigen Papieren, den Weinmarkt und den Kran und all die Stätten, woraus Goethe noch pflanzig wach und dumpf den ersten Bilderschatz entnahm. Die großen Fremdheiten habe ich gestreift, die ruckweise sein Denken öffneten: das Erdbeben von Lissabon, der Friderizianische Krieg, vielleicht auch – nicht so mächtig, doch näher – der Brand in der Judenstadt, wobei Goethe als Wohltäter sich bewährte und Einblick in das Gebaren des unsterblichen Stammes gewann. Die Juden waren ihm damals das Volk der Heiligen Schrift, die Mittler der ältesten Offenbarung und fragwürdige Fremdlinge zugleich, verfemt, bedurft und bestaunt. Ihre seltsamen Sitten und ihre hübschen Mädchen reizten seine Neugier, und schon der Junge hat mitten im Haß oder Hohn der Bürgerschaft sich geweidet am Gucken und vom Auge her Gerechtigkeit geübt, d. h. wahr genommen.

Goethes Kindheit endet mit seiner ersten Liebschaft: dem Frank-

furter Gretchen. Wie alle Goethischen Ereignisse ist auch dies sehnsüchtige Erwachen kein jäher Einbruch, keine wilde Erschütterung, sondern ein lockender Schritt aus dem Spiel des Überschusses in den bedrohlichen Kampf mit den unentbehrlichen und unfaßbaren Gewalten, die er in holden Gestalten zu bannen meint. Zum erstenmal begegnet dem sinnlichen Buben die Versuchung, der er niemals ausgewichen ist: den flüchtigen Nu im schönen Frauenleib zu verewigen. Hier liegt am Übergang aus seinen dumpfen Wachstumsjahren zu seinen hellen Wirkensjahren der Keim zum „Faust", zu seinem Fausttum überhaupt. Nicht daß dies Gretchen das Modell seines Weltgedichts wäre, sondern er spürte im Dunst und Rauch ihrer Kneipe zuerst schmerzhaft die Spannung, die sein Leben durchzieht: den verzehrenden Zauber der Stunde und die selige Sehnsucht, die er verdirbt und die ihn vernichtet. Daß er diese Spannung zwei Menschenalter lang ausgehalten hat, ohne je gemein zu werden und ohne je ein Schwärmer zu werden, daß er Idee und Liebe zum Abschied als sein Genügen feiern durfte, das danken wir ihm heut und immer.

AUS DEM PROMETHEUS

Auf Olympus

Jupiter. Merkur

Merkur. Greuel – Vater Jupiter – Hochverrat!
Minerva, deine Tochter,
Steht dem Rebellen bei,
Hat ihm den Lebensquell eröffnet
Und seinen lettnen Hof,
Seine Welt von Ton
Um ihn belebt.
Gleich uns bewegen sie sich all
Und weben, jauchzen um ihn her
Wie wir um dich.

O, deine Donner, Zeus!
Jupiter. Sie sind! und werden sein!
Und sollen sein!
Über alles, was ist
Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde,
Ist mein die Herrschaft.
Das Wurmgeschlecht vermehrt
Die Anzahl meiner Knechte.
Wohl ihnen, wenn sie meiner Vaterleitung folgen;
Weh ihnen, wenn sie meinem Fürstenarm
Sich widersetzen.
Merkur. Allvater! du Allgütiger,
Der du die Missetat vergibst Verbrechern,
Sei Liebe dir und Preis
Von aller Erd und Himmel!
O, sende mich, daß ich verkünde
Dem armen erdgebornen Volk
Dich, Vater, deine Güte, deine Macht!
Jupiter. Noch nicht! In neugeborner Jugendwonne
Wähnt ihre Seele sich göttergleich.
Sie werden dich nicht hören, bis sie dein
Bedürfen. Überlaß sie ihrem Leben!
Merkur. So weis als gütig!

Tal am Fuße des Olympus

Prometheus. Sieh nieder, Zeus,
Auf meine Welt: sie lebt!
Ich habe sie geformt nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, weinen, zu genießen und zu freuen sich
Und dein nicht zu achten
Wie ich!

(Man sieht das Menschengeschlecht durchs ganze Tal verbreitet. Sie sind auf Bäume geklettert, Früchte zu brechen, sie baden sich im Wasser, sie laufen um die Wette auf der Wiese; Mädchen pflücken Blumen und flechten Kränze.)

(Ein Mann mit abgehauenen jungen Bäumen tritt zu Prometheus.)

Mann. Sieh hier die Bäume,
Wie du sie verlangtest.
Prometheus. Wie brachtest du
Sie von dem Boden?
Mann. Mit diesem scharfen Steine hab ich sie
Glatt an der Wurzel weggerissen
Prometheus. Erst ab die Äste! –
Dann ramme diesen
Schräg in den Boden hier
Und diesen hier, so gegenüber;
Und oben verbinde sie! –
Dann wieder zwei hier hinten hin
Und oben einen quer darüber.
Nun die Äste herab von oben
Bis zur Erde,
Verbunden und verschlungen die,
Und Rasen ringsumher
Und Äste drüber, mehr,
Bis daß kein Sonnenlicht,
Kein Regen, Wind durchdringe.
Hier, lieber Sohn, ein Schutz und eine Hütte!
Mann. Dank, teurer Vater, tausend Dank!
Sag, dürfen alle meine Brüder wohnen
In meiner Hütte?
Prometheus. Nein!
Du hast sie dir gebaut, und sie ist dein.
Du kannst sie teilen,
Mit wem du willt.
Wer wohnen will, der bau sich selber eine.

(Prometheus ab.)

Zwei Männer.

Erster. Du sollt kein Stück
Von meinen Ziegen nehmen,
Sie sind mir mein!

Zweiter. Woher?

Erster. Ich habe gestern Tag und Nacht
Auf dem Gebirg herumgeklettert,
Mit saurem Schweiß
Lebendig sie gefangen,
Diese Nacht bewacht,
Sie eingeschlossen hier
Mit Stein und Ästen.

Zweiter. Nun gib mir eins!
Ich habe gestern auch eine erlegt,
Am Feuer sie gezeitigt
Und gessen mit meinen Brüdern.
Brauchst heut nur eine;
Wir fangen morgen wieder.

Erster. Bleib mir von meinen Ziegen.

Zweiter. Doch!

(Erster will ihn abwehren, zweiter gibt ihm einen Stoß, daß er umstürzt, nimmt eine Ziege und fort.)

Erster. Gewalt! Weh! Weh!

Prometheus (kommt). Was gibts?

Mann. Er raubt mir meine Ziege! –
Blut rieselt sich von meinem Haupt –
Er schmetterte
Mich wider diesen Stein.

Prometheus. Reiß da vom Baume diesen Schwamm
Und leg ihn auf die Wunde!

Mann. So – teurer Vater!
Schon ist es gestillt.

Prometheus. Geh, wasch dein Angesicht.

Mann. Und meine Ziege?

Prometheus. Laß ihn!
Ist seine Hand wider jedermann,
Wird jedermanns Hand sein wider ihn. (Mann ab).
Prometheus. Ihr seid nicht ausgeartet, meine Kinder,
Seid arbeitsam und faul
Und grausam, mild,
Freigebig, geizig,
Gleichet all euren Schicksalsbrüdern,
Gleichet den Tieren und den Göttern.

(Pandora kommt.)

Prometheus. Was hast du, meine Tochter,
Wie so bewegt?
Pandora. Mein Vater!
Ach, was ich sah, mein Vater,
Was ich fühlte!
Prometheus. Nun?
Pandora. O, meine arme Mira! –
Prometheus. Was ist ihr?
Pandora. Namenlose Gefühle!
Ich sah sie zu dem Waldgebüsche gehn,
Wo wir so oft uns Blumenkränze pflücken;
Ich folgt ihr nach,
Und, ach, wie ich vom Hügel komme, seh
Ich sie im Tal
Auf einen Rasen hingesunken.
Zum Glück war Arbar ungefähr im Wald.
Er hielt sie fest in seinen Armen,
Wollte sie nicht sinken lassen,
Und, ach, sank mit ihr hin.
Ihr schönes Haupt ersank,
Er küßte sie tausendmal,
Und hing an ihrem Munde,
Um seinen Geist ihr einzuhauchen.

Mir ward bang,
Ich sprang hinzu und schrie,
Mein Schrei eröffnet' ihr die Sinnen.
Arbar ließ sie; sie sprang auf,
Und, ach, mit halb gebrochnen Augen
Fiel sie mir um den Hals.
Ihr Busen schlug,
Als wollt er reißen,
Ihre Wangen glühten.
Es lechzt' ihr Mund,
Und tausend Tränen stürzten.
Ich fühlte wieder ihre Kniee wanken
Und hielt sie, teurer Vater,
Und ihre Küsse, ihre Glut
Hat solch ein neues unbekanntes
Gefühl durch meine Adern hingegossen,
Daß ich verwirrt, bewegt und weinend
Endlich sie ließ und Wald und Feld. –
Zu dir, mein Vater! sag,
Was ist das alles, was sie erschüttert
Und mich?
Prometheus. Der Tod!
Pandora. Was ist das?
Prometheus. Meine Tochter,
Du hast der Freuden viel genossen.
Pandora. Tausendfach! Dir dank ichs all.
Prometheus. Pandora, dein Busen schlug
Der kommenden Sonne,
Dem wandelnden Mond entgegen,
Und in den Küssen deiner Gespielen
Genossest du die reinste Seligkeit.
Pandora. Unaussprechlich!
Prometheus. Was hub im Tanze deinen Körper
Leicht auf vom Boden?

Pandora. Freude!
Wie jedes Glied, gerührt vom Sang und Spiel,
Bewegte, regte sich,
Ich ganz in Melodie verschwamm.
Prometheus. Und alles löst sich endlich auf in Schlaf,
So Freud als Schmerz.
Du hast gefühlt der Sonne Glut,
Des Durstes Lechzen,
Deiner Kniee Müdigkeit,
Hast über dein verlornes Schaf geweint,
Und wie geächzt, gezittert,
Als du im Wald den Dorn dir in die Ferse tratst,
Eh ich dich heilte.
Pandora. Mancherlei, mein Vater, ist des Lebens Wonn
Und Weh!
Prometheus. Und fühlst an deinem Herzen,
Daß noch der Freuden viele sind,
Der Schmerzen viele,
Die du nicht kennst.
Pandora. Wohl, wohl! – Dies Herze sehnt sich oft
Ach nirgends hin und überall doch hin!
Prometheus. Da ist ein Augenblick, der alles erfüllt,
Alles, was wir gesehnt, geträumt, gehofft,
Gefürchtet, Pandora –
Das ist der Tod!
Pandora. Der Tod?
Prometheus. Wenn aus dem innerst tiefsten Grunde
Du ganz erschüttert alles fühlst,
Was Freud und Schmerzen jemals dir ergossen,
Im Sturm dein Herz erschwillt,
In Tränen sich erleichtern will
Und seine Glut vermehrt,
Und alles klingt an dir und bebt und zittert,
Und all die Sinne dir vergehn,

Und du dir zu vergehen scheinst
Und sinkst,
Und alles um dich her versinkt in Nacht,
Und du, in inner eigenem Gefühl,
Umfassest eine Welt:
Dann stirbt der Mensch.
Pandora (ihn umhalsend). O Vater, laß uns sterben!
Prometheus. Noch nicht.
Pandora. Und nach dem Tod?
Prometheus. Wenn alles – Begier und Freud und Schmerz –
Im stürmenden Genuß sich aufgelöst,
Dann sich erquickt in Wonneschlaf –
Dann lebst du auf, aufs jüngste wieder auf,
Von neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren!

SALOMONS, KÖNIGS VON ISRAEL UND JUDA GÜLDNE WORTE VON DER ZEDER BIS ZUM YSOP

Es stand eine herrliche Zeder auf Libanon in ihrer Kraft vor dem Antlitz des Himmels. Und daß sie so strack dastund, des ergrimmten die Dornsträuche umher und riefen: Wehe dem Stolzen, er überhebt sich seines Wuchses! Und wie die Winde die Macht seiner Äste bewegten, und Balsamgeruch das Land erfüllte, wandten sich die Dörner und schrieen: Wehe dem Übermütigen, sein Stolz braust auf wie Wellen des Meeres; verdirb ihn, Heiliger vom Himmel!

Eine Zeder wuchs auf zwischen Tannen, sie teilten mit ihr Regen und Sonnenschein. Und sie wuchs, und wuchs über ihre Häupter und schaute weit ins Tal umher. Da riefen die Tannen: Ist das der Dank, daß du dich nun überhebest, dich, die du so klein warest, dich, die wir genährt haben! Und die Zeder sprach: Rechtet mit dem, der mich wachsen hieß.

Und um die Zeder stunden Sträucher. Da nun die Männer kamen vom Meer und die Axt ihr an die Wurzel legten, da erhub sich ein Frohlocken: Also strafet der Herr die Stolzen, also demütigt er die Gewaltigen!

Und sie stürzte und zerschmetterte die Frohlocker, die verzettelt wurden unter dem Reisig.

Und sie stürzte und rief: Ich habe gestanden, und ich werde stehen! Und die Männer richteten sie auf zum Maste im Schiffe des Königs, und die Segel wehten von ihm her, und brachte die Schätze aus Ophir in des Königs Kammer.

Eine junge Zeder wuchs schlank auf und schnell und drohte die andern zu überwachsen. Da beneideten sie alle. Und ein Held kam und hieb sie nieder, und stutzte ihre Äste, 'sich zur Lanze wider die Riesen. Da riefen ihre Brüder: Schade! schade!

Die Eiche sprach: ich gleiche dir Zeder! Tor! sagte die Zeder: als wollt ich sagen, ich gleiche dir.

SATYROS

singt

Dein Leben, Herz, für wen erglühts?
Dein Adlerauge, was ersiehts?
Dir huldigt ringsum die Natur,
's ist alles dein;
Und bist allein,
Bist elend nur!
Hast Melodie vom Himmel geführt
Und Fels und Wald und Fluß gerührt;
Und wonnlicher war dein Lied der Flur
Als Sonnenschein;
Und bist allein,
Bist elend nur!

VON DEUTSCHER BAUKUNST

D. M. Ervini a Steinbach. 1773

Als ich auf deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein suchte, der mir deuten sollte: Anno Domini 1318 XVI. Kal. Febr. obiit Magister Ervinus, Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinensis, und ich ihn nicht finden, keiner deiner Landsleute mir ihn zeigen konnte, daß sich meine Verehrung deiner an der heiligen Stätte ergossen hätte, da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz, jünger, wärmer, töriger und besser als jetzt, gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Besitztümer gelangen würde, von Marmor oder Sandsteinen, wie ichs vermöchte.

Was brauchts dir Denkmal! Du hast dir das herrlichste errichtet; und kümmert die Ameisen, die drum krabbeln, dein Name nichts, hast du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der Berge auftürmte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen, ganz, groß, und bis in den kleinsten Teil notwendig schön, wie Bäume Gottes; wenigern, auf tausend bietende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen drauf zu zaubern, und dann sterbend ihren Söhnen zu sagen: Ich bleibe bei euch, in den Werken meines Geistes; vollendet das Begonnene in die Wolken!

Was brauchts dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausspricht, ists Aberglaube oder Lästerung. Dem schwachen Geschmäckler wirds ewig schwindlen an deinem Koloß, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter.

Also nur, trefflicher Mann, eh ich mein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ozean wage, wahrscheinlicher dem Tod als dem Gewinst entgegen, siehe, hier in diesem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, schneid ich den deinigen in eine deinem Turm gleich schlank aufsteigende Buche, hänge an seinen vier Zipfeln dies Schnupftuch mit Gaben dabei auf, nicht

ungleich jenem Tuche, das dem heiligen Apostel aus den Wolken herabgelassen ward, voll reiner und unreiner Tiere: so auch voll Blumen, Blüten, Blätter, auch wohl dürres Gras und Moos und über Nacht geschoßne Schwämme, das alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem Zeitvertreib botanisierend, eingesammelt, dir nun zu Ehren der Verwesung weihe.

KÜNSTLERS ERDEWALLEN

Erster Akt. Vor Sonnenaufgang

Der Künstler an seiner Staffelei. Er hat eben das Porträt einer fleischigen, häßlichen, kokett schielenden Frau aufgestellt. Beim ersten Pinselstrich setzt er ab.

Ich will nicht! ich kann nicht!
Das schändliche, verzerrte Gesicht!

(Er tut das Bild beiseite.)

Soll ich so verderben den himmlischen Morgen!
Da sie noch ruhen all meine lieben Sorgen,
Gutes Weib! kostbare Kleinen!

(Er tritt ans Fenster.)

Aurora, wie neukräftig liegt die Erd um dich!
Und dieses Herz fühlt wieder jugendlich,
Und mein Auge wie selig, dir entgegenzuweinen!

(Er setzt ein lebensgroßes Bild der Venus Urania auf die Staffelei.)

Meine Göttin, deiner Gegenwart Blick
Überdrängt mich wie erstes Jugendglück.
Die ich in Seel und Sinn, himmlische Gestalt,
Dich umfasse mit Bräutigams Gewalt,
Wo mein Pinsel dich berührt, bist du mein:
Du bist ich, bist mehr als ich, ich bin dein.
Uranfängliche Schönheit! Königin der Welt!
Und ich soll dich lassen für feiles Geld?
Dem Toren lassen, der am bunten Tand

Sich weidet, an einer scheckigen Wand?

(Er blickt nach der Kammer.)

Meine Kinder! – Göttin, du wirst sie letzen!
Du gehst in eines Reichen Haus,
Ihn in Kontribution zu setzen,
Und ich trag ihnen Brot heraus.
Und er besitzt dich nicht, er hat dich nur.
Du wohnst bei mir, Urquell der Natur,
Leben und Freude der Kreatur!
In dir versunken
Fühl ich mich selig, an allen Sinnen trunken.

(Man hört in der Kammer ein Kind schrein.)

Ä! ä!

Künstler. Lieber Gott!

Künstlers Frau (erwacht). 's is schon Tag!
Bist schon auf? Lieber, geh doch, schlag
Mir Feuer, leg Holz an, stell Wasser bei,
Daß ich dem Kinde koch den Brei.

Künstler (einen Augenblick vor seinem Bilde verweilend). Meine Göttin!

Sein ältester Knabe (springt aus dem Bette und läuft barfuß hervor). Lieber Pappe, ich helfe dich!

Künstler. Wie lang?

Knabe. Was?

Künstler. Bring klein Holz in die Küch.

Zweiter Akt

Künstler. Wer klopft so gewaltig? Fritzel, schau.

Knabe. Es is der Herr mit der dicken Frau.

Künstler (stellt das leidige Porträt wieder auf).
Da muß ich tun, als hätt ich gemalt.

Frau. Machs nur, es wird ja wohl bezahlt.

Künstler. Das tuts ihm.

Der Herr und Madame treten herein.

Herr. Da kommen wir ja zurecht.
Madame. Hab heut geschlafen gar zu schlecht.
Frau. O die Madam sind immer schön.
Herr. Darf man die Stück in der Eck besehn?
Künstler. Sie machen sich staubig.
(Zu Madame.) Belieben, sich niederzulassen!
Herr. Sie müssen sie recht im Geiste fassen.
Es ist wohl gut, doch so noch nicht,
Daß es einen von dem Tuch anspricht.
Künstler (heimlich). Es ist auch darnach ein Angesicht.
Der Herr (nimmt ein Gemälde aus der Ecke).
Ist das Ihr eigen Bildnis hier?
Künstler. Vor zehen Jahren glich es mir.
Herr. Es gleicht noch ziemlich.
Madame (einen flüchtigen Blick darauf werfend). O gar sehr!
Herr. Sie haben jetzt gar viel Runzeln mehr.
Frau (mit dem Korbe am Arm, heimlich).
Gib mir Geld, ich muß auf den Markt!
Künstler. Ich hab nichts.
Frau. Dafür kauft man einen Quark.
Künstler. Da!
Herr. Aber Ihre Manier ist jetzt größer.
Künstler. Das eine wird schlimmer, das andre besser.
Herr (zur Staffelei tretend). So! so! da an dem Nasenbug!
Und die Augen sind nicht feurig gnug.
Künstler (für sich). O mir! Das mag der Teufel ertragen!
Die Muse (ungesehn den andern, tritt zu ihm).
Mein Sohn, fängst jetzt an, zu verzagen?
Trägt ja ein jeder Mensch sein Joch;
Ist sie garstig, bezahlt sie doch!
Und laß den Kerl tadeln und schwätzen;
Hast Zeit genug, dich zu ergetzen
An dir selbst und an jedem Bild,
Das liebevoll aus deinem Pinsel quillt.

Wenn man muß eine Zeitlang hacken und graben,
Wird man die Ruh erst willkommen haben.
Der Himmel kann einen auch verwöhnen,
Daß man sich tut nach der Erde sehnen.
Dir schmeckt das Essen, Lieb und Schlaf,
Und bist nicht reich, so bist du brav.

DES KÜNSTLERS VERGÖTTERUNG

Stellt eine Gemäldegalerie vor, wo unter andern das Bild der Venus Urania in einer breiten goldnen Rahme, wohlgefirnißt, aufgehängt ist. Ein junger Maler sitzt davor und zeichnet, der Meister mit andern steht hinter dem Stuhle. Der Jünger steht auf.

Jünger. Hier leg ich, teurer Meister, meinen Pinsel nieder.
Nimmer, nimmer wag ich es wieder,
Diese Fülle, dieses unendliche Leben
Mit dürftigen Strichen wiederzugeben.
Ich stehe beschämt, Widerwillens voll,
Wie vor einer Last ein Mann,
Die er tragen soll
Und nicht heben kann.
Meister. Heil deinem Gefühl, Jüngling, ich weihe dich ein
Vor diesem heiligen Bilde! Du wirst Meister sein.
Das starke Gefühl, wie größer dieser ist,
Zeigt, daß dein Geist seinesgleichen ist.
Jünger. Ganz, heilger Genius, versink ich vor dir.
Meister. Und der Mann war ein Mensch wie wir,
Und an der Menschheit zugeteilten Plagen
Hatte er weit schwerer als wir zu tragen.
Jünger. O warum sah ich sein Angesicht,
Hört' seiner Lippe Rede nicht!
Du Glücklicher kanntest ihn?
Meister. Ja, mein Sohn,
Ich war noch jung, er nahte schon

Dem Grabe. Ich werd ihn nie vergessen.
Wie oft hab ich zitternd vor ihm dagesessen
Voll von heißem Verlangen,
Jedes Wort von seinen Lippen zu fangen,
Und, wenn er schwieg, an seinem Auge gehangen.

AUS DES EWIGEN JUDEN ERSTEM FETZEN

Der Vater saß auf seinem Thron;
Da rief er seinem lieben Sohn,
Mußt zwei- bis dreimal schreien.
Da kam der Sohn ganz überquer
Gestolpert über Sterne her
Und fragt', was zu befehlen.
Der Vater fragt' ihn, wo er stickt –
„Ich war im Stern, der dorten blickt,
Und half dort einem Weibe
Vom Kind in ihrem Leibe."
Der Vater war ganz aufgebracht
Und sprach: Das hast du dumm gemacht,
Sieh einmal auf die Erde.
Es ist wohl schön und alles gut,
Du hast ein menschenfreundlich Blut
Und hilfst Bedrängten gerne.

Als er sich nun hernieder schwung
Und näher die weite Erde sah
Und Meer und Länder weit und nah,
Ergriff ihn die Erinnerung,
Die er so lange nicht gefühlt,
Wie man dadrunten ihm mitgespielt.
[Wie man zu einem Mädchen fliegt,
Das lang an unserm Blute sog

Und endlich treulos uns betrog.]
Er fühlt in vollem Himmels-Flug
Der irdschen Atmosphäre Zug,
Fühlt, wie das reinste Glück der Welt
Schon eine Ahndung von Weh enthält.
Er denkt an jenen Augenblick,
Da er den letzten Todesblick
Vom Schmerzen-Hügel herab getan,
Fing vor sich hin zu reden an:
„Sei, Erde, tausendmal gegrüßt!
Gesegnet all ihr meine Brüder!
Zum erstenmal mein Herz ergießt
Sich nach dreitausend Jahren wieder,
Und wonnevolle Zähre fließt
Vom nimmer trüben Auge nieder.
O mein Geschlecht, wie sehn ich mich nach dir!
Und du, mit Herz und Liebes-Armen
Flehst du aus tiefem Drang zu mir.
Ich komm, ich will mich dein erbarmen.
O Welt voll wunderbarer Wirrung,
Voll Geist der Ordnung, träger Irrung,
Du Kettenring von Wonn und Wehe,
Du Mutter, die mich selbst zum Grab gebar!
Die ich, obgleich ich bei der Schöpfung war,
Im ganzen doch nicht sonderlich verstehe.
Die Dumpfheit deines Sinns, in der du schwebtest,
Daraus du dich nach meinem Tage drangst,
Die schlangenknotige Begier, in der du bebtest,
Von ihr dich zu befreien strebtest
Und dann, befreit, dich wieder neu umschlangst –
Das rief mich her aus meinem Sternen-Saale,
Das läßt mich nicht an Gottes Busen ruhn.
Ich komme nun zu dir zum zweiten Male,
Ich säete dann, und ernten will ich nun."

Er auf dem Berge stille hält,
Auf den in seiner ersten Zeit
Freund Satanas ihn aufgestellt
Und ihm gezeigt die volle Welt
Mit aller ihrer Herrlichkeit.

Er sieht begierig rings sich um,
Sein Auge scheint ihn zu betrügen,
Ihm scheint die Welt noch um und um
In jener Sauce tief zu liegen,
Wie sie an jener Stunde lag,
Da sie bei hellem, lichten Tag
Der Geist der Finsternis, der Herr der alten Welt,
Im Sonnenschein ihm glänzend dargestellt
Und angemaßt sich ohne Scheu,
Daß er hier Herr im Hause sei;
Nicht gut, nicht bös, nicht groß, nicht klein,
So scheißig, als sie sollte sein –
Doch wenn ers tät sich feste [?] kopfen[?],
Das Reich Gottes hinein zu pfropfen.

„Wo!" rief der Heiland, „ist das Licht,
Das hell von meinem Wort entbronnen?
Weh! und ich seh den Faden nicht,
Den ich so rein vom Himmel 'rab gesponnen.
Wo haben sich die Zeugen hingewandt,
Die weiß aus meinem Blut entsprungen,
Und, ach, wohin der Geist, den ich gesandt –
Sein Wehn, ich fühls, ist all verklungen.
Schleicht nicht mit ewgem Hunger-Sinn,
Mit halbgekrümmten Klauen-Händen,
Verfluchten, eingedorrten Lenden
Der Geiz nach tückischem Gewinn,
Mißbraucht die sorgenlosen Freuden

Des Nachbars auf der reichen Flur
Und hemmt in dürren Eingeweiden
Das liebe Leben der Natur?
Verschließt der Fürst mit seinen Sklaven
Sich nicht in jenes Marmorhaus
Und brütet seinen irren Schafen
Die Wölfe selbst im Busen aus?
Ihm wird zu grillenhafter Stillung
Der Menschen Mark herbeigeschafft,
Verspritzt in ekler Überfüllung
Von Tausenden die Nahrungskraft.
In meinem Namen weiht dem Bauche
Ein Armer seiner Kinder Brot;
Mich schmäht auf diesem faulen Schlauche
Das goldne Zeichen meiner Not."

Er war nunmehr der Länder satt,
Wo man so viele Kreuze hat
Und man für lauter Kreuz und Christ
Ihn eben und sein Kreuz vergißt.
Er trat in ein benachbart Land,
Wo er sich nur als Kirchfahn fand,
Man aber sonst nicht merkte sehr,
Als ob ein Gott im Lande wär.
Wie man ihn denn auch bald beteuert,
Aller Sauerteig sei hier ausgescheuert,
Befurcht er, daß das Brot so lieb
Wie ein Matzkuchen sitzen blieb.

Davon sprach ihm ein geistlich Schaf,
Das er auf hohem Wege traf,
Das eine mackliche Frau im Bett,
Viel Kinder und viel Zehnden hätt,
Der also Gott ließ im Himmel ruhn
Und sich auch was zugute tun.

Unser Herr fühlt' ihm auf den Zahn,
Fing etlichmal von Christo an;
Da war der ganze Mensch Respekt,
Hätte fast nie das Haupt bedeckt.

Aber der Herr sah ziemlich klar,
Daß er drum nicht im Herzen war,
Daß er dem Mann im Hirne stand
Als wie ein Holzschnitt an der Wand.
Sie waren bald der Stadt so nah,
Daß man die Türne klärlich sah.
Ach, sprach mein Mann, hier ist der Ort,
Aller Wünsche sichrer Friedensport,
Hier ist des Landes Mittelthron;
Gerechtigkeit und Religion
Spedieren, wie der Selzerbrunn
Petschiert, ihren Einfluß ringsherum.

Sie kamen immer näher an,
Sah immer der Herr nichts Seinigs dran.
Sein innres Zutraun war gering,
Als wie er einst zum Feigbaum ging.
Wollt aber doch eben weitergehn
Und ihm recht unter die Äste sehn.

So kamen sie denn unters Tor;
Christus kam ihnen ein Fremdling vor,
Hätt ein edel Gesicht und einfach Kleid.
Sprachen: Der Mann kommt gar wohl weit.
Fragt' ihn der Schreiber, wie er hieß'?
Er gar demütig die Worte ließ:
„Kinder, ich bin des Menschen Sohn",
Und ganz gelassen ging davon.
Seine Worte hatten von jeher Kraft,

Der Schreiber stande wie vergafft,
Der Wache war, sie wußt nicht wie,
Fragt' keiner: Was bedienen Sie?
Er ging grad durch und war vorbei.
Da fragten sie sich überlei,
Als in Rapport sies wollten tragen:
Was tät der Mann Kurioses sagen?
Sprach er wohl unsrer Nase Hohn?
Er sagt': er wär des Menschen Sohn!
Sie dachten lang, doch auf einmal
Sprach ein branntweinger Korporal:
Was mögt ihr euch den Kopf zerreißen!
Sein Vater hat wohl Mensch geheißen.

Christ sprach zu seinem Gleiter dann:
„So führet mich zum Gottes-Mann,
Den Ihr als einen solchen kennt
Und ihn Herr Oberpfarrer nennt."
Dem Herren Pfaff das krabbeln tät,
War selber nicht so hoch am Brett.
Hätt so viel Häut ums Herze ring,
Daß er nicht spürt', mit wem er ging,
Auch nicht einmal einer Erbse groß.
Doch war er gar nicht liebelos
Und dacht: kommt alles ringsherum,
Verlangt er ein Viatikum.

Kamen ans Oberpfarrers Haus,
Stand von uralters noch im Ganzen.
Reformation hätt ihren Schmaus
Und nahm den Pfaffen Hof und Haus,
Um wieder Pfaffen 'nein zu pflanzen,
Die nur in allem Grund der Sachen
Mehr schwätzen, wenger Grimassen machen.

Sie klopften an, sie schellten an,
Weiß nicht bestimmt, was sie getan.
Genug, die Köchin kam hervor,
Aus der Schürz ein Krauthaupt verlor,
Und sprach: Der Herr ist im Konvent,
Ihr heut nicht mit ihm sprechen könnt.
„Wo ist denn das Konvent?" sprach Christ.
Was hilft es Euch, wenn Ihrs auch wißt,
Versetzt' die Köchin porrisch drauf,
Dahin geht nicht eines jeden Lauf.
„Möchts doch gern wissen!" tät er fragen.
Sie hätt nicht Herz, es zu versagen,
Wie er den Weg zur Weiblein=Brust
Von alten Zeiten wohl noch wußt.
Sie zeigt's ihm an, und er tät gehn,
Wie ihrs bald weiter werdet sehn.

EIGENTUM

Ich weiß, daß mir nichts angehört
Als der Gedanke, der ungestört
Aus meiner Seele will fließen,
Und jeder günstige Augenblick,
Den mich ein liebendes Geschick
Von Grund aus läßt genießen.

AUS WILHELM MEISTERS THEATRALISCHER SENDUNG

Ich ging soeben, sagte Werner, unsere Bücher durch, und bei der Leichtigkeit, wie sich der Zustand unseres Vermögens übersehen läßt, bewunderte ich aufs neue die großen Vorteile, welche die doppelte Buchhaltung dem Kaufmanne gewährt. Es ist eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes, und ein jeder

guter Haushalter sollte sie in seiner Wirtschaft einführen. Die Ordnung und Leichtigkeit, alles vor sich zu haben, vermehrt die Lust zu sparen und zu erwerben, und wie ein Mensch, der übel haushält, sich in der Dunkelheit am besten befindet und die Summen nicht gerne zusammenrechnen mag, die er alle schuldig ist, so wird dagegen einem guten Wirte nichts angenehmer, als wenn er sich alle Tage das Fazit seines wachsenden Glückes ziehen kann. Selbst ein Unfall, wenn er ihn verdrießlich überrascht, erschröckt ihn nicht, denn er weiß sogleich, was für erworbene Vorteile er auf die andere Waagschale zu legen hat. Ich bin überzeugt, mein lieber Bruder, fuhr er fort, wenn du nur einmal einen rechten Geschmack an unsern Geschäften kriegen könntest, so würdest du finden, daß man viele Fähigkeiten des Geistes mit Nutzen und Vergnügen dabei anwenden kann. – Es ist möglich, versetzte Wilhelm, daß ich einige Neigung, ja vielleicht Leidenschaft für den Handel hätte fühlen können, wenn er mir nicht von Jugend auf in seiner kleinlichsten Gestalt bange gemacht hätte. – Du hast recht, versetzte jener, und die Schilderung des personifizierten Gewerbes in einem jugendlichen Gedichte, davon du mir erzähltest, paßt fürtrefflich auf die Krämerei, in der du erzogen bist, nicht auf den Handel, den du kennen zu lernen keine Gelegenheit gehabt hast. Glaube mir, du würdest für deine feurigste Einbildungskraft Beschäftigung finden, wenn du die Scharen rühriger Menschen, die wie Ströme die ganze Welt durchkreuzen, wegführen und zurückbringen, mit dem Geiste erkennen solltest. Seitdem unser beiderseitiges Interesse so nahe verbunden ist, habe ich immer gewünscht, es möchten es auch unsere Bemühungen sein. Ich konnte dir nicht zumuten, in einem Laden mit der Elle zu messen, mit der Waage zu wägen; laß uns das durch unsere Handelsdiener nebenher betreiben und geselle dich hergegen zu mir, um durch alle Art von Spedition und Spekulation einen Teil des Geldes und Wohlbefindens an uns zu reißen, das in der Welt seinen notwendigen Kreislauf führet. Wirf einen Blick auf alle natürliche und künstliche Produkte aller Weltteile, siehe, wie sie wechselsweise zur

Notdurft geworden sind; welch eine angenehme geistreiche Sorgfalt ist es, was in dem Augenblick bald am meisten gesucht wird, bald fehlt, bald schwer zu haben ist, jedem, der es verlangt, leicht und schnell zu schaffen, sich vorsichtig in Vorrat zu setzen und den Vorteil jedes Augenblickes dieser großen Zirkulation zu genießen. Dies ist, dünkt mich, was jedem, der Kopf hat, eine große Freude machen wird. Aber freilich muß man erst in dieser Zunft Genosse werden, das dir wohl schwerlich an diesem Orte geschehen kann. Ich habe schon lange darüber nachgedacht, und es würde dir auf alle Fälle vorteilhaft sein, eine Reise zu tun.

Wilhelm schien nicht abgeneigt, und Werner fuhr fort: Wenn du nur erst ein paar große Handelsstädte, ein paar Häfen solltest gesehen haben, so würdest du gewiß mit fortgerissen werden; wenn du siehst, wo alles herkommt, wo es hingeht, so wirst du es gewiß auch mit Vergnügen durch deine Hände gehen sehen. Die geringste Ware siehst du im Zusammenhange mit dem ganzen Handel, und eben darum hältst du nichts vor gering, weil alles die Zirkulation vermehrt, von der dein Leben seine Nahrung hat.

Werner, der seinen richtigen Verstand in dem Umgange mit Wilhelmen ausbildete, hatte sich gewöhnet, auch an sein Gewerbe, an seine Geschäfte mit Erhebung der Seele zu denken, und glaubte immer, daß er es mit mehrerem Rechte tue als sein sonst verständiger und geschätzter Freund, der, wie es ihm schien, auf das Unreellste von der Welt einen so großen Wert und das Gewicht seiner ganzen Seele legte. Manchmal dachte er, es könne gar nicht fehlen, dieser falsche Enthusiasmus müsse zu überwältigen und ein so guter Mensch auf den rechten Weg zu bringen sein. In dieser Hoffnung fuhr er fort: Es haben die Großen dieser Welt sich der Erde bemächtiget und leben in Herrlichkeit und Überfluß von ihren Früchten. Das kleinste Fleck ist schon erobert und eingenommen, alle Besitztümer befestiget, jeder Stand wird vor das, was ihm zu tun obliegt, kaum und zur Not bezahlt, daß er sein Leben hinbringen kann; wo gibt es nun noch einen rechtmäßigern Erwerb, eine billigere Eroberung als den Handel?

Haben die Fürsten dieser Welt sich der Flüsse, der Wege bemächtigt und nehmen von dem, was durch- und vorbeigeht, einen starken Gewinn, sollen wir nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen und durch unsere Tätigkeit auch Zoll von einigen Artikeln nehmen, die teils das Bedürfnis, teils der Übermut den Menschen unentbehrlich gemacht hat? Und ich kann dir versichern, wenn du nur deine dichterische Einbildungskraft anwenden wolltest, so könntest du meine Göttin als eine unüberwindliche Siegerin der deinigen kühn entgegenstellen; sie führt freilich lieber den Ölzweig als das Schwert, Dolch und Ketten kennet sie gar nicht, aber Kronen teilet sie auch ihren Lieblingen aus, die, es sei ohne Verachtung jener gesagt, von echtem, aus dem Quelle geschöpften Golde und von Perlen glänzen, die sie aus der Tiefe des Meeres durch ihre immer geschäftigen Diener geholt hat. Wilhelm, ob ihn dieser Ausfall, so gelinde er auch war, gleich ein wenig verdroß, war doch zu gutmütig, darauf zu antworten, und im Grunde konnte er wohl leiden, daß ein jeder von seinem Handwerke auf das beste dachte, wenn man ihm nur dasjenige unangefochten ließ, dem er sich zu widmen wünschte. Er nahm indes die Apostrophe des auf einmal feurig gewordenen Werners mit eben der Gelassenheit auf, wie jener die seinigen aufzunehmen pflegte.

HOMERS BÜSTE

Tret ich unbelehrt vor diese Gestalt, so sag ich: Der Mann sieht nicht, hört nicht, fragt nicht, strebt nicht, wirkt nicht. Der Mittelpunkt aller Sinne dieses Haupts ist in der obern, flach gewölbten Höhlung der Stirne, dem Sitze des Gedächtnisses. In ihr ist alles Bild geblieben, und alle ihre Muskeln ziehen sich hinauf, um die lebendigen Gestalten zur sprechenden Wange herabzuleiten. Niemals haben sich diese Augbraunen niedergedrängt, um Verhältnisse zu durchforschen, sie von ihren Gestalten abgesondert zu fassen, hier wohnt alles Leben willig mit- und nebeneinander.

Es ist Homer!
Dies ist der Schädel, in dem die ungeheuren Götter und Helden so viel Raum haben als im weiten Himmel und der grenzlosen Erde. Hier ists, wo Achill

μεγας μεγαλωστι τανυσθεις
Κειτο!

Dies ist der Olymp, den diese rein erhabne Nase wie ein andrer Atlas trägt, und über das ganze Gesicht solche Festigkeit, solch eine sichere Ruhe verbreitet.
Diese eingesunkne Blindheit, die einwärts gekehrte Sehkraft, strengt das innere Leben immer stärker und stärker an und vollendet den Vater der Dichter.
Vom ewigen Sprechen durchgearbeitet sind diese Wangen, diese Redemuskeln, die betretnen Wege, auf denen Götter und Heroen zu den Sterblichen herabsteigen; der willige Mund, der nur die Pforte solcher Erscheinungen ist, scheint kindisch zu lallen, hat alle Naivetät der ersten Unschuld, und die Hülle der Haare und des Barts verbirgt und verehrwürdiget den Umfang des Haupts.
Zwecklos, leidenschaftlos ruht dieser Mann dahin, er ist um sein selbst willen da, und die Welt, die ihn erfüllt, ist ihm Beschäftigung und Belohnung.

MONOLOG DES LIEBHABERS

Was nutzt die glühende Natur
Vor deinen Augen dir,
Was nutzt dir das Gebildete
Der Kunst rings um dich her,
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt
Und in den Fingerspitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

EUGEN KÜHNEMANN

GOETHE UND DIE NATUR

Als dem sechs- oder siebenjährigen Knaben Goethe zum ersten Male die Ahnung aufging, daß dem Menschen erlaubt und möglich sei, sich einen eigenen Weg zu Gott zu bahnen, erbaute er in seinem Stübchen eine Pyramide, mit Erzeugnissen der Natur geschmückt, mit Räucherkerzchen geziert, und entzündete dem Gotte dieses Altars durch ein Brennglas an den Sonnenstrahlen ein Rauchopfer: die erste Geistesschöpfung des ganz jungen Goethe war eine Religion. Sie galt dem Allerschaffer, dem Allerhalter. Als dumpfe Ahnung drängte so früh der Gedanke zum Lichte, der dann später das ganze Goethische Dasein trug, Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen und im Erschauen der Dinge sich zum Göttlichen zu erheben.

Als der Jüngling Goethe in Straßburg durch Herder die Feuertaufe für sein Schaffen empfing, geschah es im Namen des Evangeliums von der Natur, das von Rousseau kam und durch Herder die Welt des Geistes in seinen schöpferischen Kräften aufschloß. Eine Rückkehr zur Natur war dies für Goethe kaum zu nennen. Es war ein Eintauchen in die Natur als das Bad, aus dem ihm das eigene Wesen in seiner ewigen Jugend emporstieg. Natur bedeutete das Ursprüngliche und Unmittelbare im Gegensatz zu der ganzen Welt vermittelter Formen, die uns von Kindheit an einfangen und in hoffnungsloser Verkünstelung verkümmern und welken lassen. Natur bedeutete das Volk in seiner ungebrochenen Unmittelbarkeit zu Gott und allen Mächten des Schicksals im Gegensatz zu einer Bildung, die die willkürliche Regel an die Stelle der ewigen Notwendigkeiten und Gesetze setzt. Natur bedeutete die Muttersprache, wie sie, nicht als Gebilde der Grammatik ein bloßes Mittel der Verständigung, sondern vielmehr das unmittelbare Wachsen unserer Seele in ihrer Wahrheit und Selbstdarstellung ist. Diese Natur und Ursprünglichkeit war in ihrem innerlichsten Sinne ein Kulturbegriff. Sie wollte das

Leben in seiner Mächtigkeit und Wahrheit an Stelle der bloßen Sitte. Sie wollte die Entfaltung im Eigengesetze einer göttlichen Berufung an Stelle des Fortschlenderns in den Zufallswegen der Bürgerlichkeit. Sie stellte den Menschen unter die Forderung zur Persönlichkeit, die, sich selber Gesetz und Aufgabe, den eigenen Weg zu Gott als einen unbedingten Sinn des Daseins bedeutet. Aber indem die Natur das aus dem eigenen Gesetz Gewachsene in Gegensatz zu allem nach der Regel Gemachten, Gekünstelten und Geformten stellt, faßt sie freilich die Welt des Geistes mit der der natürlichen Dinge unter einem einzigen Gedanken zusammen. Das Wort, das der junge Goethe über Shakespeare spricht, sagt alles: „Die meisten von diesen Herren stoßen auch besonders an seinen Karakteren an. Und ich rufe: Natur! Natur! Nichts so Natur wie Shakespeares Menschen.“ Jeder lebt sein Gesetz, jeder ist seine eigene Notwendigkeit, jeder steht in dieser Notwendigkeit eines eigensten Lebensgefühls vor dem Schicksal und vor Gott.

Der Genius ist der Mensch als Natur in diesem tiefen und erfüllten Sinne des Namens. Der Mensch als Genius ist in Goethe in höchster Reinheit wieder erschienen. Seine Jugendgenossen sagten von ihm: „Was er spricht, ist besser, als was er schreibt, was er lebt, ist besser, als was er spricht.“ Sie fühlten, daß es bei allem, was er tat, widersinnig war, sich auch nur zu denken, er hätte anders handeln können. Dies war die gewaltige Notwendigkeit, die sein Wesen zusammenhielt, – die Notwendigkeit einer aus sich selbst sich bestimmenden und immer wieder neu erschaffenden Natur. So wird denn seine gesamte große Jugenddichtung ein einziges Lied vom Genius als dem Quell alles wahrhaftigen Menschenlebens. Durch den Genius führt er den Menschen zur Natur zurück. Die Natur ist der Inbegriff der schaffenden Gotteskräfte. Daher wird im Genius das Menschsein offenbar als der Anteil am Leben Gottes und seiner Seligkeit. Nur dichtet hier zugleich mit der Erhebung des Menschen zum Göttlichen auch die demütige Besonnenheit. Der

Mensch, zu göttlichem Schöpfertum aufgerufen, bleibt doch immer in die Endlichkeit der Erde gebunden. Kein Dichter vor Goethe sah Menschentum so sehr zugleich in seinem göttlichem Glück und in seiner irdischen Gebundenheit. Dem Menschen ist in ewigem Zwiespalt bestimmt, gerade in seiner Größe seine Enge und Kleinheit zu erfahren. Aber dem Genius ist gegeben, in aller Enge des Wirklichen die waltenden Kräfte des Göttlichen zu erschauen. Die Natur ist dies Ineinander des Endlichen und des Unendlichen. Die Ahnung der Kindheit beginnt sich selber offenbar zu werden. Wieder bleibt es das Geheimnis des Goetheblicks, die Natur in Gott, Gott in der Natur zu sehen.

„Wo faß ich dich, unendliche Natur?" Das Wort des Faust steht über allem Schaffen des jungen Goethe. Sein Weg schreitet von Erleuchtung zu Erleuchtung. Aus Ahnen und gewaltig gesteigertem Gefühl bricht das Gesicht heraus, in dem der Erdgeist als lebendige Gegenwart sich offenbart, – der Geist des Erdgeschehens im Fluten der Geschichte, „in Lebensfluten, im Tatensturm". –

Dem großen Menschen ist eigen, daß seine Wesenheit bereits im Anbeginn sich als unvergleichbare Bestimmtheit menschlichen Daseins bekundet. Aber weder er selbst noch alle, die mit ihm leben, ahnen, wie diese Bestimmtheit vielmehr eine unendliche Aufgabe ist. Im Verfehlen oder Erfüllen dieser Aufgabe entscheidet sich sein Geschick. Goethes Fortschritt vom Jüngling zum Manne vollzog sich darin, daß er die Aufgabe erkannte, die in der Bestimmtheit seines Naturgedankens für ihn aufgestellt war. Die Natur blieb nicht länger die Vision, die plötzlich und in Gesichten wunderbarer Erleuchtung stoßweise ihr Inneres offenbarte. Sie wurde der Inhalt unendlicher geduldiger Forschung. Sie war ein Gegenstand des entzückten Staunens für die Stunden der Weihe gewesen. Sie wurde die treue und beständige Geleiterin auf Goethes Wege. Da hieß es lernen und unermüdlich sein in der dienenden Hingabe an die Gegenstände. Die geliebte Erde enthüllte sich nicht mehr als Erdgeist in „schrecklichem Gesichte".

Sie erzählte im Bergwerk die Geschichte ihres Werdens. Sie legte in den Steinen in ihrer langsamen Emporentwicklung sich auseinander. Sie nährte die Pflanzen an ihrer Brust, – ein unermeßliches Reich, das dennoch in seinen anscheinend unübersehlichen Gestalten Erscheinung eines einzigen Gedankens, des Pflanzengedankens ist. Das Pflanzenreich führt unmerklich in das Tierreich hinüber. Und wieder empfängt uns hier die Unermeßlichkeit des Lebens, wieder in aller Unermeßlichkeit die Einheit des Gedankens. Endlich steigt über dem Tierreich als seine Krönung der Mensch empor; die Welt des menschlichen Handelns in seiner Willkür muß dennoch auch zuletzt eine Einheit der Gestalt und des Gesetzes sein. Die angeborene geniale Schau Goethes bildet sich in eine Methode bewußter Wissenschaftlichkeit um. Die Methode des Urphänomens deckt in jedem Reich der Natur die letzte schöpferische Urgestalt auf, deren Wiederholungen und Steigerungen die Erscheinungen in all ihrer Mannigfaltigkeit sind. Die Urgestalt begegnet irgendwo in der Sichtbarkeit dem treu suchenden Blick. So wird die Natur das ewig aus sich selbst sich neu erschaffende Leben, die ewige Beweglichkeit des in sich unveränderlichen Daseins, immer unendliche Mannigfaltigkeit, immer dieselbe Einheit, ewiges Rätsel und ewig offenbar. So bleibt die Natur wie für den Genius der Jünglingszeit unmittelbare Anschauung und wird immer neuer Gedanke. Sie wird in dem Erkennenden empfangen und geschaffen, so daß das Empfangen Schaffen, das Schaffen Empfangen ist. Die Urphänomene, die letzten gestaltenden Einheiten, sind die Schöpfungsgedanken Gottes. Wir stehen bei ihnen vor dem letzten Unerforschlichen, das wir nun in unermüdlicher Treue durch die ganze Welt der Erforschlichkeiten verfolgen sollen. In Gott ist Denken und Sein eins im Schauen. Sein schauendes Denken ist Schöpfung. In der schauenden Erkenntnis hat der Genius des Erkennens menschlichen Anteil am göttlichen Schaffen. So bleibt die geniale Urschau des Jünglings bewahrt, indem sie sich ausbreitet in die Demut und Geduld des Forschers, der das Ganze der Natur-

erkenntnis sucht. Er schreitet vom Ganzen zum Ganzen, vom Ganzen des Urgesichts, das die Einheit des schaffenden Gedankens in allem Geschaffenen erschaut, zum Ganzen der umfassenden Einsicht in die Natur und die Gesamtheit der Erscheinungen. Mit solch tiefem Gehalt ist nun der Urgedanke erfüllt, der dem Knaben Ahnung, dem Jüngling geniale Schau war. So in der Sicherheit der Wissenschaft wird Gott in der Natur, die Natur in Gott gesehen. Goethes Leben aber ist nun erst auf die Wahrheit gebaut als auf den Granit, der sein ganzes Dasein trägt. Dies Leben hat keinen andern Inhalt mehr, als in der Wahrheit Gott zu finden, der für den Menschen die gestaltende Einheit des ewigen schaffenden Gedankens ist.

Glückliche Tage, da sich in Weimar die kleine Gemeinde zusammenfand, in der Goethe mit beiden Herders und Frau von Stein in Gott den Altar des Naturglaubens errichtete. „Unser tägliches Gespräch beschäftigte sich mit den Uranfängen der Wasser-Erde und der darauf von alters her sich entwickelnden organischen Geschöpfe.“ Herder entwirft seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ und gibt auf dem Grunde der Welt- und Naturkunde seine große Völkerpsychologie der Kulturen. Die beiden Freunde ergänzen einander wie durch ein Wunder zur wahrhaftigen Einheit der Erkenntnis, in der die Goethische Bestimmtheit des Naturschauens Herders Werk begründet, die Herdersche Weite des Geschichtsbegreifens Goethes Wissen um Menschenleben und Menschentum bereichert. In dieser Zeit erst wird Spinoza, der früher in das Leben und Denken Goethes trat, der Heilige ihres gemeinsamen Glaubens. Es schien dieselbe Überzeugung von der Einheit der Natur, die die Einheit Gottes ist, in der Notwendigkeit aller ihrer Gebilde. Es schien dieselbe schauende Erkenntnis, die als das Verstehen Gottes in der Natur die Wahrheit ist, und jene Freude zur Welt, die Liebe ist und in der unendlichen Liebe Gott findet und mit ihm eins wird.

Goethe in Italien zieht den Schluß aus der Weimarischen Neu-

schöpfung des eigenen Wesens. Er wird nun selber zu der Natur, die er in Weimar erkannt hat. „Ich mache diese wunderbare Reise nicht, um mich selbst zu betrügen, sondern um mich an den Gegenständen kennen zu lernen." Das sind die zwei Seiten der Goethischen Selbstentfaltung: einmal zu Ende kommen mit allem Selbstbetrug, dann sich in der Wahrheit des eigenen Selbst finden. Für beides gibt es dasselbe Mittel der großen Selbsterziehung: die vollendete Sachlichkeit. Nicht dazu ist die Welt uns gegeben worden, daß sie uns ein Spiel der subjektiven Laune werde, sondern an ihrer ehernen Gegenständlichkeit sollen wir die Gediegenheit des eigenen Gehalts an Wahrheit entwickeln. So hoch hatte noch nie ein Mensch das Ziel der eigenen Bildung gesteckt. Der große Gegenstand Italien soll von seinen Naturbedingungen her bis in alle Höhe der Kultur, die er trägt, anschauend verstanden werden, so daß im Ergreifen seiner großen Sachlichkeiten jedes Organ unseres Verstehens zur Entfaltung kommt. „Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird. Jeder Gegenstand, wohl beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf." Die Welt soll Geist werden im schauenden Verstehen, der Geist soll Welt werden im Umgreifen ihrer Fülle. Das Objekt dem Subjekt anzueignen, das Subjekt zum Objekt zu erhöhen – das ist das Ziel, das diese Bildung sich stellt. Selbstbildung wird der Sinn des Lebens. Das Wort aber steht hier genau in dem Sinne, in dem bei Goethe von der Bildung und Umbildung organischer Geschöpfe die Rede ist. Goethe selber wird hinfort ein solches sich bildend-umbildendes organisches Geschöpf sein. In ihm als einem großen Organismus des Geistes wird die Welt noch einmal in Bildung und Umbildung als Gedanke erstehen. Er zeichnet sich die Gebiete dieser zugleich einheitlichen und ins Unendliche der Mannigfaltigkeiten schreitenden Arbeit ab. Es ist, als sähe er sie als ein neuer Weltherrscher des Geistes vom Kapitol als seiner Kaiserburg unter sich liegen. Die Natur wird als die Einheit des Lebens in all ihren Gebilden verstanden sein: zur Urpflanze

führen immer wieder die italienischen Wege Goethes. Die Kunst – das will sagen: die bildende Kunst – wird ebenso vom Urphänomen ihrer Grundgestalten her sich auseinanderlegen. Das Menschentreiben in seinem Ineinander von Willkür und Notwendigkeit wird das wunderlichste aller Naturwesen, das sich so gern eine Natur in der Natur dünkt, als einen Teil der Natur und ihrer ewigen Gesetzlichkeiten enthüllen. Der Naturforscher, der Kunstkenner, der Weise wandeln durch das Spiel der Endlichkeiten denselben Pfad ins Unendliche. Für alle noch kommende Arbeit des Lebens stellt der Plan als die Notwendigkeit des Goethedaseins sich durch sich selber fest. Das ist der Fortschritt, den Italien in Goethe zur Reife brachte. Er brachte damit Goethe selbst zur Reife. Er war die eigene Natur geworden, – war selber die innere Notwendigkeit eines Daseins, das in beständiger Selbstbildung und Selbstumbildung den Gedanken der eigenen Wahrheit lebt. „Das Wahre, mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals von uns direkt erkennen. Wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen. Wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsche nicht entsagen, es dennoch zu begreifen." Es ist wie bei Spinoza ein gottgleiches Erkennen und Schauen. Aber in ihm ist sich Goethe der unaufhebbaren Kluft zwischen dem unendlichen und dem endlichen Geiste in derselben Besonnenheit bewußt, die in seiner Jugend ein Wesenszug seiner Genialität war und jetzt in seine Weisheit mit hineingearbeitet ist. Über dem Farbenrausch Neapels steigt das Wort empor: „Und doch ist die Welt nur ein einfach Rad, in dem ganzen Umkreise sich selbst gleich und gleich, das uns aber so wunderlich vorkommt, weil wir selbst mit herumgetrieben werden." Die Welt in aller Unendlichkeit ihrer Fülle ist überall nur ein einziger schaffender Gottesgedanke. Wir aber sind nicht der unendliche göttliche Verstand, sondern jeder in die Zufallshöhle seiner Lebensenge eingefangen. So heißt es später in einem Wort zu Sulpiz Boisserée: „Es ist wahrhaftig keine Kunst, unser Herrgott sein. Es gehört nur ein

einziger Gedanke dazu, wenn die Schöpfung da ist." Ja, wenn die Schöpfung da ist! Zwischen Gott und uns liegt der unendliche Abstand des schaffenden und des nachbildenden Verstandes, aber im Geschaffenen darf der nachbildende Verstand in die letzte Einfachheit der göttlichen Schöpfungsgedanken eingehen. Die Urform aller Goethischen Wahrheit ist gefunden. Da Goethe nicht mehr nur in die Natur eintauchte, da er Natur im Sinne des eigenen großen Gedankens war, hatte er die Reife des eigenen Wesens erreicht.

Die Reife war eine fast bis zum Hoffnungslosen vertiefte Einsamkeit. Die Einsamkeit wurde überwunden, als in einer wahren Fügung der Gnade Schiller zu Goethe trat. Eine Fügung der Gnade war es ebenso sehr für Goethe wie für Schiller, aber vor allem für die ganze Welt des Geistes. „Er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen." Es war doch das Entscheidende, daß Schiller von den Begriffen der Kantischen Philosophie aus der erste und einzige war, der Goethes Geistesart, den intuitiven Genius, völlig verstand und ihn Goethe selber in einer Weise deutete, die für ihn weder mehr noch weniger als eine Offenbarung war. Wohl fand Schiller in der Freiheitslehre Kants die eigene große Natur wieder. Der Mensch, der sich im Bewußtsein der unbedingten Gebote des Sollens selbst bestimmt, erhebt sich als der Bürger der Freiheit über die Natur. Aber gerade ihm ging über der schroffen Begriffskritik Kants das Ideal der sittlichen Vollendung auf. Die Ganzheit des Menschentums, in der die Natur eins wird mit dem Gebot der Freiheit, bringt den Menschen zur Vollendung. Sie ist die ungebrochene und unverkümmerte Schönheit menschlichen Lebens. Zwar bleiben die Schicksale unendlich in ihrer Furchtbarkeit, zwar bedeuten die Pflichten unendliche Aufgaben. Dem Menschen, der unter den Anforderungen dieser doppelten Unendlichkeit in den Zwiespalt zwischen seiner Natur und dem Ideal gerät, bleibt das Ruhen in der Seligkeit der Schönheit versagt. Er wird zur Erhabenheit des Charakters aufgerufen.

„Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen." Wo gäbe es eine ähnliche Klarheit, in der sich das Verhältnis zwischen zwei ebenbürtigen Geistern bestimmt? Schiller ist der Wille in seinem gewaltigen Ringen um Vollendung. Goethe ist die Vollendung, wie sie als das seltenste Glück dem Größten, dem Liebling der Natur, noch einmal zuteil ward. Mit dieser Unterscheidung ist die völlige Einigkeit hergestellt. Das schöne Menschentum ist das letzte Ziel für beide. Auf dem Schlachtfeld vor dem letzten Ziel kämpft der Schillersche Wille. Den Kranz der Vollendung hält Goethe in der Hand. Die Philosophie des Geistes und der Freiheit findet in dem Apostel der Natur den letzten eigenen abschließenden Gedanken. Aber auch der Apostel der Natur versteht sich nun in seiner Übereinstimmung mit der Philosophie des Geistes und der Freiheit. Erst jetzt erreicht die Selbsterkenntnis Goethes die letzte Klarheit. Wir sagen dasselbe, wenn wir hinzusetzen: erst jetzt wird der Naturgedanke Goethes zur letzten Durchbildung gebracht. Die sich bildende und umbildende Natur, welche Goethe in seiner Reife geworden ist, war doch eben sich bildender Geist. Sie war eine Urbegabung, die sich selber ein unbedingtes Gesetz des Sollens wurde und dies Gesetz in der Ganzheit des Lebens für die Wahrheit erfüllte. Sie war höchste und vollendete Erscheinung der Freiheit. Goethes „Natur" war das Evangelium der Freiheit in seiner Erfüllung. Wenn Schiller Goethe in Deutschland wieder eine Heimat schuf, so wurden „Hermann und Dorothea" und der vollendete erste Teil des „Faust" als das vollkommene Zusammenklingen von Goethes Deutschtum und Goethes Griechentum das Symbol für die Einheit von Natur und Freiheit, von Goethe und Schiller.

Goethes Arbeit in der Farbenlehre ist der Erfolg bei den Fachgelehrten bis zu dieser Stunde versagt geblieben. Wie ein Symbol schließt sie alle Seiten des Goethischen Naturschauens in sich ein und auf. Auch ein Stück des italienischen Erlebens, ging sie aus dem Versuch hervor, die Gesetzlichkeiten der künstlerischen und

damit der seelisch-sittlichen Farbenwirkung durchdringend zu verstehen. Indem nun dieser Versuch in die eigentliche Physik der Naturforschung hinüberführte, war doch der von Newton gebahnte Weg für Goethe ganz und gar ungangbar. Der Newtonschen Physik der Quantitäten trat die Goethische Physik der Qualitäten gegenüber. Auch hier will das Urphänomen entdeckt sein, das als der letzte einfache Grund alle farbigen Erscheinungen bedingt. Auch hier soll das Ganze der farbigen Möglichkeiten, wie die Welt in der Ethik des Spinoza, aus dem letzten Grunde als eine geschlossene Reihe der notwendigen Folgen hervorgehen. Die Natur der Farben fügt sich in die Urgesetzlichkeit der Goethischen Allnatur hinein. Auch sie ist ein Ausdruck jenes Lebens, das, in seinem Grunde Einheit, aus der Einheit in die Entzweiung heraustritt, aus der Entzweiung in die Einheit zurückkehrt und in der heraklitischen Gesetzlichkeit der Polarität immer die Einheit der Gegensätze bleibt. Goethe sucht wie immer das Ganze mit all seinen Teilen. Er spricht die physiologischen, die physischen, die chemischen Farben durch, verfolgt sie durch alle Reiche der Natur, tritt in alle Nachbargebiete bis zu den praktischen Handgriffen der Färberkunst ein und bestimmt sie in ihrem Verhältnis zur Farbenlehre. So wird der Boden für das Verstehen der seelisch-sittlichen und der ästhetischen Wirkung der Farbe gewonnen. Welt und Leben sind unter dem Gesichtspunkt der Farbe in ihrer Ganzheit aufgetan. Nun aber heißt es die Menschenseele zugleich aus der Umklammerung durch den verhängnisvollsten Irrtum erlösen. Um das Newtonsche Übel auszurotten, wird nicht nur ein bei Goethe unerhört scharfes Stück des polemischen Schrifttums vollendet, sondern die gesamte Geschichte des abendländischen Geistes in bezug auf Erkenntnis und Wissenschaft wird aufgetan in Studien von einer Großartigkeit, Allseitigkeit und Tiefe, zu denen es kein Gegenstück gibt. Als all ihrer Arbeit Erbe führt Goethe wie ein liebender Bruder das jahrtausendalte Ringen zum siegreichen Ende. So ist auch hier ein Werk vollendet, das zugleich und in demselben Gedanken Erkenntnis der Natur und

des Geistes ist. Abermals hat Goethe an den Gegenständen sich selbst erkannt und mit der Welt der Farbe das Farbensehen verstehend durchdrungen. Welterkenntnis und Selbsterkenntnis sind wie immer dasselbe. Die sich ihm offenbarte, ist abermals die Gottnatur, in allen flutenden Gestalten eine und dieselbe. Seine Wahrheit bleibt immer Gottesliebe im Verstehen.

Natur im Ganzen seines Seins war für Goethe die große Lehrerin zum Leben. Nun war die Selbstbildung vollendet: jeder Blick in die Wirklichkeiten bedeutete für Goethe die Bestätigung seines Lebens in der Natur und mit der Natur. Hier blieb die Kindlichkeit der Empfänglichkeit bis in das höchste Greisenalter gewahrt. Aber die Empfänglichkeit war in sich selber gedankliche Durchdringung. Empfangen und Gestalten fielen zusammen und waren dasselbe. Sie waren die ewig sich umbildend-bildende Natur, die in Goethe als Geist auferstand. Diese Einheit von Natur und Kultur, in der die Natur selbst Kultur wird, die Kultur immer Natur bleibt, ist die vollendete Bildung. Wenn Goethe nun von 1817 bis 1824 in sechs Heften seine Zeitschrift zur Morphologie herausgab, „Erfahrung, Betrachtung, Folgerung durch Lebensereignisse verbunden“, so schenkte er seinem Volke und der Welt mit seinem Leben zugleich seine Wahrheit, da ja diese seine Wahrheit nichts als das Gedanke gewordene Leben war. Je nach der Lust der Stunde trat bald dieser, bald jener Teil seines allseitigen Naturschauens mehr in den Vordergrund, – sogar neue Gebiete öffneten sich ihm bis in die letzten Jahre. Wolkenbildung und Witterungskunde beschäftigten den Greis im Jahre 1825. Am Todestage begrüßte er in dem beginnenden Frühling das immer wieder sich erneuernde Leben. So, selber eine Natur, fand er in der Natur das gläubige Vertrauen, das ihm die ewige Jugend erhielt. Aber die Natur, die der tragende Gedanke seines Lebens ward, war in Wahrheit eine geniale Schöpfungstat des Geistes. Er lebte und dachte, wie Schiller es erkannte, in völliger Übereinstimmung mit der Wahrheit der Philosophie, jener Wahrheit, in der Kant die Philosophie neu erschuf. Nur daß er den Blick

WAGGERL, KARL HEINRICH:

SCHWERES BLUT. Roman. In Leinen M 6.—.

Es ist ein harter Menschenschlag, der die Berge bewohnt. Schwer ist die Arbeit, schwer rollt das Blut in den Adern, verschlossen sind die Gedanken und langsam die Entschließungen, aus denen sich triebhaft und gewalttätig die Schicksale formen. Nur ein alter Landstreicher lebt unangefochten in tiefem Einssein mit sich und der Welt, er weiß alles, er errät alles und wacht wie das Auge Gottes über dem kleinen Glück und der großen Schuld der Menschen.

WOOLF, VIRGINIA:

DIE FAHRT ZUM LEUCHTTURM. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 7.—.

Auch dieser Roman spielt, wie alle Werke der berühmten englischen Dichterin im Sinnlich-Übersinnlichen, in einer Sphäre, in der es zwischen Traum und Bewußtsein kaum noch eine Grenze gibt.

ZWEIG, STEFAN:

DIE HEILUNG DURCH DEN GEIST. (Franz Anton Mesmer — Mary Baker-Eddy — Sigmund Freud.) Geh. M 6.—; in Lein. M 8.—.

Mit dem Blick des Sehers erkennt und deutet der Dichter in diesen drei Beispielen die geheimnisvollen Kräfte, die in dem Menschen über alles sinnlich Faßbare hinaus zur Heilung seiner Gebrechen wirksam gemacht werden können.

DIE 2.50-BÜCHER DES INSEL-VERLAGES

sind billige, aber mit äußerster Sorgfalt hergestellte Bücher zeitgenössischer Dichter, die unser Dasein reicher und glücklicher machen und die sich durch viele Jahre hindurch lebendig erwiesen haben.

LEONHARD FRANK: DIE RÄUBERBANDE. Roman.

Dieses Buch ewiger Jugend hat den Ruf Leonhard Franks begründet

MAXIM GORKI: ERZÄHLUNGEN. Eingeleitet von Stefan Zweig.

Eine Auswahl von fünf Meister-Novellen des großen russischen Dichters.

RICARDA HUCH: DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND.

Gekürzte Ausgabe.

FELIX TIMMERMANS: PALLIETER.

Das berühmteste Werk des flämischen Dichters, ein Buch der Sinnenfreude und Lebenslust.

STEFAN ZWEIG: AMOK. Novellen einer Leidenschaft.

(Der Amokläufer – Die Frau und die Landschaft – Phantastische Nacht – Brief einer Unbekannten – Die Mondscheingasse)

IV 3. 31.

Poeschel & Trepte, Leipzig

MUMELTER, HUBERT:

ZWEI OHNE GNADE. Roman. In Leinen M 6.50.

Im Mittelpunkt dieses Romans steht das selig-unselige Verhältnis zwischen Oswalt von Wolkenstein und Sabina Jäger. Auf dem Hintergrund großer politischer Ereignisse, die zu den bewegtesten der Tiroler Geschichte gehören, spielt sich zwischen diesen beiden Menschen, die dazu bestimmt sind, einander ebenso abzustoßen wie anzuziehen, ein erschütternder Liebeskampf ab.

RENDL, GEORG:

DER BIENENROMAN. In Leinen M 5.—.

In diesem Buch hat ein Dichter das Leben der Bienen, unter denen er aufgewachsen ist, beschrieben, ein Leben, das uns in der Phantastik seiner Vorgänge und Zustände in Erstaunen und Ehrfurcht versetzt.

RILKE, RAINER MARIA:

BRIEFE UND TAGEBÜCHER AUS DER FRÜHZEIT.

1899 bis 1902 — In Leinen M 7.50; in Halbleder M 10.—.

Dieser Band zeigt uns den von seinen hohen Zielen noch träumenden und langsam sich zu ihnen hin tastenden jungen Rilke, den das Erlebnis Rußland wie ein Wunder überfällt. Über dem Glück des Gatten und Vaters erhebt sich das Gespenst der Not, und erschütternd sind die Klagen, in denen er sich Freunden anvertraut.

SCHAEFFER, ALBRECHT:

DAS OPFERTIER. Erzählungen.

Inhalt: Der Major, Belladonna, Unvereinbar, Erzählung eines Mannes, Das Opfertier. In Leinen M 5.—.

Diese Novellen sind sämtlich aus der dunklen Frage nach dem Sinn eines Schicksals entstanden, das den Menschen in die Mitte ungewöhnlicher Begebenheiten gestellt hat.

ROSS UND REITER. Ihre Darstellung in der plastischen Kunst. In Gemeinschaft mit *Robert Diehl* herausgegeben von *Albrecht Schaeffer*. Mit 37 Bildtafeln. In Leinen M 8.—.

SCHRÖDER, RUDOLF ALEXANDER:

DER WANDERER UND DIE HEIMAT. In Leinen M 5.—.

Das erste Prosawerk des Dichters. Der hohe Ernst, der dem Lyriker und Übersetzer Schröder eigen ist, zeichnet auch dieses besinnliche Buch aus.

TRADER HORN:

ABENTEUER AN DER ELFENBEINKÜSTE. Neue illustrierte Ausgabe. In Leinen M 4.50.

Eine Welt voller Abenteuer hat sich um den Händler Aloysius Horn abgespielt, dessen durch seltsame Fügung entstandenes Buch den vagabundierenden Fünfundsiebzigjährigen mit einem Schlage berühmt und reich gemacht hat.

HUXLEY, ALDOUS:

NACH DEM FEUERWERK. Novellen. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka.* In Leinen M 6.50.

In diesen vier Novellen, die Huxley auf der Höhe seines Könnens zeigen, bringt uns der Dichter Menschen nahe, deren Schwächen und Torheiten, echte und noch mehr unechte Gefühle bloßgelegt werden.

ZWEI ODER DREI GRAZIEN. Ein kleiner Roman. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka.* In Leinen M 6.—.

Alle Vorzüge des Dichters, die ihm einen wachsenden Leserkreis gewonnen haben, sind auch in diesem wahrhaft spannenden Roman zu finden: die Ironie, die unerbittliche Diagnose, das unerhörte Wissen um menschliche Hintergründe.

INSEL-ALMANACH

AUF DAS GOETHE-JAHR 1932. Mit 8 Bildtafeln. Kart. M 1.—.

Mit Beiträgen von Friedrich Gundolf, Eugen Kühnemann, Eduard Spranger, Hans Heinrich Schaeder, Gunther Ipsen und Max Hecker; eine Auslese wenig bekannter Prosa und Dichtung Goethes, sowie 8 Bildtafeln.

LANDSBERGER, FRANZ:

DIE KUNST DER GOETHEZEIT. Mit 213 Abbildungen. In Leinen M 14.—.

Dieses Buch ist die erste wirkliche Kunstgeschichte der Goethe-Zeit.

MOTTRAM, RALPH H.:

WESEN UND GESCHICHTE DER FINANZSPEKULATION. Deutsche Ausgabe nach der Übersetzung von *Karl Lerbs* besorgt von *Erich Dittrich.* In Leinen M 8.50.

Jene rätselvolle, unheimliche Macht: Spekulation, welche die von ihr Besessenen bis zum sicheren Absturz vorwärts peitscht, von strengem Sittenpredigertum moralisch geächtet, von anderen als Erregerin menschlichen Fortschritts gepriesen, zeitweilig unterdrückt und heimlich fortschwelend, zeitweilig als verzehrendes Feuer emporlodernd, steht hier in ihrer ganzen Dämonie vor uns auf.

DIE NEUERSCHEINUNGEN DES INSEL-VERLAGES IM JAHRE 1931

ALLESCH, JOHANNES VON:

MICHAEL PACHER. Mit 113 Abbildungen. In Leinen M 18.—.
Der große Tiroler Meister ist eine Künstler-Persönlichkeit gewesen, die in manchen Zügen ihres Schaffens an Michelangelo gemahnt.

MARTIN BEHEIM-SCHWARZBACH:

DIE HERREN DER ERDE. Roman. In Leinen M 5.50.
Der Dichter der „Michaelskinder" legt hier ein neues Buch vor, das aus der Stimmung der Heidelandschaft und einer Vision ihrer wildesten und dunkelsten Zeit unter Widukind heraus entstanden ist. Es schildert die Geschichten dreier Menschen, die zu den Herren der Erde zu gehören wähnen, jeder in seiner besonderen Art: des Abenteurers, des Magiers und des Heiligen.

BÜHLER, JOHANNES:

DAS ERSTE REICH DER DEUTSCHEN. Von der Völkerwanderung bis zur Reformation. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 7.50.
Dieses Buch über eines der glorreichsten Zeitalter der deutschen Vergangenheit soll dem heutigen Menschen, der so leicht seiner Väter vergißt, den Nährboden zeigen, in dem er wurzelt.

CAROSSA, HANS:

DER ARZT GION. Eine Erzählung. In Leinen M 6.—.
In diesem seltsamen und geheimnisvollen Buch setzt sich der Dichter mit dem harten und gefährlichen Beruf des Arztes auseinander, sein vielfältig verantwortungsvolles Amt wird von innen erleuchtet und, was im allgemeinen menschliches und berufliches Geheimnis bleibt, wird durch reinstes Verstehen gedeutet und enthüllt.

DREISSIG HANDZEICHNUNGEN GOETHES

Herausgegeben von *Prof. Dr. Hans Wahl*, Direktor des Goethe-National-Museums. 300 numerierte Exemplare. Subskriptionspreis: in Mappe M 225.—.
Unsere kostbarste Unternehmung dieses Jahres ist die originalgetreue Wiedergabe dieser Goethe-Zeichnungen, die aus einer großen Fülle als die besten ausgewählt wurden. Die Reproduktionen wurden mit der größten Sorgfalt von der Kunstanstalt Albert Frisch hergestellt.

nicht zurückwandte auf den Geist und seine Notwendigkeiten, sondern ihn erhob zum Ganzen der Wirklichkeit, wie sie als Ausdruck und Leben geistiger Notwendigkeiten uns durchsichtig wird. Als der Genius der Natur lebte er das letzte Ziel des erkennenden Geistes. Was Hegel zuerst unternahm, bleibt für immer der höchste Sinn des Philosophierens: Kant zu Goethe zu erweitern, Goethe mit Kant zu durchdringen. Es ist die Aufgabe, die in Schiller ihren großen Propheten fand.

Goethes gesamtes Werk hat den rührenden Traum des Knaben wahr gemacht: er hat dem Schöpfer Himmels und der Erden, dem Allerschaffer, dem Allerhalter in seiner Wahrheit den Altar der Gottesliebe aufgebaut.

AN CHARLOTTE VON STEIN

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächtge Sterne,
Die mein Geschick an deines angehangen,
Daß ich in dir nun erst mich kennen lerne.
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach dir und deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an deinem Leben hängt.

ÜBER DEN GRANIT

Der Granit war in den ältsten Zeiten schon eine merkwürdige Steinart und ist es zu den unsrigen noch mehr geworden. Die Alten kannten ihn nicht unter diesem Namen. Sie nannten ihn Syenit, von Syene, einem Orte an den Grenzen von Äthiopien. Die ungeheuren Massen dieses Steines flößten Gedanken zu ungeheuren Werken den Ägyptiern ein. Ihre Könige errichteten der Sonne zu Ehren Spitzsäulen aus ihm, und von seiner rotgesprengten

Farbe erhielt er in der Folge den Namen des Feurigbunten. Noch sind die Sphinxe, die Memnonsbilder, die ungeheuren Säulen die Bewunderung der Reisenden, und noch am heutigen Tage hebt der ohnmächtige Herr von Rom die Trümmer eines alten Obelisken in die Höhe, die seine allgewaltige Vorfahren aus einem fremden Weltteile ganz herüberbrachten.
Die Neuern gaben dieser Gesteinart den Namen, den sie jetzt trägt, von ihrem körnichten Ansehen, und sie mußte in unsern Tagen erst einige Augenblicke der Erniedrigung dulden, ehe sie sich zu dem Ansehen, in dem sie nun bei allen Naturkundigen steht, emporhob. Die ungeheuren Massen jener Spitzsäulen und die wunderbare Abwechselung ihres Kornes verleiteten einen italienischen Naturforscher zu glauben, daß sie von den Ägyptiern durch Kunst aus einer flüssigen Masse zusammengehäuft seien.
Aber diese Meinung verwehte geschwind, und die Würde dieses Gesteines wurde von vielen trefflich beobachtenden Reisenden endlich befestigt. Jeder Weg in unbekannte Gebirge bestätigte die alte Erfahrung, daß das Höchste und das Tiefste Granit sei, daß diese Steinart, die man nun näher kennen und von andern unterscheiden lernte, die Grundfeste unserer Erde sei, worauf sich alle übrigen mannigfaltigen Gebirge hinaufgebildet. In den innersten Eingeweiden der Erde ruht sie unerschüttert, ihre hohe Rücken steigen empor, deren Gipfel nie das alles umgebende Wasser erreichte. So viel wissen wir von diesem Gesteine und wenig mehr. Aus bekannten Bestandteilen auf eine geheimnisreiche Weise zusammengesetzt, erlaubt es ebensowenig, seinen Ursprung aus Feuer wie aus Wasser herzuleiten. Höchst mannigfaltig in der größten Einfalt, wechselt seine Mischung ins Unzählige ab. Die Lage und das Verhältnis seiner Teile, seine Dauer, seine Farbe ändert sich mit jedem Gebirge, und die Massen eines jeden Gebirges sind oft von Schritt zu Schritte wieder in sich unterschieden und im ganzen doch wieder immer einander gleich. Und so wird jeder, der den Reiz kennt, den natürliche Geheimnisse für den Menschen haben, sich nicht wundern, daß ich den Kreis



Dorfbrand. Handzeichnung Goethes

der Beobachtungen, den ich sonst betreten, verlassen und mich mit einer recht leidenschaftlichen Neigung in diesen gewandt habe. Ich fürchte den Vorwurf nicht, daß es ein Geist des Widerspruches sein müsse, der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens, des jüngsten, mannigfaltigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Teiles der Schöpfung zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat. Denn man wird mir gerne zugeben, daß alle natürlichen Dinge in einem genauen Zusammenhange stehen, daß der forschende Geist sich nicht gerne von etwas Erreichbarem ausschließen läßt. Ja man gönne mir, der ich durch die Abwechselungen der menschlichen Gesinnungen, durch die schnelle Bewegungen derselben in mir selbst und in andern manches gelitten habe und leide, die erhabene Ruhe, die jene einsame stumme Nähe der großen, leise sprechenden Natur gewährt, und wer davon eine Ahndung hat, folge mir.

Mit diesen Gesinnungen nähere ich mich euch, ihr ältesten, würdigsten Denkmäler der Zeit. Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend und eine weite Gegend überschauend, kann ich mir sagen: Hier ruhst du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht, keine neuere Schicht, keine aufgehäufte zusammengeschwemmte Trümmer haben sich zwischen dich und den festen Boden der Urwelt gelegt, du gehst nicht wie in jenen fruchtbaren schönen Tälern über ein anhaltendes Grab, diese Gipfel haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verschlungen, sie sind vor allem Leben und über alles Leben. In diesem Augenblicke, da die innern anziehenden und bewegenden Kräfte der Erde gleichsam unmittelbar auf mich wirken, da die Einflüsse des Himmels mich näher umschweben, werde ich zu höheren Betrachtungen der Natur hinaufgestimmt, und wie der Menschengeist alles belebt, so wird auch ein Gleichnis in mir rege, dessen Erhabenheit ich nicht widerstehen kann. So einsam, sage ich zu mir selber, indem ich diesen ganz nackten Gipfel hinabsehe und kaum in der Ferne am Fuße ein geringwachsendes Moos

erblicke, so einsam, sage ich, wird es dem Menschen zumute, der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele eröffnen will.

Ja, er kann zu sich sagen: Hier auf dem ältesten, ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer. Ich fühle die ersten, festesten Anfänge unsers Daseins, ich überschaue die Welt, ihre schrofferen und gelinderen Täler und ihre fernen fruchtbaren Weiden, meine Seele wird über sich selbst und über alles erhaben und sehnt sich nach dem nähern Himmel. Aber bald ruft die brennende Sonne Durst und Hunger, seine menschlichen Bedürfnisse, zurück. Er sieht sich nach jenen Tälern um, über die sich sein Geist schon hinausschwang, er beneidet die Bewohner jener fruchtbaren quellreichen Ebnen, die auf dem Schutte und Trümmern von Irrtümern und Meinungen ihre glücklichen Wohnungen aufgeschlagen haben, den Staub ihrer Voreltern aufkratzen und das geringe Bedürfnis ihrer Tage in einem engen Kreise ruhig befriedigen. Vorbereitet durch diese Gedanken, dringt die Seele in die vergangene Jahrhunderte hinauf, sie vergegenwärtigt sich alle Erfahrungen sorgfältiger Beobachter, alle Vermutungen feuriger Geister. Diese Klippe, sage ich zu mir selber, stand schroffer, zackiger, höher in die Wolken, da dieser Gipfel noch als eine meerumfloßne Insel in den alten Wassern dastand, um sie sauste der Geist, der über den Wogen brütete, und in ihrem weiten Schoße die höheren Berge aus den Trümmern des Urgebirges und aus ihren Trümmern und den Resten der eigenen Bewohner die späteren und ferneren Berge sich bilden. Schon fängt das Moos zuerst sich zu erzeugen an, schon bewegen sich seltner die schaligen Bewohner des Meeres, es senkt sich das Wasser, die höhern Berge werden grün, es fängt alles an, von Leben zu wimmeln.

Aber bald setzen sich diesem Leben neue Szenen der Zerstörungen entgegen. In der Ferne heben sich tobende Vulkane in die Höhe, sie scheinen der Welt den Untergang zu drohen; jedoch unerschüt-

tert bleibt die Grundfeste, auf der ich noch sicher ruhe, indes die Bewohner der fernen Ufer und Inseln unter dem untreuen Boden begraben werden.

Ich kehre von jeder schweifenden Betrachtung zurück und sehe die Felsen selbst an, deren Gegenwart meine Seele erhebt und sicher macht. Ich sehe ihre Masse von verworrenen Rissen durchschnitten, hier gerade, dort gelehnt in die Höhe stehen, bald scharf übereinander gebaut, bald in unförmlichen Klumpen wie übereinander geworfen, und fast möchte ich bei dem ersten Anblicke ausrufen: Hier ist nichts in seiner ersten alten Lage, hier ist alles Trümmer, Unordnung und Zerstörung! Ebendiese Meinung werden wir finden, wenn wir von dem lebendigen Anschauen dieser Gebirge uns in die Studierstube zurücke ziehen und die Bücher unserer Vorfahren aufschlagen. Hier heißt es bald: das Urgebirge sei durchaus ganz, als wenn es aus einem Stücke gegossen wäre; bald: es sei durch Flözklüfte in Lager und Bänke getrennt, die durch eine große Anzahl Gänge nach allen Richtungen durchschnitten werden; bald: es sei dieses Gestein keine Schichte, sondern in ganzen Massen, die ohne das geringste Regelmäßige abwechselnd getrennt seien; ein anderer Beobachter will dagegen bald starke Schichten, bald wieder Verwirrung angetroffen haben. Wie vereinigen wir alle diese Widersprüche und finden einen Leitfaden zu ferneren Beobachtungen?

Dies ist es, was ich zu tun mir gegenwärtig vorsetze, und sollte ich auch nicht so glücklich sein, wie ich wünsche und hoffe, so werden doch meine Bemühungen andern Gelegenheit geben, weiter zu gehen; denn bei Beobachtungen sind selbst die Irrtümer nützlich, indem sie aufmerksam machen und dem Scharfsichtigen Gelegenheit geben, sich zu üben. Nur möchte eine Warnung hier nicht überflüssig sein, mehr für Ausländer (wenn diese Schrift bis zu ihnen kommen sollte) als für Deutsche: diese Gesteinsart von andern wohl unterscheiden zu lernen. Noch verwechseln die Italiener eine Lava mit dem kleinkörnichten Granit und die Franzosen den Gneis, den sie blättrichten Granit oder Granit

der zweiten Ordnung nennen; ja sogar wir Deutsche, die wir sonst in dergleichen Dingen so gewissenhaft sind, haben noch vor kurzem das Toteliegende, eine zusammengebackene Steinart aus Quarz und Hornsteinarten und meist unter den Schieferflözen, ferner die graue Wacke des Harzes, ein innigeres Gemisch von Quarz und Schieferteilen, mit dem Granit verwechselt.

SEEFAHRT

Lange Tag' und Nächte stand mein Schiff befrachtet;
Günstger Winde harrend, saß mit treuen Freunden,
Mir Geduld und guten Mut erzechend,
Ich im Hafen.

Und sie waren doppelt ungeduldig:
Gerne gönnen wir die schnellste Reise,
Gern die hohe Fahrt dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten deiner,
Wird Rückkehrendem in unsern Armen
Lieb und Preis dir.

Und am frühen Morgen wards Getümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matrose,
Alles wimmelt, alles lebet, webet,
Mit dem ersten Segenshauch zu schiffen.

Und die Segel blühen in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe;
Ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
Reisefreuden wähnend, wie des Einschiffmorgens,
Wie der ersten hohen Sternennächte.
Aber gottgesandte Wechselwinde treiben

Seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab,
Und er scheint sich ihnen hinzugeben,
Strebet leise sie zu überlisten,
Treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege.

Aber aus der dumpfen grauen Ferne
Kündet leisewandelnd sich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder aufs Gewässer,
Drückt der Menschen schwellend Herz darnieder;
Und er kommt. Vor seinem starren Wüten
Streckt der Schiffer klug die Segel nieder,
Mit dem angsterfüllten Balle spielen
Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer drüben stehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Festen:
Ach, warum ist er nicht hier geblieben!
Ach, der Sturm! Verschlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute so zugrunde gehen?
Ach, er sollte, ach, er könnte! Götter!

Doch er stehet männlich an dem Steuer:
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

*

Wenn dir die Menge, gutes, edles Kind,
Bedeutend scheinen mag, so tadl ichs nicht;
Sie ist bedeutend, mehr noch aber sinds
Die Wenigen, geschaffen, dieser Menge
Durch Wirken, Bilden, Herrschen vorzustehn.

Es ist bekannt, daß in Venedig die Gondolier große Stellen aus Ariost und Tasso auswendig wissen und solche auf ihre eigne Melodie zu singen pflegen. Allein dieses Talent scheint gegenwärtig seltner geworden zu sein; wenigstens konnte ich erst mit einiger Bemühung zwei Leute auffinden, welche mir in dieser Art eine Stelle des Tasso vortrugen.

Es gehören immer zwei dazu, welche die Strophen wechselsweise singen. Wir kennen die Melodie ohngefähr durch Rousseau, dessen Liedern sie beigedruckt ist; sie hat eigentlich keine melodische Bewegung und ist eine Art von Mittel zwischen dem canto fermo und dem canto figurato; jenem nähert sie sich durch rezitativische Deklamation, diesem durch Passagen und Läufe, wodurch eine Silbe aufgehalten und verziert wird.

Ich bestieg bei hellem Mondschein eine Gondel, ließ den einen Sänger vorn, den andern hinten hintreten, und fuhr gegen St. Georgio zu. Einer fing den Gesang an, nach vollendeter Strophe begann der andere, und so wechselten sie miteinander ab. Im ganzen schienen es immer dieselbigen Noten zu bleiben, aber sie gaben, nach dem Inhalt der Strophe, bald der einen oder der andern Note mehr Wert, veränderten auch wohl den Vortrag der ganzen Strophe, wenn sich der Gegenstand des Gedichtes veränderte.

Im ganzen aber war ihr Vortrag rauh und schreiend. Sie schienen nach Art aller ungebildeten Menschen den Vorzug ihres Gesangs in die Stärke zu setzen; einer schien den andern durch die Kraft seiner Lunge überwinden zu wollen, und ich befand mich in dem Gondelkästchen, anstatt von dieser Szene einigen Genuß zu haben, in einer sehr beschwerlichen Situation.

Mein Begleiter, dem ich es eröffnete und der den Kredit seiner Landsleute gern erhalten wollte, versicherte mich, daß dieser Gesang aus der Ferne sehr angenehm zu hören sei; wir stiegen deswegen ans Land, der eine Sänger blieb auf der Gondel, der andere entfernte sich einige hundert Schritte. Sie fingen nun

an, gegeneinander zu singen, und ich ging zwischen ihnen auf und ab, so daß ich immer den verließ, der zu singen anfangen sollte. Manchmal stand ich still und horchte auf einen und den andern.

Hier war diese Szene an ihrem Platze. Die stark deklamierten und gleichsam ausgeschrieenen Laute trafen von fern das Ohr und erregten die Aufmerksamkeit; die bald darauf folgenden Passagen, welche ihrer Natur nach leiser gesungen werden mußten, schienen wie nachklingende Klagtöne auf einen Schrei der Empfindung oder des Schmerzens. Der andere, der aufmerksam horcht, fängt gleich da an, wo der erste aufgehört hat, und antwortet ihm, sanfter oder heftiger, je nachdem es die Strophe mit sich bringt. Die stillen Kanäle, die hohen Gebäude, der Glanz des Mondes, die tiefen Schatten, das Geistermäßige der wenigen hin und wider wandelnden schwarzen Gondeln vermehrte das Eigentümliche dieser Szene, und es war leicht, unter allen diesen Umständen den Charakter dieses wunderbaren Gesangs zu erkennen.

Er paßt vollkommen für einen müßigen einsamen Schiffer, der auf der Ruhe dieser Kanäle in seinem Fahrzeug ausgestreckt liegt, seine Herrschaft oder Kunden erwartet, vor Langerweile sich etwas vormoduliert und Gedichte, die er auswendig weiß, diesem Gesang unterschiebt. Manchmal läßt er seine Stimme so gewaltsam als möglich hören, sie verbreitet sich weit über den stillen Spiegel; alles ist ruhig umher, er ist mitten in einer großen volkreichen Stadt gleichsam in der Einsamkeit. Da ist kein Gerassel der Wagen, kein Geräusch der Fußgänger; eine stille Gondel schwebt bei ihm vorbei, und kaum hört man die Ruder plätschern.

In der Ferne vernimmt ihn ein anderer, vielleicht ein ganz Unbekannter. Melodie und Gedicht verbinden zwei fremde Menschen; er wird das Echo des ersten und strengt sich nun auch an, gehört zu werden, wie er den ersten vernahm. Konvention heißt sie von Vers zu Vers wechseln, der Gesang kann Nächte durch währen,

sie unterhalten sich, ohne sich zu ermüden; der Zuhörer, der zwischen beiden durchfährt, nimmt teil daran, indem die beiden Sänger mit sich beschäftigt sind.
Es klingt dieser Gesang aus der weiten Ferne unaussprechlich reizend, weil er in dem Gefühl des Entfernten erst seine Bestimmung erfüllt. Er klingt wie eine Klage ohne Trauer, und man kann sich der Tränen kaum enthalten. Mein Begleiter, welcher sonst kein sehr fein organisierter Mann war, sagte ganz ohne Anlaß: è singolare, come quel canto intenerisce, e molto più, quando lo cantano meglio.
Man erzählte mir, daß die Weiber vom Lido – der langen Inselreihe, welche das Adriatische Meer von den Lagunen scheidet – besonders die von den äußersten Ortschaften Malamocca und Palestrina, gleichfalls den Tasso auf diese und ähnliche Melodieen sängen.
Sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer, um zu fischen, auf das Meer gefahren sind, sich abends an das Ufer zu setzen und diese Gesänge anzustimmen, und so lange heftig damit fortzufahren, bis sie aus der Ferne das Echo der Ihrigen vernehmen.
Wie viel schöner und noch eigentümlicher bezeichnet sich hier dieser Gesang als der Ruf eines Einsamen in die Ferne und Weite, daß ihn ein anderer und Gleichgestimmter höre und ihm antworte! Es ist der Ausdruck einer starken herzlichen Sehnsucht, die doch jeden Augenblick dem Glück der Befriedigung nahe ist.

MÄCHTIGES ÜBERRASCHEN

Ein Strom entrauscht umwölktem Felsensaale,
Dem Ozean sich eilig zu verbinden;
Was auch sich spiegeln mag von Grund zu Gründen,
Er wandelt unaufhaltsam fort zu Tale.

Dämonisch aber stürzt mit einem Male –
Ihr folgen Berg und Wald in Wirbelwinden –

Sich Oreas, Behagen dort zu finden,
Und hemmt den Lauf, begrenzt die weite Schale.

Die Welle sprüht, und staunt zurück und weichet,
Und schwillt bergan, sich immer selbst zu trinken;
Gehemmt ist nun zum Vater hin das Streben.

Sie schwankt und ruht, zum See zurückgedeichet;
Gestirne, spiegelnd sich, beschaun das Blinken
Des Wellenschlags am Fels, ein neues Leben.

PHILOMELE

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen;
Kindisch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Kost.
So, durchdrungen von Gift die harmlos atmende Kehle,
Trifft mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz.

LEBENSGENUSS DES VOLKS IN UND UM NEAPEL

Eine ausgezeichnete Fröhlichkeit erblickt man da überall mit dem größten teilnehmenden Vergnügen. Die vielfarbigen bunten Blumen und Früchte, mit welchen die Natur sich ziert, scheinen den Menschen einzuladen, sich und alle seine Gerätschaften mit so hohen Farben als möglich auszuputzen. Seidene Tücher und Binden, Blumen auf den Hüten schmücken einen jeden, der es einigermaßen vermag. Stühle und Kommoden in den geringsten Häusern sind auf vergoldetem Grund mit bunten Blumen geziert. Sogar die einspännigen Kaleschen sind hochrot angestrichen, das Schnitzwerk vergoldet, die Pferde davor mit gemachten Blumen, hochroten Quasten und Rauschgold ausgeputzt. Manche haben Federbüsche, andere sogar kleine Fähnchen auf den Köpfen, die sich im Laufen nach jeder Bewegung drehen. Wir pflegen ge-

wöhnlich die Liebhaberei zu bunten Farben barbarisch und geschmacklos zu nennen, sie kann es auch auf gewisse Weise sein und werden, allein unter einem recht heitern und blauen Himmel ist eigentlich nichts bunt, denn nichts vermag den Glanz der Sonne und ihren Widerschein im Meer zu überglänzen. Die lebhafteste Farbe wird durch das gewaltige Licht gedämpft, und weil alle Farben, jedes Grün der Bäume und Pflanzen, das gelbe, braune, rote Erdreich in völliger Kraft auf das Auge wirken, so treten dadurch selbst die farbigen Blumen und Kleider in die allgemeine Harmonie. Die scharlachnen Westen und Röcke der Weiber von Nettuno, mit breitem Gold und Silber besetzt, die andern farbigen Nationaltrachten, die gemalten Schiffe, alles scheint sich zu beeifern, unter dem Glanze des Himmels und des Meers einigermaßen sichtbar zu werden.

Und wie sie leben, so begraben sie auch ihre Toten; da stört kein schwarzer langsamer Zug die Harmonie der lustigen Welt.

Ich sah ein Kind zu Grabe tragen. Ein rotsamtener, großer, mit Gold breit gestickter Teppich überdeckte eine breite Bahre, darauf stand ein geschnitztes, stark vergoldetes und versilbertes Kästchen, worin das weißgekleidete Tote mit rosenfarbnen Bändern ganz überdeckt lag. Auf den vier Ecken des Kästchens waren vier Engel, ohngefähr jeder zwei Fuß hoch angebracht, welche große Blumenbüschel in Händen über das Kind hielten und, weil sie unten nur an Drähten befestigt waren, sowie die Bahre sich bewegte, gleichfalls wackelten und über das Kind Blumengerüche auszustreuen schienen. Die Engel bewegten sich um desto heftiger, als der Zug sehr über die Straßen wegeilte und die vorangehenden Priester und die Kerzenträger mehr liefen als gingen.

Es ist keine Jahreszeit, wo man sich nicht überall von Eßwaren umgeben sähe, und der Neapolitaner freut sich nicht allein des Essens, sondern er will auch, daß die Ware zum Verkauf schön aufgeputzt sei.

Bei Santa Lucia sind die Fische nach ihren Gattungen meist in reinlichen und artigen Körben, Krebse, Austern, Scheiden,

kleine Muscheln, jedes besonders aufgetischt und mit grünen Blättern unterlegt. Die Läden von getrocknetem Obst und Hülsenfrüchten sind auf das mannigfaltigste herausgeputzt. Die ausgebreiteten Pomeranzen und Zitronen von allen Sorten, mit dazwischen hervorstechendem grünen Laub, dem Auge sehr erfreulich. Aber nirgends putzen sie mehr als bei den Fleischwaren, nach welchen das Auge des Volks besonders lüstern gerichtet ist, weil der Appetit durch periodisches Entbehren nur mehr gereizt wird.

In den Fleischbänken hängen die Teile der Ochsen, Kälber, Schöpse niemals aus, ohne daß neben dem Fette zugleich die Seite oder die Keule stark vergoldet sei. Es sind verschiedene Tage im Jahr, besonders die Weihnachtsfeiertage, als Schmausfeste berühmt. Es ist alsdenn eine allgemeine Cocagna, wozu sich fünfhunderttausend Menschen das Wort gegeben haben. Dann ist aber auch die Straße Toledo und neben ihr mehrere Straßen und Plätze auf das appetitlichste verziert. Die Butiken, wo grüne Sachen verkauft werden, wo Rosinen, Melonen und Feigen aufgesetzt sind, erfreuen das Auge auf das allerangenehmste. Die Eßwaren hängen in Girlanden über die Straßen hinüber: große Paternoster von vergoldeten, mit roten Bändern gebundenen Würsten, welsche Hahnen, welche alle eine rote Fahne unter dem Pörzel stecken haben. Man versicherte, daß deren dreißigtausend verkauft worden, ohne die zu rechnen, welche die Leute im Hause gemästet hatten. Außer diesem werden noch eine Menge Esel, mit grüner Ware, Kapaunen und jungen Lämmern beladen, durch die Stadt und über den Markt getrieben, und die Haufen Eier, welche man hier und da sieht, sind so groß, daß man sich ihrer niemals so viel beisammen gedacht hat. Und nicht genug, daß alles dieses verzehret wird: alle Jahre reitet ein Polizeidiener mit einem Trompeter durch die Stadt und verkündiget auf allen Plätzen und Kreuzwegen, wieviel tausend Ochsen, Kälber, Lämmer, Schweine usw. der Neapolitaner verzehret habe. Das Volk höret aufmerksam zu, freut sich unmäßig über die großen Zahlen, und jeder erinnert sich des Anteils an diesem Genusse mit Vergnügen.

Fast an der Ecke jeder großen Straße sind die Backwerkverfertiger mit ihren Pfannen voll siedenden Öls, besonders an Fasttagen, beschäftigt, einem jeden Fische und Backwerk nach seinem Verlangen sogleich zu bereiten. Diese Leute haben einen unglaublichen Abgang, und viele tausend Menschen tragen ihr Mittag- und Abendessen von da auf einem Stückchen Papier davon. Besonders sind die Werkstätte dieser Friggitori am Tage des heiligen Josephs, ihres Patrons, sehr lustig anzusehen. Die Bude ist mit dem Bilde des Heiligen und mit vielen Gemälden von Seelen, welche im Fegefeuer leiden, als eine Anspielung auf die Flammen, wodurch die Fische gar werden, geziert. Eine große Pfanne wird über einem Ofen geheizet; einige machen den Teig zurechte, andere tragen die Stücke in das siedende Öl; die beiden Personen aber, welche mit großen zweizinkichten Gabeln die gebackenen Kränzchen herausheben, sind die merkwürdigsten: sie stellen Engel vor, wie sie aber solche vorstellen, wird niemand erraten.

Durch den Begriff, daß Engel große schöne goldene Haarlocken haben müssen, geleitet, mag man wohl bei großen Prozessionen den Knaben, welche als Engel dabei erscheinen sollten, blonde Perücken aufgesetzt haben; vielleicht sind diese Perücken durch die Zeit kahl geworden, oder man hat sie nicht immer so reichlockicht haben können; genug, in einem Lande, wo meist ein jeder sein eigenes Haar trägt, sind nur die Begriffe von Perücke und Engel in Verbindung geblieben, und der Hauptbegriff von Locke ist ganz verloren gegangen: so daß diese beiden Kerle, welche übrigens so zerlumpt als der geringste Neapolitaner aussehen, schon ihre Würde als Engel zu behaupten glauben, wenn sie irgendeine alte Perücke auf das eine Ohr setzen, übrigens fein fleißig in die Pfanne fahren und so die guten Geister vorstellen, welche die Seelen aus dem Fegefeuer herausholen. Diese wunderliche Dekoration, ein unbändiges Geschrei, noch mehr aber der wohlfeile Preis an diesem Tage, zieht eine Menge Käufer herbei, welche ihren Appetit für ein geringes befriedigen und zugleich ein andächtiges Gebet für die gebenedeiten Seelen im Fegfeuer absenden.

Aber die Göttin begann, die blauen glänzenden Augen
Gegen das Meer gewendet, versuchende freundliche Worte:
Welche Segel sind dies, die zahlreich, hintereinander,
Streben dem Ufer zu, in weite Reihe gedehnet?
Diese nahen, mich dünkt, so bald nicht der heiligen Erde,
Denn vom Strande der Wind weht morgendlich ihnen entgegen.

Irret der Blick mich nicht, versetzte der große Pelide,
Trüget mich nicht das Bild der bunten Schiffe, so sind es
Kühne phönikische Männer, begierig mancherlei Reichtums.
Aus den Inseln führen sie her willkommene Nahrung
Zu dem achäischen Heer, das lange vermißte die Zufuhr,
Wein und getrocknete Frucht und Herden blökenden Viehes.
Ja, sie sollen gelandet, mich dünkt, die Völker erquicken,
Ehe die drängende Schlacht die neugestärkten heranruft.

Wahrlich! versetzte darauf die bläulich blickende Göttin,
Keineswegs irrte der Mann, der hier an der Küste
Sich die Warte zu schaffen die Seinigen sämtlich erregte,
Künftig ins hohe Meer nach kommenden Schiffen zu spähen,
Oder ein Feuer zu zünden, der Steuernden nächtliches Zeichen.
Denn der weiteste Raum eröffnet hier sich den Augen,
Nimmer leer; ein Schiff begegnet strebenden Schiffen
Oder folgt. Fürwahr! ein Mann, von Okeanos' Strömen
Kommend und körniges Gold des hintersten Phasis im hohlen
Schiffe führend, begierig nach Tausch das Meer zu durchstreifen,
Immer würd er gesehn, wohin er sich wendete. Schifft' er
Durch die salzige Flut des breiten Hellespontos
Nach des Kroniden Wieg und nach den Strömen Ägyptos',
Die tritonische Syrte zu sehen verlangend, vielleicht auch
An dem Ende der Erde die niedersteigenden Rosse
Helios' zu begrüßen und dann nach Hause zu kehren,
Reich mit Waren beladen, wie manche Küste geboten,

Dieser würde gesehn so hinwärts, also auch herwärts.
Selbst auch wohnet, mich deucht, dort hinten zu, wo sich die Nacht nie
Trennt von der heiligen Erde, der ewigen Nebel verdrossen,
Mancher entschlossene Mann, auf Abenteuer begierig,
Und er wagt sich ins offene Meer; nach dem fröhlichen Tag zu
Steuernd, gelangt er hierher und zeigt den Hügel von ferne
Seinen Gesellen und fragt, was hier das Zeichen bedeute.

Und mit heiterem Blick erwiderte froh der Pelide:
Weislich sagst du mir das, des weisesten Vaters Erzeugter!
Nicht allein bedenkend, was jetzt dir das Auge berühret,
Sondern das Künftige schauend, und heiligen Sehern vergleichbar.
Gerne hör ich dich an, die holden Reden erzeugen
Neue Wonne der Brust, die schon so lang ich entbehre.
Wohl wird mancher daher die blaue Woge durchschneiden,
Schauen das herrliche Mal und zu den Ruderern sprechen:
Hier liegt keineswegs der Achaier Geringster bestattet,
Denen zurück den Weg der Moiren Strenge versagt hat;
Denn nicht wenige trugen den türmenden Hügel zusammen.

Nein! so redet er nicht, versetzte heftig die Göttin:
Sehet! ruft er entzückt, von fern den Gipfel erblickend,
Dort ist das herrliche Mal des einzigen großen Peliden,
Den so frühe der Erde der Moiren Willkür entrissen.
Denn das sag ich dir an, ein wahrheitsliebender Seher,
Dem jetzt augenblicks das Künftige Götter enthüllen:
Weit von Okeanos' Strom, wo die Rosse Helios herführt,
Über den Scheitel sie lenkend, bis hin, wo er abends hinabsteigt,
Ja, so weit nur der Tag und die Nacht reicht, siehe, verbreitet
Sich dein herrlicher Ruhm, und alle Völker verehren
Deine treffende Wahl des kurzen rühmlichen Lebens.
Köstliches hast du erwählt. Wer jung die Erde verlassen,
Wandelt auch ewig jung im Reiche Persephoneias,

Ewig erscheint er jung den Künftigen, ewig ersehnet.
Stirbt mein Vater dereinst, der graue reisige Nestor,
Wer beklagt ihn alsdann? und selbst von dem Auge des Sohnes
Wälzet die Träne sich kaum, die gelinde. Völlig vollendet
Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster.
Aber der Jüngling fallend erregt unendliche Sehnsucht
Allen Künftigen auf, und jedem stirbt er aufs neue,
Der die rühmliche Tat mit rühmlichen Taten gekrönt wünscht.

Goethe bespricht die lyrischen Gedichte von Johann Heinrich Voß

In ebener, nördlicher Landschaft finden wir ihn, sich seines Daseins freuend, unter einem Himmelsstrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermuteten.

Und freilich übt denn auch daselbst der Winter seine ganze Herrschaft aus. Vom Pole herstürmend, bedeckt er die Wälder mit Reif, die Flüsse mit Eis; ein stöbernder Wirbel treibt um den hohen Giebel, indes sich der Dichter, wohlverwahrt, häuslicher Wohnlichkeit freut und wohlgemut solchen Gewalten Trotz bietet. Bepelzte, bereifte Freunde kommen an, die, herzlich empfangen, unter sicherem Obdach, in liebevollem, vertraulich-gesprächigem Kreise das häusliche Mahl durch den Klang der Gläser, durch Gesang beleben und sich einen geistigen Sommer zu verschaffen wissen.

Dann finden wir ihn auch persönlich den Unbilden des Winterhimmels trotzend. Wenn die Achse, mit Brennholz befrachtet, knarrt, wenn selbst die Fußtritte des Wanderers tönen, sehen wir ihn bald rasch durch den Schnee nach fernen Freundeswohnungen hintraben, bald, zu großem Schlittenzuge gesellt, durch die weiten Ebenen hinklingeln, da denn zuletzt eine trauliche Herberge die Halberstarrten aufnimmt, eine lebhafte Flamme des Kamins die eindringenden Gäste begrüßt, Tanz, Chorgesang und mancher erwärmende Genuß der Jugend sowohl als dem Alter genugtut.

Schmilzt aber von einer zurückkehrenden Sonne der Schnee, be-

freit sich ein erwärmter Boden nur einigermaßen von dieser lästigen Decke, so eilt mit den Seinen der Dichter alsbald ins Freie, sich an dem ersten Lebenshauche des Jahres zu erquicken und die zuerst erscheinenden Blumen aufzusuchen. Vielfarbiger Güldenklee wird gepflückt, zu Sträußern gebunden und im Triumph nach Hause gebracht, wo diese Vorboten künftigen Genusses ein hoffnungsvolles Familienfest zu krönen gewidmet sind.

Tritt sodann der Frühling selbst herein, so ist von Dach und Fach gar die Rede nicht mehr; immer findet man den Dichter draußen, auf sanften Pfaden um seinen See herstreichen. Jeder Busch entwickelt sich im einzelnen, jede Blütenart bricht einzeln in seiner Gegenwart hervor. Wie auf einem ausführlichen Gemälde erblickt man, im Sonnenschein um ihn her, Gras und Kraut so gut als Eichen und Buchen, und an dem Ufer des stillen Wassers fehlt weder das Rohr noch irgendeine schwellende Pflanze.

Hier begleitet ihn nicht jene verwandelnde Phantasie, durch deren ungeduldiges Bilden sich der Fels zu göttlichen Mädchen ausgestaltet, der Baum seine Äste zurückzieht und mit jugendlichen weichen Armen den Jäger zu locken scheint. Einsam vielmehr geht der gemütvolle Dichter als ein Priester der Natur umher, berührt jede Pflanze, jede Staude mit leiser Hand und weiht sie zu Gliedern einer liebevoll übereinstimmenden Familie.

Um ihn, als einen Paradiesbewohner, spielen harmlose Geschöpfe, das Lamm auf der Wiese, das Reh im Walde. Zugleich versammelt sich das ganze Chor von Vögeln und übertönt das Leben des Tags mit vielfachen Akzenten.

Dann am Abend, gegen die Nacht hin, wenn der Mond in ruhiger Pracht am Himmel heraufsteigt und sein bewegliches Bild auf der leisewogenden Wasserfläche einem jeden schlängelnd entgegenschickt; wenn der Kahn sanft dahinwallt, das Ruder im Takte rauscht und jede Bewegung den Funken eines Widerscheins hervorruft, von dem Ufer die Nachtigall ihre himmlischen Töne verbreitet und jedes Herz zum Gefühle aufruft: dann zeigt sich Neigung und Leidenschaft in glücklicher Zartheit, von den ersten

Anklängen einer vom höchsten Wesen selbst vorgeordneten Sympathie bis zu jener stillen, anmutigen, schüchternen Lüsternheit, wie sie aus den engern Umgebungen des bürgerlichen Lebens hervorsprießt. Ein wallender Busen, ein feuriger Blick, ein Händedruck, ein geraubter Kuß beleben das Lied. Doch ist es immer der Bräutigam, der sich erkühnt, immer die Braut, welche nachgibt, und so beugt selbst alles Gewagte sich unter ein gesetzliches Maß; dagegen erlaubt er sich manches innerhalb dieser Grenze. Frauen und Mädchen wetteifern keck und ohne Scheu über ihre nun einmal anerkannten Zustände, und eine beängstete Braut wird unter lebhaften Zudringlichkeiten mutwilliger Gäste zu Bette gebracht.
Sogleich aber führt er uns wieder unter freien Himmel ins Grüne, zur Laube, zum Gebüsch, und da ist er auf die heiterste, herzlichste und zarteste Weise zu Hause.
Der Sommer hat sich wieder eingefunden, eine heilsame Schwüle weht durch das Land, Donner rollen, Wolken träufeln, Regenbogen erscheinen, Blitze leuchten abwärts, und ein kühler Segen wallt über die Flur. Alles reift, keine der verschiedenen Ernten versäumt der Dichter, alle feiert er durch seine Gegenwart.
Und hier ist wohl der Ort, zu bemerken, welchen Einfluß auf Bildung der untern deutschen Volksklasse unser Dichter haben könnte, vielleicht in einigen Gegenden schon hat.
Seine Gedichte, bei Gelegenheit ländlicher Vorfälle, stellen zwar mehr die Reflexion eines Dritten als das Gefühl der Gemeine selbst dar: aber wenn wir uns denken mögen, daß ein Harfener sich bei der Heu-, Korn- und Kartoffelernte finden wollte; wenn wir uns vorstellen, daß er die Menschen, die sich um ihn versammeln, aufmerksam auf dasjenige macht, was ihnen als etwas Alltägliches widerfährt; wenn er das Gemeine, indem er es betrachtet, dichterisch ausspricht, erhöht, jeden Genuß der Gaben Gottes und der Natur mit würdiger Darstellung schärft, so darf man sagen, daß er seiner Nation eine große Wohltat erzeige. Denn der erste Grad einer wahren Aufklärung ist, wenn der Mensch über seinen Zustand nachzudenken und ihn dabei wünschenswert zu

finden gewöhnt wird. Man singe das Kartoffellied wirklich auf dem Acker, wo die völlig wundergleiche, den Naturforscher selbst zu hohen Betrachtungen leitende Vermehrung nach langem, stillem Weben und Wirken vegetabilischer Kräfte zum Vorschein kommt und ein ganz unbegreiflicher Segen aus der Erde quillt: so wird man erst das Verdienst dieser und anderer ähnlichen Gedichte fühlen, worin der Dichter den rohen, leichtsinnigen, zerstreuten, alles für bekannt annehmenden Menschen auf die ihn alltäglich umgebenden, alles ernährenden hohen Wunder aufmerksam zu machen unternimmt.

Kaum aber ist alles dieses Gute in des Menschen Gewahrsam gebracht, so schleicht auch der Herbst schon wieder heran, und unser Dichter nimmt rührenden Abschied von einer, wenigstens in der äußeren Erscheinung, hinfälligen Natur. Doch seine geliebte Vegetation überläßt er nicht ganz dem unfreundlichen Winter. Der zierliche Topf nimmt manchen Strauch, manche Zwiebel auf, um in winterhafter Häuslichkeit den Sommer zu heucheln und auch in dieser Jahreszeit kein Fest ohne Blumen und Kränze zu lassen. Selbst ist gesorgt, daß es dem zur Familie gehörenden Vogel nicht an grünem, frischem Dache seiner Käfichtlaube fehle.

Nun ist es die schönste Zeit für kurze Spaziergänge, für trauliches Gespräch an schaurigen Abenden. Jede häusliche Empfindung wird rege, freundschaftliche Sehnsucht vermehrt sich, das Bedürfnis der Musik läßt sich lebhafter fühlen, und nun mag sich der Kranke selbst gern an den traulichen Zirkel anschmiegen, und ein verscheidender Freund kleidet sich in die Farbe der scheidenden Jahreszeit.

Denn so gewiß nach überstandenem Winter ein Frühling zurückkehrt, so gewiß werden sich Freunde, Gatten, Verwandte in allen Graden wiedersehen, sie werden sich in der Gegenwart eines allliebenden Vaters wiederfinden und alsdann erst unter sich und mit allem Guten ein Ganzes bilden, wornach sie in dem Stückwerk der Welt nur vergebens hinstrebten. Ebenso ruht auch schon hier des Dichters Glückseligkeit auf der Überzeugung, daß alles der

Vorsorge eines weisen Gottes sich zu erfreun habe, der mit seiner Kraft jeden erreicht und sein Licht über alle leuchten läßt. So bewirkt auch die Anbetung dieses Wesens im Dichter die höchste Klarheit und Vernünftigkeit und zugleich eine Versicherung, daß jene Gedanken, jene Worte, mit denen er unendliche Eigenschaften faßt und bezeichnet, nicht leere Träume noch Klänge sind, ein Wonnegefühl eigener und allgemeiner Seligkeit, in welcher alles Widerstrebende, Besondere, Abweichende aufgelöst und verschlungen wird.

Wir haben bisher die sanfte, ruhige, gefaßte Natur unseres Dichters mit sich selbst, mit Gott, mit der Welt in Frieden gesehen: sollte denn aber nicht eben jene Selbständigkeit, aus der sich ein so heiteres Leben nach den inneren Kreisen verbreitet, öfter von außen bestürmt, verletzt und zu leidenschaftlicher Bewegung aufgeregt werden? Auch diese Frage läßt sich vollständig aus den vorliegenden Gedichten beantworten.

Die Überzeugung, durch eigentümliche Kraft, durch festen Willen aus beengenden Umständen sich hervorgehoben, sich aus sich selbst ausgebildet zu haben, sein Verdienst sich selbst schuldig zu sein, solche Vorteile nur durch ein ungefesseltes Emporstreben des Geistes erhalten und vermehren zu können, erhöht das natürliche Unabhängigkeitsgefühl, das, durch Absonderung von der Welt immer mehr gesteigert, in den unausweichlichen Lebensverhältnissen manchen Druck, manche Unbequemlichkeit erfahren muß.

Wenn daher der Dichter zu bemerken hat, daß so manche Glieder der höheren Stände ihre angeborenen großen Vorrechte und unschätzbaren Bequemlichkeiten vernachlässigen und hingegen Ungeschick, Roheit, Mangel an Bildung bei ihnen obwaltet, so kann er einen solchen Leichtsinn nicht verzeihen. Und wenn sie noch überdies mit anmaßendem Dünkel dem Verdienst begegnen, entfernt er sich mit Unwillen, verbannt sie launicht von heiteren Gastmählern und Trinkzirkeln, wo offene Menschlichkeit vom Herzen ins Herz strömen und gesellige Freude das liebenswürdigste Band knüpfen soll.

Mit heiligem feierlichen Ernst zeigt er das wahre Verdienst dem falschen gegenüber, straft ausschließenden Dünkel bald mit Spott, bald sucht er den Irrungen mit Liebe entgegenzuwirken.
Wo aber angeborene Vorteile durch eigenes Verdienst erhöht werden, da tritt er mit aufrichtiger Achtung hinzu und erwirbt sich die schätzenswertesten Freunde.
Ferner nimmt er einigen vorübergehenden Anteil an jenem dichterischen Freiheitssinn, der in Deutschland im Genuß zehnjährigen Friedens durch poetische Darstellungen geweckt und unterhalten wurde. Mancher wohlgesinnte Jüngling, der das Gefühl akademischer Unabhängigkeit ins Leben und in die Kunst hinübertrug, mußte in der Verknüpfung bürgerlicher Administration so manches Drückende und Unregelmäßige finden, daß er, wo nicht im besonderen, doch im allgemeinen, auf Herstellung von Recht und Freiheit zu sinnen für Pflicht hielt. Kein Feind drohte dem Vaterlande von außen, aber man glaubte sie zu Hause, auf dieser und jener Gerichtsstelle, auf Rittersitzen, in Kabinetten, an Höfen zu finden; und da nun gar Klopstock durch Einführung des Bardenchors in den heiligen Eichenhain der deutschen Phantasie zu einer Art von Boden verhalf, da er die Römer wiederholt mit Hülfe des Gesanges geschlagen hatte, so war es natürlich, daß unter der Jugend sich berufene und unberufene Barden fanden, die ihr Wesen und Unwesen eine Zeitlang vor sich hintrieben, und man wird unserem Dichter, dessen reines Vaterlandsgefühl sich später auf so manche edle Weise wirksam zeigte, nicht verargen, wenn er auch an seinem Teil, um die Sklavenfessel der Wirklichkeit zu zersprengen, den Rhein gelegentlich mit Tyrannenblut färbt.

AUS DER PANDORA

Epimetheus und Elpore

Epimetheus (träumend). Ich seh Gestirne kommen, dicht gedrängt!
Ein Stern für viele, herrlich glänzet er!
Was steiget hinter ihm so hold empor?

Welch liebes Haupt bekrönt, beleuchtet er?
Nicht unbekannt bewegt sie sich herauf,
Die schlanke, holde, niedliche Gestalt.
Bist dus, Elpore?

Elpore (von fern). Teurer Vater, ja!
Die Stirne dir zu kühlen, weh ich her!

Epimetheus. Tritt näher, komm!

Elpore. Das ist mir nicht erlaubt.

Epimetheus. Nur näher!

Elpore (nahend). So denn?

Epimetheus. So! noch näher!

Elpore (ganz nah). So?

Epimetheus. Ich kenne dich nicht mehr.

Elpore. Das dacht ich wohl.
(Wegtretend.) Nun aber?

Epimetheus. Ja, du bists, geliebtes Mädchen!
Das deine Mutter scheidend mir entriß.
Wo bliebst du? Komm zu deinem alten Vater.

Elpore (herzutretend). Ich komme, Vater; doch es fruchtet nicht.

Epimetheus. Welch lieblich Kind besucht mich in der Nähe?

Elpore. Die du verkennst und kennst, die Tochter ists.

Epimetheus. So komm in meinen Arm!

Elpore. Bin nicht zu fassen.

Epimetheus. So küsse mich!

Elpore (zu seinen Haupten). Ich küsse deine Stirn
Mit leichter Lippe.
(Sich entfernend.) Fort schon bin ich, fort!

Epimetheus. Wohin? wohin?

Elpore. Nach Liebenden zu blicken.

Epimetheus. Warum nach denen? Die bedürfens nicht.

Elpore. Ach, wohl bedürfen sies, und niemand mehr.

Epimetheus. So sage mir denn zu!

Elpore. Und was denn? was?

Epimetheus. Der Liebe Glück, Pandorens Wiederkehr.

Elpore. Unmöglichs zu versprechen ziemt mir wohl.
Epimetheus. Und sie wird wiederkommen?
Elpore. Ja doch, ja!

(Zu den Zuschauern.)

Gute Menschen! so ein zartes,
Ein mitfühlend Herz, die Götter
Legtens in den jungen Busen;
Was ihr wollet, was ihr wünschet,
Nimmer kann ichs euch versagen,
Und von mir, dem guten Mädchen,
Hört ihr weiter nichts als Ja.
Ach! die anderen Dämonen,
Ungemütlich, ungefällig,
Kreischen immerfort dazwischen
Schadenfroh ein hartes Nein.

Doch der Morgenlüfte Wehen
Mit dem Krähn des Hahns vernehm ich!
Eilen muß die Morgendliche,
Eilen zu Erwachenden.
Doch so kann ich euch nicht lassen.
Wer will noch was Liebes hören?
Wer von euch bedarf ein Ja?

Welch ein Tosen! welch ein Wühlen!
Ists der Morgenwelle Brausen?
Schnaubst du hinter goldnen Toren,
Roßgespann des Helios?
Nein! mir wogt die Menge murmelnd,
Wildbewegte Wünsche stürzen
Aus den überdrängten Herzen,
Wälzen sich zu mir empor.

Ach! was wollt ihr von der Zarten?
Ihr Unruhgen, Übermütgen!

Reichtum wollt ihr, Macht und Ehre,
Glanz und Herrlichkeit? Das Mädchen
Kann euch solches nicht verleihen;
Ihre Gaben, ihre Töne,
Alle sind sie mädchenhaft.

Wollt ihr Macht? Der Mächtge hat sie.
Wollt ihr Reichtum? Zugegriffen!
Glanz? Behängt euch! Einfluß? Schleicht nur!
Hoffe niemand solche Güter;
Wer sie will, ergreife sie.

Stille wirds! Doch hör ich deutlich,
Leis ist mein Gehör, ein seufzend
Lispeln! Still! ein lispelnd Seufzen!
O! das ist der Liebe Ton.
Wende dich zu mir, Geliebter!
Schau in mir der Süßen, Treuen
Wonnevolles Ebenbild.

Frage mich, wie du sie fragest,
Wenn sie vor dir steht und lächelt,
Und die sonst geschloßne Lippe
Dir bekennen mag und darf.

„Wird sie lieben?" Ja! „Und mich?" Ja!
„Mein sein?" Ja! „Und bleiben?" Ja doch!
„Werden wir uns wiederfinden?"
Ja gewiß! „Treu wiederfinden?
Nimmer scheiden?" Ja doch! ja!

EDUARD SPRANGER

GOETHE UND DER WANDEL DER ZEIT

Es ist immer ein bedenkliches Zeichen, wenn für einen Geist, dem die Menschheit lange mit williger Bewunderung gefolgt ist, plötzlich Verteidigungsreden sich häufen. Goethes Gestirn ist seit einiger Zeit in diese Konjunktur eingetreten. Früher haben sich wechselnde Goetheauffassungen abgelöst; heute begegnet er vielfach völliger Ablehnung. Sie beruft sich nicht immer auf Gründe, die in dem Wesen des Dichters und Denkers gelegen wären, sondern stützt sich auf die große Tatsache, daß die ganze kulturelle Welt sich gedreht habe: also müsse man wohl auch Goethe den Abschied geben, und man brauche sich dazu gar nicht erst um eine Auffassung von ihm zu bemühen: „Er ist uns wesensfremd." „Er hat uns nichts zu sagen."

Bedenklich ist diese Erscheinung ohne allen Zweifel. Aber noch ist nicht ausgemacht, ob für Goethe bedenklich oder für die Generation, die um ihn herumgeht. Dabei soll der Oberflächlichkeit, die es zu allen Zeiten gegeben hat, nicht gedacht werden. Ernster scheinen die Gegner, die mit ihrem Angriff auf Goethe nur einer antiliterarischen Grundhaltung überhaupt den stärksten Ausdruck geben wollen. Ein „Leben mit Goethe" gilt ihnen schon deshalb als verfehlte Einstellung, weil auch der größte Dichter für sie bloß „Literatur" – „Buchstabenwerk" – ist, ein Mensch, der nur für die Lesenden, also die Gebildeten, existiert hat. Sie suchen die großen Führer der Menschheit anderwärts: in Erlöserpersönlichkeiten, deren Leben nachwirkt, obwohl sie nie eine Zeile geschrieben haben; in den großen Gestaltern der politischen Welt, deren Ruhm sich von selbst zu Kindern und Kindeskindern fortpflanzt; in den Befreiern der Unterdrückten, die den Armen Brot und Hoffnung gegeben haben. Neben so mächtigen Naturen erscheint dann der Dichter mit seiner Leier nur noch als Glied einer verwöhnten, am Luxus des Lebens genährten Kaste: als Verwalter der Phantasiewelt, für die in besseren Tagen einmal Zeit gewesen ist. So oder

ähnlich tönt es rings um uns. Wer diesem Vorwurf irrender Lebensorientierung entgegnen will, wer zugleich die Grenzen jedes „Bekenntnisses zu Goethe" ehrlich gestehen will, muß sich Rechenschaft davon geben, in welchem Sinne er dem Geist des Dichters verbunden ist. –

I. „Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben." Ist das Leben selbst schon Abglanz höherer, nur geahnter Zusammenhänge, so fängt der Schleier der Dichtung diesen Abglanz noch einmal auf: sie gibt ein Bild des Lebens. Und darin scheint zuerst der Sinn der Dichtung zu bestehen, daß sie des Lebens labyrinthisch irren Lauf stillstellt, daß sie es packt, wo es interessant ist, und in ihrer kleinen Welt – seltsam zusammengedrängt – die Gehalte des Kosmos noch einmal in eignen Farben aufleuchten läßt. Wäre es dies allein, was wir der Schau des Dichters verdanken, so behielten diejenigen recht, die nur den jeweils Mitlebenden die Gabe zusprechen, das Leben, „wie es ist", ganz auszudrücken. Denn nur das Eingetauchtsein in die volle Gegenwärtigkeit wird dem „Leben" gerecht, das immer existentieller Daseinsvollzug ist, niemals aber unter die Kategorie „Vergangenheit" treten kann, ohne unlebendig zu werden. Und die Folge wäre, daß auch der größte vergangene Dichter nur in historischer Einstellung, das heißt aber mit einer Zutat gelehrter Bewußtseinshaltung, genossen werden könnte.

Angewandt auf unseren Fall: Goethes Welt ist in der Tat nicht unsre tägliche Welt. In ihr gibt es noch keine Flugzeuge und Automobile, ja in ihr wurde die Herrschaft der Maschine nur von fern geahnt. Und mehr: in ihr waltet eine ganz andere gesellschaftliche Problematik, spielen ganz andere Menschentypen mit; noch nicht der zerrissene, seiner letzten Triebhaftigkeit bewußt gewordene, an allerletzten Verzweiflungen zerbrochene Mensch. Da scheint noch alles mit der Ruhe griechischer Plastik verwandt, während sich bei uns alle Linien des Daseins expressionistisch verwirrt haben. Der moderne Mensch also, der zu Goethe kommt, findet nicht mehr sich. Vielleicht verzichtet er deshalb ganz darauf, zu

Goethe zu kommen. Vielleicht sucht er ihn nur auf, um für kurze Zeit in schöner Ferne und tröstender Ruhe zu verweilen; das aber wäre nichts anderes als ein säkularisiertes Weltfluchtmotiv.

Das gleiche Schicksal müßten dann freilich alle früheren großen Dichter teilen: Homer und Sophokles, Dante und Shakespeare. Niemand könnte sie lesen, ohne sich zuvor „historisch eingestellt“ zu haben. Wem dies gelingt, der mag sich dann von ihnen noch auf ihre Höhen führen lassen – aber auf Höhen außerhalb der Welt unserer Leiden und Freuden. Sie gestatten uns gleichsam Besuch bei sich, wenn wir in Ferienstimmung sind. Zu ihr gehört immer ein wenig Romantik, und sie enthält – so scheint es weiter – immer einen Zug von Flucht vor der Wahrheit. Trifft dies alles wirklich zu, dann gibt es kein reines ästhetisches Verhältnis zur Dichtung der Vergangenheit. Wie wir Ariost und Tasso oder Opitz und Haller mit dem Zusatzgefühl lesen, daß wir ihnen in ihr Jahrhundert gefolgt seien und sie von dieser Sicht aus trefflich oder erträglich fänden – so läsen wir dann auch Goethe, und mit jedem Jahr müßte die Apotheose, die ihn zeitlos machen möchte, schwächer werden.

In dieser ganzen Denkweise steckt ein leicht erkennbarer Fehler: der Irrtum nämlich, daß es irgendeine Dichtung geben könnte ohne ästhetische Distanz vom hic et nunc gelebten Leben. Wie es für die Betrachtung eines Gemäldes nur eine schmale Zone gibt, in der es als ästhetisches Gebilde wirkt, während es zu nah oder zu fern gesehen seinen Sinn verliert, so gibt es auch dem ganzen Lebensinhalt gegenüber nur eine günstig bemessene Zone des Abstandes, innerhalb deren dann freilich noch mannigfache ästhetische Sichtweisen denkbar sind. Dies also ist das erste, was dem Dichter zugebilligt werden muß, daß er seinen Standort innerhalb dieser Zone wähle. Man kann die ästhetische Betrachtung des Daseins überhaupt ablehnen – das wäre ein unangreifbares Verhalten; man kann aber nicht verlangen, daß die einfache Verdopplung der greifbar nahen Realität schon als Dichtung gelte.

Damit aber ist zugleich angedeutet, daß die Dichtung aus dem

Fluß des täglichen Geschehens etwas heraushebt, was nicht mehr bloß fließt, wie es ja auch der einfachste Gedanke, das belangloseste Urteil, auf seine Weise tut. Und wir werden vermuten dürfen, daß in dieser ästhetischen Sichtwahl ein Wurf nach dem Überzeitlichen (wenn nicht gar nach dem Zeitlosen) steckt. Seien wir vorsichtiger: es wird eine Vermählung jenes Wechsels mit der Dauer angestrebt. Wo dies nicht ist, da ist nicht Kunst. Wegen dieser Verwandtschaft des künstlerischen Schauens mit der Umformung, die das Denken am Erlebten vollzieht, redet man von der Wahrheit der Kunst. Aber die Kunst hat ihre eigentümliche Wahrheit, und weil auch der Standort des Künstlers immer eine Perspektive behält, so gibt es – seltsam genug – durchaus mannigfache Wahrheit im künstlerischen Sehen.

Das Leben der Geschlechter fließt dahin. Sein Gehalt würde mit den Lebenden verrauschen, wenn kein künstlerischer Geist ihn verfestigte. Nun ragen aus dem Strudel Felsen von ungleicher Höhe. Wer nur einen von ihnen mit langender Hand zu erfassen vermochte, der erblickt auch die anderen, über sich oder unter sich. Ohne Bild: nur wem diese Art des überzeitlichen Sehens einmal aufgegangen ist, der kann auch mit dem Auge vergangener Künstler zu sehen lernen. Denn es ist eine unbillige Anforderung, daß sich das künstlerische Werk jedem unbereiteten Gemüt unvermittelt erschließe. Wer Goethe, zunächst nur ihn als Dichter, verstehen will, der muß für Goethe reif sein. – Und jetzt zeigt sich genau das Umgekehrte jener früheren Forderung, daß man sich historisch einstellen müsse. Wo dies nötig ist, da ist gerade das echt Ästhetische gefährdet. Es muß erst jenes Auge aufgebrochen sein, das durch die zeitliche Stoffbedingtheit hindurch ewige Formen sieht. Erst in dieser Gelöstheit kann die Rede des Dichters überhaupt als dichterisch wirken. Es ist also kein Beweis gegen Goethe, wenn die Jugend von heute ihm fernsteht, sondern eher ein Beweis gegen diese Jugend: ein höheres Organ ist – vermutlich ohne ihre Schuld – in ihr noch nicht erwacht, wie es in ganzen Schichten der Menschheit früher nicht erwacht war und künftig nicht erwachen

wird. Um Dante zu verstehen, muß man freilich viel Einzelkenntnisse haben; aber man täuscht sich, wenn man glaubt, daß man mit ihnen für den Dichter Dante reif geworden sei. Auch er läßt sich nur sprechen, wenn man ihm erst lange wortlos zugehört hat. Dann aber gibt er Offenbarung.

Denn auch das Dichterische ist nur Form, nur Hülle; nur Mitteilung, in der sich ein zuletzt überästhetischer Gehalt erschließt. Ob es gelingt, dieses Mehr-als-Ästhetische, das hinter dem Schleier der Dichtung liegt, für Goethe in anderen Worten als in seinen eigenen auszusprechen, erfüllt mit begreiflichem Zagen.

II. Was der Dichter in seiner Sprache gibt, ist Offenbarung von Weltgehalt, und das heißt: von Wirklichkeit in einem höheren Sinne. Nichts scheint so selbstverständlich wie „die Wirklichkeit". Nichts ist in Wahrheit schwankender und vieldeutiger. Denn auch hier gibt es mannigfache Distanz der Betrachtung – vielleicht nennt mancher schon die flüchtige Schwelle dieses Augenblicks das Wirkliche! Auch hier gibt es Vordergrund und langsam erst sich erschließende Hintergründe, die man „heraussehen" muß. Was so vom Hintergrund gesehen wird, geht nicht in der flüchtigen Erscheinung auf, sondern wiederholt sich mit überraschender Konstanz in noch so mannigfaltig anmutenden Erscheinungen.

Schon Goethes Zeitgenossen spürten, daß sein Verhältnis zur Wirklichkeit ganz neu und eigenartig war. Er schien tiefer in sie verflochten, sie mit festeren Armen an sich zu halten als andere Idealisten, deren Gefahr es war, tatsächlich in das Reich der reinen Formen zu fliehen. Schiller wie W. v. Humboldt bemühten sich, diesen Goetheschen Realismus in der Terminologie Kants sich deutlich zu machen. Sie wählten damit eine Philosophie, die in allem genau das Gegenteil von Goethes Sehweise bedeutete und auch ihrer eigenen Geistesstruktur viel heterogener war, als sie es je bemerkt haben. Viel treffsicherer war da Mercks einfaches Wort, daß es Goethe bestimmt sei, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, nicht das Imaginative zu verwirklichen. Das ganze Geheimnis liegt darin, daß Goethe gerade das Schlichte

und Nahe mit dem Auge der Liebe umfing. Aber die in allem Dichterischen gegenwärtige Liebe ist vieldeutig. Es war jene Liebe, die sich mit dem Leben der Natur auf allen ihren Stufen verwandt fühlt, und doch jene Liebe, die im Ergreifen ihren Gegenstand veredelt. Sie entstammte einer weltzugewandten Mystik: im Innern der Seele wohnt die Unendlichkeit von Formenbildung und gesetzlicher Ordnung, die es gestattet, alle Gestalten der Welt nicht nur „analogisch", das heißt aus dem eignen Innern zu verstehen, sondern sie „vorbildend" (Jean Paul) gleichsam aus dem eignen Innern, und doch nach ihrem eigenen Gesetz, zu entwickeln. Es kann daher in dieser Welt nichts ganz Fremdes, nichts ganz Äußerliches geben. Alles ist von vornherein seelenbezogen, durch die *συμπάθεια τῶν ὅλων*, die schon vor Leibniz antike Philosophen geahnt hatten:

„Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat . . .
. . . Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds, zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen."

Und wenn der Dichter scheinbar die Dinge erst in sich hineinnehmen muß, so trägt er sie im Grunde alle schon in sich und kann sie darum durch seine Liebe verschönt wieder aus sich herausstellen:

„Er hätt ein Auge treu und klug,
Und wär auch liebevoll genug,
Zu schauen manches klar und rein,
Und wieder alles zu machen sein."

Diese Gabe ist uns am verständlichsten, solange das in das feinere Gewebe der Dichternatur gepflanzte Bildungsvermögen im Bereiche der organischen Formen verharrt. Für diese Stufe hat

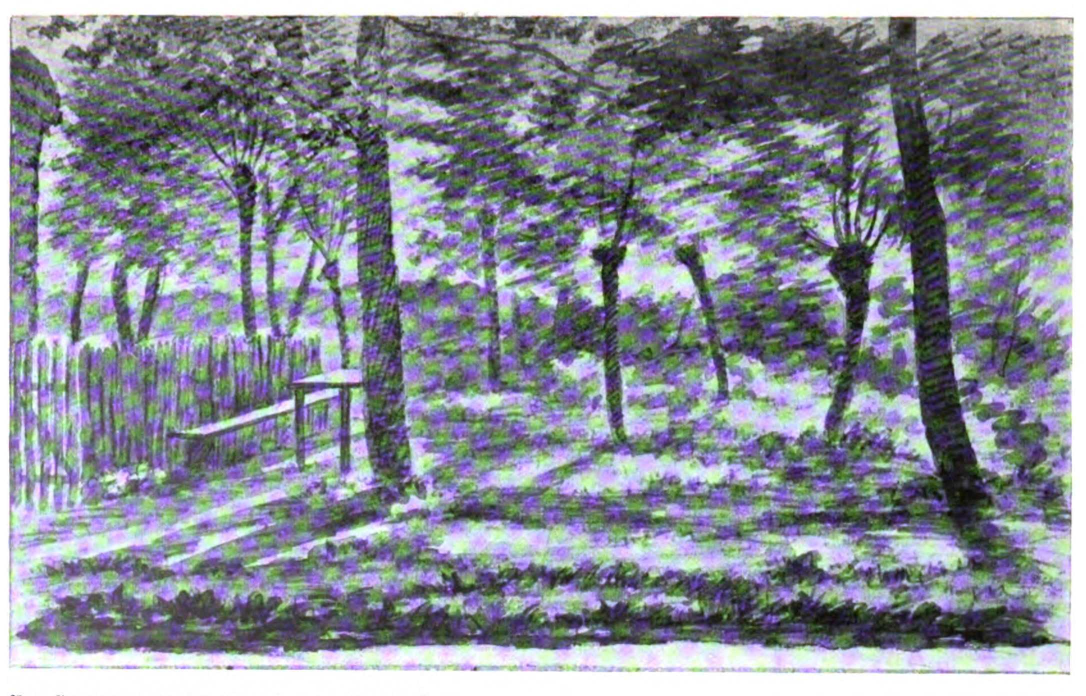
Goethe als Naturphilosoph seine Art zu sehen, seine Methode, Gestalt aus Gestalt durch Metamorphose sich entfalten zu lassen, bewußt formuliert. Denn hier hat sich die bildende Kraft der Natur selbst physiognomisch verfestigt. „Gegenständliche Denkungsart" bedeutete hier einfach: die eingeborene Formgesetzlichkeit heraussehen. Aber diese Kraft reicht weit höher hinauf, bis in die Geheimnisse der menschlichen Seele und ihren inneren Formenwandel, der als Schicksal erlebt wird. Da versagt noch die Wissenschaft; da tastet sich das künstlerische Gestalten um so produktiver vorwärts. Und es macht aus der Kraft der ursprünglichen Liebe auch den Erhöhungsprozeß mit, den die Natur auf ihrem Stufengange durchgemacht hat, selbst von einer unendlichen Liebe über sich emporgezogen. Hier waltet die spinozistische Liebe, mit der Gott in seinen Geschöpfen sich selber liebt; denn nur die unendliche, göttliche Liebe kann so uneigennützig sein.
Blicken wir von hier zu jenen historischen Bedingtheiten zurück: Goethe hat selbst von sich gesagt, es sei gleichgültig, ob er Töpfe mache oder Schüsseln. In der Tat: der stoffliche Sehbereich des Dichterauges mag sich wandeln. Und in der historischen Menschenwelt wird er sich schnell, tiefgreifend wandeln. Aber das Beseelte und Beseelende im Auge bleibt sich gleich. Der junge Goethe hätte mit dem Blick der holländischen Maler in Dresden ebenso den Wochenmarkt wie eine Schusterwerkstatt sehen können. Andrerseits wird sich einem solchen anschauenden Organ am meisten offenbaren, was unberührt von Zufälligkeiten der Zeitkonstellation den ewigen Formen nahe bleibt. Iphigenie könnte ebensogut neben uns wandeln wie im alten Griechenland; denn was sie darstellt, ist nicht diese einmalige Geschichte, auch nicht die triviale Wahrheit, daß die Lüge unfrei macht, sondern die ewige Wahrheit, die auch unsere Zeit auf der nötigen Höhe sittlicher Entfaltung noch sehen könnte und müßte: daß nämlich die Hinneigung der reinen Frauenseele den schuldbeladenen Mann vor den heiligen Mächten entsühnt. Wo keine heiligen Mächte mehr gesehen werden, da wird dies ganze sittliche Phä-

nomen nicht mehr gesehen. Aber es liegt dann an denen, deren Sinn zu, deren Herz tot ist; nicht daran, daß die sittliche Struktur der Welt sich geändert hätte.
Offenbarung in solcher Bedeutung ist es, was der seherische Dichtergenius gibt: der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit. Metaphysische Wahrheit aus der gestaltlosen Welt der Mütter heraufzuholen als Gestalt – das ist die weltentdeckerische Funktion des Dichters. Diese Wahrheiten bleiben, während die flüchtigen historischen Erscheinungen wechseln. Den Dichtern ist es zugerufen, was Gott der Herr den Engeln aufträgt:

„Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken."

III. Der Durchbruch durch das Gleichnishafte der Poesie zu den metaphysischen Gehalten bedeutet trotzdem mehr als die Enthüllung starrer Typen und kahler Urphänomene. Die Welt wie das Leben sind dynamischer Natur, sie sind in Entwicklung. In der Epoche um 1800, das heißt in der Zeit hochklassizistischer Neigung, mag auch für Goethe die Gefahr nahe gelegen haben, „sich zum Starren zu waffnen". Aber die Gefahr ging vorüber. Und wenn dem innerlich suchenden Menschen von heute kaum ein anderer Geist so sehr Lebensbegleiter zu werden vermag wie Goethe, so liegt das daran, daß bei ihm die natürlichen wie die sittlichen Stufen erkennbar geblieben sind, auf denen er wurde, was er – war. Die größten Führer der Menschheit kennen wir fast ausnahmslos als Reife. Vergebens fragen wir, wie sie geworden sind, welche inneren und äußeren Schicksale sie geformt haben. Bei Goethe liegen die Jahresringe am Tage. Er selbst sprach in spätem Alter die innere Notwendigkeit seines Sogewordenseins aus. Es schien ihm damals, als ob seine Monade nur um sich selbst rotiert habe, als ob seine Entelechie sich nur gesetzmäßig zu sich selber hin entwickelt habe. Zu seinen schönsten Werken gehören die, in denen er so von sich selbst spricht: der Formgewordene von der Formwerdung, der Geprägte von der lebendigen Entwicklung.

Auch ihm war nicht mehr voll gegenwärtig, wie leidenschaftlich er sich hatte suchen müssen, um sich so reich zu finden. Seine mächtigsten Schöpfungen haben daher für uns die doppelte Bedeutung, in ihrer reifen Frucht zugleich die Phasen des Knospens und Blühens erkennen zu lassen. Die Teilschlüsse des „Wilhelm Meister" und des „Faust" enthüllen die Dynamik eines Lebens, das um Resultate bemüht ist. Die Wahrheit, die im Werden liegt, wirkt auf den modernen Menschen um so befruchtender, als er selbst fast nur noch den rasenden Rhythmus spürt, mit dem er durch das Leben rennt, aber der Gestalt nicht inne wird, die er damit empfängt, noch weniger des Zieles bewußt wird, in dem er ruhend verweilen könnte. Goethe: das Kind, der Jüngling, der Mann, der Greis sind blutvolle Gestalten, zu denen sich die Werke wieder wie Gleichnisse verhalten. Wir lieben an einer „Natur" weder das Titanische noch das Apollinische noch das Olympische – wir lieben an ihr, daß sie den Weg ging, auf dem Menschen hoffen und zagen, fallen und sich erheben. Was wußte man von schäumender Jugend vor Goethe und was vom Reichtum des Spätherbstes, in dem alle menschlichen Gezeiten nachglänzen? Durch solche Treue gegenüber jedem Stadium des Werdens beginnt diese Monade uns weit über das Dichterische hinauszuführen, bis zu den Pulsen des naturhaft-geistigen Lebens selbst, das auch in unsern Adern seine wandlungsreiche Melodie spielt. Wenn Goethe den Rhythmus seiner Entwicklung als Wechsel von Expansion und Kontraktion, von Ausatmen und Einatmen, von Entselbstung und Verselbstung bezeichnet hat, so erscheint auch uns dieser Lebensstrom wie ein Überschäumen mit immer neuer Bändigung, wofür man nicht einfach die Kunst„stile" gotisch und klassisch oder das „Prinzip" der Unendlichkeit und der Vollendung setzen darf. Mindestens sind das keine sich ausschließenden Phasen, sondern die Gegensätze sind immer ineinander, und die Lösung besteht nicht darin, daß eine siegt. Das Faustische in Goethe – und das ist das Werden, das niemals im Entwerden endet – treibt auch über das klassische Motiv der



Am Gartenzaun. Handzeichnung Goethes

Selbstbegrenzung hinaus: es sprengt den Zusammenhang der bekannten Welt und weist in Gleichnissen hinüber zum Transzendenten. Man liebt den jungen Goethe; man bewundert den Mann; den Greis hat kaum einer verstanden, es sei denn, daß ein Scheidender – mit Goethe „in die Ferne hoffend" – diese stillen Blicke mit ins Grab genommen habe. Schon die Sprache des Alters preßt Gedanken, die sich in 40 Jahren entwickelt haben, wieder in eine Form zurück, in der sie wie im Keim verborgen ruhen. Nur die Weisen verstehen die „selige Sehnsucht", die der Flammentod einer neuen Geburt ist. Wieder liegt im Sterben das Werden – die Seligkeit ewigen Werdens, ein neuer Himmel der Menschheit: de revolutionibus caelestium! Im Blindwerden öffnet sich das letzte Sehen. Alle Wände, die Gott zwischen sich und dem Suchen des Menschen aufgerichtet hat, diese ganze Bilderwelt deutet weit über sich hinaus, und während Beethoven in der Neunten vom Gewoge der Töne hindurchbricht zu der neuen Sprache des Wortes, scheint Goethe ganz zum Musikalischen hinübergetrieben zu werden. Aber wenn aus den abschließenden Engelschören noch einmal das „Doppelglück der Töne und der Liebe" wogt, so wendet sich doch zugleich der Blick des Scheidenden mit heiterer Liebe zurück zu den Gestalten, die seine Gespielen auf den irdischen Gefilden waren:

„Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!"

Da ist zum ersten Male der Mensch, der auf der Grenze liebevoll auszuruhen vermag: Moses – beseligt im Vorgefühl. Denn diese vorwärts- und rückwärtsschauende Liebe selbst wird jetzt zum Höchsten der Gleichnisse, und geboren wird aus ihr – nicht ein Euphorion, der im Ikarusflug zerschellt, nicht eine Helena, die sich in die schöne Glut der Abendwolke auflöst –, sondern die himmlischen Wunder, die alle um die ewige Liebe kreisen:

„Wenn er dich ahnet, folgt er nach."

IV. Dieser Anstieg des Hypsistariers ist mehr als organische Metamorphose. Das Bild von Werden und Wachsen, von Stengel, Blättern, Blüte, Frucht versagt hier. Denn dazwischen liegt der Abgrund des Tragischen, den Goethe immer gesehen hat, von dem er aber geschwiegen hat, bis er ihn sieghaft überwand. Es gehört zum tieferen Sinn für Menschliches, auch auf das zu lauschen, wovon ein Mensch sein Leben lang geschwiegen hat, weil es – noch – zu groß für ihn war. Es ist die höchste Ehrfurcht, die über die göttliche Tiefe des Leidens zu schweigen weiß.
Das Tragische erscheint bei Goethe in zwei Gestalten: als Wucht des äußeren, unverstandenen Schicksals, das den großen Menschen auf der Höhe des Wirkens vernichtet. Diese Anschauung erinnert an den Hegelschen Weltgeist, der das Individuum wegwirft, nachdem er sich seiner eine Zeitlang bedient hat. Tiefer jedoch empfindet Goethe die Tragik, die darin liegt, daß ein Mensch die höheren Gesetze seines Lebens gebrochen hat. Denn dies gehört zu Goethes stillen Überzeugungen, daß die Monade in sich selbst ein Stufenreich trägt. Über den Anziehungs- und Abstoßungsverhältnissen nach Art chemischer Wahlverwandtschaft, über der organischen Entwicklung des eignen naturverwandten Wesens stehen jene höheren Gesetze, die im Gewissen vernehmbar werden. Die Sonne des Sittentages – deines Sittentages – gehört mit in die große Ordnung des Kosmos. Es ist die größte Aufgabe des Menschen, sich selbst zu einem tätigen Zentrum in der Welt zu entfalten, indem er die Naturgesetzlichkeit und das sittlich-persönliche Wesensgesetz „gegeneinander bewegt", d. h. beide „Sonnensysteme" miteinander vereinigt, wie es auch Kant als Höchstes geahnt hat. Ist doch im Menschen ein Siderisches wie ein Erdgebundenes. Mit den beiden Seelen in sich fertig zu werden, erfordert einen lebenslangen Kampf. Aber hier sind wieder mannigfache Lebensmotive ineinander gewoben.
Der Weg der bloß ästhetischen Daseinsvollendung war für Goethe immer neue Versuchung. Vom Werther über Tasso und den Urmeister bis zur Pandora und zur Helenatragödie klingt

dieses Leitmotiv an, jedesmal vertieft, jedesmal tragischer. Die Grenze der ästhetischen Lebenshaltung liegt darin, daß sie das Dasein voreilig entstofflicht, seine harten Realitäten in der Phantasie aufhebt und eine Harmonie des Herzens anstrebt, in der der letzte Ernst umgangen wird. Kierkegaard schildert den Ästhetizisten in der Sondergestalt des impressionistischen Daseinsstiles. Goethe hat nach der expressionistischen Wertherphase immer die klassische Harmonie gemeint, in der Erlebnisstoff und personale Form zum Gleichgewicht gelangt sind. In diesem Lichte sah man damals die Griechen. Ein letztes Mal wallt dieses Motiv empor mit der ganzen Leidenschaft seines metaphysischen Rechtes: denn nicht bloß in sehnsüchtiger Phantasie, sondern bei den Müttern, den ungestaltet-gestaltenden Urmächten (der natura naturans) ist das Hochbild der Schönheit beheimatet, das dem überquellenden nordischen Geiste Ruhe verspricht: Helena. Aber auch dieses Metaphysische ist nicht das letzte.

„Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form,
Löst sich nicht auf, erhebt sich in den Äther hin,
Und zieht das Beste meines Innern mit sich fort."

Mag das Ziel der Natur der schöne Mensch sein: dann jedenfalls gibt es noch eine höhere Natur, deren Ziel der schaffende, der tätig strebende Mensch ist.

Die tätige Entelechie bedeutet den zweiten Weg, auf dem Goethe der Tragik der Unvollendbarkeit zu entfliehen sucht: „Wer immer strebend sich bemüht..." In solcher rastlosen Tätigkeit liegt das Ringen mit dem vollen Stoff des Daseins an Stelle bloßer Dichterträume. In der Arbeit an der Welt vollendet sich der Mensch, weil er in ihr sich überwinden muß, weil in ihr jede bloß poetische oder theatralische Sendung notwendig zur Entsagung führt. Hier muß der einzelne sich in Reih und Glied stellen. Seine Einseitigkeit findet an anderen ihre Ergänzung. Die Gemeinschaft wird das „Band" (der συνδεσμός), das ihn mit dem Sinn der Welt verkettet. Schon hier also findet das schöne organische Wachstum aus dem natürlichen Lebensgesetz heraus seine Grenze

an Überwindungen. In immer neuen Geburten gelangt der entsagende Mensch durch sie zu höheren Wesensstufen. Und wenn es eine Schönheit gibt – das bekennt Goethe seit der „Pandora" und den „Wanderjahren" immer deutlicher –, dann ist es die Schönheit, die sich auf dieser Realistik, diesem Wahrheitssinn, dieser Arbeit am Begrenzten aufbaut: „Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen." Aber das Schöne ist auch dann nicht das letzte, sondern die Läuterung durch das unermüdliche Streben; und alle Läuterung ist Weg zur Erlösung.

Dieser dritte, höchste Weg wäre nicht Goethes Sehnsucht geworden, wenn das Erlebnis der Schuld in ihm nicht so stark gewesen wäre. Wir kennen dies von den erlebten Wurzeln der Gretchentragödie bis zur Helenatragödie und dem Frevel an der Hütte der friedlichen Greise. Es ist kein Sündengefühl von der spezifisch-christlichen Färbung, weil Goethe den spezifisch-christlichen Sündenstolz und die wesensmäßige Sündhaftigkeit des Menschen von sich wies. Gerade die Selbstverständlichkeit, mit der die Theologen davon redeten, widersprach der Tiefe seiner Erfahrungen. Sie enthielten mehr als die Überzeugung von dem unvermeidlichen Irren, das im Streben des Menschen liegt, oder von dem Fluch der Endlichkeit im Leibnizischen Sinne. Sie enthielten die Erschütterung durch persönliche Schuld mit ihrem ganzen letzten Ernst. Die himmlischen Mächte sind nicht ohne Anteil daran: „Ihr laßt den Armen schuldig werden." Selbst Ottilie, die zu kindlich reiner Einheit ihres Wesens bestimmt scheint, entgeht diesem inneren Schicksal nicht. Der Mensch zerbricht daran. Hier ist zunächst keine Kontinuität; sondern hier liegt der Abgrund und die Verzweiflung, von denen Goethe geschwiegen hat oder doch nur in der Verhüllung der tiefsten Ergriffenheit gesprochen hat. Gibt es für diesen Bruch keine Heilung? Gibt es hierfür keine Lösung? – Schon in der Iphigenie klingt die Antwort an. Sie liegt nicht ursprünglich in der Erfahrung des männlichen Daseinsweges für sich. Verborgen und verschlungen in die Phasen der männlichen Tragödie „Faust"

finden sich nicht zu Ende gedichtete Spuren des weiblichen Weges: es gibt Stufen der Liebe, wie es Stufen des Strebens gibt. Und wenn im Streben Überwindung auf Überwindung folgt, so ist die Liebe die Überwinderin selbst. Auch sie steigt in Stufen von der schlichten, irrenden, nicht schuldfreien Frauenliebe bis zu der, die im Gleichnis der Himmelskönigin gemeint ist: der Liebe, die das ganze Weltgefüge erlösend trägt und zusammenhält. Alles männliche Streben ringt dieser ewigen Liebe ahnungsvoll entgegen. In der weiblichen Natur aber hat sie sich am tiefsten der leidenden Erde zugeneigt, schenkend und heilend aus der letzten Fülle des Leidens heraus. In sie eingehüllt, walten rings um den Menschen schon hier erlösende Kräfte. Der letzte Schritt also ist nicht mehr Tätigkeit, sondern Werk der entgegenkommenden Gnade:

„Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen."

Die stets unvollendeten Kreise menschlichen Daseins runden sich in dieser Erlösung, die sich in unzähligen Stufen der Läuterung an der immer werdenden Entelechie vollzieht. Das ist das letzte Wort Goetheschen Daseinsverständnisses: die Welt ist von der Liebe umfangen. Vielleicht ist auch sie noch ein Gleichnis; aber kein anderes trägt darüber hinaus:

„Das Unzulängliche,
Hier wirds Ereignis."

Deshalb ist das Kreuz mit Rosen umwunden ...

„Ein Leben mit Goethe führen" heißt, diesen Wegen ahnend folgen. Jeder Stufe, die wir durch Überwindungen in uns selbst erringen, gibt er eine neue Antwort. Er gibt sie im Gewand der Dichtung; aber geboren ist diese Dichtung aus dem „heiligen Ernst", den auch wir ins Leben mit hinausnehmen sollen. Und was ist dieses Leben? Ist es die Welt der Flugzeuge und Automobile, der Maschinen und der Wirtschaftskämpfe? Oder ist es die

Welt der ewigen menschlichen Geschicke, die bei aller Wandelbarkeit des Daseinsstoffes aus den Tiefen der gottentstammten Seele emportauchen? Von ihnen haben Homer und Sophokles, Dante und Shakespeare gekündet. Ihre Sprache altert nicht, wie die Goethes nicht altern wird. Wohl aber richtet sich an uns die Frage, ob wir uns noch so hoch erheben können, um diese Wahrheiten auch nur zu verstehen, geschweige denn zu leben? Man verweist auf jenen modernen Menschentypus, der unter so schweren realen Bindungen steht, daß ihm ein solches „aus der Muße geborenes" Ideal nicht mehr erreichbar ist und also nichts bedeuten kann.

Es ist eine seltsame Verkehrung, wenn man verlangt, daß sich die Ideale nach unsern äußeren Lebensbedingungen richten sollen, statt zu bekennen, daß es der Sinn der Idee sei, Kraft zu geben, um den Widerstand der Welt zu überwinden. Der Mensch mag heute noch so sehr in Fesseln liegen: er würde sie gar nicht als Fesseln empfinden, wenn ihm nicht diese Ahnung eines höheren, reineren Daseins geblieben wäre. Hätten jene Ideale ihre Wurzeln abseits vom ewigen Kern des Menschen, von der Welt des Strebens und der Arbeit, der Sehnsucht und der Liebe, so wäre es erlaubt, sie als weltfern zu verleugnen. Es ist wahr, daß es dem Menschen von heut schwerer wird, die Tiefe in sich aufzugraben, deren Nacht so hohe Sterne erleuchten. Von uns würde vielleicht niemand die Kraft haben, sie zu entdecken. Das aber ist das Recht der Seher in der Menschheit, daß sie uns das Leben besser und reicher deuten, als wir es vermöchten. Wer da meint, er müsse sich historisch einstellen, um solche Gesichte zu verstehen, bewegt sich auf einer falschen Ebene, eben deshalb, weil er sich nur in der Ebene des fließenden Daseins zu bewegen bereit ist. „In die Tiefe mußt du steigen, soll sich dir das Wesen zeigen." Man muß den Weg zu den Müttern hinabgehen und wiederum zu den Höhen emporsteigen, von denen aus die ewige Liebe das Weltgefüge trägt. Dem Dichter dieser Höhen und Tiefen antwortet nur, was in uns aus gleichen letzten Wesensschichten klingt:

„Sofort nun wende dich nach innen,
Das Zentrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen;
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.“

PROOEMION

Im Namen dessen, der sich selbst erschuf!
Von Ewigkeit in schaffendem Beruf;
In seinem Namen, der den Glauben schafft,
Vertrauen, Liebe, Tätigkeit und Kraft;
In jenes Namen, der, so oft genannt,
Dem Wesen nach blieb immer unbekannt:

Soweit das Ohr, soweit das Auge reicht,
Du findest nur Bekanntes, das ihm gleicht,
Und deines Geistes höchster Feuerflug
Hat schon am Gleichnis, hat am Bild genug;
Es zieht dich an, es reißt dich heiter fort,
Und wo du wandelst, schmückt sich Weg und Ort;
Du zählst nicht mehr, berechnest keine Zeit,
Und jeder Schritt ist Unermeßlichkeit.

SHAKESPEARE, VERGLICHEN MIT DEN ALTEN UND NEUSTEN

Das Interesse, welches Shakespeares großen Geist belebt, liegt innerhalb der Welt: denn wenn auch Wahrsagung und Wahnsinn, Träume, Ahnungen, Wunderzeichen, Feen und Gnomen, Gespenster, Unholde und Zauberer ein magisches Element bilden, das zur rechten Zeit seine Dichtungen durchschwebt, so sind doch jene

Truggestalten keineswegs Hauptingredienzien seiner Werke, sondern die Wahrheit und Tüchtigkeit seines Lebens ist die große Base, worauf sie ruhen; deshalb uns alles, was sich von ihm herschreibt, so echt und kernhaft erscheint. Man hat daher schon eingesehen, daß er nicht sowohl zu den Dichtern der neuern Welt, welche man die romantischen genannt hat, sondern vielmehr zu jenen der naiven Gattung gehöre, da sein Wert eigentlich auf der Gegenwart ruht und er kaum von der zartesten Seite, ja nur mit der äußersten Spitze an die Sehnsucht grenzt.

Desohngeachtet aber ist er, näher betrachtet, ein entschieden moderner Dichter, von den Alten durch eine ungeheure Kluft getennt, nicht etwa der äußeren Form nach, welche hier ganz zu beseitigen ist, sondern dem innersten tiefsten Sinne nach.

Zuvörderst aber verwahre ich mich und sage, daß keineswegs meine Absicht sei, nachfolgende Terminologie als erschöpfend und abschließend zu gebrauchen; vielmehr soll es nur ein Versuch sein, zu andern uns schon bekannten Gegensätzen nicht sowohl einen neuen hinzuzufügen, als, daß er schon in jenen enthalten sei, anzudeuten. Diese Gegensätze sind: Antik–Modern, Naiv–Sentimental, Heidnisch–Christlich, Heldenhaft–Romantisch, Real–Ideal, Notwendigkeit–Freiheit, Sollen–Wollen.

Die größten Qualen, sowie die meisten, welchen der Mensch ausgesetzt sein kann, entspringen aus den einem jeden inwohnenden Mißverhältnissen zwischen Sollen und Wollen, sodann aber zwischen Sollen und Vollbringen, Wollen und Vollbringen; und diese sind es, die ihn auf seinem Lebensgange so oft in Verlegenheit setzen. Die geringste Verlegenheit, die aus einem leichten Irrtum, der unerwartet und schadlos gelöst werden kann, entspringt, gibt die Anlage zu lächerlichen Situationen. Die höchste Verlegenheit hingegen, unauflöslich oder unaufgelöst, bringt uns die tragischen Momente dar.

Vorherrschend in den alten Dichtungen ist das Unverhältnis zwischen Sollen und Vollbringen, in den neuern zwischen Wollen und Vollbringen. Man nehme diesen durchgreifenden Unterschied

unter die übrigen Gegensätze einstweilen auf und versuche, ob sich damit etwas leisten lasse. Vorherrschend, sagte ich, sind in beiden Epochen bald diese, bald jene Seite; weil aber Sollen und Wollen im Menschen nicht radikal getrennt werden kann, so müssen überall beide Ansichten zugleich, wenn schon die eine vorwaltend und die andre untergeordnet, gefunden werden. Das Sollen wird dem Menschen auferlegt, das Muß ist eine harte Nuß; das Wollen legt der Mensch sich selbst auf, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ein beharrendes Sollen ist lästig, Unvermögen des Vollbringens fürchterlich, ein beharrliches Wollen erfreulich, und bei einem festen Willen kann man sich sogar über das Unvermögen des Vollbringens getröstet sehen. Betrachte man als eine Art Dichtung die Kartenspiele; auch diese bestehen aus jenen beiden Elementen. Die Form des Spiels, verbunden mit dem Zufalle, vertritt hier die Stelle des Sollens, gerade wie es die Alten unter der Form des Schicksals kannten; das Wollen, verbunden mit der Fähigkeit des Spielers, wirkt ihm entgegen. In diesem Sinn möchte ich das Whistspiel antik nennen. Die Form dieses Spiels beschränkt der Zufall, ja das Wollen selbst. Ich muß bei gegebenen Mit- und Gegenspielern mit den Karten, die mir in die Hand kommen, eine lange Reihe von Zufällen lenken, ohne ihnen ausweichen zu können. Beim L'hombre und ähnlichen Spielen findet das Gegenteil statt. Hier sind meinem Wollen und Wagen gar viele Türen gelassen: ich kann die Karten, die mir zufallen, verleugnen, in verschiedenem Sinne gelten lassen, halb oder ganz verwerfen, vom Glück Hülfe rufen, ja durch ein umgekehrtes Verfahren aus den schlechtesten Blättern den größten Vorteil ziehen; und so gleichen diese Art Spiele vollkommen der modernen Denk- und Dichtart.

Die alte Tragödie beruht auf einem unausweichlichen Sollen, das durch ein entgegenwirkendes Wollen nur geschärft und beschleunigt wird. Hier ist der Sitz alles Furchtbaren der Orakel, die Region, in welcher Ödipus über alle thront. Zarter erscheint uns das Sollen als Pflicht in der Antigone, und in wie viele

Formen verwandelt tritt es nicht auf! Aber alles Sollen ist despotisch. Es gehöre der Vernunft an, wie das Sitten- und Stadtgesetz; oder der Natur, wie die Gesetze des Werdens, Wachsens und Vergehens, des Lebens und Todes. Vor allem diesem schaudern wir, ohne zu bedenken, daß das Wohl des Ganzen dadurch bezielt sei. Das Wollen hingegen ist frei, scheint frei und begünstigt den einzelnen. Daher ist das Wollen schmeichlerisch und mußte sich der Menschen bemächtigen, sobald sie es kennen lernten. Es ist der Gott der neuen Zeit; ihm hingegeben, fürchten wir uns vor dem Entgegengesetzten, und hier liegt der Grund, warum unsre Kunst sowie unsre Sinnesart von der antiken ewig getrennt bleibt. Durch das Sollen wird die Tragödie groß und stark, durch das Wollen schwach und klein. Auf dem letzten Wege ist das sogenannte Drama entstanden, indem man das ungeheure Sollen durch ein Wollen auflöste; aber eben weil dieses unsrer Schwachheit zu Hülfe kommt, so fühlen wir uns gerührt, wenn wir nach peinlicher Erwartung zuletzt noch kümmerlich getröstet werden.

Wende ich mich nun nach diesen Vorbetrachtungen zu Shakespeare, so muß der Wunsch entspringen, daß meine Leser selbst Vergleichung und Anwendung übernehmen möchten. Hier tritt Shakespeare einzig hervor, indem er das Alte und Neue auf eine überschwengliche Weise verbindet. Wollen und Sollen suchen sich durchaus in seinen Stücken ins Gleichgewicht zu setzen; beide bekämpfen sich mit Gewalt, doch immer so, daß das Wollen im Nachteile bleibt.

Niemand hat vielleicht herrlicher als er die erste große Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Charakter dargestellt. Die Person, von der Seite des Charakters betrachtet, soll; sie ist beschränkt, zu einem Besondern bestimmt; als Mensch aber will sie. Sie ist unbegrenzt und fordert das Allgemeine. Hier entspringt schon ein innerer Konflikt, und diesen läßt Shakespeare vor allen andern hervortreten. Nun aber kommt ein äußerer hinzu, und der erhitzt sich öfters dadurch, daß ein unzulängliches Wollen

durch Veranlassungen zum unerläßlichen Sollen erhöht wird. Diese Maxime habe ich früher an Hamlet nachgewiesen; sie wiederholt sich aber bei Shakespeare: denn wie Hamlet durch den Geist, so kommt Macbeth durch Hexen, Hekate und die Überhexe, sein Weib, Brutus durch die Freunde in eine Klemme, der sie nicht gewachsen sind; ja sogar im Coriolan läßt sich das Ähnliche finden; genug, ein Wollen, das über die Kräfte eines Individuums hinausgeht, ist modern. Daß es aber Shakespeare nicht von innen entspringen, sondern durch äußere Veranlassung aufregen läßt, dadurch wird es zu einer Art von Sollen und nähert sich dem Antiken. Denn alle Helden des dichterischen Altertums wollen nur das, was Menschen möglich ist, und daher entspringt das schöne Gleichgewicht zwischen Wollen, Sollen und Vollbringen; doch steht ihr Sollen immer zu schroff da, als daß es uns, wenn wir es auch bewundern, anmuten könnte. Eine Notwendigkeit, die mehr oder weniger oder völlig alle Freiheit ausschließt, verträgt sich nicht mehr mit unsern Gesinnungen; diesen hat jedoch Shakespeare auf seinem Wege sich genähert: denn indem er das Notwendige sittlich macht, so verknüpft er die alte und neue Welt zu unserm freudigen Erstaunen. Ließe sich etwas von ihm lernen, so wäre hier der Punkt, den wir in seiner Schule studieren müßten. Anstatt unsre Romantik, die nicht zu schelten noch zu verwerfen sein mag, über die Gebühr ausschließlich zu erheben und ihr einseitig nachzuhängen, wodurch ihre starke, derbe, tüchtige Seite verkannt und verderbt wird, sollten wir suchen, jenen großen, unvereinbar scheinenden Gegensatz um so mehr in uns zu vereinigen, als ein großer und einziger Meister, den wir so höchlich schätzen und oft, ohne zu wissen warum, über alles präkonisieren, das Wunder wirklich schon geleistet hat. Freilich hatte er den Vorteil, daß er zur rechten Erntezeit kam, daß er in einem lebensreichen, protestantischen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeitlang schwieg, so daß einem wahren Naturfrommen wie Shakespeare die Freiheit blieb, sein reines Innere, ohne Bezug auf irgendeine bestimmte Religion, religios zu entwickeln.

PARIA

Des Paria Gebet

Großer Brahma, Herr der Mächte!
Alles ist von deinem Samen
Und so bist du der Gerechte!
Hast du denn allein die Brahmen,
Nur die Rajahs und die Reichen,
Hast du sie allein geschaffen?
Oder bist auch du's, der Affen
Werden ließ und unseresgleichen?

Edel sind wir nicht zu nennen:
Denn das Schlechte, das gehört uns,
Und was andre tödlich kennen,
Das alleine, das vermehrt uns.
Mag dies für die Menschen gelten,
Mögen sie uns doch verachten;
Aber du, du sollst uns achten,
Denn du könntest alle schelten.

Also, Herr, nach diesem Flehen,
Segne mich zu deinem Kinde;
Oder eines laß entstehen,
Das auch mich mit dir verbinde!
Denn du hast den Bajaderen
Eine Göttin selbst erhoben;
Auch wir andern, dich zu loben,
Wollen solch ein Wunder hören.

Legende

Wasser holen geht die reine,
Schöne Frau des hohen Brahmen,
Des verehrten, fehlerlosen,

Ernstester Gerechtigkeit.
Täglich von dem heiligen Flusse
Holt sie köstlichstes Erquicken –
Aber wo ist Krug und Eimer?
Sie bedarf derselben nicht.
Seligem Herzen, frommen Händen
Ballt sich die bewegte Welle
Herrlich zu kristallner Kugel;
Diese trägt sie, frohen Busens,
Reiner Sitte, holden Wandelns,
Vor den Gatten in das Haus.

Heute kommt die morgendliche
Im Gebet zu Ganges' Fluten,
Beugt sich zu der klaren Fläche –
Plötzlich überraschend spiegelt,
Aus des höchsten Himmels Breiten
Über ihr vorübereilend,
Allerlieblichste Gestalt
Hehren Jünglings, den des Gottes
Uranfänglich schönes Denken
Aus dem ewgen Busen schuf.
Solchen schauend, fühlt ergriffen
Von verwirrenden Gefühlen
Sie das innere tiefste Leben,
Will verharren in dem Anschaun,
Weist es weg, da kehrt es wieder,
Und verworren strebt sie flutwärts,
Mit unsichrer Hand zu schöpfen;
Aber ach! sie schöpft nicht mehr!
Denn des Wassers heilige Welle
Scheint zu fliehn, sich zu entfernen
Sie erblickt nur hohler Wirbel
Grause Tiefen unter sich.

Arme sinken, Tritte straucheln,
Ists denn auch der Pfad nach Hause?
Soll sie zaudern? soll sie fliehen?
Will sie denken, wo Gedanke,
Rat und Hilfe gleich versagt? –
Und so tritt sie vor den Gatten;
Er erblickt sie, Blick ist Urteil,
Hohen Sinns ergreift das Schwert er,
Schleppt sie zu dem Totenhügel,
Wo Verbrecher büßend bluten.
Wüßte sie zu widerstreben?
Wüßte sie sich zu entschuldgen,
Schuldig, keiner Schuld bewußt?

Und er kehrt mit blutigem Schwerte
Sinnend zu der stillen Wohnung;
Da entgegnet ihm der Sohn.
„Wessen Blut ists? Vater! Vater!" –
Der Verbrecherin! – „Mitnichten!
Denn es starret nicht am Schwerte
Wie verbrecherische Tropfen,
Fließt wie aus der Wunde frisch.
Mutter, Mutter! tritt heraus her!
Ungerecht war nie der Vater,
Sage, was er jetzt verübt." –
Schweige! Schweige! 's ist das ihre! –
„Wessen ist es?" – Schweige! Schweige!
„Wäre meiner Mutter Blut!!!
Was geschehen? was verschuldet?
Her das Schwert! ergriffen hab ichs;
Deine Gattin magst du töten,
Aber meine Mutter nicht!
In die Flammen folgt die Gattin
Ihrem einzig Angetrauten,

Seiner einzig teuren Mutter
In das Schwert der treue Sohn."

Halt, o halte! rief der Vater,
Noch ist Raum, enteil, enteile!
Füge Haupt dem Rumpfe wieder,
Du berühreſt mit dem Schwerte,
Und lebendig folgt sie dir.

Eilend, atemlos erblickt er
Staunend zweier Frauen Körper
Überkreuzt, und so die Häupter –
Welch Entsetzen! welche Wahl!
Dann der Mutter Haupt erfaßt er,
Küßt es nicht, das tot erblaßte;
Auf des nächsten Rumpfes Lücke
Setzt ers eilig, mit dem Schwerte
Segnet er das fromme Werk.

Aufersteht ein Riesenbildnis. –
Von der Mutter teuren Lippen,
Göttlich-unverändert-süßen,
Tönt das grausenvolle Wort:
Sohn, o Sohn! welch Übereilen!
Deiner Mutter Leichnam dorten,
Neben ihm das freche Haupt
Der Verbrecherin, des Opfers
Waltender Gerechtigkeit!
Mich nun hast du ihrem Körper
Eingeimpft auf ewige Tage:
Weisen Wollens, wilden Handelns
Werd ich unter Göttern sein;
Ja, des Himmelsknaben Bildnis
Webt so schön vor Stirn und Auge –
Senkt sichs in das Herz herunter,

Regt es tolle Wutbegier.
Immer wird es wiederkehren,
Immer steigen, immer sinken,
Sich verdüstern, sich verklären,
So hat Brahma dies gewollt.
Er gebot ja buntem Fittich,
Klarem Antlitz, schlanken Gliedern
Göttlich-einzigem Erscheinen
Mich zu prüfen, zu verführen;
Denn von oben kommt Verführung,
Wenns den Göttern so beliebt.
Und so soll ich, die Brahmane,
Mit dem Haupt im Himmel weilend,
Fühlen, Paria, dieser Erde
Niederziehende Gewalt.

Sohn, ich sende dich dem Vater!
Tröste! – Nicht ein traurig Büßen,
Stumpfes Harren, stolz Verdienen
Halt euch in der Wildnis fest;
Wandert aus durch alle Welten,
Wandelt hin durch alle Zeiten
Und verkündet auch Geringstem:
Daß ihn Brahma droben hört!
Ihm ist keiner der Geringste –
Wer sich mit gelähmten Gliedern,
Sich mit wild zerstörtem Geiste,
Düster, ohne Hilf und Rettung,
Sei er Brahma, sei er Paria,
Mit dem Blick nach oben kehrt,
Wirds empfinden, wirds erfahren:
Dort erglühen tausend Augen,
Ruhend lauschen tausend Ohren,
Denen nichts verborgen bleibt.

Heb ich mich zu seinem Throne,
Schaut er mich, die Grausenhafte,
Die er gräßlich umgeschaffen,
Muß er ewig mich bejammern,
Euch zugute komme das.
Und ich werd ihn freundlich mahnen,
Und ich werd ihm wütend sagen,
Wie es mir der Sinn gebietet,
Wie es mir im Busen schwellet.
Was ich denke, was ich fühle –
Ein Geheimnis bleibe das.

Dank des Paria

Großer Brahma! nun erkenn ich,
Daß du Schöpfer bist der Welten!
Dich als meinen Herrscher nenn ich,
Denn du lässest alle gelten.

Und verschließest auch dem Letzten
Keines von den tausend Ohren;
Uns, die tief Herabgesetzten,
Alle hast du neu geboren.

Wendet euch zu dieser Frauen,
Die der Schmerz zur Göttin wandelt!
Nun beharr ich, anzuschauen
Den, der einzig wirkt und handelt.

BESUCH BEI PLESSING

Zu manchem andern, brieflichen und persönlichen Zudrang erhielt ich in der Hälfte des Jahrs 1776, von Wernigerode datiert, Plessing unterzeichnet, ein Schreiben, vielmehr ein Heft, fast das Wunderbarste, was mir in jener selbstquälerischen Art vor Augen gekommen: man erkannte daran einen jungen, durch Schulen und

Universität gebildeten Mann, dem nun aber sein sämtlich Gelerntes zu eigener innerer, sittlicher Beruhigung nicht gedeihen wollte. Eine geübte Handschrift war gut zu lesen, der Stil gewandt und fließend, und ob man gleich eine Bestimmung zum Kanzelredner darin entdeckte, so war doch alles frisch und brav aus dem Herzen geschrieben, daß man ihm einen gegenseitigen Anteil nicht versagen konnte. Wollte nun aber dieser Anteil lebhaft werden, suchte man sich die Zustände des Leidenden näher zu entwickeln, so glaubte man statt des Duldens Eigensinn, statt des Ertragens Hartnäckigkeit und statt eines sehnsüchtigen Verlangens abstoßendes Wegweisen zu bemerken. Da ward mir denn, nach jenem Zeitsinn, der Wunsch lebhaft rege, diesen jungen Mann von Angesicht zu sehen; ihn aber zu mir zu bescheiden, hielt ich nicht für rätlich. Ich hatte mir, unter bekannten Umständen, schon eine Zahl von jungen Männern aufgebürdet, die, anstatt mit mir auf meinem Wege einer reineren, höheren Bildung entgegenzugehen, auf dem ihrigen verharrend, sich nicht besser befanden und mich in meinen Fortschritten hinderten.

Ich ließ die Sache indessen hängen, von der Zeit irgendeine Vermittelung erwartend. Da erhielt ich einen zweiten, kürzern, aber auch lebhafteren, heftigern Brief, worin der Schreiber auf Antwort und Erklärung drang und, sie ihm nicht zu versagen, mich feierlichst beschwor.

Aber auch dieser wiederholte Sturm brachte mich nicht aus der Fassung; die zweiten Blätter gingen mir so wenig als die ersten zu Herzen, aber die herrische Gewohnheit, jungen Männern meines Alters in Herzens- und Geistesnöten beizustehen, ließ mich sein doch nicht ganz vergessen.

Die um einen trefflichen jungen Fürsten versammelte weimarische Gesellschaft trennte sich nicht leicht, ihre Beschäftigungen und Unternehmungen, Scherze, Freuden und Leiden waren gemeinsam. Da ward nun zu Ende Novembers eine Jagdpartie auf wilde Schweine, notgedrungen auf das häufige Klagen des Landvolks, im Eisenachischen unternommen, der ich, als damaliger Gast, auch

beizuwohnen hatte; ich erbat mir jedoch die Erlaubnis, nach einem kleinen Umweg mich anschließen zu dürfen.

Nun hatte ich einen wundersamen geheimen Reiseplan. Ich mußte nämlich, nicht nur etwa von Geschäftsleuten, sondern auch von vielen am Ganzen teilnehmenden Weimarern öfter den lebhaften Wunsch hören, es möge doch das Ilmenauer Bergwerk wieder aufgenommen werden. Nun ward von mir, der ich nur die allgemeinsten Begriffe vom Bergbau allenfalls besaß, zwar weder Gutachten noch Meinung, doch Anteil verlangt, aber diesen konnt ich an irgendeinem Gegenstand nur durch unmittelbares Anschauen gewinnen. Ich dachte mir unerläßlich, vor allen Dingen das Bergwesen in seinem ganzen Komplex, und wär es auch nur flüchtig, mit Augen zu sehen und mit dem Geiste zu fassen; denn alsdann nur konnt ich hoffen, in das Positive weiter einzudringen und mich mit dem Historischen zu befreunden. Deshalb hatt ich mir längst eine Reise auf den Harz gedacht, und gerade jetzt, da ohnehin diese Jahreszeit in Jagdlust unter freiem Himmel zugebracht werden sollte, fühlte ich mich dahin getrieben. Alles Winterwesen hatte überdies in jener Zeit für mich große Reize, und was die Bergwerke betraf, so war ja in ihren Tiefen weder Winter noch Sommer merkbar; wobei ich zugleich gern bekenne, daß die Absicht, meinen wunderlichen Korrespondenten persönlich zu sehen und zu prüfen, wohl die Hälfte des Gewichtes meinem Entschluß hinzufügte.

Indem sich nun die Jagdlustigen nach einer andern Seite hin begaben, ritt ich ganz allein dem Ettersberge zu und begann jene Ode, die unter dem Titel „Harzreise im Winter" so lange als Rätsel unter meinen kleineren Gedichten Platz gefunden. Im düstern und von Norden her sich heranwälzenden Schneegewölk schwebte hoch ein Geier über mir. Die Nacht verblieb ich in Sondershausen und gelangte des andern Tags so bald nach Nordhausen, daß ich gleich nach Tische weiter zu gehen beschloß, aber mit Boten und Laterne nach mancherlei Gefährlichkeiten erst spät in Ilfeld ankam.

Ein ansehnlicher Gasthof war glänzend erleuchtet, es schien ein besonderes Fest darin gefeiert zu werden. Erst wollte der Wirt mich gar nicht aufnehmen: die Kommissarien der höchsten Höfe, hieß es, seien schon lange hier beschäftigt, wichtige Einrichtungen zu treffen und verschiedene Interessen zu vereinbaren, und da dies nun glücklich vollendet sei, gäben sie heute abend einen allgemeinen Schmaus. Auf dringende Vorstellung jedoch und einige Winke des Boten, daß man mit mir nicht übel fahre, erbot sich der Mann, mir den Bretterverschlag in der Wirtsstube, seinen eigentlichen Wohnsitz, und zugleich sein weiß zu überziehendes Ehebett einzuräumen. Er führte mich durch das weite, hellerleuchtete Wirtszimmer, da ich mir denn im Vorbeigehen die sämtlichen munteren Gäste flüchtig beschaute.

Doch sie sämtlich zu meiner Unterhaltung näher zu betrachten, gab mir in den Brettern des Verschlags eine Astlücke die beste Gelegenheit, die, seine Gäste zu belauschen, dem Wirte selbst oft dienen mochte. Ich sah die lange und wohlerleuchtete Tafel von unten hinauf, ich überschaute sie, wie man oft die Hochzeit von Kana gemalt sieht; nun musterte ich bequem von oben bis herab also: Vorsitzende, Räte, andere Teilnehmende und dann immer so weiter, Sekretarien, Schreiber und Gehülfen. Ein glücklich geendigtes beschwerliches Geschäft schien eine Gleichheit aller tätig Teilnehmenden zu bewirken, man schwatzte mit Freiheit, trank Gesundheiten, wechselte Scherz um Scherz, wobei einige Gäste bezeichnet schienen, Witz und Spaß an ihnen zu üben; genug, es war ein fröhliches, bedeutendes Mahl, das ich bei dem hellsten Kerzenscheine in seinen Eigentümlichkeiten ruhig beobachten konnte, eben als wenn der hinkende Teufel mir zur Seite stehe und einen ganz fremden Zustand unmittelbar zu beschauen und zu erkennen mich begünstigte. Und wie dies mir nach der düstersten Nachtreise in den Harz hinein ergötzlich gewesen, werden die Freunde solcher Abenteuer beurteilen. Manchmal schien es mir ganz gespensterhaft, als säh ich in einer Berghöhle wohlgemute Geister sich erlustigen.

Nach einer wohldurchschlafenen Nacht eilte ich frühe, von einem Boten abermals geleitet, der Baumannshöhle zu; ich durchkroch sie und betrachtete mir das fortwirkende Naturereignis ganz genau. Schwarze Marmormassen, aufgelöst, zu weißen kristallinischen Säulen und Flächen wiederhergestellt, deuteten mir auf das fortwebende Leben der Natur. Freilich verschwanden vor dem ruhigen Blick alle die Wunderbilder, die sich eine düster wirkende Einbildungskraft so gern aus formlosen Gestalten erschaffen mag; dafür blieb aber auch das eigne wahre desto reiner zurück, und ich fühlte mich dadurch gar schön bereichert.

Wieder ans Tageslicht gelangt, schrieb ich die notwendigsten Bemerkungen, zugleich aber auch mit ganz frischem Sinn die ersten Strophen des Gedichts, das unter dem Titel „Harzreise im Winter" die Aufmerksamkeit mancher Freunde bis auf die letzten Zeiten erregt hat; davon mögen denn die Strophen, welche sich auf den nun bald zu erblickenden wunderlichen Mann beziehen, hier Platz finden, weil sie mehr als viele Worte den damaligen liebevollen Zustand meines Innern auszusprechen geeignet sind.

Aber abseits, wer ists?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Öde verschlingt ihn.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eigenen Wert
In ungenügender Selbstsucht.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste!

Im Gasthof zu Wernigerode angekommen, ließ ich mich mit dem Kellner in ein Gespräch ein; ich fand ihn als einen sinnigen Menschen, der seine städtischen Mitgenossen ziemlich zu kennen schien. Ich sagt ihm darauf, es sei meine Art, wenn ich an einen fremden Ort ohne besondere Empfehlung anlangte, mich nach jüngern Personen zu erkundigen, die sich durch Wissenschaft und Gelehrsamkeit auszeichneten; er möge mir daher jemanden der Art nennen, damit ich einen angenehmen Abend zubrächte. Darauf erwiderte ohne weiteres Bedenken der Kellner, es werde mir gewiß mit der Gesellschaft des Herrn Plessing gedient sein, dem Sohne des Superintendenten; als Knabe sei er schon in Schulen ausgezeichnet worden und habe noch immer den Ruf eines fleißigen guten Kopfs, nur wolle man seine finstere Laune tadeln und nicht gut finden, daß er mit unfreundlichem Betragen sich aus der Gesellschaft ausschließe. Gegen Fremde sei er zuvorkommend, wie Beispiele bekannt wären; wollte ich angemeldet sein, so könnte es sogleich geschehen.

Der Kellner brachte mir bald eine bejahende Antwort und führte mich hin. Es war schon Abend geworden, als ich in ein großes Zimmer des Erdgeschosses, wie man es in geistlichen Häusern antrifft, hineintrat und den jungen Mann in der Dämmerung noch ziemlich deutlich erblickte. Allein an einigen Symptomen konnt ich bemerken, daß die Eltern eilig das Zimmer verlassen hatten, um dem unvermuteten Gaste Platz zu machen.

Das hereingebrachte Licht ließ mich den jungen Mann nunmehr ganz deutlich erkennen: er glich seinem Briefe völlig, und so wie

jenes Schreiben erregte er Interesse, ohne Anziehungskraft auszuüben.
Um ein näheres Gespräch einzuleiten, erklärt ich mich für einen Zeichenkünstler von Gotha, der wegen Familien-Angelegenheiten in dieser unfreundlichen Jahrszeit Schwester und Schwager in Braunschweig zu besuchen habe.
Mit Lebhaftigkeit fiel er mir beinahe ins Wort und rief aus: „Da Sie so nahe an Weimar wohnen, so werden Sie doch auch diesen Ort, der sich so berühmt macht, öfters besucht haben!“ Dieses bejaht ich ganz einfach und fing an, von Rat Kraus, von der Zeichenschule, von Legationsrat Bertuch und dessen unermüdeter Tätigkeit zu sprechen; ich vergaß weder Musäus noch Jagemann, Kapellmeister Wolf und einige Frauen und bezeichnete den Kreis, den diese wackern Personen abschlossen und jeden Fremden willig und freundlich unter sich aufnahmen.
Endlich fuhr er etwas ungeduldig heraus: „Warum nennen Sie denn Goethe nicht?“ Ich erwiderte, daß ich diesen auch wohl in gedachtem Kreise als willkommenen Gast gesehen und von ihm selbst persönlich als fremder Künstler wohl aufgenommen und gefördert worden, ohne daß ich weiter viel von ihm zu sagen wisse, da er teils allein, teils in andern Verhältnissen lebe.
Der junge Mann, der mit unruhiger Aufmerksamkeit zugehört hatte, verlangte nunmehr, mit einigem Ungestüm, ich solle ihm das seltsame Individuum schildern, das so viel von sich reden mache. Ich trug ihm darauf mit großer Ingenuität eine Schilderung vor, die für mich nicht schwer wurde, da die seltsame Person in der seltsamsten Lage mir gegenwärtig stand, und wäre ihm von der Natur nur etwas mehr Herzenssagazität gegönnt gewesen, so konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß der vor ihm stehende Gast sich selbst schildere.
Er war einigemal im Zimmer auf und ab gegangen, indes die Magd hereintrat, eine Flasche Wein und sehr reinlich bereitetes kaltes Abendbrot auf den Tisch setzte; er schenkte beiden ein, stieß an und schluckte das Glas sehr lebhaft hinunter. Und kaum hatte ich mit

etwas gemäßigteren Zügen das meinige geleert, ergriff er heftig meinen Arm und rief: „O verzeihen Sie meinem wunderlichen Betragen! Sie haben mir aber so viel Vertrauen eingeflößt, daß ich Ihnen alles entdecken muß. Dieser Mann, wie Sie mir ihn beschreiben, hätte mir doch antworten sollen! ich habe ihm einen ausführlichen, herzlichen Brief geschickt, ihm meine Zustände, meine Leiden geschildert, ihn gebeten, sich meiner anzunehmen, mir zu raten, mir zu helfen, und nun sind schon Monate verstrichen, ich vernehme nichts von ihm; wenigstens hätte ich ein ablehnendes Wort auf ein so unbegrenztes Vertrauen wohl verdient."

Ich erwiderte darauf, daß ich ein solches Benehmen weder erklären noch entschuldigen könne; so viel wisse ich aber aus eigener Erfahrung, daß ein gewaltiger, sowohl ideeller als reeller Zudrang diesen sonst wohlgesinnten, wohlwollenden und hülfsfertigen jungen Mann oft außerstand setze, sich zu bewegen, geschweige zu wirken.

„Sind wir zufällig so weit gekommen," sprach er darauf mit einiger Fassung, „den Brief muß ich Ihnen vorlesen, und Sie sollen urteilen, ob er nicht irgendeine Antwort, irgendeine Erwiderung verdiente."

Ich ging im Zimmer auf und ab, die Vorlesung zu erwarten, ihrer Wirkung schon beinahe ganz gewiß, deshalb nicht weiter nachdenkend, um mir selbst in einem so zarten Falle nicht vorzugreifen. Nun saß er gegen mir über und fing an, die Blätter zu lesen, die ich in- und auswendig kannte, und vielleicht war ich niemals mehr von der Behauptung der Physiognomisten überzeugt, ein lebendiges Wesen sei in allem seinen Handeln und Betragen vollkommen übereinstimmend mit sich selbst, und jede in die Wirklichkeit hervorgetretene Monas erzeige sich in vollkommener Einheit ihrer Eigentümlichkeiten. Der Lesende paßte völlig zu dem Gelesenen, und wie dieses früher in der Abwesenheit mich nicht ansprach, so war es nun auch mit der Gegenwart. Man konnte zwar dem jungen Mann eine Achtung nicht versagen, eine Teilnahme, die mich denn auch auf einen so wunderlichen Weg geführt

hatte: denn ein ernstliches Wollen sprach sich aus, ein edler Sinn und Zweck; aber obschon von den zärtlichsten Gefühlen die Rede war, blieb der Vortrag ohne Anmut, und eine ganz eigens beschränkte Selbstigkeit tat sich kräftig hervor. Als er nun geendet hatte, fragte er mit Hast, was ich dazu sage? und ob ein solches Schreiben nicht eine Antwort verdient, ja gefordert hätte?

Indessen war mir der bedauernswürdige Zustand dieses jungen Mannes immer deutlicher geworden; er hatte nämlich von der Außenwelt niemals Kenntnis genommen, dagegen sich durch Lektüre mannigfaltig ausgebildet, alle seine Kraft und Neigung aber nach innen gewendet und sich auf diese Weise, da er in der Tiefe seines Lebens kein produktives Talent fand, so gut als zugrunde gerichtet; wie ihm denn sogar Unterhaltung und Trost, dergleichen uns aus der Beschäftigung mit alten Sprachen so herrlich zu gewinnen offen steht, völlig abzugehen schien.

Da ich an mir und andern schon glücklich erprobt hatte, daß in solchem Fall eine rasche gläubige Wendung gegen die Natur und ihre grenzenlose Mannigfaltigkeit das beste Heilmittel sei, so wagt ich alsobald den Versuch, es auch in diesem Falle anzuwenden und ihm daher nach einigem Bedenken folgendermaßen zu antworten:

„Ich glaube zu begreifen, warum der junge Mann, auf den Sie so viel Vertrauen gesetzt, gegen Sie stumm geblieben: denn seine jetzige Denkweise weicht zu sehr von der Ihrigen ab, als daß er hoffen dürfte, sich mit Ihnen verständigen zu können. Ich habe selbst einigen Unterhaltungen in jenem Kreise beigewohnt und behaupten hören: man werde sich aus einem schmerzlichen, selbstquälerischen, düstern Seelenzustande nur durch Naturbeschauung und herzliche Teilnahme an der äußern Welt retten und befreien. Schon die allgemeinste Bekanntschaft mit der Natur, gleichviel von welcher Seite, ein tätiges Eingreifen, sei es als Gärtner oder Landbebauer, als Jäger oder Bergmann, ziehe uns von uns selbst ab; die Richtung geistiger Kräfte auf wirkliche, wahrhafte Erscheinungen gebe nach und nach das größte Behagen, Klarheit

und Belehrung; wie denn der Künstler, der sich treu an der Natur halte und zugleich sein Inneres auszubilden suche, gewiß am besten fahren werde."

Der junge Freund schien darüber sehr unruhig und ungeduldig, wie man über eine fremde oder verworrene Sprache, deren Sinn wir nicht vernehmen, ärgerlich zu werden anfängt. Ich darauf, ohne sonderliche Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, eigentlich aber um nicht zu verstummen, fuhr zu reden fort. „Mir, als Landschaftsmaler," sagte ich, „mußte dies zuallererst einleuchten, da ja meine Kunst unmittelbar auf die Natur gewiesen ist; doch habe ich seit jener Zeit emsiger und eifriger als bisher nicht etwa nur ausgezeichnete und auffallende Natur-Bilder und -Erscheinungen betrachtet, sondern mich zu allem und jedem liebevoll hingewendet."

Damit ich mich nun aber nicht ins Allgemeine verlöre, erzählte ich, wie mir sogar diese notgedrungene Winterreise, anstatt beschwerlich zu sein, dauernden Genuß gewährt; ich schilderte ihm, mit malerischer Poesie und doch so unmittelbar und natürlich, als ich nur konnte, den Vorschritt meiner Reise, jenen morgendlichen Schneehimmel über den Bergen, die mannigfaltigsten Tageserscheinungen, dann bot ich seiner Einbildungskraft die wunderlichen Turm- und Mauerbefestigungen von Nordhausen, gesehen bei hereinbrechender Abenddämmerung, ferner die nächtlich rauschenden, von des Boten Laterne zwischen Bergschluchten flüchtig erleuchtet blinkenden Gewässer und gelangte sodann zur Baumannshöhle.

Hier aber unterbrach er mich lebhaft und versicherte, der kurze Weg, den er daran gewendet, gereue ihn ganz eigentlich; sie habe keineswegs dem Bilde sich gleichgestellt, das er in seiner Phantasie entworfen. Nach dem Vorhergegangenen konnten mich solche krankhafte Symptome nicht verdrießen: denn wie oft hatte ich erfahren müssen, daß der Mensch den Wert einer klaren Wirklichkeit gegen ein trübes Phantom seiner düstern Einbildungskraft von sich ablehnt. Ebensowenig war ich verwundert, als er auf meine Frage: wie er sich denn die Höhle vorgestellt habe? eine Be-

schreibung machte, wie kaum der kühnste Theatermaler den Vorhof des Plutonischen Reiches darzustellen gewagt hätte.
Ich versuchte hierauf noch einige propädeutische Wendungen, als Versuchsmittel einer zu unternehmenden Kur; ich ward aber mit der Versicherung, es könne und solle ihm nichts in dieser Welt genügen, so entschieden abgewiesen, daß mein Innerstes sich zuschloß und ich mein Gewissen durch den beschwerlichen Weg, im Bewußtsein des besten Willens, völlig befreit und mich gegen ihn von jeder weiteren Pflicht entbunden glaubte.
Es war schon spät geworden, als er mir den zweiten, noch heftigern, mir gleichfalls nicht unbekannten brieflichen Erlaß vorlesen wollte, doch aber meine Entschuldigung wegen allzu großer Müdigkeit gelten ließ, indem er zugleich eine Einladung auf morgen zu Tische im Namen der Seinigen dringend hinzufügte; wogegen ich mir die Erklärung auf morgen ganz in der Frühe vorbehielt. Und so schieden wir friedlich und schicklich. Seine Persönlichkeit ließ einen ganz individuellen Eindruck zurück. Er war von mittlerer Größe, seine Gesichtszüge hatten nichts Anlockendes, aber auch nichts eigentlich Abstoßendes, sein düsteres Wesen erschien nicht unhöflich, er konnte vielmehr für einen wohlerzogenen jungen Mann gelten, der sich in der Stille auf Schulen und Akademieen zu Kanzel und Lehrstuhl vorbereitet hatte.
Heraustretend fand ich den völlig aufgehellten Himmel von Sternen blinken, Straßen und Plätze mit Schnee überdeckt, blieb auf einem schmalen Steg ruhig stehn und beschaute mir die winternächtliche Welt. Zugleich überdacht ich das Abenteuer und fühlte mich fest entschlossen, den jungen Mann nicht wiederzusehen: in Gefolg dessen bestellt ich mein Pferd auf Tagesanbruch, übergab ein anonymes, entschuldigendes Bleistiftblättchen dem Kellner, dem ich zugleich so viel Gutes und Wahres von dem jungen Manne, den er mir bekannt gemacht, zu sagen wußte; welches denn der gewandte Bursche mit eigner Zufriedenheit gewiß wohl benutzt haben mag.
Nun ritt ich an dem Nordosthange des Harzes, im grimmigen,

mich zur Seite bestürmenden Stöberwetter, nachdem ich vorher den Rammelsberg, Messinghütten und die sonstigen Anstalten der Art beschaut und ihre Weise mir eingeprägt hatte, nach Goslar, wovon ich diesmal nicht weiter erzähle, da ich mich künftig mit meinen Lesern darüber umständlich zu unterhalten hoffe.

Ich wüßte nicht, wieviel Zeit vorübergegangen, ohne daß ich etwas weiter von dem jungen Manne gehört hätte, als unerwartet an einem Morgen mir ein Billett ins Gartenhaus bei Weimar zukam, wodurch er sich anmeldete; ich schrieb ihm einige Worte dagegen, er werde mir willkommen sein. Ich erwartete nun einen seltsamen Erkennungsauftritt, allein er blieb, hereintretend, ganz ruhig und sprach: „Ich bin nicht überrascht, Sie hier zu finden; die Handschrift Ihres Billetts rief mir so deutlich jene Züge wieder ins Gedächtnis, die Sie, aus Wernigerode scheidend, mir hinterließen, daß ich keinen Augenblick zweifelte, jenen geheimnisvollen Reisenden abermals hier zu finden."

Schon dieser Eingang war erfreulich, und es eröffnete sich ein trauliches Gespräch, worin er mir seine Lage zu entwickeln trachtete und ich ihm dagegen meine Meinung nicht vorenthielt. Inwiefern sich seine innern Zustände wirklich gebessert hatten, wüßt ich nicht mehr anzugeben, es mußte aber damit nicht so gar schlimm aussehen, denn wir schieden nach mehreren Gesprächen friedlich und freundlich; nur daß ich sein heftiges Begehren nach leidenschaftlicher Freundschaft und innigster Verbindung nicht erwidern konnte.

Noch eine Zeitlang unterhielten wir ein briefliches Verhältnis; ich kam in den Fall, ihm einige reelle Dienste zu leisten, deren er sich denn auch bei gegenwärtiger Zusammenkunft dankbar erinnerte, sowie denn überhaupt das Zurückschauen in jene früheren Tage beiden Teilen einige angenehme Stunden gewährte. Er, nach wie vor immer nur mit sich selbst beschäftigt, hatte viel zu erzählen und mitzuteilen. Ihm war geglückt, im Laufe der Jahre sich den Rang eines geachteten Schriftstellers zu erwerben, indem er die Geschichte älterer Philosophie ernstlich behandelte, besonders derjenigen, die sich zum Geheimnis neigt, woraus er denn die Anfänge

und Urzustände der Menschen abzuleiten trachtete. Seine Bücher, die er mir, wie sie herauskamen, zusendete, hatte ich freilich nicht gelesen; jene Bemühungen lagen zu weit von demjenigen ab, was mich interessierte.

Seine gegenwärtigen Zustände fand ich auch keineswegs behaglich: er hatte Sprach- und Geschichtskenntnisse, die er so lange versäumt und abgelehnt, endlich mit wütender Anstrengung erstürmt und durch dieses geistige Unmaß sein Physisches zerrüttet. Zudem schienen seine ökonomischen Umstände nicht die besten, wenigstens erlaubte sein mäßiges Einkommen ihm nicht, sich sonderlich zu pflegen und zu schonen; auch hatte sich das düstere jugendliche Treiben nicht ganz ausgleichen können: noch immer schien er einem Unerreichbaren nachzustreben, und als die Erinnerung früherer Verhältnisse endlich erschöpft war, so wollte keine eigentlich frohe Mitteilung stattfinden. Meine gegenwärtige Art, zu sein, konnte fast noch entfernter von der seinigen als jemals angesehen werden. Wir schieden jedoch in dem besten Vernehmen, aber auch ihn verließ ich in Furcht und Sorge wegen der drangvollen Zeit.

*

Dämmrung senkte sich von oben,
Schon ist alle Nähe fern;
Doch zuerst emporgehoben
Holden Lichts der Abendstern!
Alles schwankt ins Ungewisse,
Nebel schleichen in die Höh;
Schwarzvertiefte Finsternisse
Widerspiegelnd ruht der See.

Nun im östlichen Bereiche
Ahn ich Mondenglanz und -glut,
Schlanker Weiden Haargezweige
Scherzen auf der nächsten Flut.

Durch bewegter Schatten Spiele
Zittert Lunas Zauberschein,
Und durchs Auge schleicht die Kühle
Sänftigend ins Herz hinein.

AUS DER PANDORA

Epimeleia

Einig, unverrückt, zusammenwandernd
Leuchten ewig sie herab, die Sterne;
Mondlicht überglänzet alle Höhen,
Und im Laube rauschet Windesfächeln,
Und im Fächeln atmet Philomele,
Atmet froh mit ihr der junge Busen,
Aufgeweckt vom holden Frühlingstraume.
Ach! warum, ihr Götter, ist unendlich
Alles, alles, endlich unser Glück nur!

Sternenglanz und Mondes Überschimmer,
Schattentiefe, Wassersturz und Rauschen
Sind unendlich, endlich unser Glück nur.

Lieblich, horch! zur feinen Doppellippe
Hat der Hirte sich ein Blatt geschaffen
Und verbreitet früh schon durch die Auen
Heitern Vorgesang mittägiger Heimchen.
Doch der saitenreichen Leier Töne,
Anders fassen sie das Herz, man horchet,
Und wer draußen wandle schon so frühe?
Und wer draußen singe goldnen Saiten?
Mädchen möcht es wissen, Mädchen öffnet
Leis den Schalter, lauscht am Klaff des Schalters.
Und der Knabe merkt: da regt sich eines!
Wer? das möcht er wissen, lauert, spähet;
So erspähen beide sich einander,

Beide sehen sich in halber Helle.
Und, was man gesehn, genau zu kennen
Und, was man nun kennt, sich zuzueignen,
Sehnt sich gleich das Herz, und Arme strecken,
Arme schließen sich; ein heilger Bund ist,
Jubelt nun das Herz, er ist geschlossen.

Ach! warum, ihr Götter, ist unendlich
Alles, alles, endlich unser Glück nur!
Sternenglanz, ein liebereich Beteuern,
Mondenschimmer, liebevoll Vertrauen,
Schattentiefe, Sehnsucht wahrer Liebe
Sind unendlich, endlich unser Glück nur.

*

Ja, das ist das rechte Gleis,
Daß man nicht weiß,
Was man denkt,
Wenn man denkt;
Alles ist als wie geschenkt.

*

Es gibt bedeutende Zeiten, von denen wir wenig wissen, Zustände, deren Wichtigkeit uns nur durch ihre Folgen deutlich wird. Diejenige Zeit, welche der Same unter der Erde zubringt, gehört vorzüglich mit zum Pflanzenleben.
Es gibt auffallende Zeiten, von denen uns Weniges, aber höchst Merkwürdiges bekannt ist. Hier treten außerordentliche Individuen hervor, es ereignen sich seltsame Begebenheiten. Solche Epochen geben einen entschiedenen Eindruck, sie erregen große Bilder, die uns durch ihr Einfaches anziehen.
Die historischen Zeiten erscheinen uns im vollen Tag. Man sieht vor lauter Licht keinen Schatten, vor lauter Hellung keinen Körper, den Wald nicht vor Bäumen, die Menschheit nicht vor Menschen; aber es sieht aus, als wenn jedermann und allem Recht geschähe, und so ist jedermann zufrieden.

Die Existenz irgendeines Wesens erscheint uns ja nur, insofern wir uns desselben bewußt werden. Daher sind wir ungerecht gegen die stillen, dunklen Zeiten, in denen der Mensch, unbekannt mit sich selbst, aus innerm starken Antrieb tätig war, trefflich vor sich hin wirkte und kein anderes Dokument seines Daseins zurückließ als eben die Wirkung, welche höher zu schätzen wäre als alle Nachrichten.

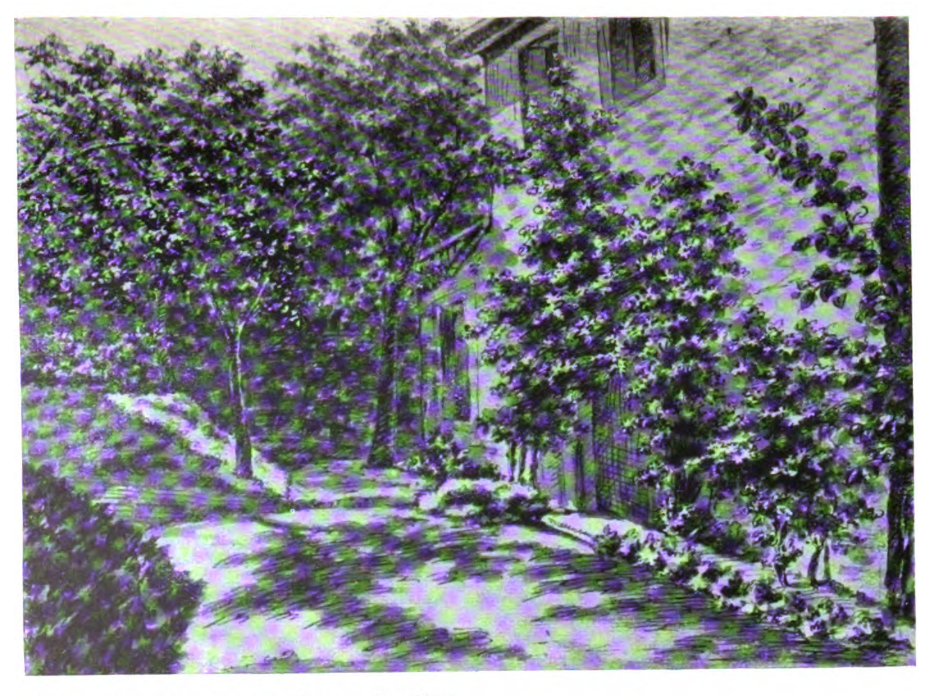
Höchst reizend ist für den Geschichtsforscher der Punkt, wo Geschichte und Sage zusammengrenzen. Es ist meistens der schönste der ganzen Überlieferung. Wenn wir uns aus dem bekannten Gewordenen das unbekannte Werden aufzubauen genötigt finden, so erregt es eben die angenehme Empfindung, als wenn wir eine uns bisher unbekannte gebildete Person kennen lernen und die Geschichte ihrer Bildung lieber herausahnden als herausforschen.

Nur müßte man nicht so griesgrämig, wie es würdige Historiker neuerer Zeit getan haben, auf Dichter und Chronikenschreiber herabsehen.

HAUSGARTEN

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
Von Tür zu Türe sieht es lieblich aus;
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Der schwache Faden, der sich aus dem manchmal so breiten Gewebe des Wissens und der Wissenschaften durch alle Zeiten, selbst die dunkelsten und verworrensten, ununterbrochen fortzieht, wird durch Individuen durchgeführt. Diese werden in einem Jahrhundert wie in dem andern von der besten Art geboren und verhalten sich immer auf dieselbe Weise gegen jedes Jahrhundert,



Das Gartenhaus. Handzeichnung Goethes

in welchem sie vorkommen. Sie stehen nämlich mit der Menge im Gegensatz, ja im Widerstreit. Ausgebildete Zeiten haben hierin nichts voraus vor den barbarischen: denn Tugenden sind zu jeder Zeit selten, Mängel gemein. Und stellt sich denn nicht sogar im Individuum eine Menge von Fehlern der einzelnen Tüchtigkeit entgegen?

AUS DEM EPILOG ZUM TRAUERSPIELE „ESSEX“ [VON J. G. DYK]

Wer Mut sich fühlt in königlicher Brust,
Er zaudert keineswegs, betritt mit Lust
Des Stufenthrones untergrabne Bahn,
Kennt die Gefahr und steigt getrost hinan;
Des goldnen Reifes ungeheure Last,
Er wägt sie nicht; entschlossen, wie gefaßt,
Drückt er sie fröhlich auf das kühne Haupt
Und trägt sie leicht, als wie von Grün umlaubt.
So tatest du. – Was noch so weit entfernt,
Hast du dir anzueignen still gelernt;
Und was auch Wildes dir den Weg verrannt,
Du hasts gesehn, betrachtet und erkannt. –

Doch mit dir selbst, in Glück und in Gefahr,
Elisabeth, dir selbst getreu und wahr,
Mit Recht verschlossen. – Welches zweite Herz
Vermag zu teilen königlichen Schmerz?
Die falsche Welt, sie buhlt um unsern Schatz,
Um unsre Gunst, sogar um unsern Platz;
Und machst du je dir den Geliebten gleich,
Nicht Liebe gnügt, er will das Königreich.
So war auch dieser. – Und nun sprich es aus:
Dein Leben trugen sie mit ihm hinaus. –

Tun die Himmel sich auf und regnen, so träufelt das Wasser
Über Felsen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.
Kehret die Sonne zurück, so verdampfet vom Steine die Wohltat;
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen fest.

HANS HEINRICH SCHAEDER

BETRACHTUNGEN ZUM WEST-ÖSTLICHEN DIVAN

Gedichte, die wir in uns aufnehmen, werden uns, mögen sie in sich noch so unerschöpflich sein, in rückblickender Erinnerung zu ruhenden und festen Gebilden. Sie treten in eine geistige Ordnung, aus der wir sie als vertraute, uns zugehörige Dinge wieder vor die Seele zu rufen vermögen. Der Divan – und es wäre schwer, in diesem Betracht ein zweites lyrisches Werk neben ihm zu nennen – wird uns nie zu eigen. Er nimmt uns auf und entläßt uns wieder. Wir suchten seine Fülle unsern Sinnen einzuprägen – treten wir dann wieder in ihn ein, so finden wir ihn durchaus gewandelt, in allen seinen Teilen und ihren inneren Beziehungen erneuert, vertraut und rätselhaft zugleich.. Wir können uns seiner nicht versichern, unser Gefühl verharrt vor ihm in der Ehrfurcht vor den „unbegreiflich hohen Werken". Er führt sein geheimnisvolles und unnahbares Leben, an dem wir für eine Weile und nach unsern Kräften teilnehmen, ohne viel mehr als ein Ahnen von ihm gewinnen zu können.

Mit Andacht und Sorgfalt hat die Forschung alles zusammengebracht, was zum Verständnis seiner Entstehung dienen kann. Ein großer Teil der Gedichte ist auf den Tag datiert, der Gang der Komposition bis zum Abschluß des vielschichtigen Buches ist nachgezeichnet, die Beziehungen zu den Lebensumständen des Dichters sind festgestellt, die Quellen, aus deren Durchforschung ihm die Anschauung des Ostens aufstieg, sind ans Licht gezogen. Und das alles ist in der würdigsten und großzügigsten Form vorgetragen worden. Zwar bleibt für die Auslegung der „Noten

und Abhandlungen" – die ja kein loser Anhang des Divans sind, sondern Wesensbestandteil eines untrennbaren Ganzen – noch das meiste zu tun. Aber was den poetischen Teil angeht, so ist wohl für kaum ein anderes Gedichtbuch das Einzelverständnis so gesichert und erleichtert. Woher also jene unaufhebbare, bei jeder Begegnung sich erneuernde Fremdheit?
Es ist ja nicht nur jene Fremdheit, die alles Geistgeformte gegenüber dem verstehenden Geist bewahrt – und um so unauflösbarer, je stärker und bedeutender es in sich ist. Diese Fremdheit wohnt jedem großen Gedicht inne, und doch fassen wir es als Ausdruck eines bestimmten Temperamentes, einer bestimmten Altersstufe und ihrer Seelenlage, einer bestimmten geistesgeschichtlichen Situation. Indem wir es deuten, mag es uns so weit anverwandelt und zu eigen werden, daß wir meinen, es könnte, bei gesteigerter Kraft des Fühlens und Formens, unser eigenes Werk sein: denn es erscheint uns als Ausdruck unseres gesteigerten und gereinigten Selbst. Aber nie wird es uns so mit dem Divan gehen. Nie werden seine Verse, wie die anderer Gedichte, zum Spiegel unsrer Seelenbewegung. Sie fügen sich nicht unserm Sehnen oder Träumen, sondern fordern von uns Sammlung und Klarheit. Keines seiner Gedichte ist so bekannt und geehrt wie „Selige Sehnsucht"; und wenige Goethesche Worte mögen in diesen hundert Jahren in empfänglicheren Seelen einen so tiefen und beglückenden Nachhall geweckt haben wie das Stirb und werde. Aber wer, und stünde ihm alles das vor Augen, was sich von der Symbolik dieser fünf Strophen und ihrer Begründung in Goethes Natur- und Lebensansicht, von der Metapher von Falter und Kerze und ihrer orientalischen Herkunft wissen läßt – wer dürfte sagen, ihn habe mehr als ein Hauch von dem Geheimnis berührt, das unauflösbar über den ewigen Versen liegt.
Nicht anders steht es mit den andern gewaltigen Gedichten, in denen die Idee des Divans die gesammeltste Gestalt zu erreichen scheint: „Talismane", „Im Gegenwärtigen Vergangenes", „Wiederfinden", „Höheres und Höchstes". Je ernsthafter man

ihnen näherzukommen meint, desto entschiedener möchte man sie zu jenen „höchsten Kunstwerken" rechnen, die, nach Goethes Worten, „schlechthin ungefällig sind", „Ideale, die nur approximando gefallen können und sollen, ästhetische Imperative". Neben ihnen gibt es vieles, zumal im Bereich der Spruchweisheit des Divans, das uns sichtbarer und greifbarer anmutet. Fügen wir uns aber der inneren Bewegung des Divans, in der sich die einzelnen Versgebilde zu den zyklischen Einheiten der Bücher und diese zur Einheit des Ganzen zusammenschließen, so entzieht sich uns auch wieder das Einzelne, das wir zu fassen glaubten, und tritt in einen Zusammenhang, dessen Gesetz verborgen bleibt.

Versucht man dies Gesetz zu umschreiben, so sieht man sich alsbald auf eine Idee hingewiesen, die den ganzen Divan beherrscht: es ist die Idee der Verwandlung. Verwandlung: das ist nicht bloßes Anderswerden, sondern die höhere Einheit von So-sein und Anders-sein, das Wunder eines Verharrens im Wechsel, des „Eins und doppelt Seins". Verwandlung ist das Leitmotiv des Divans, am eindringlichsten dort zutage tretend, wo Hatem es, in fast befremdender ironischer Steigerung, dem von Suleika vorgetragenen Bekenntnis zum „höchsten Glück der Erdenkinder", dem Bekenntnis zur Einheit und Konstanz der Persönlichkeit entgegenstellt. Goethe erscheint in Hatem verwandelt, aber dessen Name wird wiederum zur leichten, durchscheinenden Hülle, in jener Strophe des Buches Suleika:

> Du beschämst wie Morgenröte
> Jener Gipfel ernste Wand,
> Und noch einmal fühlet Hatem
> Frühlingsrausch und Sommerbrand.

Die Verwandlung in Hatem hat nichts von spielerischer Maskierung, so wie die enthusiastische Huldigung vor Hafis nichts von romantischem Bezaubertsein durch das Orientalisch-Fremdartige an sich hat. Und wie dem Dichter selber, so geht es allem, was der Strom seiner Dichtung ergreift: es wird ein anderes, ohne daß es aufhörte, es selber zu sein. Immer meinen wir das Hiobswort

zu vernehmen, von dem Goethe so bewegt wurde, daß er es vor den Traktat über Bildung und Umbildung organischer Naturen schrieb: „Siehe, es geht vor mir über, ehe ich's gewahr werde, und verwandelt sich, ehe ich's merke."

An diesem Vorwalten der Verwandlung hat auch die seelische Haltung teil, die das Ganze zusammenhält. Ihr großer Ernst, der sich hier zu brennender Leidenschaft steigert, dort in gewitterndem Unmut entlädt, ist von einer unnennbaren Heiterkeit gebunden. Und beide schaffen vereint, im Buch des Paradieses, ein Element erhabener Ironie, in der die Andacht vor dem Heiligen und das freieste Selbstgefühl in geistige Klarheit zusammenfließen.

Das lyrische Gebilde gilt uns als groß und ehrwürdig, wenn ihm das eine gelungen ist: die Läuterung des bloß Subjektiven zur gültigen Form. Jedes große Gedicht ist das Denkmal eines Sieges, den der formende Geist über das Chaos des Fühlens gewonnen hat. Aber diese Betrachtung scheint vor dem Divan zu versagen. Denn jener Vorgang der Objektivierung ist jeweils ein einmaliger und in seiner Richtung vom formlos Subjektiven zur objektiven Form bestimmter. Der Weg der Gestaltung aber, der im Divan vorwaltet, läßt sich nicht auf diese eine Richtung festlegen: er verläuft, so empfinden wir, jenseits und oberhalb der Spannung zwischen dem „Abgrund des Subjektes" und der reinen Form, ist ein beständiges Hin und Wieder – nicht Emporläuterung, sondern Verwandlung. Nicht Seelengeschehen, sondern Weltvorgang: „Allah braucht nicht mehr zu schaffen, wir erschaffen seine Welt."

Eins der Teilmotive der Verwandlung ist die Verjüngung, von der schon die erste Strophe des Divans kündet, wieder in einem Symbol von orientalischer Herkunft, dem Symbol des Lebensquells. In der orientalischen Alexandersage war der Lebensquell zuerst nur ein märchenhaftes Requisit, bis der schwermütige Tiefsinn des Persers Nizami in ihm das Symbol weltentrückter geheimer Weisheit fand. Nun wird er, vom heiter weltbejahenden

Blick des abendländischen Dichters getroffen, zum Quell nicht mehr eines aus dem Lebensverzicht erhofften gehobenen Daseins, sondern der lebenskräftigsten Verwandlung des Greises zum Jüngling. Aber diesem Verjüngungsprozeß entsprechen im Divan andere Wandlungen des Alters. Wird im Schenkenbuch der Greis durch Vertrauen und Zuneigung des Schenken verjüngt, so erfährt dieser, im Empfang lebenserprobter Altersweisheit und -freudigkeit, die beglückende Wandlung vom Knaben zum Jüngling. In diesem Widerspiel gewinnt der Divan ein menschliches Angesicht, das ununterscheidbar die Züge aller Lebensalter, des Jünglings wie des reifen Mannes und des Greises, trägt. Es ist gerade das „ruhmreiche Geschick des Mannes", das Hofmannsthal im Divan auf jeder Seite bezeugt gefunden hat.

So geschieht auch die Verjüngung, deren Urkunde der Divan ist, nicht als ein bloß naturhafter Vorgang – so gewiß seine Verse uns oft mit der naturhaften Kraft des Frühlings ergreifen –, sondern sie fließt zugleich aus der geistigen Aneignung eines Bildungskosmos: der als Einheit gesehenen und in ihrem geschichtlich-sittlichen Gewordensein ermessenen orientalischen Welt. Wie für das Bewußtsein der abendländischen Menschheit das antike und das christliche Erbe zu Ideen geworden sind, die der sittlichen Erziehung der Generationen Richtung und Würde geben, so ist der Orient vor dem geistigen Auge Goethes ein einheitlicher Zusammenhang geschichtlich-sittlichen Lebens geworden. In der Mannigfaltigkeit des östlichen Lebens, das durch den Anschein seiner Ziel- und Hoffnungslosigkeit den Betrachter allzu leicht verwirrt und ängstigt, hat Goethes Genius die Idee, den Sinn gewahrt, einmalig und unwiederholbar.

Einmalig und unwiederholbar: denn Goethes Vergegenwärtigung des Orients, so verbindlich sie für die Nachfahren ist, hat nur in einem sehr mittelbaren und bedingten Sinne Nachfolge gefunden und finden können. Die Orientkunde, die zu seiner Zeit eben anfing, eine Wissenschaft zu werden, und es in seinem Jahrhundert geworden ist, behält seine Ansicht als Richtungspunkt

vor Augen, ohne hoffen zu dürfen, daß sie sie je erreichen könnte. Sie vermag die orientalische Welt wohl als das widerspruchsvolle Nach- und Ineinander von sich gegenseitig durchkreuzenden, einander tödlichen Kräften zu zergliedern, aber sie vermag nicht, sie als sinnvolle geistige Einheit faßbar zu machen. Wohl mag es ihr gelingen, die geschichtliche und gegenwärtige Realität des orientalischen Lebens aufzufassen und getreu zu zeichnen. Steigt sie aber zur Deutung des Gesehenen auf, so fühlt sie sich nur allzubald nicht mehr zu positiver Würdigung und Sinngebung fähig – ohnmächtig vor einem scheinbar ausweglosen Labyrinth der Not, des Irrtums und der Schuld, in dem kaum ein Schein lebensfreudigen und fruchtbaren Schaffens, das den Bann zu brechen vermöchte, sichtbar wird. Ihr wird der Orient zu einem einzigen warnenden Beispiel für die abendländische Menschheit. Da sucht sie nach einem höheren und menschlicheren Standpunkt der Betrachtung und findet ihn bei Goethe.

Seine Ansicht ist deshalb von unausschöpfbarer Fruchtbarkeit, weil sie von einer Gerechtigkeit beseelt ist, vor der jedes romantische Schönfärben verblaßt. In der Nachfolge des Divans glaubten sich einzelne Versuche, die auf den Reiz der neu in den europäischen Gesichtskreis tretenden orientalischen, insbesondere der persischen Poesie mit einer das Maß überschreitenden Schätzung reagierten. Ihnen steht in den „Noten und Abhandlungen" des Divans das ruhigste Urteil über die persische Dichtung gegenüber. Die zersetzend auf sie wirkenden Kräfte: Einfluß des Despotismus, Rhetorisierung, Überbewußtheit und mangelnde Ursprünglichkeit, das Fehlen des Geschmacks, der „Sonderung des Schicklichen vom Unschicklichen" zumal in der Einführung von Bildern und Metaphern, das alles ist von einem untrüglichen Sinn für das Rechte gekennzeichnet und mit Maß beurteilt. Den Märchen von Tausendundeiner Nacht mag der genießende Betrachter mancherlei Lob und Bewunderung zollen. Was über sie wesentlich zu sagen ist, sagt dieser eine Satz Goethes: „Ihr eigentlicher Charakter ist, daß sie keinen sittlichen Zweck haben und daher

den Menschen nicht auf sich selbst zurück, sondern außer sich hinaus ins unbedingte Freie führen und tragen." Um die Tragweite dieses Satzes zu ermessen, mag man zwei andre Worte Goethes daneben halten: „Jedes Geschäft wird eigentlich durch ethische Hebel bewegt", und „Wo ich aufhören muß, sittlich zu sein, habe ich keine Gewalt mehr".

Aber jene Urteile sind nicht das letzte Wort des Divans: sie sind aufgehoben in einem freien und reinen Geltenlassen, dessen Wurzel eine höhere Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit der Ehrfurcht und Liebe zu allem geistigen Dasein ist. Sie ist vor allem dort fruchtbar geworden, wo der Dichter durch Trübungen und Beschränktheiten hindurch das im unvollkommen entwickelten Keim Verharrende gewahrt und erst zur Form entwickelt hat: so die Verwandlung des in der orientalischen Poesie längst gemein gewordenen Bildes vom Falter und der Kerze zum Symbol des Stirb und Werde, eines gnostischen Weltentstehungsmythos zum Hochgesang des „Wiederfinden", trüber östlicher Zauberei zu dem Geisterruf der „Talismane".

Und dies schöpferische Geltenlassen der orientalischen Welt bedurfte keiner negativen Haltung zur Folie. Es ist nicht so, daß der Divan eine auch nur zeitweilige Abkehr des Dichters von den geschichtlichen Richtungspunkten abendländischer Gesittung bezeugte. Man muß sich immerfort das Wort Goethes an Riemer, aus der Entstehungszeit des Divans, gegenwärtig halten: „Brächte man nicht so viel Form mit sich, so wäre man verloren." Daß es die Alten waren, denen als Spendern der Form Goethe sich schuldig wußte, das bezeugt ausdrücklich eine gleichzeitige Äußerung zu Boisserée. –

Ich fand unlängst Goethes „Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen" zitiert und gegen den Eingang von Kiplings Ballade von Ost und West gehalten:

Oh, East is East, and West is West, and never the twain shall meet.

Aber es hat mit diesem einen Vers nicht sein Bewenden, die ganze Strophe muß zu Worte kommen:

Oh, East is East, and West is West, and never the twain shall meet,
Till Earth and Sky stand presently at God's great Judgment Seat;
But there is neither East nor West, Border, nor Breed, nor Birth,
When two strong men stand face to face, though they come from
the ends of the earth.

Da bleibt kein Gegensatz. Zwar nicht für die prüfende Erkenntnis, aber für den Glauben und für die Anerkenntnis reinen Menschentums ist die Kluft zwischen Ost und West überbrückbar: das sagt die Strophe Kiplings, und das ist auch der Sinn des West-östlichen Divans. Kipling hat nicht nur diese Strophe geschrieben, und manches andre, das er geschrieben hat, mag die Frage nahelegen, wieviel an dieser Strophe auf ihn kommt und wieviel auf die im englischen Volk und seiner Poesie lebendige Tradition der Gläubigkeit und Ritterlichkeit. Ob es in unserm Volk ein sicheres, gemeinschaftbildendes Erbe des Glaubens und der Menschlichkeit gibt, das sich dem Einzelnen freundlich mitteilt, müssen wir in Tagen wie diesen beunruhigten Herzens fragen. Uns richtet das Gedenken des Einen auf, der die in unserm Volk lebendigen Kräfte des Glaubens und der Menschlichkeit in seinem Werk verewigt hat, das Gedenken Goethes.

VERMÄCHTNIS
ALTPERSISCHEN GLAUBENS

Welch Vermächtnis, Brüder, sollt euch kommen
Von dem Scheidenden, dem armen Frommen,
Den ihr Jüngeren geduldig nährtet,
Seine letzten Tage pflegend ehrtet?

Wenn wir oft gesehn den König reiten,
Gold an ihm und Gold an allen Seiten,
Edelstein' auf ihn und seine Großen
Ausgesät wie dichte Hagelschloßen:

Habt ihr jemals ihn darum beneidet?
Und nicht herrlicher den Blick geweidet,

Wenn die Sonne sich auf Morgenflügeln
Darnawends unzählgen Gipfelhügeln

Bogenhaft hervorhob? Wer enthielte
Sich des Blicks dahin? Ich fühlte, fühlte
Tausendmal, in so viel Lebenstagen,
Mich mit ihr, der kommenden, getragen,

Gott auf seinem Throne zu erkennen,
Ihn den Herrn des Lebensquells zu nennen,
Jenes hohen Anblicks wert zu handeln
Und in seinem Lichte fortzuwandeln.

Aber stieg der Feuerkreis vollendet,
Stand ich als in Finsternis geblendet,
Schlug den Busen, die erfrischten Glieder
Warf ich, Stirn voran, zur Erde nieder.

Und nun sei ein heiliges Vermächtnis
Brüderlichem Wollen und Gedächtnis:
Schwerer Dienste tägliche Bewahrung,
Sonst bedarf es keiner Offenbarung.

Regt ein Neugeborner fromme Hände,
Daß man ihn sogleich zur Sonne wende,
Tauche Leib und Geist im Feuerbade!
Fühlen wird es jeden Morgens Gnade.

Dem Lebendgen übergebt die Toten,
Selbst die Tiere deckt mit Schutt und Boden,
Und, soweit sich eure Kraft erstrecket,
Was euch unrein dünkt, es sei bedecket.

Grabet euer Feld ins zierlich Reine,
Daß die Sonne gern den Fleiß bescheine;
Wenn ihr Bäume pflanzt, so seis in Reihen,
Denn sie läßt Geordnetes gedeihen.

Auch dem Wasser darf es in Kanälen
Nie am Laufe, nie an Reine fehlen;
Wie euch Senderud aus Bergrevieren
Rein entspringt, soll er sich rein verlieren.

Sanften Fall des Wassers nicht zu schwächen,
Sorgt, die Gräben fleißig auszustechen;
Rohr und Binse, Molch und Salamander,
Ungeschöpfte, tilgt sie miteinander!

Habt ihr Erd und Wasser so im Reinen,
Wird die Sonne gern durch Lüfte scheinen,
Wo sie, ihrer würdig aufgenommen,
Leben wirkt, dem Leben Heil und Frommen.

Ihr, von Müh zu Mühe so gepeinigt,
Seid getrost, nun ist das All gereinigt,
Und nun darf der Mensch als Priester wagen,
Gottes Gleichnis aus dem Stein zu schlagen.

Wo die Flamme brennt, erkennet freudig:
Hell ist Nacht, und Glieder sind geschmeidig.
An des Herdes raschen Feuerkräften
Reift das Rohe Tier- und Pflanzensäften.

Schleppt ihr Holz herbei, so tuts mit Wonne,
Denn ihr tragt den Samen irdscher Sonne;
Pflückt ihr Pambeh, mögt ihr traulich sagen:
Diese wird als Docht das Heilge tragen.

Werdet ihr in jeder Lampe Brennen
Fromm den Abglanz höhern Lichts erkennen,
Soll euch nie ein Mißgeschick verwehren,
Gottes Thron am Morgen zu verehren.

Da ist unsers Daseins Kaiserspiegel,
Uns und Engeln reiner Gottesspiegel,
Und was nur am Lob des Höchsten stammelt,
Ist in Kreis' um Kreise dort versammelt.

Will dem Ufer Senderuds entsagen,
Auf zum Darnawend die Flügel schlagen,
Wie sie tagt, ihr freudig zu begegnen
Und von dorther ewig euch zu segnen.

RELIEF VON PHIGALIA

„Das Lebendige, die Großheit des Stils, Anordnung, Behandlung des Reliefs, alles ist herrlich. Hingegen kann man bei so viel Schönem die außerordentliche Gedrungenheit der Figuren, die oft kaum sechs Kopflängen haben, überhaupt die vernachlässigten Proportionen der einzelnen Teile, wo oft Fuß oder Hand die Länge des ganzen Beins oder Arms haben usw., kaum begreifen. Und was soll man sagen, daß man an den Koloß beinahe in allen Vorstellungen erinnert wird!" [So Luise Seidler an Goethe, 2. Februar 1818, bei Übersendung einer von ihr gefertigten Zeichnung eines Teiles des phigalischen Frieses. Darauf Goethe:] Was werden Sie aber, teuere Freundin, zu dem entschiedenen Verehrer der griechischen Kunst sagen, wenn er bekennt: daß er das alles zugibt, es aber keineswegs entschuldigt oder auf sich beruhen läßt, sondern behauptet, daß alle diese Mängel mit Bewußtsein, vorsätzlich, geflissentlich, aus Grundsatz verübt worden? Zuerst also ist die Plastik Dienerin der Architektur; ein Fries an einem Tempel dorischer Ordnung fordert Gestalten, die sich zur Proportion seines ganzen Profiles nähern: schon in diesem Sinn mußte das Gedrängte, Derbe hier vorzuziehen sein.

Aber warum gar innerhalb dieser Verhältnisse, und wenn wir sie zugegeben haben, noch Disproportionen? inwiefern sollte denn

dies zu entschuldigen sein? Nicht zu entschuldigen, sondern zu rühmen! Denn wenn der Künstler mit Vorsatz abweicht, so steht er höher als wir, und wir müssen ihn nicht zur Rede ziehn, sondern ihn verehren. Bei solchen Darstellungen kommt es darauf an, die Kraft der Gestalten gegeneinander vortreten zu lassen; wie wollte hier die weibliche Brust der Amazonenkönigin gegen eine Herkulische Mannesbrust und einen kräftigen Pferdehals in ihrer Mitte sich halten, wenn die Brüste nicht auseinander=gezogen und der Rumpf dadurch viereckt und breit wäre? Das linke, fliehende Bein kommt gar nicht in Betracht, es dient nur als Nebenwesen zu Eurhythmie des Ganzen. Was die Endglieder, Füße und Hände, betrifft, so ist nur die Frage, ob sie im Bilde ihren rechten Platz einnehmen, und dann ist es einerlei, ob der Arm, der sie bringt, das Bein, das ihnen die rechte Stelle anweist, zu lang oder zu kurz ist. Von diesem großen Begriff sind wir ganz zurückgekommen; denn kein einzelner Meister darf sich anmaßen, mit Vorsatz zu fehlen, aber wohl eine ganze Schule.

Und doch können wir jenen Fall auch anführen.

Leonard da Vinci, der für sich selbst eine ganze Kunstwelt war, mit dem wir uns viel und lange nicht genug beschäftigten, erfrecht sich eben der Kühnheit wie die Künstler von Phigalia. Wir haben das Abendmahl mit Leidenschaft durchgedacht und durchdenkend verehrt – nun sei uns aber ein Scherz darüber erlaubt. Dreizehn Personen sitzen an einem sehr langen, schmalen Tische; es gibt eine Erschütterung unter ihnen. Wenige blieben sitzen, andere sind halb, andere ganz aufgestanden. Sie entzücken uns durch ihr sittlich=leidenschaftliches Betragen, aber mögen sich die guten Leute wohl in acht nehmen, ja nicht etwa den Versuch machen, sich wieder niederzusetzen: zwei kommen wenigstens einander auf den Schoß, wenn auch Christus und Johannes noch so nahe zusammenrücken.

Aber eben daran erkennt man den Meister, daß er zu höhern Zwecken mit Vorsatz einen Fehler begeht. Wahrscheinlichkeit ist die Bedingung der Kunst; aber innerhalb des Reiches der Wahr=

scheinlichkeit muß das Höchste geliefert werden, was sonst nicht zur Erscheinung kömmt. Das Richtige ist nicht sechs Pfennige wert, wenn es weiter nichts zu bringen hat.

Die Frage ist also nicht, ob in diesem Sinne irgendein bedeutend Glied in dieser Zusammensetzung zu groß oder zu klein sei. Nach allen drei Kopieen des Abendmahls, die wir vor uns haben, können die Körper des Judas und Thaddäus nicht zusammen an einem Tische sitzen, und doch, besonders wenn wir das Original vor uns hätten, würden wir darüber nicht querelieren; der unendliche Geschmack (daß wir dieses unbestimmte Wort hier in entschiedenem Sinne brauchen), den Leonard besaß, wüßte hier dem Zuschauer schon durchzuhelfen.

Und beruht denn nicht die ganze theatralische Kunst gerade auf solchen Maximen? Nur ist sie vorübergehend, poetisch-rhetorisch bestechend, verleitend, und man kann sie nicht so vor Gericht ziehen, als wenn sie gemalt, in Marmor gehauen oder in Erz gegossen wäre.

Analogie oder auch nur Gleichnis haben wir in der Musik: das, was dort gleichschwebende Temperatur ist, wozu die Töne, die sich nicht genau untereinander verhalten wollen, so lange gebogen und gezogen werden, daß kaum einer seine vollkommene Natur behält, aber sich alle doch zu des Tonkünstlers Willen schicken. Dieser bedient sich ihrer, als wenn alles ganz richtig wäre; der hat gewonnen Spiel: das Ohr will nicht richten, sondern genießen und Genuß mitteilen. Das Auge hat einen anmaßlichen Verstand hinter sich, der wunder meint, wie hoch er stehe, wenn er beweist, ein Sichtbares sei zu lang oder zu kurz.

SOMMERNACHT

Dichter. Niedergangen ist die Sonne,
Doch im Westen glänzt es immer;
Wissen möcht ich wohl, wie lange
Dauert noch der goldne Schimmer?

Schenke. Willst du, Herr, so will ich bleiben,
Warten außer diesen Zelten;
Ist die Nacht des Schimmers Herrin,
Komm ich gleich, es dir zu melden.

Denn ich weiß, du liebst, das Droben,
Das Unendliche zu schauen,
Wenn sie sich einander loben,
Jene Feuer in dem Blauen.

Und das hellste will nur sagen:
„Jetzo glänz ich meiner Stelle;
Wollte Gott euch mehr betagen,
Glänztet ihr wie ich so helle.“

Denn vor Gott ist alles herrlich,
Eben weil er ist der Beste;
Und so schläft nun aller Vogel
In dem groß- und kleinen Neste.

Einer sitzt auch wohl gestängelt
Auf den Ästen der Zypresse,
Wo der laue Wind ihn gängelt,
Bis zu Taues luftger Nässe.

Solches hast du mich gelehret,
Oder etwas auch dergleichen;
Was ich je dir abgehöret,
Wird dem Herzen nicht entweichen.

Eule will ich deinetwegen
Kauzen hier auf der Terrasse,
Bis ich erst des Nordgestirnes
Zwillings-Wendung wohl erpasse.

Und da wird es Mitternacht sein,
Wo du oft zu früh ermunterst,
Und dann wird es eine Pracht sein,
Wenn das All mit mir bewunderst.

HÖHERES UND HÖCHSTES

Daß wir solche Dinge lehren,
Möge man uns nicht bestrafen:
Wie das alles zu erklären,
Dürft ihr euer Tiefstes fragen.

Und so werdet ihr vernehmen:
Daß der Mensch, mit sich zufrieden,
Gern sein Ich gerettet sähe,
So dadroben wie hienieden.

Und mein liebes Ich bedürfte
Mancherlei Bequemlichkeiten;
Freuden, wie ich hier sie schlürfte,
Wünscht ich auch für ewge Zeiten.

So gefallen schöne Gärten,
Blum und Frucht und hübsche Kinder,
Die uns allen hier gefielen,
Auch verjüngtem Geist nicht minder.

Und so möcht ich alle Freunde,
Jung und alt, in eins versammeln,
Gar zu gern in deutscher Sprache
Paradieses-Worte stammeln.

Doch man horcht nun Dialekten,
Wie sich Mensch und Engel kosen,
Der Grammatik, der versteckten,
Deklinierend Mohn und Rosen.

Mag man ferner auch in Blicken
Sich rhetorisch gern ergehen
Und zu himmlischem Entzücken
Ohne Klang und Ton erhöhen.

Ton und Klang jedoch entwindet
Sich dem Worte selbstverständlich,
Und entschiedener empfindet
Der Verklärte sich unendlich.

Ist somit dem Fünf der Sinne
Vorgesehn im Paradiese,
Sicher ist es, ich gewinne
Einen Sinn für alle diese.

Und nun dring ich allerorten
Leichter durch die ewgen Kreise,
Die durchdrungen sind vom Worte
Gottes rein-lebendger Weise.

Ungehemmt mit heißem Triebe
Läßt sich da kein Ende finden,
Bis im Anschaun ewger Liebe
Wir verschweben, wir verschwinden.

BEDENKLICHSTES

Gar oft im Laufe des Lebens, mitten in der größten Sicherheit des Wandels bemerken wir auf einmal, daß wir in einem Irrtum befangen sind, daß wir uns für Personen, für Gegenstände einnehmen ließen, ein Verhältnis zu ihnen erträumten, das dem erwachten Auge sogleich verschwindet; und doch können wir uns nicht losreißen, eine Macht hält uns fest, die uns unbegreiflich scheint. Manchmal jedoch kommen wir zum völligen Bewußtsein und begreifen, daß ein Irrtum so gut als ein Wahres zur Tätigkeit bewegen und antreiben kann. Weil nun die Tat überall entscheidend ist, so kann aus einem tätigen Irrtum etwas Treff-

liches entstehen, weil die Wirkung jedes Getanen ins Unendliche reicht. So ist das Hervorbringen freilich immer das Beste, aber auch das Zerstören ist nicht ohne glückliche Folge.
Der wunderbarste Irrtum aber ist derjenige, der sich auf uns selbst und unsere Kräfte bezieht, daß wir uns einem würdigen Geschäft, einem ehrsamen Unternehmen widmen, dem wir nicht gewachsen sind, daß wir nach einem Ziel streben, das wir nie erreichen können. Die daraus entspringende Tantalisch-Sisyphische Qual empfindet jeder nur um desto bitterer, je redlicher er es meinte. Und doch sehr oft, wenn wir uns von dem Beabsichtigten für ewig getrennt sehen, haben wir schon auf unserm Wege irgendein anderes Wünschenswerte gefunden, etwas uns Gemäßes, mit dem uns zu begnügen wir eigentlich geboren sind.

MAI

Leichte Silberwolken schweben
Durch die erst erwärmten Lüfte,
Mild, von Schimmer sanft umgeben,
Blickt die Sonne durch die Düfte.
Leise wallt und drängt die Welle
Sich am reichen Ufer hin;
Und wie reingewaschen helle,
Schwankend hin und her und hin,
Spiegelt sich das junge Grün.

Still ist Luft und Lüftchen stille;
Was bewegt mir das Gezweige?
Schwüle Liebe dieser Fülle,
Von den Bäumen durchs Gesträuche.
Nun der Blick auf einmal helle,
Sieh! der Bübchen Flatterschar,
Das bewegt und regt so schnelle,
Wie der Morgen sie gebar,
Flügelhaft sich Paar und Paar.

Fangen an, das Dach zu flechten –
Wer bedürfte dieser Hütte? –
Und wie Zimmrer, die gerechten,
Bank und Tischchen in der Mitte!
Und so bin ich noch verwundert,
Sonne sinkt, ich fühl es kaum;
Und nun führen aber hundert
Mir das Liebchen in den Raum,
Tag und Abend, welch ein Traum!

DORNBURG 1828

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Übermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht –

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm ich so des Menschen Los;
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß.

*

Das Publikum, im ganzen genommen, ist nicht fähig, irgendein Talent zu beurteilen: denn die Grundsätze, wornach es geschehen kann, werden nicht mit uns geboren, der Zufall überliefert sie nicht – durch Übung und Studium allein können wir dazu gelangen; aber sittliche Handlungen zu beurteilen, dazu gibt jedem sein eigenes Gewissen den vollständigsten Maßstab, und jeder findet es behaglich, diesen nicht an sich selbst, sondern an einem andern anzulegen. Deshalb sieht man besonders Literatoren, die ihren Gegnern vor dem Publikum schaden wollen, [bereit,] ihnen moralische Mängel, Vergehungen, mutmaßliche Absichten und wahrscheinliche Folgen ihrer Handlungen vorzuwerfen. Der eigentliche Gesichtspunkt, was einer als talentvoller Mann dichtet oder sonst leistet, wird verruckt, und man zieht diesen zum Vorteile der Welt

und der Menschen besonders Begabten vor den allgemeinen Richterstuhl der Sittlichkeit, vor welchen ihn eigentlich nur seine Frau und Kinder, seine Hausgenossen, allenfalls Mitbürger und Obrigkeit zu fordern hätten. Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen, allgemeinen Forderungen mache jeder an sich selbst; was daran fehlt, berichtige er mit Gott und seinem Herzen, und von dem, was an ihm wahr und gut ist, überzeuge er seine Nächsten. Hingegen als das, wozu ihn die Natur besonders gebildet, als Mann von Kraft, Tätigkeit, Geist und Talent, gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das nehme denn auch die Welt mit Dank an und bilde sich nicht ein, daß sie befugt sei, in irgendeinem andern Sinne zu Gericht zu sitzen.

Indessen kann man nicht leugnen, daß sich niemand gern des löblichen Wunsches erwehrt, zu großen Vorzügen des Geistes und Körpers auch Vorzüge der Seele und des Herzens gesellt zu finden, und dieser durchgängige Wunsch, wenn er auch so selten erfüllt wird, ist ein klarer Beweis von dem unablässigen Streben zu einem unteilbaren Ganzen, welches der menschlichen Natur als ihr schönstes Erbteil angeboren ist.

Geschrieben und gedruckt im Jahre 1805.

Aber- und abermals erprobt 1823.

*

Die Jahre nahmen dir, du sagst, so vieles:
Die eigentliche Lust des Sinnespieles,
Erinnerung des allerliebsten Tandes
Von gestern, weit- und breiten Landes
Durchschweifen frommt nicht mehr; selbst nicht von oben
Der Ehren anerkannte Zier, das Loben,
Erfreulich sonst. Aus eignem Tun Behagen
Quillt nicht mehr auf, dir fehlt ein dreistes Wagen!
Nun wüßt ich nicht, was dir Besondres bliebe?

Mir bleibt genug! Es bleibt Idee und Liebe!

GUNTHER IPSEN

GOETHES NATURWISSENSCHAFT UND DIE PHILOSOPHISCHE ANTHROPOLOGIE

Unser Verhältnis zu Goethes Wissenschaft ist merkwürdig blaß, unsre Stellung dazu sonderbar schwank, ja nicht ohne eine gewisse Verlegenheit: wie als wäre da etwas nicht im Reinen, und wir **müßten** uns oder Goethe irgendwie entschuldigen.

Unleugbar und anerkannt ist nur die biographische Bedeutung dieser Wissenschaft für Goethe selbst. Als Biographen fragen wir, was dieser Rausch des Entdeckens, die Leidenschaft und die schöpferische Unruhe des Denkens, was die Begriffsbildung und ihr Ertrag im Sinnzusammenhang dieses Lebens, in der Geschichte dieser Seele und der Entfaltung dieses Geistes bedeuten; wie sich Person und Welt hier aneinander bilden.

Aber gesetzt selbst, daß uns Goethes Wissenschaft also in seinem Bios durchsichtig gemacht und in ihrer allgemeinen, menschenbildenden Bedeutung offenbar wäre, so vermöchte solche Einsicht doch nicht zu genügen. Denn sie klammert gewissermaßen die wissenschaftliche Meinung, die Lehre selbst ein, indem sie sie biographisch übergreift. Sie nimmt die Meinung bestenfalls als Meinung hin, nicht als Erkenntnis.

Darum muß neben das biographische Verständnis dieser Wissenschaft notwendig das geistesgeschichtliche treten: worin und wodurch ordnet sie sich in den Gang der abendländischen Wissenschaft ein? Welche Bedeutung kommt ihr darin zu und welcher Rang?

Diese Fragen finden das nächste und reichste Material zur Beantwortung in den Selbstzeugnissen Goethes. Sie lehren sein Verhältnis zur deutschen philosophischen Bewegung kennen; sie zeigen, wie Goethes Entdeckungen und sein organisches Denken mit der Bewegung gleichlaufen, die um die Jahrhundertwende zur Erneuerung der Biologie führt; und wie eng die Beziehungen, wie stark zumal der Einfluß ist, der von Goethes Wissenschaft

zur Naturphilosophie und der romantischen Naturwissenschaft läuft.
Und mehr als dies. Goethes Naturwissenschaft ist ein wesentlicher Schritt zur Begründung der neuen Geisteswissenschaften und die großartigste ihrer ersten Ausprägungen. Damit rückt sie mitten in die entscheidende Wendung des wissenschaftlichen Denkens ihrer Zeit.
Aber bei alledem bleibt eine Sonderstellung Goethes unverkennbar, sein eigner Ursprung und die durchgreifende Selbstbestimmung. Goethe steht abseits vom allgemeinen Wege: eben dies bleibt sein Eigentümliches; eben dies bestimmt seinen Rang jenseits von Geltung und Wirkung.
So drängt notwendig auch diese Fragerichtung unbefriedigt über sich selbst hinaus zu jener letzten, die allein dem Gegenstande angemessen ist: was bedeutet Goethes Wissenschaft eben als solche? Was leistet sie als Erkenntnis? Nicht die biographische Antwort, nicht die Bemühung der Geistesgeschichte vermag uns zu befriedigen, sofern uns Goethes Wissenschaft ernsthaft angeht – sondern nur das Eingehn auf die Sache selbst und die Wahrheitsfrage nach dem Erkenntnisgehalt und dem Erkenntniswert dieses Denkens.
Diese Frage ist seit hundert Jahren im Ganzen und im Einzelnen oft gestellt und sehr verschieden beantwortet worden. Meist überwog die Neigung, irgendeine wissenschaftliche Richtung, die eben gang und gäbe war, durch den Ruhm des großen Namens zu legitimieren. Häufig wich man dem eigentlichen Ernst der Frage aus, indem man ihm ein Vorläufertum zu dem und jenem zusprach; natürlich war man selber unterdessen weiter. Das Anmaßliche solchen Beginnens hat sich schließlich doch um den Glauben gebracht.
Prüfen wir aber, was sich an Sachlichem wirklich ergab: es sind vereinzelte Berührungspunkte, einige verwandte Gedanken, gewisse ferne Parallelen zu manchen Beobachtungen und Gedankengängen, vor allem der neueren Biologie. Aber wie weniges

ist dies, wie unzusammenhängend, wie fern den wirklich bewegenden Antrieben des wissenschaftlichen Denkens seitnun! Täuschen wir uns darum nicht: seit dem Zusammenbruch der romantischen Naturphilosophie ist Goethes Wissenschaft im Ganzen untergegangen. Auch die wenigen Berührungen gehn kaum je auf unmittelbare Fortwirkung zurück. Kein Zweifel ist möglich: ein Jahrhundert ausgreifender wissenschaftlicher Arbeit, das Jahrhundert unbeschränkten Wissenschaftsglaubens hat Goethes Naturwissenschaft verworfen.

Zugleich aber steht zweierlei fest. Goethes Beobachtungen, seine Entdeckungen, seine Versuche sind in allem wesentlichen richtig; ihre Deutung ist meistens einleuchtend, die Begriffsbildung im Einzelnen wie im Ganzen treffend und stimmig. Wenn Goethes Wissenschaft fallen gelassen ist: so gewiß nicht, weil sie falsch wäre.

Zum andern. Goethes Wissenschaft steht an Rang weit über dem allermeisten, was das Jahrhundert nach ihm wissenschaftlich geleistet hat. Welche Tiefe der Einsicht, welche Fruchtbarkeit der Begriffe! Wieviel vermag sich an metaphysischem Gehalt damit zu messen! Und wie beschämend klein und einseitig erscheinen die Diskussionen über synthetisches und analytisches Denken, Teleologie und Kausalität, Mechanismus und Vitalismus angesichts der Weisheit und Weite Goetheschen Denkens!

So treten die beiden Partner einander entgegen: Goethes Wissenschaft, von unangefochtner Richtigkeit im großen ganzen und überlegnem Rang, und das wissenschaftliche Jahrhundert, das unbeirrt einen andern Weg verfolgt; jener fordert – mit allem Recht – Anerkennung, dieses verweigert sie – scheinbar ohne Grund.

Oder hätte es doch seine guten Gründe? Freilich Gründe, die es offenbar selbst nicht weiß (denn wo wäre ein durchschlagender Einwand jeweils vorgebracht worden?) –, aber vielleicht Gründe, die mit der blinden Sicherheit eines Instinkts eine Gefahr ahnen, der sie entgehen wollen; Gründe, die um so besser sind, je weniger sie sich zu begründen vermögen?

Ich glaube in der Tat, daß es sich so verhält.
Um diese Meinung zu beweisen, bedarf es einer kurzen Besinnung auf die Denkform der Naturwissenschaft. Dazu mag uns der große Feind Goethes, Newton, mit seiner Optik als nächstliegendes Beispiel dienen.
Newtons Optik setzt mit einer kühnen Hypothese ein: man könne die Natur des Lichtes aus einer Zusammensetzung elementarer Teile erklären. Teilung des Lichts, elementare Teile – was könnte unwahrscheinlicher sein! Was widerspräche mehr dem sichtbaren Wesen des Lichts! Aber die kühne Vermutung kann sich auf Erscheinungen berufen, auf jene Lichtbündel, die gradlinig zwischen Wolken hervorschießen. Und von da ist ein kurzer Weg zu jenem Strahl, der, fadendünn, durch die camera obscura eintritt. Also findet die Hypothese des Lichtstrahls im sinnlichen Material eine Anknüpfung; darauf findet sich verwiesen, wer an dem Elementargedanken Anstoß nimmt – es gibt offenbar Lichtstrahlen –, und warum sollten sie nicht die Elemente des Lichtes sein? Geometrische Vorstellungen vom Verhältnis der Linie zu Flächen und Körpern, des einfachen Strahls zu räumlichen Kontinuen vermitteln den Gedanken der Zusammensetzung des Lichts aus solchen Lichtstrahlen. Darum erscheint die Hypothese möglich. Immerhin, sie ist nicht etwa aus einer Hingabe an die Erscheinungen, aus einem nachtastenden Denken geboren: sondern die Anwendung eines Denkschematismus, der Elementaranalyse mit mathematischer Synthese eigenartig verbindet, auf die Erscheinungen des Lichts; der Lichtstrahl ist die sinnliche Brücke vom Schematismus zum Phänomen.
Auch in der Durchführung bleibt die erste Hypothese eine kühne Setzung; sie nimmt die Antwort zur Hälfte vorweg und kann darum aus der Erfahrung auch bestenfalls zur Hälfte bewiesen werden. Gleichviel: daß damit überhaupt Resultate erzielt werden können, ist zugleich ihre einzige, aber auch hinreichende Rechtfertigung. Und nicht die Hypothese, sondern ihre Ergebnisse sind die wissenschaftliche Leistung Newtons.

Diese Leistung gründet auf einem genialen Griff; auf der Entdeckung einer Qualität des Lichts, die zwei Bedingungen erfüllt: Unabhängigkeit vom menschlichen Sehen, so daß die Lichterscheinungen vom Subjekt ablösbar werden, gleichsam Sinnesqualitäten ohne Sinne; und Meßbarkeit, so daß sie eindeutig in der Welt der Zahlen, als Größe beschrieben werden können und darum mathematischer Behandlung, synthetischem Denken im Sinne der Mathematik zugänglich werden. Diese Qualität ist die Brechbarkeit des Lichts; indem das Licht in sich selbst zurückschlägt, bedarf es nur des brechenden Gegenstandes, nicht des Auges, um in der Unterscheidung in sich selbst als Strahl und Rückstrahl faßbar zu werden. Die Brechbarkeit des Lichts ist eine objektive Qualität, die die Bedingungen des hypothetischen Denkschematismus erfüllt.

Erbringt die Refrangibilität durch ihre Ablösung vom Auge den ersten, durch ihre Meßbarkeit den zweiten Schritt zur Objektivierung, so vollendet eine neue, durch Beobachtung stützbare Hypothese die Wendung ins Objektive: die Annahme der Konstanz der Brechbarkeit als substanzieller Eigenschaft des Lichts. Was diese Hypothese verlangt, ist nicht mehr und nicht weniger als die Preisgabe aller sinnlichen Farben; denn der bestimmten einfachen Farbe entspricht kein konstant brechbares Licht, die gleiche Farbe ist durch objektiv verschieden beschaffenes Licht herstellbar. In dem Opfer der Farbigkeit triumphiert der tyrannische Wille dieses Denkens – eine Optik ohne Auge und ohne Farben. Wiederum aber wird selbst diese Zumutung gerechtfertigt: wohl ist jede Farbe objektiv mehrdeutig, aber jedes Licht konstanter Brechbarkeit erzeugt stets nur eine sinnliche Farbe. Die Beziehung der substanziellen Eigenschaft und der unmittelbaren sinnlichen Erscheinung ist einseitig bestimmt, dann aber eindeutig. Wohl sind die Sinnesqualitäten objektiv ungültig, aber das wissenschaftliche Denken wahrt noch in der entschlossensten Entfernung davon eine Beziehung dazu, ohne die es sich ins Bodenlose verlöre.

Mit der Begründung der Optik auf konstant brechbare Farben

ist die Analyse am Ziel. Das Denken wendet sich zurück zur Welt der Erscheinungen und versucht diese in synthetischer Konstruktion aus den angenommenen Elementen mit Hilfe mathematischer Behandlung zusammenzusetzen. Zwei Aufgaben unternimmt Newton hier zu lösen, die die Richtigkeit und Fruchtbarkeit seines Denkens am sinnlichen Befund belegen sollen: die Erklärung des Weißen als gleichmäßig allgemeiner Mischung aus den elementaren konstant brechenden Lichtern – eine Erklärung, die Goethes sinnliches Denken zur Verzweiflung brachte, weil sie „weiß" sagte, während sie die reine Helligkeit meinte, und „reine Helligkeit", während sie die ungewisse Trübe von Mischfarben durch ein Gedankenexperiment in fortschreitender Aufhellung fortgesetzt dachte. Und die Erklärung der Körperfarben, wonach die farbigen Dauerqualitäten natürlicher Körper auf einer Lichtbrechung beruhten, die das weiße Licht entmischte.

Dies in großen Zügen die Leistung Newtons. Niemand vermöchte zu sagen, daß damit die Lichterscheinungen erschöpfend begriffen wären. Im Gegenteil. Ungefähr alle qualitativen Züge der Augenwelt fehlen hier; der Kosmos der Augenwelt ist bis auf differentielle Reste aus der Natur verbannt und – als „nur subjektiv" – der Psychologie überantwortet. Aber: das, was davon in die wissenschaftlichen Begriffe eingegangen ist, ist „objektiv" im Sinne der drei Schritte der Ablösung vom Menschen, der Meßbarkeit in sich, der eindeutigen Konstanz. Das scheint wenig. Gewiß, man wird die Energie dieses Denkwillens und die Genialität ihrer Zugriffe bewundern; aber wozu dies alles, wozu eine Natur, die wahrhaft unmenschlich ist mit ihrer Ausklammerung des Menschen und Verstrebung in sich selbst? Wozu dies schattenhafte Gespensterreich ohne Licht und Farbe, dies Grau in Grau qualitätsloser Eigenschaften? Ist dies nicht alles bare Verirrung des menschlichen Geistes, woraus eines Tags ein schreckhaftes Erwachen den seiner schlichten Welt beraubten Menschen aufrütteln muß? Oder ein grauenhafter Spuk, der den Menschen entselbstet, indem er seine Welt zerstört?

Frage über Frage. Wozu der Totentanz solcher Natur? Eine geheime Angst hat uns befallen, wie vor dem Jüngsten Gericht. Sind wir die Totengräber der lebendigen Wirklichkeit, um unser eignes Grab zu schaufeln? Gleicht die Erkenntnis nicht dem Raubtier, das seine Beute zerfleischt und zerfetzt? Nur sinnloser als die Bestie, denn wir entfremden uns dem Gegenstand, statt ihn uns einzuverleiben. Die Angst und dieses Grausen werden wir nimmer los; unheimlich wie ein Schatten begleiten sie den Triumphzug der modernen Wissenschaft. Zuweilen übertönen sie die Zuversicht des Fortschritts; dann werden Parolen laut, die zur Einkehr, zur Umkehr mahnen – zurück von diesem Weg! Los von diesem Geist!

An diesem Punkte begegnen wir der Wissenschaft Goethes. An diesem Punkte steht Goethes Wissenschaft. Weist sie nicht einen andern Weg? Ist sie nicht einen andern Weg gegangen? Gewiß.

Sie ist einen andern Weg gegangen aus einer andern Haltung. Ihre Grundhaltung zur Welt ist wesensverschieden der Gesinnung, woraus die europäische Wissenschaft gespeist wurde. Erkennen ist ihr kein brutales Zerschlagen jeder Ganzheit, kein gewalttätiger Einbruch in fremdes Dasein, kein Abbruch der sinnlichen Gewißheit, sondern ein Innewerden des Wesens, eine zarte Erfahrung gegenständlichen Denkens und Verehrung des Geheimniszustands, worin sich ein Inneres sinnlich verhüllt. Wie es in der „Studie nach Spinoza" heißt: „Alle beschränkte Existenzen sind im Unendlichen, sind aber keine Teile des Unendlichen, sie nehmen vielmehr teil an der Unendlichkeit.

Wir können uns nicht denken, daß etwas Beschränktes durch sich selbst existiere, und doch existiert alles wirklich durch sich selbst, obgleich die Zustände so verkettet sind, daß einer aus den andern sich entwickeln muß und es also scheint, daß ein Ding vom andern hervorgebracht werde, welches aber nicht ist; sondern ein lebendiges Wesen gibt dem andern Anlaß, zu sein, und nötigt es, in einem bestimmten Zustand zu existieren.

Jedes existierende Ding hat also sein Dasein in sich und so auch die Übereinstimmung, nach der es existiert ...

In jedem lebendigen Wesen sind das, was wir Teile nennen, dergestalt unzertrennlich vom Ganzen, daß sie nur in und mit denselben begriffen werden können, und es können weder die Teile zum Maß des Ganzen noch das Ganze zum Maß der Teile angewendet werden, und so nimmt, wie wir oben gesagt haben, ein eingeschränktes lebendiges Wesen teil an der Unendlichkeit, oder vielmehr es hat etwas Unendliches in sich, wenn wir nicht lieber sagen wollen, daß wir den Begriff der Existenz und der Vollkommenheit des eingeschränktesten lebendigen Wesens nicht ganz fassen können und es also ebenso wie das ungeheure Ganze, in dem alle Existenzen begriffen sind, für unendlich erklären müssen."

Dieselbe Grundhaltung, die in solchen Äußerungen andeutend umschrieben wird, kehrt, zur Ansicht entfaltet, zum Weltbild gefügt in den Grundgedanken wieder und bewährt sich in den tragenden Kategorieen ihrer Erkenntnis: in der tellurischen Ansicht der Erde als eines in sich geschlossenen, sich selbst bestimmenden und sich selbst genügenden konzentrischen Systems mannigfaltiger Schichten; im Dynamismus der Geologie, der an Stelle mechanischer Verlagerung des Gewordenen „das lebendige Spiel der Elemente und ihrer Anziehungen im Momente des Entstehens" erkennt; im chemischen Urphänomen der Kristallisation, das in drei Stufen der Steigerung die Gestaltung der Erdoberfläche und ihrer Schichtfolgen bestimmt. Sie stellt sich dar in den Begriffen des lebendigen Wesens, der Urpflanze und des Typus, des Individuums und der Metamorphose. Sie bewährt sich im Standort und in der Ausführung der Farbenlehre. Sie erfüllt den Gehalt der letzten Begriffe – Bildung, Gestalt, Urphänomen – und erhebt sich zu methodischem Selbstbewußtsein in der Lehre vom Beobachten, Vergleichen und Ableiten.

Hier also liegt ein wissenschaftlicher Ansatz vor, der aus dem Irrweg einer unmenschlichen Natur herauszuführen scheint, eine Erkenntnis ohne Frevel, ein Ausblick ins Freie nach dem Spuk

der Unwesen. In der Ausführung zeugt er für sich selbst: sie beweist die Möglichkeit einer andern Wissenschaft aus einer Erkenntnishaltung, die hingebend der Wirklichkeit inne wird.

Nichts scheint im Wege zu stehn, die Abirrung des menschlichen Geistes zu verwerfen und auf dem Weg, den Goethe eingeschlagen hat, eine neue Wissenschaft zu begründen. Goethes Wissenschaft: das hieße dann Wende und Einkehr des Erkennens, Besinnung und Umkehr von dem Verhängnis der neueren Jahrhunderte.

Und doch! Was hat denn ein Jahrhundert seither gehindert, die neue Bahn zu beschreiten und verfolgen? Sollten Hoffart und Torheit allein die Not-Wende zunichte gemacht haben? Sollte man blindlings aus Trägheit dem Verderben in die Arme gerannt sein?

Wir haben vorhin wohl die Schritte verfolgt, wodurch die moderne Naturwissenschaft die Welt konstruiert, die sie Natur nennt; wir haben die Erkenntnishaltung beschrieben, die sie zum Ziele führt, und das Verhältnis des Menschen zur Natur. Aber mit alledem ist moderne Naturwissenschaft nicht hinreichend beschrieben. Wir haben das Letzte, das Entscheidende vergessen.

Wir haben vorgebracht, was wider Newtons Optik im Namen der Sinnenwelt des Auges vorzubringen ist. Und das ist viel. Nur eine Kleinigkeit haben wir außer acht gelassen; aber diese entscheidet: mit Newtons Optik konnte man Fernrohre bauen, mit Goethes Farbenlehre nicht.

Wir dachten, man könnte und sollte Naturwissenschaft als reine Theorie ansehn. Unsere Kritik galt ihrem theoretischen Gehalt. Aber die moderne Naturwissenschaft ist im Letzten nicht reine Theorie; sie ist mit der Technik unzertrennlich verbunden.

Es ist notwendig, diese Verbindung richtig zu sehn. Es ist nicht so, daß man die Resultate oder auch die Denkweisen der modernen Naturwissenschaft gleichsam hinterher, wie zufällig, jedenfalls aber in einem zweiten Akt des Denkens „anwenden" könnte zu technischen Zwecken. Es ist auch nicht so, daß gewisse Kunstfertigkeiten der äußere Anstoß wären, der das Denken anregte, sich in

die Höhen reiner Betrachtung zu erheben, um alsbald die Eierschalen eines banausischen Ursprungs abzuwerfen. Das Verhältnis beider wäre damit ganz unzureichend beschrieben.

Vielmehr sind Technik und Naturwissenschaft in ihrem Wesen eines und dasselbe; nur darin sind sie unterschieden, daß diese im Erkannten ihr Genüge findet, während jene zur Tat drängt. Moderne Naturwissenschaft ist von Anbeginn und Grund auf technisch durchsetzt, moderne Technik naturwissenschaftlich vermittelt. Als das naturwissenschaftliche Denken in Männern wie Galilei erwachte, da war die Analyse einfacher menschlicher Arbeitsvorgänge und menschlicher Geräte das erste, was es leistete; klassische Mechanik ist wesentlich Analyse technischer Gegenstände und Vorgänge. Und die geheime Intention naturwissenschaftlichen Denkens war immer: der arbeitende Naturvorgang, die Maschine. Nicht in dem kurzatmigen Sinne subjektiver Zwecke oder praktischer Absichten, wohl aber in dem großen Sinne einer immanent technischen Denkstruktur. Ein technisches Verhältnis zur Welt ist die Grundhaltung naturwissenschaftlicher Erkenntnis, die ihre Klassiker als Herrschaftsanspruch des Menschen über die Natur formulierten.

Es ist also gar nicht wahr, wenn wir vorhin die Ablösung der Natur durch wissenschaftliche Objektivierung als Entmenschung bezeichnet haben. Oder besser: diese Wendung ist nur die halbe Wahrheit; sie beschreibt nur den ersten Schritt einer dialektischen Paradoxie. Die Entfremdung der Natur vom Menschen ist nämlich zugleich die Voraussetzung eines neuen Verhältnisses beider, das eben dadurch gestiftet wird: der Beherrschung der Natur, des technischen Verhältnisses im prägnanten Sinne des Worts. Nur indem der Mensch aus dem Dasein in der Welt heraustritt, indem Mensch und Welt sich als Partner verselbständigen, vermag er in die Welt so einzugreifen, daß seine Zwecke sich im Sinne natürlichen Geschehens bewegen; die Subjektivität seines Tuns erfüllt sich mit objektivem Gehalt.

Damit sind wir beim entscheidenden Einwand gegen Goethes



Mondbeschwörung. Handzeichnung Goethes

Wissenschaft. Nicht Theorie, nicht Experiment, nicht nachgewiesener Irrtum haben sie überwunden, sondern der mechanische Webstuhl und der Hochofen. Um der Technik willen ist Goethes Wissenschaft verlassen worden. Und stünde uns heute nochmals die Wahl offen: wir könnten und dürften nicht anders entscheiden als das vergangene Jahrhundert. Technik ist uns zum Schicksal geworden.

Natürlich kann der Einzelne für sich anders wählen – gesetzt, daß er ehrlich alle Konsequenzen auf sich nimmt. Aber im Ganzen – als Gruppe, als Volk, als europäische Menschheit – bleibt uns keine andre Wahl, seit wir, im wörtlichsten Wortverstande, unsre Existenz auf Technik gegründet haben.

So wäre denn Goethes Wissenschaft ein köstliches Zwischenspiel der Geistesgeschichte, unnütz, ohne Vorgang, ohne Nachfolge? Sie wäre ein schöner Traum, der an der Lebenswirklichkeit zerschellt? Ein ästhetisches Weltbild, wie man wohl sagt, mit aller Unverbindlichkeit der Feierstunde?

Nein!

Denn Technik als Schicksal heißt nicht: daß wir blindlings auf eingeschlagenem Weg ins Dunkel tappen; heißt nicht: daß wir unwissend und unbewußt, wie als müßte es so sein, im Gewohnten weiterschreiten; heißt nicht: daß wir um nackter Notdurft willen die Stimmen der Besinnung abwürgen. Technik als Schicksal auf uns nehmen heißt vielmehr, daß wir um unsern Weg wissen und um sein Ende; daß wir wissen: ein Frevel ist geschehn, der jeden Tag neuen Frevel zeugt; daß wir den Adel und das Verhängnis unsrer Entscheidung erkennen. Technik als Schicksal heißt den Fluch der Entfremdung, des Ausgestoßenseins, des Elends auf uns nehmen: und dennoch weitergehen.

Wer aber vermöchte uns solches Wissen eindringlicher zu lehren, wer könnte Bewußtsein und Gewissen klären und schärfen, wie eine Wissenschaft, die eine andre Möglichkeit verwirklicht? Erst diese andre Möglichkeit macht uns sehend und frei. Und nur die wissende Freiheit unsrer Entscheidung verleiht unserm Tun

menschliche Würde und sittlichen Adel. Goethes Wissenschaft kann und soll uns Geburtshelferin sein, in Freiheit zu tun, was notwendig ist.
Wir sind der Technik verfallen, wir sollen und wollen zu ihr stehn, wissend und frei: also bekennen wir uns notwendig zur klassischen Naturwissenschaft und ihrem Denken. Gewiß wandeln sich ihre Verfahren, gewiß ihre Meinungen, ihre Einsichten; gewiß erfolgen hier und dort Korrekturen. Wir empfinden Grenzen, Einseitigkeiten, Fehler. Wendungen kündigen sich an, die grundsätzlich Neues eröffnen. Dabei begegnen wir uns, heute häufiger als je seither, mit Einsichten, mit Begriffen Goethes. Aber täuschen wir uns nicht: bei alledem bleibt eine letzte Kluft unüberbrückt. Denn wie sehr auch die klassischen Naturwissenschaften sich ändern mögen, so bleibt doch die technische Grundhaltung mit ihrer Dialektik der Entfremdung und des Zugriffs notwendig bestehn. Und diese ist es, die uns von Goethes Wissenschaft letzthin scheidet. Gerade weil wir ihre eigne Art und ihren hohen Rang erkennen, wünschen wir keine Vermittlung noch Vermengung. Nicht um der Berührungen willen, sondern durch ihre Anderheit ist sie uns am wertvollsten.
Allein damit ist ihre Bedeutung nicht erschöpft. Wir haben die Unterschiede weit aufgerissen, wir haben Grenzen abgesteckt. Wir glauben zu wissen, warum wir Goethes Naturwissenschaft nicht übernehmen, nicht fortführen dürfen. Aber jenseits solcher Unterscheidung bleibt ein letztes Ja. Es wird nicht von der Naturwissenschaft ausgesprochen, sondern von der Philosophie.
In weitausholender Bewegung hat sich die Philosophie heute wieder auf ihren substanziellen Kern besonnen; wir wissen wieder, daß Philosophie zuinnerst Metaphysik ist und daß sie aus dieser metaphysischen Tiefe lebt, sofern sie sich nicht selbst aufgibt. Wir glauben, daß sie darin ihren eigensten Gegenstand hat, fernab aller Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit. Wir glauben darum an ihre bindende, ordnende Macht im Chaos, im Zerfall der Gegenwart.
Die Fragen, die wir stellen, der Grund, worauf wir bauen, sind

zugleich alt und neu: wir fragen wieder nach dem Sinn des Menschendaseins, nach seiner Stellung im Kosmos, nach dem Wesen des Geistes, der Seele, der Wirklichkeit. Und der Grund, dem wir vertrauen, sind wir selbst – der Mensch in der Mitte. In diesem Sinne nennen wir den Inbegriff unsrer metaphysischen Fragen Anthropologie.

In diese Anthropologie mündet Goethes Wissenschaft ein. Sein Denken, seine Erkenntnis sind, wo nicht durchaus, so doch letzten Endes im Antrieb, in der Haltung, nach ihrer Struktur anthropologische Metaphysik. Seine Farbenlehre ist geradezu das erste Meisterwerk einer philosophischen Anthropologie.

Wir haben uns von Goethes Naturwissenschaft als Wissenschaft abgewandt; als Philosophie kehren wir zu ihr zurück.

TYPUS

Es ist nichts in der Haut,
Was nicht im Knochen ist.
Vor schlechtem Gebilde jedem graut,
Das ein Augenschmerz ihm ist.

Was freut denn jeden? Blühen zu sehn,
Das von innen schon gut gestaltet;
Außen mags in Glätte, mag in Farben gehn,
Es ist ihm schon voran gewaltet.

IM GEGENWÄRTIGEN VERGANGNES

Ros und Lilie morgentaulich
Blüht im Garten meiner Nähe;
Hinten an, bebuscht und traulich,
Steigt der Felsen in die Höhe;
Und mit hohem Wald umzogen
Und mit Ritterschloß gekrönet,
Lenkt sich hin des Gipfels Bogen,
Bis er sich dem Tal versöhnet.

Und da duftets wie vor alters,
Da wir noch von Liebe litten
Und die Saiten meines Psalters
Mit dem Morgenstrahl sich stritten;
Wo das Jagdlied aus den Büschen
Fülle runden Tons enthauchte,
Anzufeuern, zu erfrischen,
Wie's der Busen wollt und brauchte.

Nun die Wälder ewig sprossen,
So ermutigt euch mit diesen;
Was ihr sonst für euch genossen,
Läßt in andern sich genießen.
Niemand wird uns dann beschreien,
Daß wirs uns alleine gönnen;
Nun in allen Lebensreihen
Müsset ihr genießen können.

Und mit diesem Lied und Wendung
Sind wir wieder bei Hafisen;
Denn es ziemt, des Tags Vollendung
Mit Genießern zu genießen.

VERSUCH EINER ALLGEMEINEN VERGLEICHUNGSLEHRE

Wenn eine Wissenschaft zu stocken und, ohnerachtet der Bemühung vieler tätiger Menschen, nicht vom Flecke zu rücken scheint, so läßt sich bemerken, daß die Schuld oft an einer gewissen Vorstellungsart, nach welcher die Gegenstände herkömmlich betrachtet werden, an einer einmal angenommenen Terminologie liege, welcher der große Haufe sich ohne weitere Bedingung unterwirft und nachfolgt und welcher denkende Menschen selbst sich nur einzeln und nur in einzelnen Fällen schüchtern entziehen.

Von dieser allgemeinen Betrachtung gehe ich gleich zu dem Gegenstande über, welchen wir hier behandeln, um sogleich so deutlich als möglich zu sein und mich von meinem Zwecke nicht zu entfernen.

Die Vorstellungsart, daß ein lebendiges Wesen zu gewissen Zwecken nach außen hervorgebracht und seine Gestalt durch eine absichtliche Urkraft dazu determiniert werde, hat uns in der philosophischen Betrachtung der natürlichen Dinge schon mehrere Jahrhunderte aufgehalten und hält uns noch auf, obgleich einzelne Männer diese Vorstellungsart eifrig bestritten, die Hindernisse, welche sie in den Weg lege, gezeigt haben.

Es kann diese Vorstellungsart für sich fromm, für gewisse Gemüter angenehm, für gewisse Vorstellungsarten unentbehrlich sein, und ich finde es weder rätlich noch möglich, sie im ganzen zu bestreiten. Es ist, wenn man sich so ausdrücken darf, eine triviale Vorstellungsart, die ebendeswegen, wie alle triviale Dinge, trivial ist, weil sie der menschlichen Natur im ganzen bequem und zureichend ist. Der Mensch ist gewohnt, die Dinge nur in dem Maße zu schätzen, als sie ihm nützlich sind, und da er, seiner Natur und seiner Lage nach, sich für das Letzte der Schöpfung halten muß: warum sollte er auch nicht denken, daß er ihr letzter Endzweck sei? Warum soll sich seine Eitelkeit nicht den kleinen Trugschluß erlauben? Weil er die Sachen braucht und brauchen kann, so folget daraus: sie seien hervorgebracht, daß er sie brauche. Warum soll er nicht die Widersprüche, die er findet, lieber auf eine abenteuerliche Weise heben, als von denen Forderungen, in denen er sich einmal befindet, nachlassen? Warum sollte er ein Kraut, das er nicht nutzen kann, nicht Unkraut nennen, da es wirklich nicht an dieser Stelle für ihn existieren sollte? Eher wird er die Entstehung der Distel, die ihm die Arbeit auf seinem Acker sauer macht, dem Fluch eines erzürnten guten, der Tücke eines schadenfrohen bösen Wesens zuschreiben, als eben diese Distel für ein Kind der großen allgemeinen Natur zu halten, das ihr ebenso nahe am Herzen liegt als der sorgfältig gebauete und so sehr ge-

schätzte Weizen. Ja es läßt sich bemerken, daß die billigsten Menschen, die sich am meisten zu ergeben glauben, wenigstens nur bis dahin gelangen, als wenn doch alles wenigstens mittelbar auf den Menschen rückfließen müsse, wenn nicht noch etwa eine Kraft dieses oder jenes Naturwesens entdeckt würde, wodurch es ihm als Arzenei oder auf irgendeine Weise nützlich würde.

Da er nun ferner an sich und an andern mit Recht diejenigen Handlungen und Wirkungen am meisten schätzt, welche absichtlich und zweckmäßig sind, so folgt daraus, daß er der Natur, von der er ohnmöglich einen größern Begriff als von sich selbst haben kann, auch Absichten und Zwecke zuschreiben wird. Glaubt er ferner, daß alles, was existiert, um seinetwillen existiere, alles nur als Werkzeug, als Hilfsmittel seines Daseins existiere, so folgt, wie natürlich, daraus, daß die Natur auch ebenso absichtlich und zweckmäßig verfahren habe, ihm Werkzeuge zu verschaffen, wie er sie sich selbst verschafft.

So wird der Jäger, der sich eine Büchse bestellt, um das Wild zu erlegen, die mütterliche Vorsorge der Natur nicht genug preisen, daß sie von Anfang her den Hund dazu gebildet, daß er das Wild durch ihn einholen könne. Es kommen noch mehr Ursachen dazu, warum es überhaupt den Menschen unmöglich ist, diese Vorstellungsart fahren zu lassen.

Wie sehr aber ein Naturforscher, der über die allgemeinen Dinge weiter denken will, Ursache habe, sich von dieser Vorstellungsart zu entfernen, können wir an dem bloßen Beispiel der Botanik sehen. Der Botanik als Wissenschaft sind die buntesten und gefülltesten Blumen, die eßbarsten und schönsten Früchte nicht mehr, ja im gewissen Sinne nicht einmal so viel wert als ein verachtetes Unkraut im natürlichen Zustande, als eine trockne unbrauchbare Samenkapsel.

Ein Naturforscher also wird sich nun einmal schon über diesen trivialen Begriff erheben müssen, ja wenn er auch als Mensch jener Vorstellungsart nicht loswerden könnte, wenigstens insofern er ein Naturforscher ist, sie so viel als möglich von sich entfernen.

Diese Betrachtung, welche den Naturforscher im allgemeinen angeht, trifft uns auch hier nur im allgemeinen; eine andere aber, die jedoch unmittelbar aus der vorigen fließt, geht uns schon näher an. Der Mensch, indem er alle Dinge auf sich bezieht, wird dadurch genötigt, allen Dingen eine innere Bestimmung nach außen zu geben, und es wird ihm dieses um so bequemer, da ein jedes Ding, das leben soll, ohne eine vollkommene Organisation gar nicht gedacht werden kann. Indem nun diese vollkommene Organisation nach innen zu höchst rein bestimmt und bedingt ist, so muß sie auch nach außen ebenso reine Verhältnisse finden, da sie auch von außen nur unter gewissen Bedingungen und in gewissen Verhältnissen existieren kann. So sehen wir auf der Erde, in dem Wasser, in der Luft die mannigfaltigsten Gestalten der Tiere sich bewegen, und nach dem gemeinsten Begriffe sind diesen Geschöpfen die Organe angeschaffen, damit sie die verschiedenen Bewegungen hervorbringen und die verschiedenen Existenzen [sich] erhalten können. Wird uns aber nicht schon die Urkraft der Natur, die Weisheit eines denkenden Wesens, welches wir derselben unterzulegen pflegen, respektabler, wenn wir selbst ihre Kraft bedingt annehmen und einsehen lernen, daß sie ebensogut von außen als nach außen, von innen als nach innen bildet? Der Fisch ist für das Wasser da scheint mir viel weniger zu sagen als: der Fisch ist in dem Wasser und durch das Wasser da; denn dieses letzte drückt viel deutlicher aus, was in dem erstern nur dunkel verborgen liegt, nämlich: die Existenz eines Geschöpfes, das wir Fisch nennen, sei nur unter der Bedingung eines Elementes, das wir Wasser nennen, möglich, nicht allein, um darin zu sein, sondern auch, um darin zu werden. Ebendieses gilt von allen übrigen Geschöpfen. Dieses wäre also die erste und allgemeinste Betrachtung von innen nach außen und von außen nach innen; die entschiedene Gestalt ist gleichsam der innere Kern, welcher durch die Determination des äußern Elementes sich verschieden bildet. Eben dadurch erhält ein Tier seine Zweckmäßigkeit nach außen, weil es von außen so gut als von innen gebildet worden

und, was noch mehr, aber natürlich ist, weil das äußere Element die äußere Gestalt eher nach sich als die innere umbilden kann. Wir können dieses am besten bei den Robbenarten sehen, deren Äußeres so viel von der Fischgestalt annimmt, wenn ihr Skelett uns noch das vollkommene vierfüßige Tier darstellt.

Wir treten also weder der Urkraft der Natur noch der Weisheit und Macht eines Schöpfers zu nahe, wenn wir annehmen, daß jene mittelbar zu Werke gehe, dieser mittelbar im Anfang der Dinge zu Werke gegangen sei. Ist es nicht dieser großen Kraft anständig, daß sie das Einfache einfach, das Zusammengesetzte zusammengesetzt hervorbringe? Treten wir ihrer Macht zu nahe wenn wir behaupten: sie habe ohne Wasser keine Fische, ohne Luft keine Vögel, ohne Erde keine übrigen Tiere hervorbringen können, so wenig als sich die Geschöpfe ohne die Bedingung dieser Elemente existierend denken lassen? Gibt es nicht einen schönern Blick in den geheimnisreichen Bau der Bildung, welche, wie nun immer mehr allgemein anerkannt wird, nach einem einzigen Muster gebaut ist, wenn wir, nachdem wir das einzige Muster immer genauer erforscht und erkannt haben, nunmehr fragen und untersuchen: Was wirkt ein allgemeines Element unter seinen verschiedenen Bestimmungen auf ebendiese allgemeine Gestalt? was wirkt die determinierte und determinierende Gestalt diesen Elementen entgegen? was entsteht durch diese Wirkung für eine Gestalt der festen, der weicheren, der innersten und der äußersten Teile? Was, wie gesagt, die Elemente in allen ihren Modifikationen durch Höhe und Tiefe, durch Weltgegenden und Zonen hervorbringen.

Wie vieles ist hier schon vorgearbeitet, wie vieles braucht nur ergriffen und angewandt zu werden, ganz allein auf diesen Wegen! Und wie würdig ist es der Natur, daß sie sich immer derselben Mittel bedienen muß, um ein Geschöpf hervorzubringen und zu ernähren!

So wird man auf ebendiesen Wegen fortschreiten, und wie man nur erst die unorganisierten, undeterminierten Elemente als Ve-

hikel der organisierten Wesen angesehen, so wird man sich nunmehr in der Betrachtung erheben und wird die organisierte Welt wieder als einen Zusammenhang von vielen Elementen ansehen. Das ganze Pflanzenreich z. E. wird uns wieder als ein ungeheures Meer erscheinen, welches ebensogut zur bedingten Existenz der Insekten nötig ist als das Weltmeer und die Flüsse zur bedingten Existenz der Fische, und wir werden sehen, daß eine ungeheure Anzahl lebender Geschöpfe in diesem Pflanzenozean geboren und ernährt werde, ja wir werden zuletzt die ganze tierische Welt wieder nur als ein großes Element ansehen, wo ein Geschlecht auf dem andern und durch das andere, wo nicht entsteht, doch sich erhält. Wir werden uns gewöhnen, Verhältnisse und Beziehungen nicht als Bestimmungen und Zwecke anzusehen, und dadurch ganz allein in der Kenntnis, wie sich die bildende Natur von allen Seiten und nach allen Seiten äußert, weiterkommen. Und man wird sich durch die Erfahrung überzeugen, wie es bisher der Fortschritt der Wissenschaft bewiesen hat, daß der reellste und ausgebreitetste Nutzen für die Menschen nur das Resultat großer und uneigennütziger Bemühungen sei, welche weder taglöhnermäßig ihren Lohn am Ende der Woche fordern dürfen, aber auch dagegen ein nützliches Resultat für die Menschheit weder am Ende eines Jahres noch Jahrzehents noch Jahrhunderts vorzulegen brauchen.

DER BRÄUTIGAM

Um Mitternacht, ich schlief, im Busen wachte
Das liebevolle Herz, als wär es Tag;
Der Tag erschien, mir war, als ob es nachte –
Was ist es mir, so viel er bringen mag?

Sie fehlte ja! mein emsig Tun und Streben
Für sie allein ertrug ichs durch die Glut
Der heißen Stunde; welch erquicktes Leben
Am kühlen Abend! lohnend wars und gut.

Die Sonne sank, und Hand in Hand verpflichtet
Begrüßten wir den letzten Segensblick,
Und Auge sprach, ins Auge klar gerichtet:
Von Osten, hoffe nur, sie kommt zurück.

Um Mitternacht, der Sterne Glanz geleitet
Im holden Traum zur Schwelle, wo sie ruht.
O sei auch mir dort auszuruhn bereitet!
Wie es auch sei, das Leben, es ist gut.

*

Wie in jedem Menschen, auch selbst dem gemeinen, sonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bei großen ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig gewesen ist; wie er sich von diesem einen Flecke gleichsam größer fühlt, unermüdlich eben dasselbe erzählend wiederholt und so, auf jene Weise, einen Schatz für sein ganzes Leben gewonnen hat: so ist es auch dem Menschen, der solche große Gegenstände der Natur gesehen und mit ihnen vertraut geworden ist. Er hat, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit andern Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrat von Gewürz, womit er den unschmackhaften Teil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann.

ERINNERUNG

Er: Gedenkst du noch der Stunden,
Wo eins zum andern drang?

Sie: Wenn ich dich nicht gefunden,
War mir der Tag so lang.

Er: Dann herrlich! ein Selbander,
Wie es mich noch erfreut.

Sie: Wir irrten uns aneinander;
Es war eine schöne Zeit.

AUS DER EINLEITUNG ZUR FARBENLEHRE

Das Auge hat sein Dasein dem Licht zu danken. Aus gleichgültigen tierischen Hülfsorganen ruft sich das Licht ein Organ hervor, das seinesgleichen werde, und so bildet sich das Auge am Lichte fürs Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete.

Hierbei erinnern wir uns der alten ionischen Schule, welche mit so großer Bedeutsamkeit immer wiederholte, nur von Gleichem werde Gleiches erkannt, wie auch der Worte eines alten Mystikers, die wir in deutschen Reimen folgendermaßen ausdrücken möchten:

> Wär nicht das Auge sonnenhaft,
> Wie könnten wir das Licht erblicken?
> Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
> Wie könnt uns Göttliches entzücken?

Jene unmittelbare Verwandtschaft des Lichtes und des Auges wird niemand leugnen; aber sich beide zugleich als eins und dasselbe zu denken, hat mehr Schwierigkeit. Indessen wird es faßlicher, wenn man behauptet, im Auge wohne ein ruhendes Licht, das bei der mindesten Veranlassung von innen oder von außen erregt werde. Wir können in der Finsternis durch Forderungen der Einbildungskraft uns die hellsten Bilder hervorrufen. Im Traume erscheinen uns die Gegenstände wie am vollen Tage. Im wachenden Zustande wird uns die leiseste äußere Lichteinwirkung bemerkbar; ja, wenn das Organ einen mechanischen Anstoß erleidet, so springen Licht und Farben hervor.

Vielleicht aber machen hier diejenigen, welche nach einer gewissen Ordnung zu verfahren pflegen, bemerklich, daß wir ja noch nicht einmal entschieden erklärt, was denn Farbe sei. Dieser Frage möchten wir gar gern hier abermals ausweichen und uns auf unsere Ausführung berufen, wo wir umständlich gezeigt, wie sie erscheine. Denn es bleibt uns auch hier nichts übrig, als zu wiederholen, die Farbe sei die gesetzmäßige Natur in bezug auf

den Sinn des Auges. Auch hier müssen wir annehmen, daß jemand diesen Sinn habe, daß jemand die Einwirkung der Natur auf diesen Sinn kenne; denn mit dem Blinden läßt sich nicht von der Farbe reden.

GEGENWART

Alles kündet dich an!
Erscheinet die herrliche Sonne,
Folgst du, so hoff ich es, bald.

Trittst du im Garten hervor,
So bist du die Rose der Rosen,
Lilie der Lilien zugleich.

Wenn du im Tanze dich regst,
So regen sich alle Gestirne
Mit dir und um dich umher.

Nacht! und so wär es denn Nacht!
Nun überscheinst du des Mondes
Lieblichen, ladenden Glanz.

Ladend und lieblich bist du,
Und Blumen, Mond und Gestirne
Huldigen, Sonne, nur dir.

Sonne! so sei du auch mir
Die Schöpferin herrlicher Tage;
Leben und Ewigkeit ists.

VERHÄLTNIS, NEIGUNG, LIEBE, LEIDENSCHAFT, GEWOHNHEIT

Die Liebe, deren Gewalt die Jugend empfindet, ziemt nicht dem Alter; so wie alles, was Produktivität voraussetzt. Daß diese sich mit den Jahren erhält, ist ein seltner Fall.

Alle Ganz- und Halbpoeten machen uns mit der Liebe dergestalt bekannt, daß sie müßte trivial geworden sein, wenn sie sich nicht naturgemäß in voller Kraft und Glanz immer wieder erneute.
Der Mensch, abgesehen von der Herrschaft, in welcher die Passion ihn fesselt, ist noch von manchen notwendigen Verhältnissen gebunden. Wer diese nicht kennt oder in Liebe umwandeln will, der muß unglücklich werden.
Alle Liebe bezieht sich auf Gegenwart; was mir in der Gegenwart angenehm ist, sich abwesend mir immer darstellt, den Wunsch des erneuerten Gegenwärtigseins immerfort erregt, bei Erfüllung dieses Wunsches von einem lebhaften Entzücken, bei Fortsetzung dieses Glücks von einer immer gleichen Anmut begleitet wird, das eigentlich lieben wir, und hieraus folgt, daß wir alles lieben können, was zu unserer Gegenwart gelangen kann; ja, um das Letzte auszusprechen: die Liebe des Göttlichen strebt immer darnach, sich das Höchste zu vergegenwärtigen.
Ganz nahe daran steht die Neigung, aus der nicht selten Liebe sich entwickelt. Sie bezieht sich auf ein reines Verhältnis, das in allem der Liebe gleicht, nur nicht in der notwendigen Forderung einer fortgesetzten Gegenwart.
Diese Neigung kann nach vielen Seiten gerichtet sein, sich auf manche Personen und Gegenstände beziehen, und sie ist es eigentlich, die den Menschen, wenn er sie sich zu erhalten weiß, in einer schönen Folge glücklich macht. Es ist einer eignen Betrachtung wert, daß die Gewohnheit sich vollkommen an die Stelle der Liebesleidenschaft setzen kann; sie fordert nicht sowohl eine anmutige als bequeme Gegenwart, alsdann aber ist sie unüberwindlich. Es gehört viel dazu, ein gewohntes Verhältnis aufzuheben, es besteht gegen alles Widerwärtige; Mißvergnügen, Unwillen, Zorn vermögen nichts gegen dasselbe, ja es überdauert die Verachtung, den Haß.

Die Leidenschaft bringt Leiden! – Wer beschwichtigt,
Beklommnes Herz, dich, das zu viel verloren?
Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönste dir erkoren!
Trüb ist der Geist, verworren das Beginnen;
Die hehre Welt, wie schwindet sie den Sinnen!

Da schwebt hervor Musik mit Engelsschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ewger Schöne:
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götter-Wert der Töne wie der Tränen.

Und so das Herz erleichtert merkt behende,
Daß es noch lebt und schlägt und möchte schlagen,
Zum reinsten Dank der überreichen Spende
Sich selbst erwidernd willig darzutragen.
Da fühlte sich – o daß es ewig bliebe! –
Das Doppel-Glück der Töne wie der Liebe.

*

Früh, wenn Tal, Gebirg und Garten
Nebelschleiern sich enthüllen,
Und dem sehnlichsten Erwarten
Blumenkelche bunt sich füllen;

Wenn der Äther, Wolken tragend,
Mit dem klaren Tage streitet,
Und ein Ostwind, sie verjagend,
Blaue Sonnenbahn bereitet,

Dankst du dann, am Blick dich weidend,
Reiner Brust der Großen, Holden,
Wird die Sonne, rötlich scheidend,
Rings den Horizont vergolden.

Eine höchst wichtige Betrachtung in der Geschichte der Wissenschaften ist die, daß sich aus den ersten Anfängen einer Entdeckung manches in den Gang des Wissens heran- und durchzieht, welches den Fortschritt hindert, sogar öfters lähmt.
Die Gelegenheit der Entdeckung ist freilich höchst wichtig, und die Anfänge geben zu Benennungen Anlaß, die an und für sich selbst nicht schädlich sind. Elektrizität erhielt vom Bernstein ihren Namen, und zwar ganz mit Recht; weil aber hierdurch dem Bernstein diese Eigenschaft zugeeignet wurde, so dauerte es lange, bis man ihm das Glas an die Seite und entgegensetzte.
So hat auch jeder Weg, durch den wir zu einer neuen Entdeckung gelangen, Einfluß auf Ansicht und Theorie. Wir erwehren uns kaum zu denken: was uns zu einer Erscheinung geleite, sei auch der Beginn, die Ursache derselben; dabei beharren wir, anstatt von der umgekehrten Seite heranzugehen und die Probe auf unsere erste Ansicht zu machen, um das Ganze zu gewinnen.
Was würden wir von dem Architekten sagen, der durch eine Seitentüre in den Palast gekommen wäre und nun, bei Beschreibung und Darstellung eines solchen Gebäudes, alles auf diese erste untergeordnete Seite beziehen wollte? und doch geschieht dies in den Wissenschaften jeden Tag. In der Geschichte müssen wir es zugeben, schwer aber wird uns zu bekennen, daß wir selbst noch in solchen Dunkelheiten befangen sind.

SCHLECHTER TROST

Mitternachts weint und schluchzt ich,
Weil ich dein entbehrte.
Da kamen Nachtgespenster,
Und ich schämte mich.
Nachtgespenster, sagt ich,
Schluchzend und weinend
Findet ihr mich, dem ihr sonst

Schlafendem vorüberzogt.
Große Güter vermiß ich.
Denkt nicht schlimmer von mir,
Den ihr sonst weise nanntet;
Großes Übel betrifft ihn! –
Und die Nachtgespenster
Mit langen Gesichtern
Zogen vorbei,
Ob ich weise oder törig,
Völlig unbekümmert.

LESEBUCH

Wunderlichstes Buch der Bücher
Ist das Buch der Liebe;
Aufmerksam hab ichs gelesen:
Wenig Blätter Freuden,
Ganze Hefte Leiden;
Einen Abschnitt macht die Trennung.
Wiedersehn! ein klein Kapitel,
Fragmentarisch. Bände Kummers,
Mit Erklärungen verlängert,
Endlos, ohne Maß.
O Nisami! – doch am Ende
Hast den rechten Weg gefunden;
Unauflösliches, wer löst es?
Liebende, sich wiederfindend.

KUNST UND WISSENSCHAFT UND DIE DEUTSCHEN

Das Glück der griechischen Ausbildung ist schon oft und trefflich dargestellt worden. Gedenken wir nur ihrer bildenden Kunst und des damit so nahe verwandten Theaters. An den Vorzügen ihrer Plastik zweifelt niemand. Daß ihre Malerei, ihr Helldunkel, ihr

Kolorit ebenso hoch gestanden, können wir in vollkommenen Beispielen nicht vor Augen stellen; wir müssen das wenige Übriggebliebene, die historischen Nachrichten, die Analogie, den Naturschritt, das Mögliche zu Hilfe nehmen, und es wird uns kein Zweifel übrig bleiben, daß sie auch in diesem Punkte alle ihre Nachfahren übertroffen.

Zu dem gepriesenen Glück der Griechen muß vorzüglich gerechnet werden, daß sie durch keine äußre Einwirkung irregemacht worden: ein günstiges Geschick, das in der neuern Zeit den Individuen selten, den Nationen nie zuteil wird; denn selbst vollkommene Vorbilder machen irre, indem sie uns veranlassen, notwendige Bildungsstufen zu überspringen, wodurch wir denn meistens am Ziel vorbei in einen grenzenlosen Irrtum geführt werden.

Kehren wir nun zur Vergleichung der Kunst und Wissenschaft zurück, so begegnen wir folgender Betrachtung: Da im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innre, dieser das Äußere fehlt, so müssen wir uns die Wissenschaft notwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgendeine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir diese nicht im Allgemeinen, im Überschwenglichen zu suchen, sondern wie die Kunst sich immer ganz in jedem einzelnen Kunstwerk darstellt, so sollte die Wissenschaft sich auch jedesmal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweisen.

Um aber einer solchen Forderung sich zu nähern, so müßte man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Tätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahndung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften, fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalt es auch sei, entstehen kann.

Wenn diese geforderten Elemente wo nicht widersprechend, doch sich dergestalt gegenüberstehend erscheinen möchten, daß auch die

vorzüglichsten Geister nicht hoffen dürften, sie zu vereinigen, so liegen sie doch in der gesamten Menschheit offenbar da und können jeden Augenblick hervortreten, wenn sie nicht durch Vorteile, durch Eigensinn einzelner Besitzenden und wie sonst alle die verkennenden, zurückschreckenden und tötenden Verneinungen heißen mögen, in dem Augenblick, wo sie allein wirksam sein können, zurückgedrängt werden und die Erscheinung im Entstehen vernichtet wird.

Vielleicht ist es kühn, aber wenigstens in dieser Zeit nötig zu sagen: daß die Gesamtheit jener Elemente vielleicht vor keiner Nation so bereit liegt als vor der deutschen. Denn ob wir gleich, was Wissenschaft und Kunst betrifft, in der seltsamsten Anarchie leben, die uns von jedem erwünschten Zweck immer mehr zu entfernen scheint, so ist es doch eben diese Anarchie, die uns nach und nach aus der Weite ins Enge, aus der Zerstreuung zur Vereinigung drängen muß.

Niemals haben sich die Individuen vielleicht mehr vereinzelt und voneinander abgesondert als gegenwärtig. Jeder möchte das Universum vorstellen und aus sich darstellen; aber indem er mit Leidenschaft die Natur in sich aufnimmt, so ist er auch das Überlieferte, das, was andre geleistet, in sich aufzunehmen genötigt. Tut er es nicht mit Bewußtsein, so wird es ihm unbewußt begegnen; empfängt er es nicht offenbar und gewissenhaft, so mag er es heimlich und gewissenlos ergreifen; mag er es nicht dankbar anerkennen, so werden ihm andere nachspüren: genug, wenn er nur Eigenes und Fremdes, unmittelbar und mittelbar aus den Händen der Natur oder von Vorgängern Empfangenes tüchtig zu bearbeiten und einer bedeutenden Individualität anzueignen weiß, so wird jederzeit für alle ein großer Vorteil daraus entstehen. Und wie dies nun gleichzeitig schnell und heftig geschieht, so muß eine Übereinstimmung daraus entspringen, das, was man in der Kunst Stil zu nennen pflegt, wodurch die Individualitäten im Rechten und Guten immer näher aneinander gerückt und ebendadurch mehr herausgehoben, mehr begünstigt

werden, als wenn sie sich durch seltsame Eigentümlichkeiten karikaturmäßig voneinander zu entfernen streben.

Wem die Bemühungen der Deutschen in diesem Sinne seit mehrern Jahren vor Augen sind, wird sich Beispiele genug zu dem, was wir im allgemeinen aussprechen, vergegenwärtigen können, und wir sagen getrost in Gefolg unserer Überzeugung: an Tiefe sowie an Fleiß hat es dem Deutschen nie gefehlt. Nähert er sich andern Nationen an Bequemlichkeit der Behandlung und übertrifft sie an Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit, so wird man ihm früher oder später die erste Stelle in Wissenschaft und Kunst nicht streitig machen.

*

Im Dorfe war ein groß Gelag,
Man sagt', es sei ein Hochzeittag,
Ich zwängte mich in den Schenken-Saal,
Da drehten die Pärchen allzumal,
Ein jedes Mädchen mit seinem Wicht;
Da gab es manch verliebt Gesicht.
Nun fragt ich endlich nach der Braut –
Mir einer starr ins Angesicht schaut:
„Das mögt Ihr von einem andern hören!
Wir aber tanzen ihr zu Ehren,
Wir tanzen schon drei Tag und Nacht,
Und hat noch niemand an sie gedacht."

Will einer im Leben um sich schauen,
Dergleichen wird man ihm viel vertrauen.

DER VERSUCH ALS VERMITTLER VON OBJEKT UND SUBJEKT

Sobald der Mensch die Gegenstände um sich her gewahr wird, betrachtet er sie in bezug auf sich selbst, und mit Recht. Denn es hängt sein ganzes Schicksal davon ab, ob sie ihm gefallen oder miß-

fallen, ob sie ihn anziehen oder abstoßen, ob sie ihm nutzen oder schaden. Diese ganz natürliche Art, die Sachen anzusehen und zu beurteilen, scheint so leicht zu sein, als sie notwendig ist, und doch ist der Mensch dabei tausend Irrtümern ausgesetzt, die ihn oft beschämen und ihm das Leben verbittern.

Ein weit schwereres Tagewerk übernehmen diejenigen, deren lebhafter Trieb nach Kenntnis die Gegenstände der Natur an sich selbst und in ihren Verhältnissen untereinander zu beobachten strebt: denn sie vermissen bald den Maßstab, der ihnen zu Hilfe kam, wenn sie als Menschen die Dinge in bezug auf sich betrachteten. Es fehlt ihnen der Maßstab des Gefallens und Mißfallens, des Anziehens und Abstoßens, des Nutzens und Schadens; diesem sollen sie ganz entsagen, sie sollen als gleichgültige und gleichsam göttliche Wesen suchen und untersuchen, was ist, und nicht, was behagt. So soll den echten Botaniker weder die Schönheit noch die Nutzbarkeit der Pflanzen rühren, er soll ihre Bildung, ihr Verhältnis zu dem übrigen Pflanzenreiche untersuchen, und wie sie alle von der Sonne hervorgelockt und beschienen werden, so soll er mit einem gleichen ruhigen Blicke sie alle ansehen und übersehen und den Maßstab zu dieser Erkenntnis, die Data der Beurteilung nicht aus sich, sondern aus dem Kreise der Dinge nehmen, die er beobachtet.

Sobald wir einen Gegenstand in Beziehung auf sich selbst und in Verhältnis mit andern betrachten und denselben nicht unmittelbar entweder begehren oder verabscheuen, so werden wir mit einer ruhigen Aufmerksamkeit uns bald von ihm, seinen Teilen, seinen Verhältnissen einen ziemlich deutlichen Begriff machen können. Je weiter wir diese Betrachtungen fortsetzen, je mehr wir Gegenstände untereinander verknüpfen, desto mehr üben wir die Beobachtungsgabe, die in uns ist. Wissen wir in Handlungen diese Erkenntnisse auf uns zu beziehen, so verdienen wir klug genannt zu werden. Für einen jeden wohlorganisierten Menschen, der entweder von Natur mäßig ist oder durch die Umstände mäßig eingeschränkt wird, ist die Klugheit keine schwere Sache: denn das

Leben weist uns bei jedem Schritte zurecht. Allein wenn der Beobachter eben diese scharfe Urteilskraft zur Prüfung geheimer Naturverhältnisse anwenden, wenn er in einer Welt, in der er gleichsam allein ist, auf seine eigenen Tritte und Schritte achtgeben, sich vor jeder Übereilung hüten, seinen Zweck stets in Augen haben soll, ohne doch selbst auf dem Wege irgendeinen nützlichen oder schädlichen Umstand unbemerkt vorbeizulassen, wenn er auch da, wo er von niemand so leicht kontrolliert werden kann, sein eigner strengster Beobachter sein und bei seinen eifrigsten Bemühungen immer gegen sich selbst mißtrauisch sein soll, so sieht wohl jeder, wie streng diese Forderungen sind und wie wenig man hoffen kann, sie ganz erfüllt zu sehen, man mag sie nun an andere oder an sich machen. Doch müssen uns diese Schwierigkeiten, ja, man darf wohl sagen, diese hypothetische Unmöglichkeit, nicht abhalten, das Möglichste zu tun, und wir werden wenigstens am weitsten kommen, wenn wir uns die Mittel im allgemeinen zu vergegenwärtigen suchen, wodurch vorzügliche Menschen die Wissenschaften zu erweitern gewußt haben, wenn wir die Abwege genau bezeichnen, auf welchen sie sich verirrt und auf welchen ihnen manchmal Jahrhunderte eine große Anzahl von Schülern folgten, bis spätere Erfahrungen erst wieder den Beobachter auf den rechten Weg einleiteten.

Daß die Erfahrung, wie in allem, was der Mensch unternimmt, so auch in der Naturlehre, von der ich gegenwärtig vorzüglich spreche, den größten Einfluß habe und haben solle, wird niemand leugnen, so wenig als man den Seelenkräften, in welchen diese Erfahrungen aufgefaßt, zusammengenommen, geordnet und ausgebildet werden, ihre hohe und gleichsam schöpferisch-unabhängige Kraft absprechen wird. Allein wie diese Erfahrungen zu machen und wie sie zu nutzen, wie unsere Kräfte auszubilden und zu brauchen, das kann weder so allgemein bekannt noch anerkannt sein.

Sobald Menschen von scharfen frischen Sinnen auf Gegenstände aufmerksam gemacht werden, findet man sie zu Beobachtungen so geneigt als geschickt. Ich habe dieses oft bemerken können, seit-

dem ich die Lehre des Lichts und der Farben mit Eifer behandele und, wie es zu geschehen pflegt, mich auch mit Personen, denen solche Betrachtungen sonst fremd sind, von dem, was mich soeben sehr interessiert, unterhalte. Sobald ihre Aufmerksamkeit nur rege war, bemerkten sie Phänomene, die ich teils nicht gekannt, teils übersehen hatte, und berichtigten dadurch gar oft eine zu voreilig gefaßte Idee, ja gaben mir Anlaß, schnellere Schritte zu tun und aus der Einschränkung herauszutreten, in welcher uns eine mühsame Untersuchung oft gefangen hält.

Wenn wir die Erfahrungen, welche vor uns gemacht werden, die wir selbst oder andere zu gleicher Zeit mit uns machen, vorsätzlich wiederholen und die Phänomene, die teils zufällig, teils künstlich entstanden sind, wieder darstellen, so nennen wir dieses einen Versuch.

Der Wert eines Versuchs besteht vorzüglich darin, daß er, er sei nun einfach oder zusammengesetzt, unter gewissen Bedingungen mit einem bekannten Apparat und mit erforderlicher Geschicklichkeit jederzeit wieder hervorgebracht werden könne, sooft sich die bedingten Umstände vereinigen lassen. Wir bewundern mit Recht den menschlichen Verstand, wenn wir auch nur obenhin die Kombinationen ansehen, die er zu diesem Endzwecke gemacht hat, und die Maschinen betrachten, die dazu erfunden worden sind und, man darf wohl sagen, täglich erfunden werden.

So schätzbar aber auch ein jeder Versuch, einzeln betrachtet, sein mag, so erhält er doch nur seinen Wert durch Vereinigung und Verbindung mit andern. Aber eben zwei Versuche, die miteinander einige Ähnlichkeit haben, zu vereinigen und zu verbinden, gehört mehr Strenge und Aufmerksamkeit, als selbst scharfe Beobachter oft von sich gefordert haben. Es können zwei Phänomene miteinander verwandt sein, aber doch noch lange nicht so nah, als wir glauben. Zwei Versuche können scheinen, auseinander zu folgen, wenn zwischen ihnen noch eine große Reihe stehen müßte, um sie in eine recht natürliche Verbindung zu bringen.

Man kann sich daher nicht genug in acht nehmen, aus Versuchen

nicht zu geschwind zu folgern: denn beim Übergang von der Erfahrung zum Urteil, von der Erkenntnis zur Anwendung ist es, wo dem Menschen gleichsam wie an einem Passe alle seine inneren Feinde auflauren: Einbildungskraft, Ungeduld, Vorschnelligkeit, Selbstzufriedenheit, Steifheit, Gedankenform, vorgefaßte Meinung, Bequemlichkeit, Leichtsinn, Veränderlichkeit, und wie die ganze Schar mit ihrem Gefolge heißen mag; alle liegen hier im Hinterhalte und überwältigen unversehens sowohl den handelnden Weltmann als auch den stillen, vor allen Leidenschaften gesichert scheinenden Beobachter.

Ich möchte zur Warnung dieser Gefahr, welche größer und näher ist, als man denkt, hier eine Art von Paradoxon aufstellen, um eine lebhaftere Aufmerksamkeit zu erregen. Ich wage nämlich zu behaupten, daß *ein* Versuch, ja mehrere Versuche in Verbindung nichts beweisen, ja, daß nichts gefährlicher sei, als irgendeinen Satz unmittelbar durch Versuche bestätigen zu wollen, und daß die größten Irrtümer eben dadurch entstanden sind, daß man die Gefahr und die Unzulänglichkeit dieser Methode nicht eingesehen. Ich muß mich deutlicher erklären, um nicht in den Verdacht zu geraten, als wollte ich nur etwas Sonderbares sagen.

Eine jede Erfahrung, die wir machen, ein jeder Versuch, durch den wir sie wiederholen, ist eigentlich ein isolierter Teil unserer Erkenntnis; durch öftere Wiederholung bringen wir diese isolierte Kenntnis zur Gewißheit. Es können uns zwei Erfahrungen in demselben Fache bekannt werden, sie können nahe verwandt sein, aber noch näher verwandt scheinen, und gewöhnlich sind wir geneigt, sie für näher verwandt zu halten, als sie sind. Es ist dieses der Natur der Menschen gemäß, die Geschichte des menschlichen Verstandes zeigt uns tausend Beispiele, und ich habe an mir selbst bemerkt, daß ich diesen Fehler oft begehe.

Es ist dieser Fehler mit einem andern nahe verwandt, aus dem er auch meistenteils entspringt. Der Mensch erfreut sich nämlich mehr an der Vorstellung als an der Sache, oder wir müssen vielmehr sagen: der Mensch erfreut sich nur einer Sache, insofern er

sich dieselbe vorstellt, sie muß in seine Sinnesart passen, und er mag seine Vorstellungsart noch so hoch über die gemeine erheben, noch so sehr reinigen, so bleibt sie doch gewöhnlich nur ein Versuch, viele Gegenstände in ein gewisses faßliches Verhältnis zu bringen, das sie, streng genommen, untereinander nicht haben; daher die Neigung zu Hypothesen, zu Theorieen, Terminologieen und Systemen, die wir nicht mißbilligen können, weil sie aus der Organisation unsers Wesens notwendig entspringen.

Wenn von einer Seite eine jede Erfahrung, ein jeder Versuch ihrer Natur nach als isoliert anzusehen sind und von der andern Seite die Kraft des menschlichen Geistes alles, was außer ihr ist und was ihr bekannt wird, mit einer ungeheuern Gewalt zu verbinden strebt, so sieht man die Gefahr leicht ein, welche man läuft, wenn man mit einer gefaßten Idee eine einzelne Erfahrung verbinden oder irgendein Verhältnis, das nicht ganz sinnlich ist, das aber die bildende Kraft des Geistes schon ausgesprochen hat, durch einzelne Versuche beweisen will.

Es entstehen durch eine solche Bemühung meistenteils Theorieen und Systeme, die dem Scharfsinn der Verfasser Ehre machen, die aber, wenn sie mehr, als billig ist, Beifall finden, wenn sie sich länger, als recht ist, erhalten, dem Fortschritte des menschlichen Geistes, den sie in gewissem Sinne befördern, sogleich wieder hemmend und schädlich werden.

Man wird bemerken können, daß ein guter Kopf nur desto mehr Kunst anwendet, je weniger Data vor ihm liegen, daß er, gleichsam seine Herrschaft zu zeigen, selbst aus den vorliegenden Datis nur wenige Günstlinge herauswählt, die ihm schmeicheln, daß er die übrigen so zu ordnen versteht, daß sie ihm nicht geradezu widersprechen, und daß er die feindseligen zuletzt so zu verwickeln, zu umspinnen und beiseite zu bringen weiß, daß wirklich nunmehr das Ganze nicht mehr einer freiwirkenden Republik, sondern einem despotischen Hofe ähnlich wird.

Einem Manne, der so viel Verdienst hat, kann es an Verehrern und Schülern nicht fehlen, die ein solches Gewebe historisch kennen

lernen und bewundern und, insofern es möglich ist, sich die Vorstellungsart ihres Meisters eigen machen. Oft gewinnt eine solche Lehre dergestalt die Überhand, daß man für frech und verwegen gehalten würde, wenn man an ihr zu zweifeln sich erkühnte. Nur spätere Jahrhunderte würden sich an ein solches Heiligtum wagen, den Gegenstand einer Betrachtung dem gemeinem Menschensinne wieder vindizieren, die Sache etwas leichter nehmen und von dem Stifter einer Sekte das wiederholen, was ein witziger Kopf von einem großen Naturlehrer sagt: er wäre ein großer Mann gewesen, wenn er weniger erfunden hätte.

Es möchte aber nicht genug sein, die Gefahr anzuzeigen und vor derselben zu warnen. Es ist billig, daß man wenigstens seine Meinung eröffne und zu erkennen gebe, wie man selbst einen solchen Abweg zu vermeiden glaubt, oder ob man gefunden, wie ihn ein anderer vor uns vermieden habe.

Ich habe vorhin gesagt, daß ich die unmittelbare Anwendung eines Versuchs zum Beweis irgendeiner Hypothese für schädlich halte, und habe dadurch zu erkennen gegeben, daß ich eine mittelbare Anwendung desselben für nützlich ansehe, und da auf diesen Punkt alles ankömmt, so ist es nötig, sich deutlich zu erklären.

In der lebendigen Natur geschieht nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen stehe, und wenn uns die Erfahrungen nur isoliert erscheinen, wenn wir die Versuche nur als isolierte Fakta anzusehen haben, so wird dadurch nicht gesagt, daß sie isoliert seien; es ist nur die Frage: wie finden wir die Verbindung dieser Phänomene, dieser Begebenheiten?

Wir haben oben gesehen, daß diejenigen am ersten dem Irrtume unterworfen waren, welche ein isoliertes Faktum mit ihrer Denk- und Urteilskraft unmittelbar zu verbinden suchten. Dagegen werden wir finden, daß diejenigen am meisten geleistet haben, welche nicht ablassen, alle Seiten und Modifikationen einer einzigen Erfahrung, eines einzigen Versuches nach aller Möglichkeit durchzuforschen und durchzuarbeiten.

Da alles in der Natur, besonders aber die allgemeinern Kräfte

und Elemente in einer ewigen Wirkung und Gegenwirkung sind, so kann man von einem jeden Phänomene sagen, daß es mit unzähligen andern in Verbindung stehe, wie wir von einem frei schwebenden leuchtenden Punkte sagen, daß er seine Strahlen nach allen Seiten aussende. Haben wir also einen solchen Versuch gefaßt, eine solche Erfahrung gemacht, so können wir nicht sorgfältig genug untersuchen, was unmittelbar an ihn grenzt, was zunächst auf ihn folgt. Dieses ists, worauf wir mehr zu sehen haben als auf das, was sich auf ihn bezieht. Die Vermannigfaltigung eines jeden einzelnen Versuches ist also die eigentliche Pflicht eines Naturforschers. Er hat gerade die umgekehrte Pflicht eines Schriftstellers, der unterhalten will. Dieser wird Langeweile erregen, wenn er nichts zu denken übrigläßt, jener muß rastlos arbeiten, als wenn er seinen Nachfolgern nichts zu tun übriglassen wollte, wenn ihn gleich die Disproportion unseres Verstandes zu der Natur der Dinge zeitig genug erinnert, daß kein Mensch Fähigkeiten genug habe, in irgendeiner Sache abzuschließen.

Ich habe in den zwei ersten Stücken meiner „optischen Beiträge" eine solche Reihe von Versuchen aufzustellen gesucht, die zunächst aneinander grenzen und sich unmittelbar berühren, ja, wenn man sie alle genau kennt und übersieht, gleichsam nur einen Versuch ausmachen, nur eine Erfahrung unter den mannigfaltigsten Ansichten darstellen.

Eine solche Erfahrung, die aus mehreren andern besteht, ist offenbar von einer höhern Art. Sie stellt die Formel vor, unter welcher unzählige einzelne Rechnungsexempel ausgedrückt werden. Auf solche Erfahrungen der höheren Art loszuarbeiten, halt ich für höchste Pflicht des Naturforschers, und dahin weist uns das Exempel der vorzüglichsten Männer, die in diesem Fache gearbeitet haben.

Diese Bedächtlichkeit, nur das Nächste ans Nächste zu reihen oder vielmehr das Nächste aus dem Nächsten zu folgern, haben wir von den Mathematikern zu lernen, und selbst da, wo wir uns

keiner Rechnung bedienen, müssen wir immer so zu Werke gehen, als wenn wir dem strengsten Geometer Rechenschaft zu geben schuldig wären.

Denn eigentlich ist es die mathematische Methode, welche wegen ihrer Bedächtlichkeit und Reinheit gleich jeden Sprung in der Assertion offenbart, und ihre Beweise sind eigentlich nur umständliche Ausführungen, daß dasjenige, was in Verbindung vorgebracht wird, schon in seinen einfachen Teilen und in seiner ganzen Folge da gewesen, in seinem ganzen Umfange übersehen und unter allen Bedingungen richtig und unumstößlich erfunden worden. Und so sind ihre Demonstrationen immer mehr Darlegungen, Rekapitulationen als Argumente. Da ich diesen Unterschied hier mache, so sei es mir erlaubt, einen Rückblick zu tun.

Man sieht den großen Unterschied zwischen einer mathematischen Demonstration, welche die ersten Elemente durch so viele Verbindungen durchführt, und zwischen dem Beweis, den ein kluger Redner aus Argumenten führen könnte. Argumente können ganz isolierte Verhältnisse enthalten und dennoch durch Witz und Einbildungskraft auf einen Punkt zusammengeführt und der Schein eines Rechts oder Unrechts, eines Wahren oder Falschen überraschend genug hervorgebracht werden. Ebenso kann man zugunsten eines Hypothese oder Theorie die einzelnen Versuche gleich Argumenten zusammenstellen und einen Beweis führen, der mehr oder weniger blendet.

Wem es dagegen zu tun ist, mit sich selbst und andern redlich zu Werke zu gehen, der wird auf das sorgfältigste die einzelnen Versuche durcharbeiten und so die Erfahrungen der höheren Art auszubilden suchen. Diese lassen sich durch kurze und faßliche Sätze aussprechen, nebeneinander stellen, und wie sie nach und nach ausgebildet worden, können sie geordnet und in ein solches Verhältnis gebracht werden, daß sie so gut als mathematische Sätze entweder einzeln oder zusammengenommen unerschütterlich stehen.

Die Elemente dieser Erfahrungen der höheren Art, welches viele einzelne Versuche sind, können alsdann von jedem untersucht und

geprüft werden, und es ist nicht schwer zu beurteilen, ob die vielen einzelnen Teile durch einen allgemeinen Satz ausgesprochen werden können; denn hier findet keine Willkür statt.
Bei der andern Methode aber, wo wir irgend etwas, das wir behaupten, durch isolierte Versuche gleichsam als durch Argumente beweisen wollen, wird das Urteil öfters nur erschlichen, wenn es nicht gar in Zweifel stehen bleibt. Hat man aber eine Reihe Erfahrungen der höheren Art zusammengebracht, so übe sich alsdann der Verstand, die Einbildungskraft, der Witz an denselben, wie sie nur mögen: es wird nicht schädlich, ja, es wird nützlich sein. Jene erste Arbeit kann nicht sorgfältig, emsig, streng, ja pedantisch genug vorgenommen werden; denn sie wird für Welt und Nachwelt unternommen. Aber diese Materialien müssen in Reihen geordnet und niedergelegt sein, nicht auf eine hypothetische Weise zusammengestellt, nicht zu einer systematischen Form verwendet. Es steht alsdann einem jeden frei, sie nach seiner Art zu verbinden und ein Ganzes daraus zu bilden, das der menschlischen Vorstellungsart überhaupt mehr oder weniger bequem und angenehm sei. Auf diese Weise wird unterschieden, was zu unterscheiden ist, und man kann die Sammlung von Erfahrungen viel schneller und reiner vermehren, als wenn man die späteren Versuche, wie Steine, die nach einem geendigten Bau herbeigeschafft werden, unbenutzt beiseite legen muß.

*

Nicht mehr auf Seidenblatt
Schreib ich symmetrische Reime;
Nicht mehr faß ich sie
In goldne Ranken;
Dem Staub, dem beweglichen, eingezeichnet,
Überweht sie der Wind, aber die Kraft besteht,
Bis zum Mittelpunkt der Erde
Dem Boden angebannt.
Und der Wandrer wird kommen,

Der Liebende. Betritt er
Diese Stelle, ihm zuckts
Durch alle Glieder.
„Hier! vor mir liebte der Liebende.
War es Medschnun, der zarte?
Ferhad, der kräftige? Dschemil, der daurende?
Oder von jenen tausend
Glücklich-Unglücklichen einer?
Er liebte! Ich liebe wie er,
Ich ahnd ihn!"
Suleika, du aber ruhst
Auf dem zarten Polster,
Das ich dir bereitet und geschmückt.
Auch dir zuckts aufweckend durch die Glieder.
„Er ist, der mich ruft, Hatem.
Auch ich rufe dir, o Hatem, Hatem!"

GESPRÄCH
ZWISCHEN WILHELM MEISTER
UND DER SCHÖNEN-GUTEN

Nach Tische ward unser Gespräch lebhafter und vertraulicher, aber eben deshalb konnte ich mehr empfinden und bemerken, daß sie etwas zurückhielt, daß sie mit beunruhigenden Gedanken kämpfte, wie es ihr auch nicht ganz gelang, ihr Gesicht zu erheitern. Nachdem ich hin und her versucht, sie zur Sprache zu bringen, so gestand ich aufrichtig, daß ich ihr gewisse Schwermut, einen Ausdruck von Sorge anzusehen glaubte, seien es häusliche oder Handelsbedrängnisse, sie solle sich mir eröffnen; ich wäre reich genug, eine alte Schuld ihr auf jede Weise abzutragen.
Sie verneinte lächelnd, daß dies der Fall sei. Ich habe, fuhr sie fort, wie Sie zuerst hereintraten, einen von denen Herren zu sehen geglaubt, die mir in Triest Kredit machen, und war mit mir selbst wohl zufrieden, als ich mein Geld vorrätig wußte,

man mochte die ganze Summe oder einen Teil verlangen. Was mich aber drückt, ist doch eine Handelssorge, leider nicht für den Augenblick, nein! für alle Zukunft. Das überhandnehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich, es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam; aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen. Schon mein Gatte war von diesem traurigen Gefühl durchdrungen. Man denkt daran, man spricht davon, und weder Denken noch Reden kann Hilfe bringen. Und wer möchte sich solche Schrecknisse gern vergegenwärtigen! Denken Sie, daß viele Täler sich durchs Gebirg schlingen, wie das, wodurch Sie herabkamen, noch schwebt Ihnen das hübsche frohe Leben vor, das Sie diese Tage her dort gesehen, wovon Ihnen die geputzte Menge allseits andringend gestern das erfreulichste Zeugnis gab; denken Sie, wie das nach und nach zusammensinken, absterben, die Öde, durch Jahrhunderte belebt und bevölkert, wieder in ihre uralte Einsamkeit zurückfallen werde.

Hier bleibt nur ein doppelter Weg, einer so traurig wie der andere; entweder selbst das Neue zu ergreifen und das Verderben zu beschleunigen oder aufzubrechen, die Besten und Würdigsten mit sich fortzuziehen und ein günstigeres Schicksal jenseits der Meere zu suchen. Eins wie das andere hat sein Bedenken, aber wer hilft uns die Gründe abwägen, die uns bestimmen sollen?

*

Ein alter Mann ist stets ein König Lear! –
Was Hand in Hand mitwirkte, stritt,
Ist längst vorbeigegangen;
Was mit und an dir liebte, litt,
Hat sich wo anders angehangen.
Die Jugend ist um ihretwillen hier,
Es wäre törig, zu verlangen:
Komm, ältele du mit mir.

AUS DEN MAXIMEN UND REFLEXIONEN, AUS DEN SPRÜCHEN UND AUS DEN WERKEN

Wie kann sich der Mensch gegen das Unendliche stellen, als wenn er alle geistigen Kräfte, die nach vielen Seiten hingezogen werden, in seinem Innersten, Tiefsten versammelt, wenn er sich fragt: Darfst du dich in der Mitte dieser ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, sobald sich nicht gleichfalls in dir ein beharrlich Bewegtes, um einen reinen Mittelpunkt kreisend, hervortut? Und selbst, wenn es dir schwer würde, diesen Mittelpunkt in deinem Busen aufzufinden, so würdest du ihn daran erkennen, daß eine wohlwollende, wohltätige Wirkung von ihm ausgeht und von ihm Zeugnis gibt.

O diese Zeit hat fürchterliche Zeichen:
Das Niedre schwillt, das Hohe senkt sich nieder,
Als könnte jeder nur am Platz des andern
Befriedigung verworrner Wünsche finden,
Nur dann sich glücklich fühlen, wenn nichts mehr
Zu unterscheiden wäre, wenn wir alle,
Von Einem Strom vermischt dahingerissen,
Im Ozean uns unbemerkt verlören.
O! laßt uns widerstehen, laßt uns tapfer,
Was uns und unser Volk erhalten kann,
Mit doppelt neuvereinter Kraft erhalten!

Nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkommodieren, aus Schwachen, die sich assimilieren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.

Zu allen Zeiten sind es nur die Individuen, welche für die Wissenschaft gewirkt, nicht das Zeitalter. Das Zeitalter wars, das den Sokrates durch Gift hinrichtete, das Zeitalter, das Hussen verbrannte: die Zeitalter sind sich immer gleichgeblieben.

Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich.

Eine richtige Antwort ist wie ein lieblicher Kuß.

Die Gedanken kommen wieder, die Überzeugungen pflanzen sich fort; die Zustände gehen unwiederbringlich vorüber.

Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich gern mit leeren Wortschällen hinhalten: eine Idee darf nicht liberal sein! Kräftig sei sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, produktiv zu sein, erfülle. Noch weniger darf der Begriff liberal sein; denn der hat einen ganz andern Auftrag.

Der Glaube ist ein häuslich heimlich Kapital, wie es öffentliche Spar- und Hülfskassen gibt, woraus man in Tagen der Not einzelnen ihr Bedürfnis reicht; hier nimmt der Gläubige sich seine Zinsen im stillen selbst.

Kennte der Jüngling die Welt genau,
Er würde im ersten Jahre grau.

In der Welt kommts nicht drauf an, daß man die Menschen kenne, sondern, daß man im Augenblick klüger sei als der vor uns Stehende. Alle Jahrmärkte und Marktschreier geben Zeugnis.

Die Natur gerät auf Spezifikationen wie in eine Sackgasse: sie kann nicht durch und mag nicht wieder zurück; daher die Hartnäckigkeit der Nationalbildung.

Jedes Existierende ist ein Analogon alles Existierenden; daher erscheint uns das Dasein immer zu gleicher Zeit gesondert und verknüpft. Folgt man der Analogie zu sehr, so fällt alles identisch zusammen; meidet man sie, so zerstreut sich alles ins Unendliche. In beiden Fällen stagniert die Betrachtung, einmal als überlebendig, das andere Mal als getötet.

Das Höchste wäre: zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist. Die Bläue des Himmels offenbart uns das Grundgesetz der Chromatik. Man suche nur nichts hinter den Phänomenen: sie selbst sind die Lehre.

Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch auch nur Resignation; aber es bleibt ein großer Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resigniere oder innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines bornierten Individuums.

Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?
Das Wesen, wär es, wenn es nicht erschiene?

Verschiedene Sprüche der Alten, die man sich öfters zu wiederholen pflegt, hatten eine ganz andere Bedeutung, als man ihnen in späteren Zeiten geben möchte.

Wer glücklich war, der wiederholt sein Glück im Schmerz.

Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst.

Die Kunst an und für sich selbst ist edel; deshalb fürchtet sich der Künstler nicht vor dem Gemeinen. Ja, indem er es aufnimmt, ist es schon geadelt, und so sehen wir die größten Künstler mit Kühnheit ihr Majestätsrecht ausüben.

Die mimische Tanzkunst würde eigentlich alle bildenden Künste zugrunde richten, und mit Recht. Glücklicherweise ist der Sinnenreiz, den sie bewirkt, so flüchtig, und sie muß, um zu reizen, ins Übertriebene gehen. Dieses schreckt die übrigen Künstler glücklicherweise sogleich ab; doch können sie, wenn sie klug und vorsichtig sind, viel dabei lernen.

Eine Schule ist als ein einziger Mensch anzusehen, der hundert Jahre mit sich selbst spricht und sich in seinem eignen Wesen, und wenn es auch noch so albern wäre, ganz außerordentlich gefällt.

Alles Lebendige bildet eine Atmosphäre um sich her.

Ein irdischer Verlust ist zu bejammern,
Ein geistiger treibt zur Verzweiflung hin.

Das Schöne ist eine Manifestation geheimer Naturgesetze, die uns ohne dessen Erscheinung ewig wären verborgen geblieben.

Wenn der Mensch über sein Physisches oder Moralisches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank.

Alles, was wir treiben und tun, ist ein Abmüden; wohl dem, der nicht müde wird!

Zu nah liegt eine freche Kälte neben
Der heißesten Empfindung unsrer Brust.

Man kann nicht für jedermann leben, besonders für die nicht, mit denen man nicht leben möchte.

Ein dürres Blatt, im Wind getrieben,
Sieht öfters einem Vogel gleich.

Die Mängel erkennt nur der Lieblose; deshalb, um sie einzusehen, muß man auch lieblos werden, aber nicht mehr, als hiezu nötig ist.

Es gibt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.

Narrenpossen, sagte er, sind eure allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu. Daß ein Mensch etwas ganz entschieden verstehe,

vorzüglich leiste, wie nicht leicht ein anderer in der nächsten Umgebung, darauf kommts an.

Wenn alle Bande sich auflösen, wird man zu den häuslichen zurückgewiesen.

Die endliche Ruhe wird nur verspürt,
Sobald der Pol den Pol berührt.

Jede Frau schließt die andre aus, ihrer Natur nach: denn von jeder wird alles gefordert, was dem ganzen Geschlechte zu leisten obliegt. Nicht so verhält es sich mit den Männern. Der Mann verlangt den Mann; er würde sich einen zweiten erschaffen, wenn es keinen gäbe. Eine Frau könnte eine Ewigkeit leben, ohne daran zu denken, sich ihresgleichen hervorzubringen.

Der Alte verliert eins der größten Menschenrechte: er wird nicht mehr von seinesgleichen beurteilt.

Die christliche Religion ist eine intentionierte politische Revolution, die, verfehlt, nachher moralisch geworden ist.

Man könnte zum Scherze sagen, der Mensch sei ganz aus Fehlern zusammengesetzt, wovon einige der Gesellschaft nützlich, andre schädlich, einige brauchbar, einige unbrauchbar gefunden werden. Von jenen spricht man Gutes: nennt sie Tugenden; von diesen Böses: nennt sie Fehler.

Als die Tage noch wuchsen, gefiel das Leben mir wenig,
Nun abnehmend in Eil, könnten gefallen sie mir.

Wer wohl versteht, was so sich schickt und ziemt,
Versteht auch seiner Zeit ein Kränzchen abzujagen;
Doch bist du nur erst hundert Jahr berühmt,
So weiß kein Mensch mehr was von dir zu sagen.

Wenn ich bis an mein Ende rastlos fortwirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag.

Mich läßt der Gedanke an den Tod in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.

MAX HECKER

GOETHES TOD

„Es geht mir schlecht: denn ich bin weder verliebt, noch ist jemand in mich verliebt", so beklagt sich Goethe am 22. Mai 1822 mit scherzhafter Verdrießlichkeit in einem Gespräche mit dem Kanzler v. Müller. Er hat Ähnliches auch wohl sonst gesagt. In fröhlicher Gesellschaft hatte er am 12. August 1801 die Ruine Pleß bei Göttingen besucht; als er sich vierzehn Jahre später dieses Ausflugs erinnert, faßt er seine damalige Empfindung in heiter-ernster Klage zusammen:

Auf diesen Trümmern hab ich auch gesessen,
Vergnügt getrunken und gegessen,
Und in die Welt hinaus geschaut;
War aber wenig nur davon erbaut.
Kein liebes Kind gedachte meiner,
Und ich fürwahr gehörte keiner:
So war die ganze Welt umgraut.

Diese Worte, so harmlos-neckisch sie klingen, eröffnen tiefen Zugang in des Dichters eigenstes Wesen; unter dem Bilde anmutiger Liebeständelei verbirgt sich die Offenbarung einer seelenhaften Grundstimmung, die für alle seine Beziehungen zur wechselnden Umwelt, für sein gesamtes Handeln und Leiden gültig ist. Ihm

ist nur dann das Leben lebenswert, wenn ihn eine geistig-sittliche Erscheinung des menschlichen Daseins, wenn ihn das Rätsel der geheimnisvollen Natur zu lebendiger Teilnahme aufruft. Wie seines Herzens wird er seines ganzen Ichs nur in dauernder Bewegung bewußt: er will lieben und geliebt werden, er will ergriffen werden und ergreifen, er will wirken und im Wirken wachsen, er will schenken und in der Verschwendung sich bereichern. So wirbt er mit unermüdlicher Liebeskraft um die wandelbar-ewigen Formen der Natur und Kunst, die sich ihm mit Zuneigung öffnen, wie sich das Herz einer Braut dem Geliebten erschließt. Darum hat er das Leben so lange festgehalten und das Leben ihn, weil er ihm stets erneuten Inhalt gab; über manchen gefährlichen Krankheitsanfall hinüber hat er Tag an Tag und Jahr an Jahr gebunden, weil er Werk an Werk und Ziel an Ziel zu reihen wußte. Aus seinem Schöpferwillen hat sein physisches Dasein Dauer und die Möglichkeit ununterbrochener Selbsterneuerung geschöpft: das Neue findet ihn immer wieder neu. Die gewaltige Faustdichtung, sie, die strenge Freundin aus stürmender Jugend, die mahnende Begleiterin durch ein strebend bemühtes Mannestum hindurch bis hinein in bedachtsames Greisenalter, sie vor allem hat den Dichter ans Leben gekettet; wie sie alle seine Kräfte in Anspruch nahm, so hat sie auch alle Kräfte lebendig erhalten. Dieses Werk, einmal ans Licht des Tages gehoben, hat nicht geduldet, daß sich das Leben seines Schöpfers vollende, ehe es nicht selbst vollendet sei.

Und nun liegt seit der Mitte des Augusts 1831 der Faust vor dem Dichter fertig da; schon das Tagebuch vom 22. Juli meldet: „Letztes Mundum. Alles Reingeschriebene eingeheftet." Das gewichtige Manuskript, von Schreiberhand geschrieben, von Goethe selbst vielfach gebessert und ergänzt, wird eingesiegelt, damit nun endlich ein wirkliches Ende sei; es ist dazu bestimmt, den Bänden des dichterischen Nachlasses dereinst vermehrtes Gewicht zu geben. Wer will sich erdreisten, den Gefühlen nachzuspüren, mit denen Goethe die kostbaren Blätter in ihre Hülle geborgen haben wird:

das „Hauptgeschäft" ist abgetan, des Lebens letztes Ziel erreicht. Zwar hat der Nimmermüde schon lange vorher neue Fäden angesponnen, die in die Folgezeit hineinleiten, er hat sich, nun da im Reiche der Dichtung der Gipfel beharrlichen Schritts erreicht ist, zur Naturwissenschaft gewendet: er ordnet ältere morphologische Arbeiten für die künftigen Nachlaßbände, er gibt aufs neue den „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären" von 1790 heraus, den er mit bedächtigem Bericht über den Gang seiner botanischen Studien versieht, er will seine Betrachtungen über die Spiraltendenz der Gewächse zusammenschließen, er erwägt den Gedanken, die Farbenlehre, dieses sein vielgeliebtes Schmerzenskind, „zwar nicht zu einem Lesebuch, aber doch zu einem lesbaren Buche" zusammenzudrängen. Auch ist auffallend, wie sehr sich der Briefwechsel mit Zelter, mit Marianne v. Willemer belebt. Aber alle diese Pläne und Beschäftigungen sind doch nur ein letztes Verebben der Schaffelust; die gespannten Saiten eines gewaltigen Geistes, die mit mächtigen Akkorden die Welt gefüllt hatten, schwingen noch lange in immer leiserem Verzittern, ehe sie für immer verstummen. Das Hauptgeschäft ist vollendet; der Mittelpunkt, um den dieses tätige Leben gekreist hat, ist aufgehoben.

Einundachtzig Jahre ist Goethe alt, als er am 28. August 1831, sieben Monate vor seinem Abscheiden, den letzten Geburtstag feiert: „Faust, im höchsten Alter wandelnd." Nicht ohne Spuren zu hinterlassen, ist die Flucht der Zeit mit Freude und Schmerz, mit Arbeit und Spiel, mit Liebe und Haß über dieses königliche Haupt dahingegangen: das Haar über der gefurchten Stirne ist ergraut, die Schläfen sind eingefallen, die Wangen schlaff, in die Hornhaut des braunen Auges, des strahlenden, das weit geöffnet war, alle Schönheit und Merkwürdigkeit der Erde freudig zu erfassen, hat sich ein mißfarbener Altersring eingegraben, und die Lippen sind schmal geworden und pressen sich fest aufeinander, als gelte es, ein tiefstes Weltgeheimnis zu bewahren. Auch die Gestalt zeigt nicht mehr die selbstbewußt aufrechte Haltung der

Mannesjahre: wenn jetzt der Greis sinnend seinen stillen Klostergarten durchschreitet, so trägt er Kopf und Nacken leicht vorgeneigt; seine Schultern senken sich sacht der endlichen Ruhe zu. Ob er wohl, wenn er auf schweigsamem Gang zwischen duftenden Beeten dann vor einer Blume betrachtend Halt macht, unter dem Farbenschmelz ihrer Blüte den geheimnisvollen Lettern nachforscht, die das ewige Schicksal unvermeidbarer Vergänglichkeit verkünden? Um wieviel hinfälliger und flüchtiger ist die Blume als der Mensch, und doch ist sie dauerhafter als er; denn weil ihr bewußte Individualisation in animalischem Sinne versagt geblieben ist, kennt sie kein bewußtes animalisches Sterben, und die Blume des künftigen Jahres ist dieselbe wie die heutige, von ihr nur in der Erscheinung unterschieden. Ob der Hochbetagte, der einst so Lebensfreudige, der sich sonst immer mit entschiedenster Daseinsbejahung von jedem Gedanken an Tod und Grab abgekehrt hat, nun nicht täglich williger dem nahenden Tage entgegenlauscht, der auch ihn der schönen und lehrreichen Erde entrücken wird? Wohl war es ein Bild erhabensten Menschentums, dieses Leben unverdrossener Arbeit und Mühe, jedem strebenden Geiste eine Mahnung, auch in bescheidenstem Kreise seiner zugewiesenen Pflicht Genüge zu tun; aber mit schauernder Ehrfurcht sehen wir die gelassene Hoheit, mit der sich ein Auserwählter allgemeinem Menschenlose unterwirft.

An dem letzten Geburtstage, den das Schicksal ihm schenkt, nimmt Goethe Abschied vom Leben. In Weimar enthüllt man das gewaltige Bildwerk, das schon jetzt den noch Lebenden in der mythisch übermenschlichen Größe darstellt, mit der er über flacher Nachwelt ragen wird, die von David d'Angers geschaffene Büste. Goethe ist nach Ilmenau gefahren, jenem kleinen Städtchen im Thüringer Walde, das einst so viele übermütig-laute und seelenvoll-glückliche Tage gesehen hatte. Er sucht am 27. August auf der Gipfelhöhe des Kickelhahns die Jägerhütte auf, die ihm in jener denkwürdigen Mondnacht des 6. Septembers 1780 anspruchloses Obdach geboten hatte; er will hier oben ein Erinnerungsfest, ein

Abschiedsfest begehen. Er will das Ende an den Anfang anknüpfen. Wie man von hohem Berge ins Tal hinabschaut, so will er vom letzten Gipfel des Lebens mit beruhigtem Blick in die Vergangenheit niederblicken: das Gelungene tritt vor und erheitert, das Mißlungene ist vergessen und verschmerzt. Er „rekognosziert" sein „Nachtlied", das er damals mit flüchtigen Bleistiftzügen an die Bretterwand angeschrieben hatte, und die tröstlichen Worte:

Warte nur, balde
Ruhest du auch,

damals nur die Verheißung der besänftigenden Ruhe eines stillen Schlafes, aus dem ein neuer Morgen ihn zu neuer Tat und neuer Liebe wecken soll, werden nun zum Ausdruck der Gewißheit jener tieferen Nacht, der kein irdisches Erwachen folgt. Er wehrt sich gegen diese Gewißheit nicht mehr: sein Leben ist ausgelebt. Die gleichmütige Natur, wie sie vor Goethes müdem Auge daliegt, ist die alte, vertraute geblieben im heiligen Wechsel von Blüte und Frucht; aber die Welt hat sich geändert. „Nun wollen wir gehen", spricht Goethe auf dem Kickelhahn zu seinem Begleiter und wendet sich entschlossen zum Abstieg.

Den Heimgekehrten umfängt sein Haus mit der warmen Behaglichkeit altgewohnter Verhältnisse. Die Enkel bringen ihre kindlichen Sorgen und Freuden getragen, die Schwiegertochter die Aufregungen einer vergnügungssüchtigen Gesellschaft. Die vertrauten Freunde sitzen in heiter-geistreichem Gespräche an seinem gastlichen Tisch, anmutige Frauen wetteifern, die kleinen Gaben ihrer Verehrung darzubringen, jeden Donnerstag tritt zu festgesetzter Stunde die Großherzogin ein. Ein letztes Mal poltert Zelter in die abgeschiedene Dichterstube, um mit derbem Witz das Getriebe Berlins in dem stillen Raume aufsteigen zu lassen. In einsamen Stunden neigt sich Goethe über kostbare Blätter seiner Kunstsammlung; abends muß Ottilie vorlesen, und mit gütiger Duldsamkeit läßt der Alte es geschehen, daß ihre unruhigen Gedanken mehr einen unbeständigen Helden ihrer schweifenden



Weimar 1832
23. März, n. d. N. gez. v. Heinrich Matthäi

Liebessehnsucht als die Feldherrn des griechischen Geschichts-
schreibers umflattern. Dem Blicke des Seelenkünders kann es
nicht verborgen geblieben sein, welche Gefahren durch die zügel-
lose Phantastik dieser lebensgierigen Frau heraufbeschworen
werden können: so hat er denn beizeiten daran gedacht, über
seine dereinstige Hinterlassenschaft feste Bestimmungen zu treffen.
In langwierigen Verhandlungen mit dem Kanzler v. Müller ent-
worfen, liegt sein Testament, das die drei Enkelkinder zu Univer-
salerben einsetzt, schon seit dem 6. Januar 1831 unterschrieben
da; Nachträge vom 22. Januar und 15. Mai geben Anweisung,
wie mit dem schriftstellerischen Nachlaß zu verfahren sei. Ein um-
sichtiger Familienvater hat nach bestem Wissen sein Haus be-
stellt; er legt den Ausgang seiner treuen Überlegungen ver-
trauensvoll auf die Kniee der Götter.

So geht der Winter dahin, im sonst so kalten Thüringen ein
trüber regnerischer Winter. Nur selten fällt scharfer Frost vom
wolkenlosen Himmel. Schon um die Mitte des Januars 1832
bricht das Eis der Saale; schon um den 17. März verkünden
rauhnasse Stürme das Nahen des Frühlings. Trotz ungünstiger
Witterung werden am 13. und 14. März mittägige Spazier-
fahrten gewagt; der Dichter, so möchte man meinen, sucht durch
seine verwegene Ungeduld das Nahen der lang entbehrten Sonne
zu beschleunigen. „Fragt man mich," so hatte er erst vor wenigen
Tagen in einer tiefsinnigen Unterhaltung mit Eckermann ge-
sprochen, „fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne
zu verehren, so sage ich: durchaus! Denn sie ist eine Offenbarung
des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern
wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die
zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und
sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns." Er hat die Sonne
des jungen Jahres nicht mehr gesehen; die Ausfahrt des 14. März
ist die letzte geblieben. Donnerstag, der 15. März, ist der letzte
Tag, für den die Reinschrift des Tagebuches den üblichen Über-
blick enthält. Auch für sein Tagebuch hat Goethe vorbereitende

Entwürfe herzustellen gepflegt; ein einziger hat sich davon erhalten: eben der, der der letzte geblieben ist. Er trägt zunächst einen knappen Entwurf zu dem ausführlichen Tagebucheintrag von Donnerstag, dem 15. März. Dann heißt es: „Freitag, den 16. ejusdem. Den ganzen Tag wegen Unwohlseins im Bette zugebracht." Dann folgt noch die Überschrift des nächsten Tages: „Sonnabend". Und dann folgt nichts mehr! Der Tod schickt sich an, sein unwiderrufbares Finis unter Tagebuch und Leben zu setzen; das Sterben beginnt.

Wir wissen: Goethe ist gestorben, weil seine Sendung durchaus erfüllt war. Nach Vollendung seiner schicksalgesetzten Aufgabe mußte das tragende Leben in den Urgrund der Dinge zurücksinken. Aber wir wollen auch erfahren, welchen Mittels sich die lösende Natur bedient hat, die Vereinigung der geistig-körperlichen Kräfte aufzuheben. In jener Todesanzeige, mit der die Hinterbliebenen den Freunden das Hinscheiden Goethes bekannt gemacht haben, heißt es: er starb „am Stickfluß infolge eines nervös gewordenen Katarrhalfiebers". Wir dürfen annehmen, daß unter Katarrhalfieber eine durch Erkältung hervorgerufene Erkrankung an Grippe oder Influenza zu verstehen sei, wie denn eben damals die Grippe in Weimar und anderen Orten als endemische Krankheit nicht selten war. Diese Grippe ist zum Teil in ein Nervenfieber übergegangen, das Herz hat sich der fieberhaften Infektion gegenüber als zu schwach erwiesen, eine Lungenlähmung ist die Folge gewesen. So ist Goethe gestorben.

Über Goethes letzte Lebenstage und seinen Tod liegen mehrere Berichte vor, die nicht in allen Einzelheiten übereinstimmen. Es liegt uns fern, ihre Aussagen kritisch gegeneinander abzuwägen. So steht es gleich anfangs nicht fest, bei welcher Gelegenheit Goethe sich die verhängnisvolle Erkältung zugezogen haben mag, die des Endes Anfang gewesen ist. Am 15. März, einem Donnerstag, fühlt sich Goethe unbehaglich, er ißt wenig und ohne Appetit und geht zeitig zu Bette. Die Nacht ist unruhig, Frost wechselt mit Hitze, ein häufiger trockener Husten quält den

Schlaflosen, in den äußeren Teilen der Brust macht sich Schmerz fühlbar. So wird denn am Morgen der Arzt gerufen: es ist Freitag, der 16. Hofrat Dr. Carl Vogel kommt, ein Mann, den Goethe als Menschen und als Mediziner aufs höchste schätzt. Der Kranke schlummert, als Vogel gegen acht Uhr bei ihm eintritt; er erwacht, ohne sich sogleich ermuntern zu können. Der matte Blick der geröteten Augen, die wiederholten Hustenanfälle, die Heiserkeit der Stimme, die Zerschlagenheit der Glieder, vor allem aber eine ungewöhnliche Teilnahmlosigkeit sind bedenkliche Zeichen. Angemessene Arznei und leichteste Nahrung werden verordnet. „Den ganzen Tag wegen Unwohlseins im Bette zugebracht": so der Entwurf zum Tagebuchbericht, der letzte! Eine sichtliche Besserung zeigt sich im Laufe der Stunden: der Kopf wird freier, der Blick lebhafter, der Husten seltener, die Haut scheint sich mit wohltätigem Schweiß bedecken zu wollen; in den Abendstunden hat sich der Geist schon so weit zur sonstigen Regsamkeit zurückgefunden, daß Freund Riemer für ein leichtes Geplauder über Sprachstudien Aufmerksamkeit erwarten darf. Die Besserung schreitet in den nächsten Tagen stetig fort: will der Tod noch einmal an dem verehrten Haupte vorübergehen? Die Nächte füllen sich mehr und mehr mit erquickendem Schlaf, der Husten schwindet, die Brustschmerzen sind gewichen. Die Eßlust belebt sich: ein Glas des üblichen Würzburger Tischweins zum Mittag, ein Glas Madeira zum Frühstück darf erlaubt werden. Schon am Sonntag, dem 18. März, verläßt Goethe für mehrere Stunden das Bett, am Montag bleibt er fast den ganzen Tag über auf. Er ist noch matt und körperlich angegriffen; aber das Gemüt ist heiter, die Aufmerksamkeit lebendig. Die Neigung zur Beschäftigung kehrt zurück: ein französisches Heft wird gelesen, eine Kupferstichmappe durchgesehen; der sichtlich Genesende fragt nach den Vorgängen seines Amtsbereichs. Er wird täglich gesprächiger, die Freude an scherzhafter Unterhaltung wacht wieder auf. Um die Mitte der Nacht vom 19. zum 20. März aber, vom Montag zum Diens-

tag, wacht Goethe auf, er empfindet Kälte, die sich, von den Händen aufsteigend und immer stärker werdend, über den ganzen Körper verbreitet, der frühere Schmerz fällt die gequälte Brust mit vermehrter Heftigkeit an. Der Diener möchte den Arzt rufen, Goethe erlaubt es nicht, „weil ja nur Leiden, aber keine Gefahr vorhanden sei". Vogel wird erst am Morgen um 1/29 Uhr herbeigeholt. Ein jammervoller Anblick erwartet ihn. Fürchterlichste Angst und Unruhe treiben den Kranken mit jagender Hast bald ins Bett, bald auf den neben dem Bette stehenden Lehnstuhl. Die Zähne klappern vor Frost. Der Schmerz der Brust preßt dem Gefolterten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge sind verzerrt, das Antlitz aschgrau, die trüben Augen tief in ihre Höhlen gesunken, der Blick drückt die gräßlichste Todesangst aus. Der ganze eiskalte Körper trieft von Schweiß, der schnelle Puls ist kaum zu fühlen, heftigster Durst quält den Kranken. Mühsam einzeln ausgestoßene Worte geben die Besorgnis vor einer Wiederholung jenes Blutsturzes zu erkennen, der schon einmal, im November 1830, den durch den Tod des Sohnes aus allen Lebensfugen gerissenen Greis dem Grabe nahegebracht hatte. Schnelles Handeln ist geboten. Es gelingt dem Arzt in anderthalbstündiger Mühe noch einmal, den allgemeinen Zustand zu bessern, den Schmerz der Brust zu beseitigen; schwacher Zimtaufguß, mit Wein gemischt, stillt den heftigen Durst. Der Abend sieht den Kranken in leidlichem Behagen. Schon am Vormittag hatte er, halb bewußt- und willenlos, eine Anweisung an die Kassenverwaltung unterzeichnet, der jungen Bildhauerin Angelika Facius als Beitrag für ihren Studienaufenthalt in Berlin hundert Taler auszuzahlen; nun am Abend freut er sich, von Vogel zu vernehmen, daß auch eine andere Vergütung, die er dringlich befürwortet hatte, durch großherzogliches Reskript bewilligt worden sei: er bleibt „liebevoll bis zum letzten Hauche". Eine Freundin der Schwiegertochter, die reizende Gräfin Louise Vaudreuil, sendet ihm ihr Bild: der letzte Gruß der herrlichen Gotteswelt, die dieses bewegliche Herz so oft beglückt hat, ist ein Abbild weiblicher

Schönheit. „Nun, der Künstler soll gelobt werden," spricht Goethe, „der nicht verdarb, was die Natur so schön vollendete." Bekleidet mit seinem weißen Schlafrock, eine leichte Decke über den Beinen, die Augen geschützt durch einen grünen Schirm, so sitzt der verehrungswürdige Greis im Lehnsessel neben dem Bette, freundlich und gefaßt, verklärt in seiner rührenden Schwäche. Bis auf wenige Tage ist es nun gerade ein Jahr her, daß Goethe den eben gekauften grünen Lehnstuhl dem getreuen Eckermann gezeigt hatte: „Ich werde ihn jedoch wenig oder gar nicht gebrauchen", hatte er damals gesagt – nun benutzt er ihn, um darin zu sterben!
Aber noch ein voller Tag ist ihm im Dasein vergönnt: der 21. März, ein Mittwoch. Wie ein freiheitslüsterner Vogel, der auf der Schwelle seines Käfigs die Flügel ausbreitet und wieder zusammenfaltet, zaudernd, ob er dem liebgewordenen Gefängnis entfliehen soll, so Goethes Geist; immer wieder wird der geistig-körperliche Niedergang durch hoffnunggebende Pausen unterbrochen, in denen der Atem freier geht und die verschattenden Schleier sich von Augen und Seele sichtlich hinwegheben. Bis weit in den Vormittag hinein bleibt ein zaghafter Ausblick auf Besserung gestattet; am Nachmittag sogar zuckt die erlöschende Flamme noch einmal schüchtern empor. Aber dann entscheidet sichs. Ein leises Rasseln in der Brust, schon am Vormittag vernehmbar, im Verlauf des Tages in lauteres Röcheln übergehend, kündet die todbringende Lungenlähmung an. Der kalte Körper ist von Schweiß überströmt, die Kälte steigt, der Puls verliert sich, das Antlitz wird fahl. Die Sinne schwinden; immer häufiger folgen sich immer längere Dämmerzustände.
So kommt die Nacht, die nur zu kurze letzte Lebensnacht, die der langen Nacht des Todes vorangeht. Aus schlafähnlicher Benommenheit kehrt der Sterbende hin und wieder zum Bewußtsein zurück; er befiehlt dem Diener Friedrich, ein zeitgeschichtlich-politisches Buch, das die Großherzogin geschickt hat (es ist des schweizerischen Staatsmannes Salvandy „Seize Mois ou la Révolution de 1830 et les Révolutionaires"), aufzuschneiden

und zwischen zwei Lichtern vor ihn hinzulegen: mit schwacher Hand wendet er die Blätter, zu lesen vermag er nicht mehr.

Und dann der letzte Morgen, der Morgen des 22. März. Friedsam und still ruht Goethe im grünen Lehnsessel. Neben ihm kauert auf dem Bette Ottilie; sie war am Tage zumeist fern geblieben und hatte nur in gefahrdrohenden Nächten im Arbeitszimmer gewacht; nun hält sie die Hand des Scheidenden. Im Arbeitszimmer weilen mit ihrem Hauslehrer die Enkelknaben, bei ihnen der Diener Friedrich und Goethes Sekretär Johann John. In einem anderen Raume harren die nächsten Freunde und Arbeitsgenossen des Ausgangs: Riemer, Eckermann und Kräuter, Soret, Coudray und der Kanzler v. Müller; Dr. Vogel geht ab und zu. Gelegentlich tritt der eine oder andere von ihnen in die enge Türe des Schlafstübchens und lauscht auf die Atemzüge des Schlummernden, auf die zusammenhanglosen Worte, die er träumend vor sich hinmurmelt. Die Züge des gesenkten Antlitzes sind beruhigt; die Furcht des Irdischen ist von dem Vollendeten abgefallen, der den schweren Kampf der Todesnot bereits in jenem Angstanfall des 20. März überstanden hat. In letztem Spiele scheint die erlöschende Phantasie schwache, heitere Bilder durch das verdämmernde Bewußtsein zu werfen. Die Leiden der Krankheit sind gewichen; kein Gedanke des nahen Endes, kein Vorgefühl des Todes beunruhigt die Seele, die, in ihrer Schwäche keiner klaren Begriffe mehr fähig, sich eher an dem Truggedanken baldiger Genesung zu ergötzen scheint.

Gegen neun Uhr verlangt Goethe zu trinken; er richtet sich im Sessel auf und leert das mit Wein und Wasser gefüllte Glas. Dann erhebt er sich vollends, unterstützt von John und Friedrich, und fragt stehend, welches Datum man schreibe. Man erwidert: den 22. März. „Also hat der Frühling begonnen," sagt Goethe, „und wir können uns um so eher erholen." Er setzt sich in seinen Lehnstuhl, er verfällt in leichten Schlummer, er beginnt zu träumen und flüstert abgebrochene Sätze. Das Gemälde der Gräfin Vaudreuil scheint vor ihm aufzutauchen; er murmelt: „Seht den

schönen weiblichen Kopf, mit schwarzen Locken, in prächtigem Kolorit auf dunklem Hintergrunde." Zu halber Besinnung flüchtig erwacht, spinnt er die Vorstellungen seiner Träume weiter: „Friedrich, gib mir die Mappe da mit den Zeichnungen." Eine Mappe ist nicht da, so will Friedrich ein Buch reichen. „Nicht dies Buch, sondern die Mappe." Friedrich erklärt, eine Mappe sei nicht vorhanden. „Nun, so war's wohl ein Gespenst", sagt Goethe; er meint damit das von einem früheren Eindruck im Auge zurückgebliebene subjektive Bild. Er fragt nach der Zeit. Es ist zehn Uhr; Goethe fordert sein Frühstück. Man bringt kleingeschnittenes kaltes Geflügel, von dem Goethe einige Stückchen zu sich nimmt. Er möchte trinken; doch nach kurzem Schluck setzt er das Glas ab: „Du hast mir doch keinen Zucker in den Wein getan?" Er bestellt für Mittag ein bestimmtes Gericht und wünscht, daß am nächsten Sonnabend Dr. Vogel, der ständige Tischgast dieses Tages, seine Lieblingsspeise finde. Von John und Friedrich läßt er sich ein letztes Mal aufrichten; aber er schwankt und sinkt in den Sessel zurück: „Komm, mein Töchterchen, und gib mir ein Pfötchen", spricht er zu Ottilie. Und dann sein letztes Wort: „Öffnet doch den Fensterladen, damit mehr Licht hereinkomme." In Besinnungslosigkeit zurückgefallen, hebt er wie träumend die rechte Hand, der Mittelfinger scheint in der Luft Buchstaben zu malen, die Hand sinkt tiefer und tiefer, und der Finger fährt fort, auf der Kniedecke zu schreiben. Zur Rechten des Sessels steht Coudray: er sieht mit Schrecken, wie die Finger der Hände sich blau färben, er hebt den Augenschirm hinweg und sieht Goethes Auge gebrochen. Immer schwächer wird Goethe, und immer schwerer geht sein Atem, er drückt sich bequem in die linke Seite seines Sessels: er stirbt. Es ist 11½ Uhr.

Schon früh hat man begonnen, Goethes letztes Wort (daß es wirklich das letzte war, bezeugen Coudray in seinen unmittelbar nach Goethes Tode verfaßten Aufzeichnungen und der Kanzler v. Müller zu bedeutungschwerem Symbol für des Dichters ganzes Leben umzudeuten: „Mehr Licht!" Solche Vergeistigung lag nahe;

sie war nicht unberechtigt. Denn auch der karge Schein des trüben Vorfrühlingstages war jener heiligen Sonne entflossen, der Goethes Auge, weil es selbst sonnenhaft war, auch noch im Brechen zu begegnen strebte, auch er eine Wirkung ewiger Gott-Natur, in deren Schoß sein Göttliches zurückzukehren sich anschickte.
Im Vorraum zu Goethes Arbeitszimmer stand und steht noch heute eine hohe Uhr. Sie war vorzeiten im Flur des väterlichen Hauses aufgestellt gewesen; ihr Gang und Schlag hatte die Stunden des Knaben und Jünglings bezeichnet. Er hatte den vertrauten Klang wieder vernommen, als er nach langen Jahren, ein Mann auf der Höhe des Lebens und Ruhmes, in stiller Nacht an dem alten Hause vorübergeschritten war; ein fürstlicher Freund hatte dann das werte Erbstück erworben und dem Dichter als Geburtstagsgabe dargebracht. Nun, in seiner Sterbestunde, hält Ottilie die Zeiger an: nun weisen sie noch immer auf jene Stunde. Die Zeit ist aufgehoben in diesen geweihten Räumen, die Goethes Leben und Goethes Tod gesehen haben: hier weht fühlbar der Hauch der Ewigkeit.

*

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat;
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner Tat.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg aus Folge neue Kraft;
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

So löst sich jene große Frage
Nach unserm zweiten Vaterland;
Denn das Beständige der irdschen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

Gesungen bei Goethes Bestattung

Chorus ~~[illegible]~~ mysticus.

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß;
Das Unbeschreibliche
Hier ist es gethan;
Das Ewig=Weibliche
Zieht uns hinan.

GOETHE

IM INSEL-VERLAG

Was wär ich ohne dich, Freund Publikum?
All mein Empfinden Selbstgespräch,
All meine Freude stumm.

I. Gesamtausgaben der Werke

Goethe: Sämtliche Werke in siebzehn Bänden. Herausgegeben von Fritz Bergemann, Hans Gerhard Gräf, Max Hecker, Gunther Ipsen, Kurt Jahn und Carl Schüddekopf. Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 150.—; in Leder M 260.—

Die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben, die Goethes ungeheures Lebenswerk auf rund 15000 Seiten ausbreitet. Einer der wesentlichsten inneren Vorzüge dieser Ausgabe ist ihre Anordnung: die einzelnen Werke sind nach ihrer Zugehörigkeit in Gruppen geteilt, innerhalb dieser aber wieder zeitlich geordnet, ferner sind im Gegensatz zu anderen Ausgaben, die nur die Lesarten verzeichnen, die wichtigsten Werke in den verschiedenen Fassungen wiedergegeben. So wurde der Faust in dreierlei Gestalt, der Werther von 1774 neben der völligen Umgestaltung von 1787, Wilhelm Meisters theatralische Sendung neben den Lehrjahren, die Stella aus dem Jahre 1776 neben der späteren Bearbeitung aufgenommen. Die Naturwissenschaftlichen Schriften werden in einer den Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung tragenden reichen Auswahl geboten, vor allem mit den zur Farbenlehre gehörigen 48 meist farbigen Tafeln.

Die Bände sind auch einzeln ohne Bandbezeichnung unter folgenden Titeln erhältlich:

I. Romane und Novellen I. In Leinen M 10.—
II. Romane und Novellen II (Wilhelm Meister). In Leinen M 9.—
III. Autobiographische Schriften I (Dichtung und Wahrheit). In Leinen M 8.—
IV. Autobiographische Schriften II. In Leinen M 8.—
V. Autobiographische Schriften III. In Leinen M 9.—
VI. Dramatische Dichtungen I (Faust). In Leinen M 6.—
VII. Dramatische Dichtungen II (vor der italienischen Reise entstanden). In Leinen M 9.—
VIII. Dramatische Dichtungen III (nach der italienischen Reise entstanden). In Leinen M 10.—
IX. Kunstschriften I. In Leinen M 9.—
X. Kunstschriften II. In Leinen M 9.—
XI. Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Dichtungen. In Leinen M 9.—
XII. Schriften zur Literatur- und Kulturgeschichte I. In Leinen M 9.—
XIII. Schriften zur Literatur- und Kulturgeschichte II. In Leinen M 9.—

XIV/XV. Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge. 2 Bände. In Leinen M 12.—

XVI/XVII. Naturwissenschaftliche Schriften. 2 Bände. In Leinen M 24.—

In gleicher Ausstattung erschienen die in den Abteilungen III und IV aufgeführten Briefe, Tagebücher und Gespräche (4 Bände), so daß Goethes Lebenswerk in einer einheitlichen Ausgabe von insgesamt 21 Bänden vorliegt.

Goethes Werke in sechs Bänden. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. 85. Tausend. In Leinen M 24.—; in Halbleder M 38.—

Diese Ausgabe, die unter dem Namen „Der Volksgoethe" berühmt geworden ist, umfaßt:

I. Gedichte. Faust. – II. Dramen. – III. Romane. Novellen. Epische Dichtungen. – IV. Wilhelm Meister. –V. Dichtung und Wahrheit.– VI. Vermischte Schriften.

II. Einzelausgaben der Werke

(Dünndruckausgaben, mit Ausnahme der Gedicht-Auswahl und der Liebesgedichte.)

Dichtung und Wahrheit. In Leinen M 8.—

Farbenlehre. Vollständige Ausgabe. Mit 32 farbigen Tafeln. Eingeleitet von Gunther Ipsen. In Leinen M 12.—

Faust. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. 130. Tausend. In Leinen M 4.—; in Leder M 7.50

Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge. 2 Bände. In Leinen M 12.—; in Leder M 20.—

Gedichte. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. In Leinen M 3.50

Italienische Reise. In Leinen M 6.—

Liebesgedichte. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. In Pappband M 3.—

Naturwissenschaftliche Schriften. Mit vielen Abbildungen und 32 farbigen Bildtafeln. Herausgegeben von Gunther Ipsen. Zwei Bände. In Leinen M 24.—; in Leder M 34.—

West-östlicher Divan. In Leinen M 3.50

Wilhelm Meister. (Lehr- und Wanderjahre, Wilhelm Meisters Theatralische Sendung.) In Leinen M 9.—

III. Goethes Briefe

Goethes Briefe und Tagebücher. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Ausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. In Leinen M 20.—; in Leder M 32.—
Leitgedanke dieser umfangreichen Auswahl war, alle dichterisch und menschlich bedeutsamen Äußerungen Goethes zu bringen, sowie alles, was bezeichnend ist für seine Anschauungen über Kunst und Leben, Gott und Welt. Über 1000 Briefe an die wichtigsten der Persönlichkeiten, die mit Goethe im Briefwechsel gestanden haben, und über 800 Tagebuch-Eintragungen sind hier zusammengestellt.

Die Briefe des jungen Goethe. Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Roethe. In Leinen M 3.50

Briefe an Charlotte von Stein. Nach den Handschriften neu herausgegeben von Julius Petersen. Vier Bände. In Leinen M 14.—

Goethes Briefe an Frau von Stein. In Auswahl herausgegeben von Julius Petersen. Mit 6 Silhouetten. In Leinen M 3.50

Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund des von Reinhold Steig bearbeiteten handschriftlichen Nachlasses neu herausgegeben von Fritz Bergemann. Mit 17 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50
Erst diese Ausgabe ermöglicht es uns, das dämonische Kind Bettina, ein Rätselwesen wie Mignon, in seinem wahren Verhältnis zu Goethe zu sehen. Die umfangreiche Einleitung folgt vorsichtig deutend dem Lebensweg Bettinas, schildert die Beziehungen zwischen dem Dichter und seiner „kleinen Freundin" und zeichnet die Hintergründe zu diesem wechselvollen Spiel.

Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer. Herausgegeben von Max Hecker. In Leinen M 7.—
Der Briefwechsel mit Marianne von Willemer, der Suleika des West-östlichen Divans, ist nicht nur der einzig vollständig erhaltene, den Goethe mit einer geliebten Frau geführt hat, er ist auch durch die bezwingende Anmut von Mariannes Persönlichkeit von höchstem Reiz. Nach langem Fehlen liegt das Buch nunmehr in neuer, mustergültiger Bearbeitung durch Max Hecker vor.

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von Max Hecker. Drei Bände. In Leinen M 18.—

August Wilhelm und Friedrich Schlegel im Briefwechsel mit Schiller und Goethe. Herausgegeben von Josef Körner und Ernst Wieneke. In Leinen M 8.—

IV. Goethes Gespräche

Goethes Gespräche mit Eckermann. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—

Goethes Gespräche ohne die Gespräche mit Eckermann. Ausgewählt von Flodoard Freiherrn von Biedermann. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 10.—; in Leder M 16.—
Aus der vollständigen fünfbändigen Sammlung von Goethes Gesprächen ist diese Gestalt und Wesen des Dichters spiegelnde Auswahl zusammengestellt, in der auf 750 Seiten die lebendigste und anschaulichste Goethebiographie geschaffen wurde, die sich denken läßt.

V. Goethes Handzeichnungen

Dreißig Handzeichnungen Goethes. In Originalgröße durch mehrfarbigen Lichtdruck wiedergegeben. Einmalige Auflage von 300 Exemplaren. Die Blätter in Passepartout, das Ganze in Leinenmappe. Subskriptionspreis M 225.—
Zum ersten Male seit der Erschließung des Goethischen Nachlasses vor 45 Jahren wird in originalgetreuen Faksimiles eine Reihe von Handzeichnungen des Dichters vorgelegt, die sein künstlerisches Schaffen von der Jugend bis ins Alter begleiten. Nicht Goethe, der Schüler von Zeichenmeistern, spricht aus den dreißig Blättern zur Nachwelt, sondern Goethe, der große Dilettant, der die Elemente der Kunst trotz mehrfacher Anläufe nicht voll eroberte, doch mit der Leidenschaft des Auges die Natur erfaßte, um bei aller Gebundenheit an die Sehweite seines Jahrhunderts diese ebensooft überraschend zu überfliegen. In solchem Sinne bietet die Mappe die künstlerisch stärksten Blätter aus Goethes Hinterlassenschaft.

VI. Goethe-Literatur

Eugen Kühnemann: Goethe. Zwei starke Bände. In Leinen M 24.—
Dieses zweibändige Werk, die Frucht der Denkarbeit von drei Jahrzehnten, stellt den Faust in den Mittelpunkt des Goethe'schen Lebens und entwickelt es an der Hand dieser unserer größten Dichtung. Es ist das Werk eines leidenschaftlich ergriffenen Menschen, eines Mannes, der, auf der Höhe eines reichen Lebens und fruchtbaren Wirkens stehend, jung geblieben ist und aus einer großen Liebe zu uns allen spricht.

Franz Landsberger: Die Kunst der Goethezeit. Kunst und Kunstanschauung von 1750 bis 1830. Mit 213 Abbildungen. In Leinen M 14.— Dieses zum Goethejahr 1932 erschienene Buch ist die erste wirkliche Kunstgeschichte dieser Zeit. Aus der Aschenbrödelrolle herausgenommen, die sie bisher in der Kunstgeschichte spielte, stellt sich uns hier die Kunst der Goethezeit als eine abgeschlossene, der Vergangenheit wie dem Kommenden gegenüber klar abgegrenzte Kunstepoche dar.

Goethe im Bildnis. Mit 102 Bildtafeln. Herausgegeben von Hans Wahl. In Leinen M 6.50
Wie sah Goethe aus? Noch nie ist auf diese Frage eine so gründliche und umfassende Antwort gegeben worden, wie in diesem Buche, das zugleich die erwünschteste Ergänzung aller Goethebiographieen ist.

Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bisher erschienen neun Bände mit vielen Bildtafeln. In Halbleinen Band 1—9 zum Gesamtpreis von M 45.—

Hans Wahl: Die Dornburger Schlösser. Mit 17 Abbildungen. In Pappband M 3.—

Oskar Walzel: Vom Geistesleben alter und neuer Zeit. Gesammelte Aufsätze. Zweite, vermehrte Auflage. In Halbleinen M 8.— Darin: Die künstlerische Form des jungen Goethe und der deutschen Romantik. – Goethe und das Problem der Faustischen Natur. – Goethes „Wahlverwandtschaften" im Rahmen ihrer Zeit.

VII. Goethe in der Insel-Bücherei
(Jeder Band 90 Pfennig)

Chronik von Goethes Leben. Zusammengestellt von Flodoard Freiherrn von Biedermann. (Nr. 415)
Diese Aneinanderreihung der wichtigsten Daten und Tatsachen des Goethe'schen Lebens ist das getreueste Spiegelbild seiner körperlichen und geistigen Existenz und seiner Umwelt. Ehrfürchtig durchmessen wir in diesen Kolumnen die erstaunliche Weite und Breite seines Lebensweges.

Emerson: Natur. (Mit Goethes Hymnus an die Natur.) (Nr. 72)

Faust in ursprünglicher Gestalt: Der Urfaust. (Nr. 61)

Goethe über seinen Faust. (Nr. 44)

Geschichte Gottfrieds von Berlichingen: „Der Urgötz". (Nr. 160)

Hermann und Dorothea. (Nr. 363)

Novelle. Mit 36 Zeichnungen von Bernhard Hasler. (Nr. 296)

Die Metamorphose der Pflanzen. (Nr. 380)

Goethes Briefe an Auguste zu Stolberg. (Nr. 10)

Goethes Lili in ihren Briefen. (Nr. 255)

Henrich Stillings Jugend. Von Goethe bearbeitet und herausgegeben. (Nr. 248)

Karl Friedrich Zelters Reisebriefe an Goethe. (Nr. 244)

Goethe-Lieder von Franz Schubert. Für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. Herausgegeben von Max Friedländer. (Nr. 284)

Emerson: On Nature, with Goethe's „Natur". (Pandora Nr. 4)

VIII. Goethekreis und Goethezeit

Die Briefe der Frau Rath Goethe. Gesammelt und herausgegeben von Albert Köster. Zwei Bände. Sechste Auflage. In Leinen M 10.—

Briefe von Goethes Mutter. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Neue Ausgabe mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 5.—

Bettina von Arnim: Die Günderode. Eingeleitet von Heinz Amelung. In Leinen M 6.—

Beethovens Briefe. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. Neue Ausgabe. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.—

Clemens Brentano: Frühlingskranz. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. In Leinen M 6.—

Carolinens Leben in ihren Briefen. Eingeleitet von Ricarda Huch. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 7.—
„Sie ist nicht bloß eine Meisterin, sondern wirklich ein Genie im Briefschreiben" – so hat Kuno Fischer von den Briefen Carolinens gesagt, die zwei bedeutenden Männern, August Wilhelm Schlegel und Schelling, vermählt gewesen ist.

Chodowiecki: Von Berlin nach Danzig. Eine Künstlerfahrt im Jahre 1773. 108 Lichtdrucke nach den Originalen in der Akademie der Künste zu Berlin. In Pappband M 15.—

Joseph von Eichendorff: Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Franz Schultz. In zwei Bänden. In Leinen M 7.50

Johann Georg Hamann: Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Widmaier. In Halbpergament M 6.—

Die Brautbriefe Wilhelms und Carolinens von Humboldt. Herausgegeben von Albert Leitzmann. In Leinen M 7.—

Wilhelm von Humboldt: Briefe an eine Freundin (Charlotte Diede). In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. In Leinen M 3.50

Heinrich von Kleist: Sämtliche Werke. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Band. In Leinen M 10.—; in Leder M 16.—

Briefe Heinrich von Kleists. Herausgegeben von Friedrich Michael. In Leinen M 3.50

Wolfgang Amadeus Mozarts Leben in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50

Romain Rolland: Beethovens Meisterjahre (von der Eroica bis zur Appassionata). Aus dem Französischen übertragen von Th. Mutzenbecher. Mit 29 Abbildungen und einem Faksimile. In Leinen M 12.—; in Halbleder M 16.—

Philipp Otto Runge: Sein Leben und sein Werk. Von Paul Ferdinand Schmidt. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 10.—

Schiller: Sämtliche Werke in sieben Bänden. Ausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 50.—; in Leder M 80.—

Arthur Schurig: Wolfgang Amade Mozart. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. In Leinen M 18.—

Wackenroder und Tieck: Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Mit einer Einleitung von Oskar Walzel. In Leinen M 3.50

Joachim Winckelmann: Kleine Schriften und Briefe. Herausgegeben von Hermann Uhde-Bernays. Zwei Bände. Mit 22 Bildtafeln. In Leinen M 12.—

IX. Liebhaber-Ausgaben

Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand. Dramatisiert von J. W. Goethe. Mit Lithographien von Werner Schmidt. 220 numerierte Exemplare auf Büttenpapier. In Pappband M 15.—

Die Leiden des jungen Werther. Mit den elf Kupfern und einer Rödelstudie von Chodowiecki. In Pappband M 6.—; in Halbleder M 8.—

Stella. Ein Schauspiel für Liebende. In der ursprünglichen Fassung. Gedruckt als vierter Druck der Staatlichen Akademie für Buchgewerbe und Graphik zu Leipzig in 320 numerierten Exemplaren auf Büttenpapier. In Halbpergament M 20.—; in Lederhandband M 35.–

Italienische Reise. Mit den Zeichnungen Goethes und seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom Goethe-Nationalmuseum (Folio). In Halbleder M 50.—; in Leder M 80.—

Es ist Goethes eigener Plan gewesen, eine illustrierte Ausgabe seiner „Italienischen Reise" zu veranstalten, worein die reiche zeichnerische Ernte jener Jahre aufgenommen werden sollte, sowohl was er selbst skizziert und ausgeführt, als was er von der Hand der Freunde und Kunstgenossen gesammelt und heimgebracht hatte. Dieser Plan, der einst an den Schwierigkeiten der technischen Reproduktion gescheitert ist, konnte erst in der Gegenwart mit den vollendeten Mitteln des Lichtdrucks ausgeführt werden.

Katalog der Sammlung Kippenberg. (Goethe. Faust. Alt-Weimar.) Zweite Ausgabe. Mit 73 Lichtdrucktafeln und Faksimiles. 600 numerierte Exemplare. Zwei Bände und ein Registerband. In Halbleder M 120.—

Dieser Katalog der größten Goethe-Sammlung, die sich in privatem Besitz befindet, erschließt die Welt Goethes in einer Fülle und Breite, wie sie an ein und derselben Stelle nirgends wieder anzutreffen ist. Drei Bände umfassen an Büchern, Handschriften, Kunstblättern, Plastiken und Silhouetten das Ganze der Goethe'schen Existenz.

X. Vergriffene Ausgaben

Goethe: Annette. Faksimile-Wiedergabe der 1767 von Ernst Wolfgang Behrisch geschriebenen Liedersammlung des Leipziger Studenten J. W. Goethe. Hergestellt in den Werkstätten der Staatlichen Akademie zu Leipzig. Einmalige Auflage in 300 numerierten Exemplaren. 1923.

Goethe: Das römische Carneval. Nachbildung der Originalausgabe, Weimar und Gotha 1789, in 250 numerierten Exemplaren. Mit gestochenem Titel, den 20 illuminierten Tafeln und dem Originalumschlag. 1905.

Goethe: Römische Elegien. Faksimile-Ausgabe der Handschrift aus dem Goethe-Schiller-Archiv. Mit einem beigefügten Nachwort von Max Hecker. Einmalige Auflage in 240 Exemplaren. 1920.

Goethe: Faust. Eine Tragödie. Mit siebzehn Lichtdrucktafeln nach den Lithographien von Eugène Delacroix. Einmalige Auflage. 615 Exemplare, davon Nr. 1–100 auf van-Gelder-Büttenpapier. 1912.

Goethe: West-östlicher Divan. Textrevision von Max Hecker. Gedruckt nach Angaben und mit Zeichnungen von Marcus Behmer in einer einmaligen Auflage von 1300 Exemplaren; davon 100 numerierte Exemplare auf Japanpapier. 1910.

Goethe: Neue Lieder in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. Leipzig, Bey Bernhard Christoph Breitkopf & Sohn. 1770. Lithographische Nachbildung der Originalausgabe in 300 Exemplaren, mit einem Nachwort von Albert Köster. 1906.

Goethe: Die neue Melusine. Mit acht Lithographien von W. Harwerth. Gedruckt als zweiter Druck der Staatlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe zu Leipzig in 350 Exemplaren. 1922.

Goethe: Die Leiden des jungen Werthers. Erster Theil – Zweyter Theil. Leipzig 1774, in der Weygandschen Buchhandlung. Faksimile-Neudruck in 500 numerierten Exemplaren. Titel-Vignette in Kupferdruck. 1907.

Goethe: Die Leiden des jungen Werther. Mit den elf Kupfern und sechs Lichtdrucktafeln nach Handzeichnungen von Chodowiecki. 400 numerierte Exemplare. In Nr. 1–25 erfolgte der Druck der Kupferstiche von den unverstählten Platten. 1910.

Goethe: Hermann und Dorothea. Mit Titel und Initialen von F. W. Kleukens. Zweiter Druck der Ernst-Ludwig-Presse. Druck in Schwarz, Grün und Gold. 200 Exemplare, davon 20 auf Japanpapier. 1908.

Goethe: Gott und Welt. Einundzwanzigster Druck der Ernst-Ludwig-Presse. 100 Exemplare, davon 30 auf Japan. 1913.

Die Natur. Ein Hymnus von Goethe. Druck der Ernst-Ludwig-Presse. Erster Druck als Frühlingsgeschenk des Insel-Verlages in 120 Exemplaren, davon 20 auf Japan; zweiter Druck in 100 Exemplaren, davon 20 auf Japan. 1910 und 1911.

Goethe: Trilogie der Leidenschaft. Druck der Ernst-Ludwig-Presse. 300 Exemplare, davon 50 auf Japan. 1912.

Goethe: Reise-, Zerstreuungs- und Trostbüchlein vom September 1806 bis dahin 1807. Der Prinzeß Caroline von Weimar unterthänigst gewidmet von Goethe. Farbige Faksimile-Wiedergabe in 400 numerierten Exemplaren. Mit einem Nachwort von Hans Wahl. 1927.

Der junge Goethe. Begründet von Salomon Hirzel. Neu herausgegeben von Max Morris. Sechs Bände mit 45 Lichtdrucktafeln. 1909–1912.

Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften herausgegeben von Hans Gerhard Gräf und Albert Leitzmann. Drei Bände. 1912.

Musen-Almanach für 1797, herausgegeben von Schiller. Mit dem Titelkupfer, den sämtlichen Musikbeilagen und dem Originalumschlag. Neudruck in 300 numerierten Exemplaren. Mit einem gesondert beigefügten Geleitwort von Hanns Holzschuher. 1907.

Corona Schröter: Fünfundzwanzig Lieder, in Musik gesetzt. Weimar 1786. Faksimile-Neudruck mit einem Nachwort von Leopold Schmidt. 225 numerierte Exemplare. 1907.

Carl Schüddekopf: Goethes Tod. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen. Mit sechs Faksimiles und Lichtdrucken. 1907.

Waldemar von Wasielewski: Goethes meteorologische Studien. Mit neun Tafeln in Lichtdruck. 1910.

Das Goethe-Nationalmuseum zu Weimar. Große Ausgabe des Führers, im Auftrag der Direktion bearbeitet von M. Schuette. Mit 32 Grundrissen und 26 Bildertafeln. 1910.

Johann Heinrich Merck: Schriften und Briefwechsel. In Auswahl herausgegeben von Kurt Wolff. Mit einem Porträt Mercks in Lichtdruck und Faksimiles. Zwei Bände. 1909.

Johann Heinrich Merck: Briefe an die Herzogin-Mutter Anna Amalia und an den Herzog Carl August von Sachsen-Weimar. Zum ersten Male herausgegeben und erläutert von Hans Gerhard Gräf. 1911.

Rodolphe Töpffer: La Bibliothèque de mon oncle. Faksimile-Ausgabe des vom Verfasser an Goethe gesandten Widmungsexemplares mit zahlreichen Federzeichnungen. Mit einem beigefügten Nachwort von Walther Vulpius. Einmalige Auflage von 800 Exemplaren. 1923.

Weimar in den Befreiungskriegen. Drei Teile. 1911–1913.

Erster Teil: Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806–1813. Von Kanzler Friedrich von Müller. Mit dem Bildnis Friedrich v. Müllers.

Zweiter Teil: Johannes Falks Kriegsbüchlein. Darstellung der Kriegsdrangsale Weimars in dem Zeitraum von 1806–1813. Aus Aktenstücken und Originalbriefen einiger deutscher Männer. Mit dem Bildnis Joh. Falks.

Dritter Teil: Weimarische Berichte und Briefe aus den Freiheitskriegen. 1806–1815. Herausgegeben von Friedrich Schulze. Mit zahlreichen Abbildungen.

INHALT

DIE BILDER

★

Die Originale der abgebildeten vier Handzeichnungen Goethes befinden sich im Goethe-Nationalmuseum, Weimar, die der anderen Abbildungen in der Sammlung Kippenberg, Leipzig.

Der Almanach wurde herausgegeben von A. Kippenberg.
Zeichnung des Umschlags von F. H. Ehmcke; Druck des Textes durch Poeschel & Trepte, der Bilder durch Fr. Richter in Leipzig.



INSEL-ALMANACH

DIE BILDER

★

Die Originale der abgebildeten vier Handzeichnungen Goethes befinden sich im Goethe-Nationalmuseum, Weimar, die der anderen Abbildungen in der Sammlung Kippenberg, Leipzig.

Der Almanach wurde herausgegeben von A. Kippenberg.
Zeichnung des Umschlags von F. H. Ehmcke; Druck des Textes durch Poeschel & Trepte, der Bilder durch Fr. Richter in Leipzig.



INSEL-ALMANACH

INSEL-ALMANACH AUF DAS JAHR 1933



ZU LEIPZIG IM INSEL-VERLAG

KALENDARIUM

Unsre Tage sind zu dunkel, um nicht eine neue Sonne zu verheißen. Auf diese Sonne warte ich.

Paul de Lagarde

	[illegible]		[illegible]		[illegible]
1	NEUJAHR	1	MITTWOCH	1	ASCHERMITT.
2	MONTAG	2	DONNERSTAG	2	DONNERSTAG
3	DIENSTAG	3	FREITAG	3	FREITAG
4	MITTWOCH	4	SONNABEND	4	SONNABEND
5	DONNERSTAG	5	5. SONNT. N. EP.	5	INVOCAVIT
6	EPIPHANIAS	6	MONTAG	6	MONTAG
7	SONNABEND	7	DIENSTAG	7	DIENSTAG
8	1. SONNT. N. EP.	8	MITTWOCH	8	MITTWOCH
9	MONTAG	9	DONNERSTAG	9	DONNERSTAG
10	DIENSTAG	10	FREITAG	10	FREITAG
11	MITTWOCH	11	SONNABEND	11	SONNABEND
12	DONNERSTAG	12	SEPTUAGESIM.	12	REMINISCERE
13	FREITAG	13	MONTAG	13	MONTAG
14	SONNABEND	14	DIENSTAG	14	DIENSTAG
15	2. SONNT. N. EP.	15	MITTWOCH	15	MITTWOCH
16	MONTAG	16	DONNERSTAG	16	DONNERSTAG
17	DIENSTAG	17	FREITAG	17	FREITAG
18	MITTWOCH	18	SONNABEND	18	SONNABEND
19	DONNERSTAG	19	SEXAGESIMA	19	OCULI
20	FREITAG	20	MONTAG	20	MONTAG
21	SONNABEND	21	DIENSTAG	21	DIENSTAG
22	3. SONNT. N. EP.	22	MITTWOCH	22	MITTWOCH
23	MONTAG	23	DONNERSTAG	23	DONNERSTAG
24	DIENSTAG	24	FREITAG	24	FREITAG
25	MITTWOCH	25	SONNABEND	25	SONNABEND
26	DONNERSTAG	26	ESTOMIHI	26	LAETARE
27	FREITAG	27	MONTAG	27	MONTAG
28	SONNABEND	28	FASTNACHT	28	DIENSTAG
29	4. SONNT. N. EP.			29	MITTWOCH
30	MONTAG			30	DONNERSTAG
31	DIENSTAG			31	FREITAG

APRIL		MAI		JUNI	
1	SONNABEND	1	MONTAG	1	DONNERSTAG
2	JUDICA	2	DIENSTAG	2	FREITAG
3	MONTAG	3	MITTWOCH	3	SONNABEND
4	DIENSTAG	4	DONNERSTAG	4	PFINGSTSONN.
5	MITTWOCH	5	FREITAG	5	PFINGSTMONT.
6	DONNERSTAG	6	SONNABEND	6	DIENSTAG
7	FREITAG	7	JUBILATE	7	MITTWOCH
8	SONNABEND	8	MONTAG	8	DONNERSTAG
9	PALMARUM	9	DIENSTAG	9	FREITAG
10	MONTAG	10	MITTWOCH	10	SONNABEND
11	DIENSTAG	11	DONNERSTAG	11	TRINITATIS
12	MITTWOCH	12	FREITAG	12	MONTAG
13	GRÜNDONN.	13	SONNABEND	13	DIENSTAG
14	KARFREITAG	14	CANTATE	14	MITTWOCH
15	SONNABEND	15	MONTAG	15	DONNERSTAG
16	OSTERSONNT.	16	DIENSTAG	16	FREITAG
17	OSTERMONT.	17	MITTWOCH	17	SONNABEND
18	DIENSTAG	18	DONNERSTAG	18	1. SONNT. N.TR.
19	MITTWOCH	19	FREITAG	19	MONTAG
20	DONNERSTAG	20	SONNABEND	20	DIENSTAG
21	FREITAG	21	ROGATE	21	MITTWOCH
22	SONNABEND	22	MONTAG	22	DONNERSTAG
23	QUASIMODOG.	23	DIENSTAG	23	FREITAG
24	MONTAG	24	MITTWOCH	24	SONNABEND
25	DIENSTAG	25	HIMMELFAHRT	25	2. SONNT. N.TR.
26	MITTWOCH	26	FREITAG	26	MONTAG
27	DONNERSTAG	27	SONNABEND	27	DIENSTAG
28	FREITAG	28	EXAUDI	28	MITTWOCH
29	SONNABEND	29	MONTAG	29	DONNERSTAG
30	MIS. DOMINI	30	DIENSTAG	30	FREITAG
		31	MITTWOCH		

JULI

1	SONNABEND
2	3. SONNT. N.TR.
3	MONTAG
4	DIENSTAG
5	MITTWOCH
6	DONNERSTAG
7	FREITAG
8	SONNABEND
9	4. SONNT. N.TR.
10	MONTAG
11	DIENSTAG
12	MITTWOCH
13	DONNERSTAG
14	FREITAG
15	SONNABEND
16	5. SONNT. N.TR.
17	MONTAG
18	DIENSTAG
19	MITTWOCH
20	DONNERSTAG
21	FREITAG
22	SONNABEND
23	6. SONNT. N.TR.
24	MONTAG
25	DIENSTAG
26	MITTWOCH
27	DONNERSTAG
28	FREITAG
29	SONNABEND
30	7. SONNT. N.TR.
31	MONTAG

AUGUST

1	DIENSTAG
2	MITTWOCH
3	DONNERSTAG
4	FREITAG
5	SONNABEND
6	8. SONNT. N.TR.
7	MONTAG
8	DIENSTAG
9	MITTWOCH
10	DONNERSTAG
11	FREITAG
12	SONNABEND
13	9. SONNT. N.TR.
14	MONTAG
15	DIENSTAG
16	MITTWOCH
17	DONNERSTAG
18	FREITAG
19	SONNABEND
20	10. SONN. N. TR.
21	MONTAG
22	DIENSTAG
23	MITTWOCH
24	DONNERSTAG
25	FREITAG
26	SONNABEND
27	11. SONN. N. TR.
28	MONTAG
29	DIENSTAG
30	MITTWOCH
31	DONNERSTAG

SEPTEMBER

1	FREITAG
2	SONNABEND
3	12. SONN. N. TR.
4	MONTAG
5	DIENSTAG
6	MITTWOCH
7	DONNERSTAG
8	FREITAG
9	SONNABEND
10	13. SONN. N. TR.
11	MONTAG
12	DIENSTAG
13	MITTWOCH
14	DONNERSTAG
15	FREITAG
16	SONNABEND
17	14. SONN. N. TR.
18	MONTAG
19	DIENSTAG
20	MITTWOCH
21	DONNERSTAG
22	FREITAG
23	SONNABEND
24	15. SONN. N. TR.
25	MONTAG
26	DIENSTAG
27	MITTWOCH
28	DONNERSTAG
29	FREITAG
30	SONNABEND



	OKTOBER		NOVEMB		DECEMB
1	16. SONN. N. TR.	1	MITTWOCH	1	FREITAG
2	MONTAG	2	DONNERSTAG	2	SONNABEND
3	DIENSTAG	3	FREITAG	3	1. ADVENT
4	MITTWOCH	4	SONNABEND	4	MONTAG
5	DONNERSTAG	5	21. SONN. N. TR.	5	DIENSTAG
6	FREITAG	6	MONTAG	6	MITTWOCH
7	SONNABEND	7	DIENSTAG	7	DONNERSTAG
8	17. SONN. N. TR.	8	MITTWOCH	8	FREITAG
9	MONTAG	9	DONNERSTAG	9	SONNABEND
10	DIENSTAG	10	FREITAG	10	2. ADVENT
11	MITTWOCH	11	SONNABEND	11	MONTAG
12	DONNERSTAG	12	22. SONN. N. TR.	12	DIENSTAG
13	FREITAG	13	MONTAG	13	MITTWOCH
14	SONNABEND	14	DIENSTAG	14	DONNERSTAG
15	18. SONN. N. TR.	15	MITTWOCH	15	FREITAG
16	MONTAG	16	DONNERSTAG	16	SONNABEND
17	DIENSTAG	17	FREITAG	17	3. ADVENT
18	MITTWOCH	18	SONNABEND	18	MONTAG
19	DONNERSTAG	19	23. SONN. N. TR.	19	DIENSTAG
20	FREITAG	20	MONTAG	20	MITTWOCH
21	SONNABEND	21	DIENSTAG	21	DONNERSTAG
22	19. SONN. N. TR.	22	BUSSTAG	22	FREITAG
23	MONTAG	23	DONNERSTAG	23	SONNABEND
24	DIENSTAG	24	FREITAG	24	4. ADVENT
25	MITTWOCH	25	SONNABEND	25	WEIHNACHTEN
26	DONNERSTAG	26	TOTENFEST	26	2. WEIHN. TAG
27	FREITAG	27	MONTAG	27	MITTWOCH
28	SONNABEND	28	DIENSTAG	28	DONNERSTAG
29	20. SONN. N. TR.	29	MITTWOCH	29	FREITAG
30	MONTAG	30	DONNERSTAG	30	SONNABEND
31	REFORMAT.			31	SONNT. N. W.

FELIX TIMMERMANS / DER GÖTTLICHE KEHRREIM

In einer wüsten Höhle, oben auf einem felsigen Berg, neben einem fürchterlichen Bergstrom, hält sich Franziskus mit Bruder Leo und Bruder Bonizio auf, um die Regel neu zu schreiben. Das war ganz plötzlich gekommen. Nachdem er noch einen Sommer und einen Winter lang traurig umhergeirrt, war er wieder in Portiunkula gelandet, wo er, ständig betend, heftige Schmerzen litt. Er hatte einen sonderbaren Traum: Soweit man sehen konnte, war das ganze Land voll hungernder Brüder. Um jeden zu sättigen, sammelte er Brotkrumen auf der Erde und gab jedem eine. Wie könnte man aber davon satt werden? Er war ganz verzweifelt. Da sprach die himmlische Stimme seiner Träume: „Mache aus allen Krumen eine Hostie und gib jedem davon, der danach verlangt.“ Er machte eine Hostie, und jeder, der davon aß, wurde ordentlich satt. Wer nichts nehmen wollte oder sie wieder ausspie, bekam plötzlich den Aussatz. Am nächsten Tage wurde ihm der Sinn dieses Gesichtes, dieses Traumes klar. Die Krumen sind die Worte des Evangeliums, die Hostie ist die Regel, der Aussatz die Sünde. Mache eine Hostie daraus, schreibe die Regel neu. Wenn Gott spricht, ist er nicht mehr zu halten. Sofort machte er sich mit den beiden Brüdern auf in die Felsen von Fontecolombo. Er ist still in sich gekehrt, ernst und entschlossen. „Du und ich“, spricht er zu Gott. Zwischen ihm und Gott, dem ewigen Gott, der sich im Licht der Milliarden Sterne verbirgt, wird die Regel geschrieben werden. Franziskus nimmt

es nicht leicht. In der Tiefe dieser Höhle liegt er flach am Boden und lauscht mit der Seele auf das, was Gott ihm in der Einsamkeit eingeben wird. Dem Ausgang näher steht Bruder Bonizio und lauscht. Leo hat das Pergament auf einen Stein gelegt und schreibt, was Bonizio dem Franziskus nachspricht. So dringt die neue Regel aus dem Dunkel an das Licht des Tages. Alle drei warten, der eine auf Gott, der zweite auf Franziskus, der dritte auf Bonizio. Ab und zu nur ein Satz; stunden- und tagelang herrscht Stille. Nachts herrscht die Ruhe des Schlafes. Nachts legen wohltätige Leute aus den einsamen Tälern das Essen vorsichtig vor der Höhle nieder. So wird die Regel neu geschrieben, und wieder lautet wie in der alten Regel der göttliche Kehrreim der Armut: Auf ihrer Reise durch die Welt dürfen die Brüder nichts mitnehmen, keine Reisetasche, kein Geld, kein Brot . . . Das ist der Kern, die Seele, das Rückgrat der Regel. Tage und Nächte gehen vorüber in Einsamkeit und Stille. Steinerne Einsamkeit, endlose Stille, die ewig und dunkel vom Dröhnen des Bergstromes durchbraust wird. Gewitterwolken und Blitze ziehen vorüber, die Welt rauscht im Regen, die Felsen heulen im Orkan. Dann wieder strahlt über allem die sengende Sonne. Geheimnisvoll rauscht der große Geist über die Seele des Franziskus.

Als sie nach Portiunkula zurückkehren, die Augen leuchtend von einem seltsamen Feuer, kommt Elias ihnen entgegengelaufen, um Franziskus die Füße zu waschen, und setzt ihm sofort einen Honigbrei vor. Elias ist stets wie eine Mutter für das leibliche Wohl des Franziskus besorgt. Wäre er nur ebenso um seine seelische Not besorgt! Franziskus beeilte sich, ihm die neue Regel zu geben. Er überrreichte ihm die kleinen Pergamentrollen mit der heiligen Ehrfurcht, mit der etwa der Engel Gabriel Maria die frohe Botschaft brachte.

„Gut, gut, ich werde sie einmal lesen und mit den Oberen darüber sprechen.“ Er schob das heilige Pergament achtlos zwischen seine Lendenschnur. „Das ist die Regel, wie Gott sie mir diktiert hat“, mahnte Franziskus. Elias zeigte nur sein langweiliges Lächeln. „Komm,“ sagte er, „nun schnell die Salbe an deine Augen, die köstliche Salbe, die ich selbst für dich zubereitet habe. Deine Augen sind wie frische Wunden.“ Die Augen waren für ihn wichtig, die Regel nicht. Franziskus wehrte ab. „Ich will“, sprach Elias, „im Namen des Heiligen Gehorsams, daß du die Augen mit dieser Salbe einreiben läßt.“ Er ließ es geschehen. „Guter Elias“, sagte Franziskus.

Die Tage gingen vorüber voll Sonne, die Nächte voll Mondschein oder Sternenglanz. Licht bei Tag und Licht bei Nacht. Franziskus lechzte nach Licht, dem Symbol Gottes. Aber seine kranken Augen konnten die Sonne nicht ertragen. Er hatte ständig die Kapuze tief über den Kopf gezogen und hielt dann noch die Hand vor die Augen. Erst wenn die Sonne untergegangen war, konnten seine blutenden Augen sehen, im Dämmerlicht des sterbenden Tages, im Licht des Mondes oder der Sterne. Er wanderte nachts durch den Wald, in dem die Stille glänzte. Er streichelte einen Baum, den ein Mondstrahl traf, und bückte sich über die weißen Blumen, die im Mondlicht zu schlafen schienen. „Bruder Mond“, flüsterte er voll Bewunderung. Er betrachtete seine vom Mond beschienenen Hände, kniete im Gras nieder und sagte: „Hab Dank, o Herr, für unseren Bruder, den Mond, der uns im Dunkeln leuchtet.“ Er hörte die Grillen, sah die Kaninchen durch den Wald huschen und einen Frosch, der in einem Wassertümpel quakte. Er fühlte das geheimnisvolle Wachsen der Dinge. Und wenn im Osten die Sonne mit himmlischer Farbenpracht wieder aufstieg, dann zog er die Kapuze über den Kopf und hob die Hand vor die

Augen. „Hab Dank, o Herr, für unsere Schwester, die Sonne, die ich nie mehr sehen werde, aber das macht nichts, denn Du hast sie nicht für mich allein gemacht."

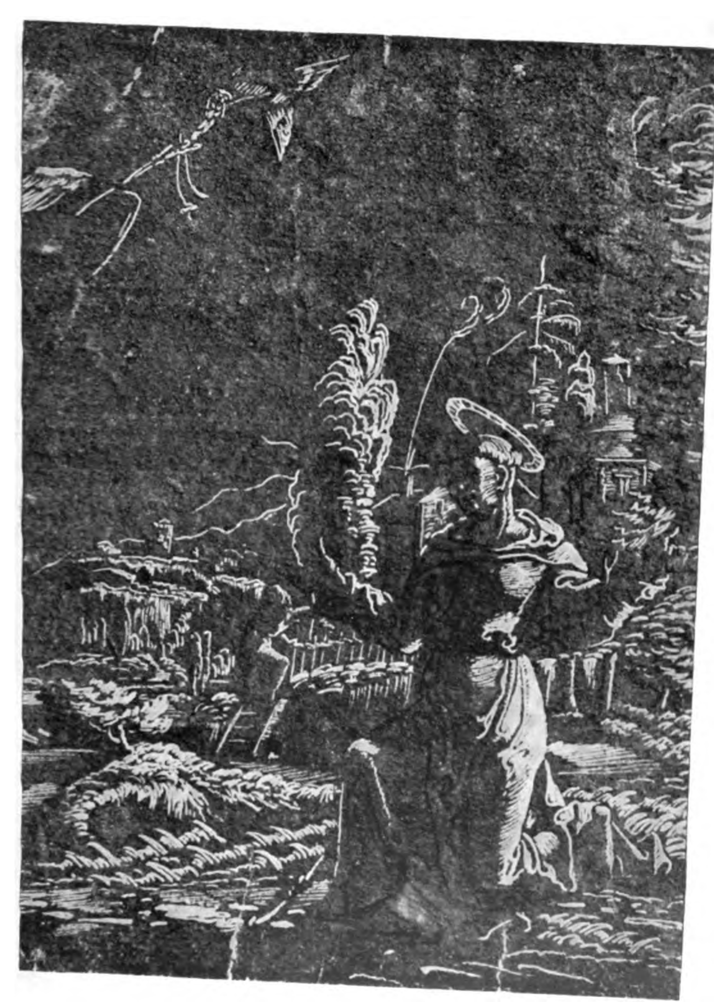
Elias bringt ihm wieder etwas, frische, selbstgepflückte Beeren in einer hölzernen Schale. Elias tut alles für ihn. Franziskus wartet schon lange auf Nachricht über die Regel. Er hat gemeint, daß Elias begeistert zu ihm gelaufen käme, rufend: „Wir wollen Gott für diese Regel danken!" Elias sagte nichts. Elias brachte Essen, stärkende Kost, Obst, Salbe und Medizin für die Milz, für den Magen und die Leber. Franziskus wartete. Aber über die Regel fiel kein Wort. Plötzlich greift er Elias beim Arm: „Wie gefällt dir die Regel, Vater Elias?" „Die Oberen, mit denen ich darüber habe sprechen können, finden sie nicht gut; es ist immer dasselbe mit anderen Worten." „Nicht gut? Und sie stammt von Gott selbst! In der dunkeln Höhle hat Er sie mir diktiert! Elias, gib mir die Regel! Zeige mir einen einzigen Satz, der nicht von Gott stammt!" Elias blickte ihn mit seinem unheimlichen Lächeln an. „Was gibt es?" schrie Franziskus, immer lauter werdend. Elias liebte keinen Lärm. „Franziskus, bester Bruder, ich hätte es dir schon längst sagen sollen ... Ich wagte es nicht, um deine Gesundheit zu schonen ..." Er hatte nicht den Mut, Franziskus anzusehen. Die Beeren fielen aus der Schale. „Die Regel ist . . . verloren gegangen; durch irgendeine Achtlosigkeit verloren. Ich weiß nicht wie, weiß nicht ..." „Ah!" schrie Franziskus. Seine purpurblauen Lippen öffneten sich, aber er brachte kein Wort heraus. Elias blickte flüchtig auf und sah die großen blutigen Augen des Franziskus, schwärendes Fleisch. Er sah keine Anklage, keinen Vorwurf darin, nur endlosen Schmerz. Er ließ die Schale fallen. Da sank Franziskus vornüber. Bruder Leo konnte ihn gerade noch auffangen. „Essig, Essig!" rief Elias, „Bruder Franziskus fällt in Ohnmacht!" Weil es nicht

schnell genug ging, lief er selbst danach. Bruder Ginepro brachte den Essig, aber Elias ließ sich nicht mehr sehen.

Wieder sitzt Franziskus mit Bruder Leo und Bruder Bonizio in der Höhle von Fontecolombo, um die Regel von neuem zu schreiben. Sie haben sich hierher geflüchtet, ohne daß jemand davon weiß. Franziskus bittet Gott nicht, ihm ein zweites Mal zu diktieren. Das wäre ehrfurchtslos. Es wird auch so gehen. Sie sind zu dritt, und was der eine nicht mehr weiß, das weiß der andere. Ein Lied, das so tief das Herz ergriffen hat, vergißt man nicht. Sie sitzen zu dritt beisammen, und Bruder Leo schreibt. Hie und da hapert es, eine Lücke. Dann sitzen sie stundenlang, in tiefes Nachdenken versunken, oder beten; Strich für Strich wird die verlorene Regel wieder zusammengesucht, wie man eine zerrissene Perlenschnur mühsam wieder aneinander reiht. Inzwischen wurde es Winter. Der Oktober brachte Regen, Nebel und bösen Wind. Der Bergstrom schwoll mächtig an, so daß der Felsen unter seiner Gewalt zu beben schien. Nachts heulte der Wind über die Bergkuppen und zersplitterte die Bäume. Eines Tages, als die ganze Welt in einem dichten Nebel zu ertrinken schien, saßen sie wieder am Eingang der Höhle bei der Arbeit. Plötzlich und unerwartet tauchten wie gespenstische Tiere aus dem Nebel eine ganze Reihe Brüder vor ihnen auf. Sie schüttelten die Kapuzen vom Kopf. Es waren die Oberen, Elias voran. Wie Wölfe standen sie da und sperrten den Eingang. Franziskus sprang auf: „Was wollt ihr hier?" Elias tat einen Schritt vorwärts und blickte gebietend auf ihn herab. „Endlich haben wir dich gefunden! Was wir vermuteten, ist richtig. Du schreibst die verlorene Regel neu, und ich sage dir, im Namen der Oberen und Tausenden von Mönchen, daß wir nicht nach dieser Regel leben wollen. Eine solche Regel kannst du für dich allein schreiben, nicht

für uns.“ Von Entrüstung geschüttelt und mit heftigen Gebärden schreit Franziskus ihm ins lächelnde Gesicht: „Diese Regel stammt von Gott; nichts darin ist von mir, alles von Ihm. Und Er will, daß sie buchstäblich nachgelebt wird, buchstäblich, ohne Deutelei, ohne Deutelei! Und wer das nicht will, soll machen, daß er fortkommt!“ Er zitterte am ganzen Körper und hob sich auf die Zehen. Seine blutigen, fürchterlichen Augen blickten einem nach dem anderen ins Gesicht. Wie das Gras unter der Sichel fällt, schlugen sie die Augen nieder unter der Feuerkraft dieses Blickes, der keinen Teufel fürchtete. Elias machte eine Bewegung, er wollte etwas sagen. Aber wie gestochen sprang Franziskus auf ihn zu, schwenkte die Arme und schrie von neuem: „Keine Deutelei, keine Deutelei! Wer das nicht will, soll machen, daß er fortkommt.“ Schritt für Schritt kam er drohend auf sie zu, und unter dem Zwang seines Willens, der aus seinen roten Augen glühte, wichen sie zurück. „Kommt“, sagte Elias zu den Brüdern, drehte sich um und ging. Die anderen folgten ihm, und plötzlich, wie sie gekommen waren, verschwanden sie im Nebel. Wie der Wächter Gottes stand Franziskus da, grollend von einem inneren dunklen Feuer. „Der heilige Engel Michael“, flüsterte Leo.

Franziskus ging dann mit seiner Regel selbst nach Rom. Sie waren zu dritt: er, Leo und ein Lamm, das sie unterwegs gefunden hatten. Das Tierchen hatte sich verirrt, und Bruder Leo trug es wie ein Kind auf dem Arm. Franziskus trug es auch ab und zu, aber er wurde zu schnell müde. „Ach, Lämmlein, liebes Schwesterchen,“ sagte er und streichelte seine seidigen Locken, „ich werde dich irgendwo hinbringen, wo man dich liebhaben wird.“ Unterwegs erbettelten sie Milch für das Lamm, und in Rom brachten sie es zu Bruder Jakoba, die sich sehr darüber freute und ver-



Wolfgang Huber / Der heilige Franziskus

Zeichnung

sprach, aus seiner Wolle für Franziskus eine Kutte zu spinnen. Er aß wieder von ihren guten Mandelküchlein und las mit nassem Finger jedes Krümchen auf, so schmeckten sie ihm. Am nächsten Tage übernachtete er im Hause des Kardinals. Als die Zeit zum Abendessen kam, war die Tafel schön gedeckt, und verschiedene Adlige und hohe Persönlichkeiten waren erschienen, um Franziskus zu hören. Er war nicht zu finden, und so mußten sie ohne ihn zu Tisch gehen. Plötzlich kam er hereingehumpelt, einen nur wenig gefüllten Beutel auf dem Rücken. Er setzte sich auf seinen Platz neben dem Kardinal und leerte den Beutel auf seinen Teller: altes Brot, Krusten und vertrocknete Butterbrote. Er hatte schnell von Tür zu Tür etwas zusammengebettelt. Er machte ein Kreuz darüber und lief dann froh und munter um den Tisch. „Liebesbrot", sagte er und legte auf jeden Teller ein Stück. Er kehrte auf seinen Platz zurück und fing an zu essen, als ob es die herrlichsten Dinge wären. Die hohen Herren sahen einander an und wußten nicht recht, was sie tun sollten. Einige empfanden es als ein gewaltiges Glück, solches Brot zu bekommen, und aßen es mit großer Ehrfurcht; andere hoben es wie eine Reliquie auf, und die, die sich davor ekelten, hoben es ebenfalls auf, aber sie taten wenigstens so, als wäre es eine Reliquie. Während der Mahlzeit sprach Franziskus über die Engel, deren einzige Aufgabe es sei, Gott zu loben, und meinte, daß dies auch unser Ziel sein müsse. Nach dem Essen nahm Monseigneur ihn zur Seite. „Bruder," sagte er, „warum hast du mir diese Schande angetan?" „Ich habe Euch eine große Ehre angetan", antwortete Franziskus. „Ich habe das Brot der Engel auf Euren Tisch gebracht, denn erbetteltes Brot ist Engelsbrot."

Einige Tage später begann Franziskus mit Monseigneur die Regel durchzusehen. Es war ein großer Kampf zwischen

diesen beiden, der schwerste Kampf, den Franziskus in seinem Leben zu bestehen hatte. Sterben wäre im Vergleich dazu leicht zu nennen. Monseigneur ist ein kluger Mann. „Die Welt bleibt nicht, wie sie ist,“ sagt er, „alles ändert sich: Sitten, Gebräuche und Königreiche. Aber die Kirche bleibt über allem wie ein Licht in der Nacht, und deine Regel muß die Lampe sein, die die Kirche von innen erleuchtet. Aber dazu ist sie so nicht geeignet. Dann mußt du erst dich selbst vergessen, dich, diese Zeit, mich und alles. Sie muß für alle Zeiten gelten.“ „Gott hat sie mir so diktiert und will, daß ihr buchstäblich nachgelebt wird, ohne Deutelei. Das hat Gott selbst mir so gesagt.“ „Gerade weil Gott aus ihr spricht, sonst machte ich keinen Federstrich daran.“ Monseigneur legt die Feder weg. „Aber die Form ist nicht gut.“ „Das sind nur Worte, Monseigneur. Gott hat sie mir so diktiert.“ „Worte sind die Muscheln der Wahrheit. Wenn Gott zwei Menschen dasselbe eingibt, werden sie es doch anders niederschreiben, obwohl der Geist derselbe bleibt. Diese Form ist nicht richtig, nicht richtig für die Zukunft. Und darauf kommt es an. Deine Bruderschaft muß eine Stütze der Kirche bleiben. Das muß und das wird sie! Das kann nur durch eine feste, klare Regel geschehen. Es ist zum Beispiel verkehrt, in der Regel zu schreiben, daß die Brüder überall, wo sie das Allerheiligste Sakrament in einem verwahrlosten Tabernakel antreffen, die Priester ermahnen sollen. Das ist nicht richtig, weil es zwischen Geistlichen und Brüdern Zank und Streit hervorrufen muß. Wenn ein Bruder so etwas bemerkt, wird er von selbst darauf hinweisen, aber man soll es nicht in der Regel schreiben, damit kein Mißbrauch damit getrieben wird. Ist es nicht so?“ Franziskus schwieg. Monseigneur strich den Satz über das Allerheiligste Sakrament durch. „Das Noviziat ist Pflicht, du weißt, warum.“ „Hat der Heiland seinen Jüngern ein Noviziat auferlegt?“ „Die Kirche tauft jeden, der zu ihr

kommen will, selbst die größten Heiden. Eine Bruderschaft ist etwas anderes." Stille. Monseigneur ergriff die Feder und schrieb etwas über das Noviziat. So wurde jeder Punkt durchgesprochen und festgelegt. Aber der heftigste Kampf entstand um den Kehrreim des Evangeliums: Auf ihre Reise durch die Welt dürfen die Brüder nichts mitnehmen, keine Reisetasche, kein Geld, kein Brot . . . Darüber wurde eine regelrechte Schlacht geschlagen zwischen ihm und Monseigneur. „Ein Minderbruder darf nichts bei sich haben als seine Harfe," sagte Franziskus, „das heißt seine Seele, mit der er ununterbrochen Gott lobt." „Ganz meine Meinung," rief Monseigneur heftig, „aber nicht jeder kann das. Ein Mensch ist nicht wie der andere." „Mögen sie sich dann einen anderen Orden auswählen", schrie Franziskus ebenso heftig, „und nicht unsere Bruderschaft beschmutzen!" „So ist es! Deshalb habe ich so sehr auf dem Noviziat bestanden, damit die neuen Brüder richtig geprüft werden können. Deine Bruderschaft muß auch jeden aufnehmen, der sich dazu gerufen fühlt." „Mögen sie ruhig kommen, dazu ist kein Noviziat erforderlich! Die schlechten werden von selbst wieder abfallen." So wurde tagelang hin und her gestritten. Franziskus wollte auf den Kehrreim nicht verzichten. „Ich kann nicht! Ich kann nicht!" rief er, „darauf ist die ganze Bruderschaft aufgebaut. Das ist die Seele, das Licht! Nehmt es hinweg, und die Bruderschaft hat keinen Sinn mehr." „Ich nehme es nicht hinweg, ich sage es nur anders. Ich sage es so, daß Bruder Antonius auf seinen Predigerfahrten die Bücher mitnehmen kann, in denen er die nötige Erleuchtung findet, um die Ketzer zu bekehren. Der Besitz an sich hat wenig zu sagen, wenn die Seele ihm nicht versklavt ist." „Wer in Üppigkeit lebt, richtet sein Leben danach ein." „Das Verlangen nach Üppigkeit kann auch in der Armut vorhanden sein. Ach, Bruder Franziskus, wenn wir nun schreiben: die Brüder dürfen kein persönliches Eigentum

besitzen, kein Haus, keine Zelle, kein einziges Ding, als Pilger auf dieser Welt dienen sie dem Herrn in Armut und Demut; wenn wir schreiben, daß sie mit Vertrauen und ohne Scham Almosen einsammeln dürfen, daß darin der Adel der höchsten Armut bestehe; daß die Brüder sich mit ärmlichen, geflickten Kleidern zufrieden geben sollen und kein Geld annehmen dürfen; wenn wir schreiben, daß sie überall, wo sie hinkommen, sprechen sollen: ‚Friede sei mit diesem Hause', daß sie stets freundlich und demütig sein sollen; wenn wir schreiben, daß die Brüder nicht nach Gelehrtheit streben und stets für ihre Feinde beten sollen, ist das nicht nach dem Evangelium? Ist darin nicht alles enthalten?" Die Hände Monseigneurs zitterten, er bebte am ganzen Körper. Franziskus sagte ruhig: „Gott hat mir die alte Regel diktiert." „Der Papst ist Gottes Stellvertreter." „Der Papst sei gesegnet!" „Dann höre auch auf ihn." „Der Papst kann uns das Evangelium nicht verweigern." Monseigneur war ratlos und enttäuscht. „Ich höre jetzt auf", rief er. „Das dauert nun schon Jahre. Einmal muß Schluß sein! Mach, was du willst, leb nach dem Evangelium. Das behaupten auch die Ketzer, sie führen stets das Evangelium im Munde. Bevor ein Jahr vorüber ist, wird deine Bruderschaft ein Nest von Ketzereien sein!" „Wir wollen beten," sagte Franziskus, „daß es nicht so sein möge." „Entweder du glaubst an die göttliche Weisheit der Kirche oder nicht. Im ersten Fall mußt du auch auf sie hören, im zweiten Fall bist du hier nicht am Platze. Wer nicht mit mir ist, ist gegen mich! Dann haben wir einander nichts mehr zu sagen." Da weinte Franziskus schluchzend und fragte wie ein Kind: „Warum kann die Kirche die Regel nicht annehmen, wie Gott sie mir diktiert hat?" „Weil die Kirche in ihrer Weisheit die Person von dem Gesetz zu unterscheiden hat." Monseigneur nahm Franziskus bei der Hand: „Bruder, es ist genau dasselbe, nur ein wenig einfacher und sachlicher ausgedrückt.

Bruder, willst du wegen einer persönlichen Auffassung über die Form deinen Orden zugrunde gehen lassen? Denk an die Tausende von Brüdern, wie uneinig sie auch sind! Alle sind doch mit gutem Willen gekommen, nicht wahr? Bring sie wieder zusammen! Denke an die Brüder, die noch hinzukommen, wenn wir schon lange tot sein werden, denk an die kommenden Jahrhunderte, sei du das Zeichen der Versöhnung." Monseigneur hielt noch immer seine Hand fest. Franziskus machte sich frei und kniete nieder. Unbeweglich wie ein Bildwerk saß er da, die schwärenden Augen geschlossen. Er lauschte nach innen, auf die Stimme Gottes in seinem Herzen. Monseigneur wartete auf seine Antwort, die blaßblauen Augen starr auf ihn gerichtet. Es dauerte lange. Mit zitternden Händen wartete er. Welche Qual für Franziskus! Seine Regel zersplittert, die ihm und seinen Brüdern das Buch ihres Lebens, die Hoffnung der Seligkeit, das Mark des Evangeliums, der Weg des Kreuzes, der Zustand der Vollkommenheit, der Schlüssel zum Paradies und der Vorgeschmack des ewigen Lebens war. Für diese schöne Regel hatte er gelebt und gelitten, von ihr hatten sich die anderen angezogen gefühlt wie die Falter vom Licht. Aus dieser schönen Regel war nun ein Mischmasch geworden. Ihn schauderte. „Für den Frieden unter den Brüdern," flehte Monseigneur, „für den Frieden!" Franziskus öffnete die Augen, und die Hände emporgereckt, rief er: „O Herr, vergib mir meine Schwäche, ich tue es nur um meiner Brüder willen ..." Monseigneur ging ans Pult und machte einen dicken, schwarzen Strich durch den Kehrreim des Evangeliums: „... Auf ihre Reise durch die Welt dürfen die Brüder nichts mitnehmen ..." Er griff einmal durch seine langen weißen Haare, und ein Schauer lief über sein blasses Gesicht.

Aus dem neuen Buche „Franziskus".

EGON CAESAR CONTE CORTI / EINE RAFFINIERTE SPEKULATION

Am 11. März des Jahres 1837 herrschte in der Stadt Bordeaux große Aufregung. Für diesen Tag war ein sensationeller Prozeß angesetzt. Die wohlhabenden Zwillingsbrüder, Louis und François Blanc, die sich seit einiger Zeit als Bankiers betätigten, waren beschuldigt, sich in ihren Spekulationen durch Betrug und Bestechung unerlaubte Vorteile verschafft zu haben. Man war in der ganzen Stadt um so begieriger, durch den Prozeß Näheres darüber zu hören, als man sich überall erzählte, daß die Art und Weise, wie jene Brüder ihr Geld erworben hätten, besonders schlau und listig gewesen sei.

Die beiden Männer, die da im Mittelpunkt des Interesses standen, stammten aus einfachsten Verhältnissen; sie waren am 12. Dezember 1806 als nachgeborene Söhne des kleinen, unbemittelten Steuereinnehmers Claude Blanc und seiner Witwe Marie-Thérèse Janin in Courthezon nördlich von Avignon in Südfrankreich zur Welt gekommen. Freunde des Vaters, ein Strumpfwirker und ein Schuhmacher, waren die Taufpaten der Zwillinge. Sie waren einander lächerlich ähnlich, in der äußeren Gestalt wie in Charakter und Wesen. Ihre Mutter tat alles, um trotz ihren beschränkten Mitteln den aufgeweckten und tatendurstigen Knaben eine möglichst gute Erziehung angedeihen zu lassen. Dann freilich mußte sie die Söhne ihrer eigenen Kraft überlassen und gab ihnen so viel Geld, wie sie konnte, mit auf den Weg, mit dem Wunsche, sie möchten sich, so gut es ginge, durch das Leben schlagen. Die Brüder brannten vor Verlangen, sich eine Stellung in der Welt zu erringen. Abenteuerlustig und unternehmend vagabundierten sie in Frankreich von Stadt zu Stadt und versuchten mit allen Mitteln ihre Lage zu bessern. Sie befaßten sich in Avignon, in Lyon und in Paris

mit den verschiedensten Dingen. Am meisten sagte ihnen aber das Börsen- und Bankgeschäft zu, und sie suchten mit Vorliebe bei großen Kreditunternehmungen Beschäftigung.

Daneben besaßen sie einen ausgesprochenen Spieltrieb, der sie nicht nur an der Börse mit kleinsten Beträgen, sondern auch in Klubs und privaten Gesellschaften Karten, und zwar besonders Ekarté und Bakkarat spielen ließ. Sie hatten dabei häufig Glück, und es gelang ihnen mit der Zeit, das von der Mutter mitbekommene Kapital nicht nur zu erhalten, sondern auch in bescheidenem Maße zu mehren. Damit gelangten sie schließlich nach Bordeaux, wo sie sich selbständig machten und ein kleines Bankgeschäft betrieben, das sie durch Spekulationen, insbesondere Ausnützung der Hausse und Baisse der französischen Rente, nährten.

Damals, um das Jahr 1834, diente dem staatlichen Nachrichtendienst ausschließlich der sogenannte Télégraphe aérien; es war das ein Signalsystem, bei dem an mehreren Zwischenpunkten Beobachter und Fernrohre aufgestellt waren, welche die Signale aufnahmen und weitergaben. Seit 1823 war dieser von den Brüdern Chappe erfundene Apparat zwischen Paris und Bordeaux eingerichtet. Einer der Beamten dieser optischen Telegraphenlinie war zufällig ein Bekannter der Blanc, erzählte ihnen von der praktischen Einrichtung, die die Übermittlung von Nachrichten gegen früher so sehr beschleunige, mußte aber auf die Frage, ob man sich dessen auch privatim bedienen könne, antworten, daß sich der Staat die ausschließliche Verwendung vorbehalten habe. In der Erkenntnis der Bedeutung der Sache dachten die Blanc daran, an anderer Stelle für sich eine solche Linie einzurichten. Da sie Geschäfte halber oft in Belgien, Luxemburg und Nordfrankreich reisten, planten sie zunächst eine solche optische Telegraphenlinie zwischen Brüssel und Antwerpen. Als daraus nichts wurde, kehrten sie

nach Bordeaux zurück; doch nach wie vor von der Bedeutung der Ferntelegraphie erfüllt, beschlossen sie, sie in den Dienst ihrer Börseninteressen zu stellen.
Aufmerksam hatten sie bisher beobachtet, welcher Mittel sich ihre Bankiersgenossen bedienten, um die Kursbewegungen der wichtigsten Papiere vor ihren Konkurrenten zu erfahren und dann mit sicherem Gewinn spielen zu können. Sonderkuriere, Taubenposten mußten dazu dienen, und eines der beliebtesten Mittel in dem mit Windmühlen übersäten Frankreich damaliger Zeit war die Weitergabe durch Zeichen von Mühle zu Mühle: war das Fenster einer solchen geöffnet, so hieß das Hausse, und das Zeichen wurde von den nächststehenden Mühlen aufgefangen und weitergegeben; blieb das Fenster geschlossen, so hieß das Baisse, und die Nachricht wanderte auf dem gleichen Wege von Mühle zu Mühle aus der Hauptstadt in die Provinz. Aber diese Mittel versagten oft, und nur allzuhäufig kam es vor, daß ein Müller das Fenster zu öffnen oder zu schließen vergaß. Die Folge waren falsche Nachrichten und Verluste an der Börse. Welch ungeheuren Vorteil mußte es haben, so sagten sich die Brüder Blanc, wenn man die optischen Schnelltelegraphen für den finanziellen Nachrichtendienst nutzbar machen konnte. Da aber Private sich der staatlichen Linien nicht bedienen durften, kamen die Blanc auf die Idee, neben ihrem Bekannten in Bordeaux auch einen Telegraphenbeamten in Paris dazu zu bestimmen, ihnen gegen entsprechende Entlohnung nur einen Buchstaben in ein Staatstelegramm einzuschmuggeln, der sie über den jeweiligen Stand der französischen Rente so schnell unterrichten sollte, daß sie allen anderen Bankiers in Bordeaux zuvorkamen. Es gelang diesen Beamten zu gewinnen, und eines schönen Tages im Jahre 1834 übermittelte jener Pariser Telegraphist auf Bitte eines Agenten der Blanc in einem Staatstelegramm ein H nach Bordeaux, das die Hausse



Im Spielsaal von Homburg

Nach einem Gemälde

der Rente anzeigen sollte. Um den Buchstaben zu kennzeichnen und sich überdies gegen Entdeckung zu sichern, gab er hinter dem H auch noch ein Irrungszeichen. Als aber nun der gleichfalls für die Blanc gewonnene Aufnahmebeamte in Bordeaux das ihm besonders signalisierte Staatstelegramm durchmusterte, war zu seiner und der Blanc großer Enttäuschung kein einzelner vielsagender Buchstabe und kein Irrungszeichen darin vorhanden. In Tours saß nämlich ein Beamter, der nicht ins Vertrauen gezogen war und dessen Auftrag dahin lautete, die Telegrammtexte vor der Weitergabe auf ihre Richtigkeit zu überprüfen. Dieser hatte das H mit dem Irrungszeichen gestrichen. Der Telegraphist in Paris weigerte sich, in weiterer Folge solche Zeichen zu geben. Man mußte also einen Beamten in Tours gewinnen. Auch dies gelang, und die Blanc fanden nun einen interessanten Weg, den Helfer in Tours tagtäglich über die Bewegungen der Rente durch ein kleines unauffälliges Paketchen zu unterrichten, das mit dem am Morgen abgehenden Eilwagen von Paris nach Tours gelangte. Wenn z. B. die dreiprozentige französische Rente eine Hausse von mindestens 25 Centimes aufwies, so sandte der Beauftragte der Blanc in Paris, ein gewisser Gosmand, ein Päckchen mit Handschuhen an den Telegraphenbeamten in Tours namens Guibout, der auf der Adresse wohlweislich als Fabrikant von Handschuhen und Strümpfen bezeichnet war. Gab es aber eine Baisse von mindestens dem gleichen Betrage, so sandte Gosmand Strümpfe oder Krawatten. Auf der Adresse dieses Paketchens war ein Buchstabe oder eine Ziffer geschrieben, die Guibout dann sofort mit Irrungszeichen einem Staatstelegramm nach Bordeaux anfügte.

So gelang es tatsächlich, einen schnell wirkenden Nachrichtendienst einzurichten, der fast volle zwei Jahre vorzüglich funktionierte und den Brüdern Blanc gestattete, in

sicherer Kenntnis der tatsächlichen Bewegung der Rente in Paris an der Börse von Bordeaux gegenüber den minder gut unterrichteten Börsenspielern Vorteile einzuheimsen. Vom 22. August 1834 bis zum 25. August 1836 wurden so 121 Paketchen abgesandt, die ebenso viele, goldbringende Nachrichten bedeuteten. Im August 1835 verbesserte François Blanc die Übermittlung noch dadurch, daß er seinen Agenten anwies, bei einer Baisse von 25 bis 45 Centimes farbige Handschuhe, bei einer solchen von 50 Centimes oder mehr weiße Handschuhe zu senden, was dann durch den Buchstaben c (couleur) oder b (blanc) von Tours weitertelegraphiert wurde.

Da merkte Blanc im Juli 1836 plötzlich, daß noch jemand in Bordeaux die Nachrichten über den Stand der Rente in Paris ebensoschnell bekam wie er und er seine Operationen daher nicht mehr so monopolartig und sicher betreiben konnte wie bisher. Zuerst dachte er an eine Taubenpost Paris–Bordeaux. Als er sich aber durch Entsendung eines Vertrauensmannes vergewissert hatte, daß eine solche nicht bestehe, schöpfte er Verdacht gegen seine Mithelfer, die Telegraphisten, und insbesondere jenen von Tours, Guibout, von dem er vermutete, daß er diese Zeichen auch einem anderen Bankier in Bordeaux gegen Bezahlung zukommen lasse. „Ich habe erfahren," schrieb Louis Blanc an Guibout, „daß jemand in Bordeaux den Rentenkurs ebensoschnell bekommt wie ich; wenn die betreffende Person noch ferner mit Depeschen versorgt wird, werde ich Ihnen nicht mehr als 150 Franken den Monat und 25 für das Signal anstatt 350 Franken geben. Wenn ich aber allein bleibe, sollen Sie weiter die gleichen Bezüge erhalten." Guibout erwiderte den Blanc, es sei ganz ausgeschlossen, daß es in Tours jemand gebe, der das gleiche Geschäft betreibe wie er, sie müßten sich irren, oder aber der Betreffende erhalte die Nachrichten auf andere Weise.

Wie dem immer war, diese durch zwei Jahre fortgeführten Spekulationen auf sicherster Basis hatte den beiden Brüdern, trotz eines Fehlschlages, als gelegentlich der Übernahme des Ministeriums durch Thiers am 22. März 1836 einer ihrer Konkurrenten die Nachricht irgendwie früher erfuhr, einige 100000 Franken eingetragen, die dann zur Grundlage aller ihrer späteren Unternehmungen wurden. Der Krug aber geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Die geheimen Vorgänge waren den Behörden dadurch zur Kenntnis gelangt, daß einer der beteiligten Telegraphenbeamten auf seinem Sterbelager, von Gewissensbissen gequält, seine Verfehlung gestand und auch die Namen der Helfer Guibout und des bei der Bestechung beteiligten Commis voyageur der Blanc nannte. Daraufhin wurden die Gebrüder Blanc, Guibout und der Kommis, die einen wegen Bestechung von Amtspersonen, die anderen wegen Mißbrauches der Amtsgewalt angeklagt. Es kam zu damaliger Zeit noch äußerst selten vor, daß vermögende Bankiers sich vor Gericht zu verantworten hatten, und deshalb war der Gerichtssaal gedrängt voll, und alle Welt erwartete gespannt, welche Geheimnisse der großen Finanzwelt enthüllt werden würden.

Als erster wurde der Telegraphenbeamte Guibout befragt, der erklärte, für seine Tätigkeit in den zwei fraglichen Jahren nur sechs- bis siebentausend Franken bekommen zu haben. Seine Verfehlung sei eigentlich keine, denn obwohl allerdings nur Depeschen der Regierung zur Übermittlung zulässig gewesen wären, so sei es zwar nicht ausdrücklich erlaubt, jedoch auch nicht verboten gewesen, Signale mit Irrungszeichen in sie einzuschmuggeln.

Der Präsident des Gerichtshofes wandte sich nun an die Brüder Blanc, in denen er die Hauptschuldigen sah.

„Verlieh Ihnen“, fragte er die beiden, „dieses Vorwissen der Rentenkurse an der Börse von Paris nicht einen ungeheuren Vorteil vor allen anderen Spekulanten?“

„Das hängt davon ab, Herr Präsident", erwiderte Louis, der den Sprecher abgab. „Manchmal ja, manchmal nein."
„Haben Sie niemals an die vertrauensvollen Spekulanten gedacht, die Sie mittels der Informationen ausplünderten, die Sie sich durch Betrug und Verbrechen zu verschaffen wußten?"
„Nein, Herr Präsident, niemand wurde ausgeplündert. Wir bekämpften unsere Gegner nur mit gesetzlichen Waffen. Niemals habe ich eine verbrecherische Handlung begehen wollen und habe nicht geahnt, daß man mich gesetzlich belangen könnte. Das geht schon daraus hervor, daß ich nicht geflüchtet bin, als ich die Verhaftung Guibouts in den Zeitungen las. Alle großen Spekulanten tun auf die eine oder andere Weise das gleiche. Gibt es nicht zwischen Paris und London eine Taubenpost, die den Weg in vier Stunden zurücklegt? Und ebenso zwischen Paris und Brüssel, Amsterdam und Frankfurt, wie übrigens allen Hauptplätzen Europas? Hat man nicht zwischen Brüssel und Antwerpen eine Telegraphenlinie eingerichtet? Ich selbst, meine Herren, sollte eine solche als Konkurrenz für die schon bestehende errichten. Jeder Spekulant hat seinen mehr oder weniger prompten Nachrichtendienst, der mehr oder weniger geheim und sicher ist. Sonderkuriere, Tauben und Telegraphen, alles wird benützt, und um Ihnen ein Beispiel zu nennen, Herr von Rothschild, der ein Grande Österreichs ist, ein großer Bankier und Spekulant, hat er nicht außerordentliche Kuriere, Tauben, Telegraphen, geheime Verbindungen mit den Ministerien, Korrespondenten und Agenten in aller Welt? Und Sie wissen, meine Herren, daß Herr von Rothschild allgemein geachtet bei Hofe empfangen wird und überall gern gesehen ist."
„Sie aber erhielten Ihre Nachrichten heimlich und durch Betrug."
„Ja, aber die anderen Spekulanten bekamen sie doch auch

mehr oder weniger heimlich, und sie veröffentlichten ihre Depeschen ebensowenig, wie ich die meinen aus Paris jemand zu lesen gab.“

Daraufhin wurden mehrere Bankiers über ihre Geschäfte mit den Blanc befragt, wobei einige erklärten, verloren zu haben, andere aber behaupteten, im Kampfe mit den Blanc gewonnen zu haben. Der Präsident konnte sich nicht erklären, wie es möglich war, daß die Brüder Blanc auch Verluste erlitten, wenn sie so sicher informiert waren.

„Ja,“ warf da François Blanc ein, „wahrscheinlich, und ich glaube sogar sicher, weil ich da mit Spekulanten zu tun hatte, die noch besser informiert waren als ich.“

Aus dem Buche „Der Zauberer von Homburg und Monte Carlo“.

PRINZ PAO YÜ

NACHDEM Lenzanfang, die kaiserliche Gemahlin, von ihrem Besuch im Park der Augenweide an den Hof zurückgekehrt war, äußerte sie den Wunsch, daß ein Gedenkstein im Park gesetzt werden solle mit einer Inschrift, die für alle Zeiten das glückliche Ereignis ihres Besuchs in der Erinnerung festhalten solle. Herr Kia Tschong beeilte sich, ihrem Verlangen zu entsprechen, und übertrug das Werk den tüchtigsten Steinmetzen und Inschriftkünstlern, die er auftreiben konnte.

Die kaiserliche Gemahlin bedachte weiter, daß ihr Vater den Park der Augenweide, der eigens für ihren Besuch geschaffen war, nun, nachdem der Besuch vorüber war, aus pflichtschuldigem Respekt wieder abschließen und das Tor versiegeln würde, und sie sagte sich, daß es doch eigentlich schade wäre, wenn diese schöne Stätte fortan verlassen und unbenutzt daliegen würde. Warum sollte er nicht ihren Schwestern und Basen zugänglich gemacht werden, die so

trefflich Verse zu reimen und Stanzen zu setzen wußten? Waren sie nicht würdig, Gemüt und Geist an den Schönheiten des Parkes zu erfreuen? Und sollte nicht auch ihr Bruder Pao Yü an dieser Vergünstigung teilhaben, der nun einmal von Kind auf an den Umgang mit Mädchen gewöhnt war und sich schrecklich einsam und verlassen vorkommen würde, wenn er nun auf einmal den gewohnten Umgang entbehren müßte?

Von solcherlei Erwägungen bewegt, sandte die kaiserliche Gemahlin den Obereunuchen Hsia mit entsprechenden Befehlen zum Yung kwo Palais. Herr Tschong und Gattin säumten nicht, sofort Leute in den Park zu schicken und die verschiedenen Räumlichkeiten, die als Aufenthaltsstätte für Pao Yü und die jungen Mädchen in Betracht kamen, säubern und wohnlich herrichten zu lassen.

Pao Yü war über die bevorstehende Veränderung ganz besonders erfreut. Gerade weilte er bei seiner Großmutter und besprach mit ihr dieses und jenes wegen des Umzugs, als ein Diener eintrat und ihn zu seinem Vater rief. Pao Yü erblaßte. Seine frohe Laune war augenblicklich weggefegt. Krampfhaft und Schutz suchend drückte er die großmütterliche Rechte, als ob sie ein Stück Zucker wäre, das zum Bestreuen einer süßen Speise zerdrückt werden solle. Um keinen Preis wollte er hingehen, denn er glaubte, es handle sich wieder um eine der gefürchteten väterlichen Zurechtweisungen. Die Fürstin Ahne redete ihm gut zu, daß er nichts zu befürchten habe und daß ihm sein Vater vermutlich nur einige gute Lehren für sein Verhalten in der künftigen Wohnstätte mit auf den Weg geben wolle. Von zwei würdigen Matronen geleitet, die als Leibwache über seine Person zu wachen hatten, trat Pao Yü doch den gefürchteten Gang an, aber er tat es so schleppend und zögernd, daß er mit jedem Schritt kaum drei Zoll zurücklegte. Endlich betrat er zaghaft den elterlichen Wohn-

pavillon. Wie lästig diese halb neugierigen, halb spöttischen Blicke, die ihn beim Durchschreiten des Dienerspaliers vor dem Eingang trafen! Eine Zofe, namens Goldspange, erfrechte sich sogar, ihn beim Vorübergehen am Ärmel zu zupfen und ihm zuzuraunen: „Nun, wie wärs? Hättet Ihr nicht Lust, von meiner Lippenschminke zu lecken? Sie ist ganz frisch und parfümiert."

Worauf eine ältere Zofe, namens Buntwolke, ihr einen Schubs gab und tadelnd hinzufügte: „Ungezogenes Ding! Du siehst doch, daß ihm in diesem Augenblick nicht nach solchen Scherzen zumute ist! Verschwinde!"

Drinnen fand Pao Yü Vater und Mutter auf dem Diwan einander gegenüber sitzen und in Unterhaltung begriffen. Zu ihren Füßen saßen auf niedrigen Schemeln die drei Lenzmädchen und der jüngere Bruder Kia Huan, der Sohn einer Nebenfrau seines Vaters. Die jüngeren Geschwister, Lenzgeschmack, Lenzweh und Kia Huan, erhoben sich bei Pao Yü's Eintritt. Herr Tschong ließ sein Auge eine Weile prüfend auf dem Ankömmling ruhen, dann schweifte sein Blick zu dem anderen Sohn hinüber, und er verglich. Wie vorteilhaft stach Pao Yü's einnehmendes, kultiviertes Äußere von der plumpen, groben Erscheinung des Bastards ab! Herr Tschong bedachte weiter, daß sich sein Haar schon silbern zu färben begann und daß er schwerlich einen anderen, einen besseren Sprößling als Pao Yü zu erhoffen habe. Die Abneigung, die er gewöhnlich gegen Pao Yü empfand, verflüchtigte sich im Verfolg dieser stummen Betrachtung zu acht bis neun Zehnteln, und es klang milder denn sonst, als er jetzt sprach: „Die kaiserliche Hoheit hat geruht zu befehlen, daß du deine Studien künftig in Gesellschaft deiner Schwestern und Basen im Park der Augenweide fortsetzen sollst. Aber sie wünscht, daß du dich zusammennimmst und nicht herumbummelst, sondern fleißig lernst. Also, richte dich danach und sei auf deiner Hut!"

Pao Yü brachte einige hastige schi! ja! hervor, es folgte ein kurzes Zwiegespräch zwischen Mutter und Sohn, das seine Gesundheit betraf, und dann scheuchte ihn ein barsches „Was steht denn das Produkt, dieser Kummer meines Lebens, immer noch hier herum?“ wieder zur Tür hinaus. Mit vergnügter Miene und behenden Schrittes durchlief er diesmal das Dienerspalier im Vorraum und steckte im Vorübergehen vor Zofe Goldspange übermütig die Zunge heraus.

Herr Tschong setzte den Zweiundzwanzigsten des Monats als geeigneten Tag des Umzuges fest. Inzwischen wurden die einzelnen als Behausung bestimmten Örtlichkeiten in wohnlichen Stand gesetzt. Pao Yü und Blaujuwel wußten es einzurichten, daß sie ihr Quartier ganz in der Nähe angewiesen bekamen. Jedes wohnte für sich, und jedes bekam außer den bisherigen Zofen noch zwei ältere Anstandsdamen zur Aufsicht und vier Mägde für die gröberen Arbeiten in sein Heim mit.

Am Zweiundzwanzigsten zog also Leben und Jugend in den bisher verödeten Park ein, und die bunten Blumenbeete und die vom Zephir umkosten Weidenblätter brauchten nicht mehr zu trauern und über Einsamkeit zu klagen. Pao Yü war durch die Ortsveränderung auch in seinem Wesen wie umgewandelt. Sein Trübsinn war verflogen und hatte Frohsinn und Heiterkeit Platz gemacht. Von nun ab verbrachte er die Tage damit, in Gesellschaft der Mädchen zu lesen und zu schreiben, auf der Laute zu klimpern oder Schach zu spielen, zu malen oder Verse zu rezitieren, während die Mädchen fleißig an ihren Phönixmustern stickten, Blumen pflückten und Pflanzen bestimmten, sich mit Fingerknobeln und anderen Gesellschaftsspielen vergnügten und mit sanfter Stimme Lieder sangen. Er war vollkommen glücklich und wie nie zuvor zum Dichten aufgelegt.

Viele seiner Verse und Stanzen, die, wenn auch nicht von übermäßigem Talent, so doch von Empfindung und guter Naturbeobachtung zeugten, wie beispielsweise die Gesänge von den vier Jahreszeiten, fanden den Weg in die Öffentlichkeit. Denn es fehlte nicht an gunstbeflissenen Schmeichlern und Schmarotzern, die sich bemüßigt fühlten, auf Gassen und Märkten den Ruhm des vornehmen vierzehnjährigen Dichterjünglings im Yung kwo Palais zu künden und mit Abschriften von seinen Poesieen zu prunken. Es wurde in Kreisen der jungen Lebewelt Mode, Fächer und Zimmerwände mit den neuesten Schmachtergüssen aus dem Pinsel des berühmten Pao Yü zu zieren; es gehörte zum guten Ton, in Gesellschaften seine letzten Verse und Stanzen zu rezitieren; man drängte sich danach, ein paar eigenhändig von ihm geschriebene Schriftzeichen, seien es Verse oder Sinnsprüche oder auch nur kurze Mottos, zu ergattern. Pao Yü fühlte sich gewaltig und hatte alle Hände voll zu tun, um die vielen von außen an ihn herantretenden Ansprüche zu befriedigen.

Wer hätte gedacht, daß sich trotz allem schon so bald wieder seine alte Unrast regen würde? Eines Tages begannen ihn die Herrlichkeiten des Parkes, die anfangs sein Entzücken gewesen waren, zu langweilen. Er hatte an diesem zu mäkeln und an jenem auszusetzen und fühlte sich verdrossen und unbefriedigt. Auch die Gesellschaft seiner Gefährtinnen genügte ihm nicht; ihr lautes heiteres Tollen, ihre naive oberflächliche Jungmädchenart ließen ihn gleichgültig. Er verlangte nach neuer Ablenkung, nach stärkeren Eindrücken. Der Tor!

Auch Ming Yen, sein Leibdiener, hatte lange vergeblich versucht, mit diesen und jenen Anregungen und Zerstreuungen seine Unlust zu bannen. Bis er endlich mit einem neuen Einfall Erfolg hatte: er brachte seinem Herrn eines Tages von einem Gang durch die Buchhändlergasse einen

ganzen Stapel unbekannter leichter Lektüre mit, lauter Novellen und Romane aus alter und neuer Zeit, schlüpfrige Liebesgeschichten und abenteuerliche Erzählungen von berühmten Kurtisanen und ähnliches.

Pao Yü hatte derartige Lektüre noch nie vorher zu Gesicht bekommen. Als er jetzt einen Blick hineintat, war er wie berauscht und glücklich wie über einen kostbaren Fund. Und daß er, wie ihm Ming Yen einschärfte, diese Bücher nur heimlich lesen dürfe, erhöhte ihren Reiz erst recht. Er versteckte sie, so gut es ging, im Bett und an anderen sicheren Stellen und verbrachte von nun an seine Zeit, sooft er allein und ungestört war, mit eifrigem Schmökern.

Eines Tages, um die Mitte des dritten Monats, schlenderte er nach dem Frühstück, das Hsi hsiang ki, die ‚Historie vom westlichen Pavillon' in der Hand, zur Brücke, die über das ‚Wehr der Düfte' führte, und ließ sich auf einem Felsblock am Weiherrand unter blühenden Pfirsichbäumen zum Lesen nieder.

Wie er nun so saß und bei seiner Lektüre gerade an die Stelle kam, wo von dem ‚fallenden Rot, zu Haufen geschichtet' die Rede ist, fuhr zufällig ein jäher Windstoß in die Zweige und ließ über ihn und sein Buch einen dichten Blütenregen herabrieseln. Er war über und über von rötlichen Blättern bedeckt und mußte sich abschütteln, um sich von der zarten Last zu befreien. So zart und lieblich dünkten ihn diese Blätter, daß es ihm leid getan hätte, sie mit Füßen zu treten. Er raffte also die rosige Schicht rings um seinen Platz mit beiden Händen zusammen und trug sie zum nahen Ufer, um sie auf die Wasserfläche zu schütten. Und jedesmal, wenn er so zwei Handvoll ausgeschüttet hatte, verweilte er noch eine Zeitlang am Ufer und schaute den Blütenblättern sinnend nach, wie sie auf den Wellen dahintänzelten und mit der Strömung sacht dem Wehr zutrieben.

Als er sich gerade wieder bückte, um einen neuen Haufen Blätter zusammenzuraffen, hörte er hinter sich eine Mädchenstimme fragen: „Was machst du hier?"
Er wandte den Rücken. Da sah er Blaujuwel vor sich stehen. Sie trug über der Schulter ein Grabscheit, an dessen Schaft ein Blumenbeutel aus leichter Gaze hing, in der Linken hielt sie einen Besen.
„Gut, daß du kommst! Du kannst mir helfen, diese Blütenblätter zusammenzufegen und ins Wasser zu werfen. Ich habe schon eine ganze Masse hineingeworfen", sagte er.
„Das solltest du nicht tun! Hier ist das Wasser zwar leidlich rein, aber später, wenn die Blüten weitertreiben und mit dem Wasserlauf in fremde Grundstücke gelangen, kommen sie mit allem möglichen Schmutz und Unrat in Berührung. Es ist doch schade um die zarten, reinen Blätter, wenn sie besudelt werden. Nein, wir wollen sie lieber in das Blütengrab schaffen, das ich ihnen dort hinter jenem Hügel gegraben habe. Ich werde sie zusammenfegen. Du stopfst sie in den Beutel, und dann wollen wir sie gemeinsam zu Grabe tragen. Im Laufe der Zeit werden sie sich dann in gute Gartenerde verwandeln. Ist das nicht hübscher und sauberer, als sie ins Wasser zu werfen?"

Aus dem Roman „Der Traum der Roten Kammer".

MAHATMA GANDHI
ÜBER DAS HEIMATLAND

NUR wenige Dinge in Mahatma Gandhis religiöser Erlebniswelt haben durch ihr für mich ganz unerwartetes Auftauchen und ihre Eigenart einen so starken Eindruck auf mich gemacht wie die Tatsache, daß er das ‚Swadeshi' mit großem Nachdruck zur religiösen Pflicht erhob. ‚Swadeshi' ist ein zusammengesetztes Wort und bedeutet ‚Hei-

matland'. Für Mahatma Gandhis Gefühl ist es mit dem Hinduismus so eng verknüpft, daß ich es hier als Teil seines Glaubensbekenntnisses anführen muß, wenn auch viele ernsthafte strenggläubige Leute es wohl nicht als einen unabtrennbaren Bestandteil des Hinduismus anerkennen werden. Am besten sollte man es vielleicht als eine ganz persönliche Neigung Gandhis bezeichnen, als seine durchaus eigene Art, eine gewisse Seite seines hinduistischen Glaubens auszudrücken.

Für Mahatma Gandhi bedeutet Swadeshi den Grundsatz, daß jeder Mensch seine Umwelt jedem anderen Bezirk vorzuziehen hat; daß wir alle unserem Heimatlande vor allen Ländern die Treue zu halten haben. Es bedeutet ferner für ihn, daß ihm der Übergang von einer Religion zu einer anderen fast unbegreiflich erscheint. Swadeshi ist für ihn ein Grundsatz, aus dem sich sein Verhältnis zum Christentum und zu anderen Religionen folgerichtig ergibt. Vaterlandsliebe muß sich nach seiner Anschauung ebensosehr auf religiösem wie auf politischem Gebiet äußern.

Die Swadeshi-Lehre, der er mit solchem Nachdruck den Rang eines religiösen Glaubenspunktes gibt, läuft deutlich darauf hinaus, daß der Mensch in der ihm durch Geburt zugewiesenen gesellschaftlichen Stellung zu bleiben hat. Sie zwingt ihn, ,in jenen Lebensumständen zu verharren, in die er nach dem Ratschluß Gottes gestellt ist' – um den Katechismus der Church of England mit seinem feudalistischen Hintergrund zu zitieren. Nach Gandhis Auffassung ist damit bis zu einem gewissen Grade begründet, weshalb die Kastenordnung, die er Varnashrama Dharma nennt, als vernünftiger Gesellschaftsaufbau gerechtfertigt sein soll. Es zeigt zugleich, weshalb er sich selbst einen strenggläubigen Hindu nennt, der sich an die den überlieferten Hinduschriften zugrunde liegenden Lehrsätze hält. Die äußerste Grenze dieser Lehre wurde in dem Buche ,The Gospel of

Swadeshi' erreicht, das einer seiner Anhänger geschrieben hat und dem Gandhi ein Vorwort beigab; er hat freilich später seine Zustimmung zu den allzu engherzigen Formen der Swadeshi-Lehre, wie der Verfasser des Buches sie öffentlich verfocht, wieder zurückgezogen. Ich muß hier wiederholen, daß unzweifelhaft viele strenggläubige Hindus die Swadeshi-Lehre nicht als Bestandteil ihres Glaubens anerkennen würden. Andere würden bestreiten, daß die Kastenordnung die Festlegung der gesellschaftlichen Stellung in sich schließt, selbst wenn sie auch unter den heutigen Verhältnissen noch am Verbot der Heirat von Kaste zu Kaste festhalten. Für Gandhi indessen ist das Bekenntnis zu diesen Dingen anscheinend eine Grundsatzfrage. So radikal er auf anderen Gebieten denkt, so ausgesprochen konservativ ist er hier.

Daß Swadeshi bei ihm den Rang einer religiösen Pflicht einnimmt, kann man aus der bedeutsamen Stelle ersehen, die er ihm unter seinen Gelübden für das Satyagraha Ashram in Sabarmati einräumt. Noch deutlicher erhellt es daraus, daß er auf der christlichen Missionars-Konferenz (Christian Missionary Conference) zu Madras am 14. Februar 1916 Swadeshi zum Gegenstand seiner Ansprache wählte: man hatte ihn aufgefordert, zu den versammelten Missionaren über eine Frage zu sprechen, der er selbst die größte Bedeutung beimaß. Er hätte bei einer so einzigartigen Gelegenheit bestimmt nicht Swadeshi gewählt — zum allerersten Male in Indien sprach er damals zu einer Hörerschaft von hingebungsvoll ernsthaften Männern und Frauen, die er von der höchsten Wahrheit überzeugen wollte —, wenn er nicht das Gefühl gehabt hätte, daß der von ihm verfochtene religiöse Grundsatz bis an die tiefsten Wurzeln religiösen Erlebens und Lebens hinanreicht. Viele lange und hitzige Erörterungen mit ihm berechtigen mich dazu, die religiöse Bedeutung des Swadeshi für ihn mit so

starken Ausdrücken zu kennzeichnen; denn in diesem Punkte ist er unbeugsam, und er hat die Frage schon längst bis zur letzten Folgerung durchdacht. Als ich ihn nach seiner abschließenden schriftlichen Niederlegung fragte, gab er mir die folgende Ansprache, die er an die Missionare in Madras gerichtet hat:

„Nach vielem Nachdenken habe ich für Swadeshi eine Begriffsfassung gefunden, die vielleicht meine Absicht am besten erläutert:

Swadeshi ist der Geist in uns, der uns in der Nutzung wie im Dienen zur Beschränkung auf unsere unmittelbare Umgebung und zum Verzicht auf alles aus weiterer Entfernung Stammende treibt. Daraus ergibt sich: 1. Im religiösen Leben muß ich mich beschränken auf die ererbte Religion – das heißt also auf die religiöse Nutzung meiner unmittelbaren Umgebung. Wenn ich entdecke, daß meine Religion mangelhaft ist, so muß ich ihr dienen, indem ich sie von ihren Mängeln befreie. 2. Auf dem Gebiete der Politik soll ich die einheimischen Einrichtungen und Satzungen nutzen und ihnen dienen, indem ich sie von erwiesenen Mängeln befreie. 3. Auf wirtschaftlichem Gebiet soll ich nur die Dinge benutzen, die von meinen unmittelbaren Nachbarn hergestellt werden; dadurch soll ich die einheimische Erzeugung überall dort kräftig und vollständig machen, wo sie vielleicht noch Mängel zeigt.

Zu 1: Der Geist des Swadeshi, der die Grundlage des Hinduismus bildet, hat ihn zu einer konservativen Religion und dadurch zu einer mächtigen Kraft gemacht. Er ist der duldsamste Glaube, weil er nicht auf den Anhängerfang ausgeht, und er ist heute noch genau so zur Ausdehnung fähig, wie er es nachweislich in der Vergangenheit war. Er ist auf den Buddhismus gefolgt, nicht indem er ihn vertrieb, wie man es wohl irrigerweise angenommen hat, sondern indem

er ihn aufsog. Aus dem Geiste des Swadeshi heraus weigert sich der Hindu, von seiner Religion zu lassen; nicht unbedingt deshalb, weil er sie für die beste hält, sondern weil er weiß, daß er sie ergänzen kann, indem er Verbesserungen einführt. Und was ich hier über den Hinduismus gesagt habe, das trifft, vermute ich, auch auf die anderen großen Glaubensbekenntnisse der Welt zu; nur ist es eben – und dabei bleibe ich – in ganz besonderem Maße beim Hinduismus der Fall. Hier nun komme ich zu dem Punkt, wo ich mich bemühe, mit meiner Lehrtätigkeit einzusetzen.
Sofern in dem, was ich gesagt habe, irgendein vernünftiger Sinn steckt – täten dann nicht die großen Missionsgesellschaften, denen Indien für das in der Vergangenheit und heute noch unvermindert Geleistete tiefen Dank schuldet, besser daran und würden sie nicht dem Geist des Christentums besser dienen, wenn sie das Ziel der Anhängergewinnung aufgeben, aber ihre Wohltätigsarbeit fortsetzen würden? Ich mache diesen Vorschlag in aller Aufrichtigkeit und mit schuldiger Ehrfurcht.
Ich habe mich bemüht, die Bibel genau kennen zu lernen, und mein Gefühl zählt sie zu den heiligen Schriften. Der Geist der Bergpredigt wirbt fast gleich mächtig mit der Bhagavad Gita um den ersten Platz in meinem Herzen. Ich messe mich mit jedem Christen in der Kraft frommer Hingabe, wenn ich ‚Führ, liebes Licht‘ und andere aus göttlicher Eingebung geborene Lieder gleichen Geistes singe. Ich habe unter dem Einfluß berühmter christlicher Missionare verschiedener Sekten gestanden, und ich erfreue mich bis auf den heutigen Tag des Vorrechts, mit ihnen befreundet zu sein. Deshalb habe ich den oben ausgesprochenen Vorschlag nicht als ein mit Vorurteilen behafteter Hindu gemacht, sondern als ein Mensch, der sich demütig und unparteiisch um die Religion bemüht und dem Christentum sehr zugetan ist.

Wäre es nicht denkbar, daß man die Verkündigung ‚Gehet hin in alle Welt' einigermaßen engherzig ausgelegt hat und an ihrem eigentlichen Sinn vorübergegangen ist? Man wird doch nicht leugnen wollen – ich spreche aus Erfahrung –, daß viele von den ‚Bekehrungen' diesen Namen nicht verdienen. Vielfach ist der Mahnruf nicht zum Herzen gedrungen, sondern zum – Magen; und in jedem Falle läßt eine Bekehrung eine Wunde zurück, die, wie ich zu behaupten wage, vermeidbar wäre. Jedes der großen Glaubensbekenntnisse läßt – ich sage das abermals aus eigener Erfahrung – die Möglichkeit zur Neugeburt und zur Wandlung des Herzens.
Ich weiß, daß ich mich nun auf dünnes Eis begebe; aber ich schließe dennoch diesen Abschnitt meiner Darlegung ohne entschuldigende Beschönigung mit der Behauptung: Die furchtbare Gewalttat, die sich eben jetzt in Europa abspielt, könnte man als Beweis dafür auffassen, daß Jesus von Nazareth, der Sohn des Friedens, mit seiner Verkündigung in Europa wenig verstanden worden ist und daß vom Osten her ein Licht darauf fallen könnte.

Aus dem Werke: C. F. Andrews, Mahatma Gandhis Lehre und Tat.

RAINER MARIA RILKE / VON DER LANDSCHAFT

MAN weiß so wenig von der Malerei des Altertums; aber es wird nicht zu gewagt sein, anzunehmen, daß sie die Menschen sah, wie spätere Maler die Landschaft gesehen haben. In den Vasenbildern, diesen unvergeßlichen Erinnerungen aus einer großen Zeichenkunst, ist die Umgebung (Haus oder Straße) nur genannt, gleichsam abgekürzt, nur mit dem Anfangsbuchstaben angegeben, die nackten Menschen aber sind alles, sind wie Bäume, die Früchte tragen und Frucht-

kränze, und wie Büsche, die blühen, und wie Frühlinge, in denen die Vögel singen. Damals war der Leib, den man bestellte wie ein Land, um den man sich mühte wie um eine Ernte und den man besaß, wie man ein gutes Grundstück besitzt, das Angeschaute und Schöne, das Bild, durch welches in rhythmischen Reihen alle Bedeutungen gingen, Götter und Tiere, und alle Sinne des Lebens. Der Mensch, obwohl seit Jahrtausenden dauernd, war sich selbst noch zu neu, zu entzückt von sich, um über sich fort oder von sich abzusehen. Die Landschaft, das war der Weg, auf dem er ging, die Bahn, darin er lief, alle die Spiel- und Tanzplätze waren es, auf denen der griechische Tag verging; die Täler, in denen das Heer sich versammelte, die Häfen, aus denen man zu Abenteuern fuhr und in die man unerhörter Erinnerungen voll und älter zurückkehrte; die Festtage und die geschmückten, silbern klingenden Nächte, die ihnen folgten, die Aufzüge zu den Göttern und der Umgang um den Altar –: das war die Landschaft, in der man lebte. Aber der Berg war fremd, auf dem nicht menschengestaltige Götter wohnten, das Vorgebirge, auf dem sich kein weithinsichtbares Standbild erhob, die Hänge, die kein Hirte gefunden hatte, – sie waren keines Wortes wert. Alles war Bühne und leer, solange der Mensch nicht auftrat und mit seines Leibes heiterer oder tragischer Handlung die Szene erfüllte. Ihn erwartete alles, und wo er kam, trat alles zurück und gab ihm Raum.

Die christliche Kunst verlor diese Beziehung mit dem Körper, ohne deshalb der Landschaft sich wirklich zu nähern; Menschen und Dinge waren wie Buchstaben in ihr, und sie bildete lange, gemalte Sätze mit einem Alphabet von Initialen. Die Menschen waren Gewänder und nur in der Hölle Leiber; und die Landschaft durfte selten die Erde sein. Fast immer mußte sie, wo sie lieblich war, den Himmel bedeuten, und wo sie Schrecken erregte und wild und unwirtlich war,

da galt sie als der Ort der Verbannten und für ewig Verlorenen. Man sah sie schon; denn die Menschen waren schmal geworden und durchscheinend, aber es lag in ihrer Art, die Landschaft ebenso zu empfinden, als eine kleine Vergänglichkeit, als einen Streifen von übergrünten Gräbern, unter denen die Hölle hing und über denen der große Himmel sich auftat als die eigentliche, tiefe, von allen Wesen gewollte Wirklichkeit. Nun, da es auf einmal drei Orte gab, drei Wohnungen, über welche viel Redens war: Himmel, Erde und Hölle, — war eine Bestimmung der Örtlichkeit dringend notwendig geworden, und man mußte sich sie ansehen und sie darstellen; in den frühitalienischen Meistern wuchs diese Darstellung, über ihren eigentlichen Zweck hinaus, zu großer Vollkommenheit, und man muß sich nur der Malereien im Campo Santo zu Pisa erinnern, um zu fühlen, daß die landschaftliche Auffassung damals schon etwas Selbständiges geworden war. Man meinte zwar noch einen Ort anzugeben und nichts mehr, aber man tat das mit solcher Herzlichkeit und Hingabe, man erzählte mit so hinreißender Beredsamkeit und so sehr als Liebender von den Dingen, die an der Erde hingen, an der von den Menschen verleugneten und verdächtigten Erde —: daß jene Malerei uns heute wie ein Loblied auf sie erscheint, in welches die Heiligen einstimmen. Und alle Dinge, die man sah, waren neu, so daß mit dem Schauen sich ein fortwährendes Staunen verband und eine Freude an unzähligen Funden. So kam es von selbst, daß man mit der Erde den Himmel pries und sie kennen lernte, da man Sehnsucht war, ihn zu erkennen. Denn die tiefe Frömmigkeit ist wie ein Regen: sie fällt immer wieder auf die Erde zurück, von der sie ausging, und ist Segen über den Feldern.

Man hatte so, ohne es zu wollen, die Wärme gefühlt, das Glück und die Herrlichkeit, die von einer Wiese, einem Bach, einem Blumenhang und von Bäumen, die fruchttra-

gend beieinanderstehen, ausstrahlen kann, daß man, wenn man nun Madonnen malte, sie mit diesem Reichtum wie mit einem Mantel umgab, sie damit krönte wie mit einer Krone und Landschaften wie Fahnen entfaltete, ihnen zum Lobe; denn man wußte ihnen kein Fest zu bereiten, das rauschender war, keine Hingabe kannte man, die dieser glich: alles eben gefundene Schöne ihnen zuzutragen und mit ihnen zu verschmelzen. Man meinte keinen Ort mehr damit, auch den Himmel nicht, man stimmte die Landschaft an wie ein Marienlied, das in hellen, klaren Farben erklang.

Aber damit war eine große Entwicklung geschehen: man malte die Landschaft und meinte doch nicht sie damit, sondern sich selbst; sie war Vorwand geworden für ein menschliches Gefühl, Gleichnis einer menschlichen Freude, Einfalt und Frömmigkeit. Sie war Kunst geworden. Und schon Lionardo übernahm sie so. Die Landschaften in seinen Bildern sind Ausdrücke seines tiefsten Erlebens und Wissens, blaue Spiegel, in denen geheime Gesetze sich sinnend betrachten, Fernen, wie Zukünfte groß und unenträtselt wie sie. Es ist kein Zufall darin, daß Lionardo, welcher zuerst Menschen wie Erlebnisse malte, wie Schicksale, durch die er einsam hindurchgegangen war, auch die Landschaft als ein Ausdrucksmittel empfand für fast unsagbare Erfahrung, Tiefe und Traurigkeit. Diesem Überholer von vielen noch nicht Gekommenen war es gegeben, alle Künste unendlich groß zu gebrauchen; wie in vielen Sprachen redete er in ihnen von seinem Leben und von seines Lebens Fortschritten und Fernen.

Noch hat niemand eine Landschaft gemalt, die so ganz Landschaft ist und doch so sehr Geständnis und eigene Stimme wie jene Tiefe hinter der Mona Lisa. Als ob alles Menschliche in ihrem unendlich stillen Bildnis enthalten sei, alles andere aber, alles, was vor dem Menschen liegt und

über ihn hinaus, in diesen geheimnisvollen Zusammenhängen von Bergen, Bäumen, Brücken, Himmeln und Wassern. Diese Landschaft ist nicht eines Eindrucks Bild, nicht eines Menschen Meinung über die ruhenden Dinge; sie ist Natur, die entstand, Welt, die wurde, und dem Menschen so fremd wie der nie betretene Wald einer unentdeckten Insel. Und Landschaft so zu schauen als ein Fernes und Fremdes, als ein Entlegenes und Liebloses, das sich ganz in sich vollzieht, war notwendig, wenn sie je einer selbständigen Kunst Mittel und Anlaß sein sollte; denn sie mußte fern sein und sehr anders als wir, um ein erlösendes Gleichnis werden zu können unserem Schicksal. Fast feindlich mußte sie sein in erhabener Gleichgültigkeit, um unserem Dasein eine neue Deutung zu geben mit ihren Dingen.

Und in diesem Sinn ging die Gestaltung jener Landschaftskunst vor sich, die Lionardo da Vinci vorahnend schon besaß. Langsam bildete sie sich aus in den Händen von Einsamen, durch die Jahrhunderte hin. Sehr weit war der Weg, der gegangen sein mußte, denn es war schwer, sich der Welt so weit zu entwöhnen, um sie nicht länger mit dem voreingenommenen Auge des Einheimischen zu sehen, der alles auf sich selbst und auf seine Bedürfnisse anwendet, wenn er es schaut. Man weiß, wie schlecht man die Dinge sieht, unter denen man lebt, und daß oft erst einer kommen muß von fern, um uns zu sagen, was uns umgibt. Und so mußte man auch die Dinge von sich fortdrängen, damit man später fähig wäre, sich ihnen in gerechter und ruhiger Weise, mit weniger Vertraulichkeit und in ehrfürchtigem Abstand zu nähern. Denn man begann die Natur erst zu begreifen, als man sie nicht mehr begriff; als man fühlte, daß sie das Andere war, das Teilnahmlose, das keine Sinne hat, uns aufzunehmen, da war man erst aus ihr herausgetreten, einsam, aus einer einsamen Welt.

Und das mußte man, um an ihr Künstler zu sein; man durfte sie nicht mehr stofflich empfinden auf die Bedeutung hin, die sie für uns besaß, sondern gegenständlich als eine große vorhandene Wirklichkeit.

So hatte man den Menschen empfunden zur Zeit, da man ihn groß malte; aber der Mensch war schwankend geworden und ungewiß, und sein Bild floß dahin in Verwandlungen und war kaum mehr zu fassen. Die Natur war dauernder und größer, alle Bewegung war breiter in ihr und alle Ruhe schlichter und einsamer. Es war eine Sehnsucht im Menschen, mit ihren erhabenen Mitteln von sich zu reden wie von etwas ebenso Wirklichem, und so entstanden die Bilder von Landschaften, in denen nichts geschieht. Leere Meere hat man gemalt, weiße Häuser in Regentagen, Wege, auf denen keiner geht, und unsäglich einsame Wasser. Immer mehr entschwand das Pathos, und je besser man diese Sprache verstand, in desto schlichterer Weise gebrauchte man sie. Man versenkte sich in die große Ruhe der Dinge, man empfand, wie ihr Dasein in Gesetzen verging, ohne Erwartung und ohne Ungeduld. Und still gingen unter ihnen die Tiere umher und ertrugen wie sie den Tag und die Nacht und waren voll von Gesetzen. Und als der Mensch später in diese Umgebung trat, als Hirte, als Bauer oder einfach als eine Gestalt aus der Tiefe des Bildes: da ist alle Überhebung von ihm abgefallen, und man sieht ihm an, daß er Ding sein will.

In diesem Aufwachsen der Landschafts-Kunst zu einem langsamen Landschafts-Werden der Welt liegt eine weite menschliche Entwicklung. Der Inhalt dieser Bilder, der so absichtslos aus Schauen und Arbeit entsprang, spricht uns davon, daß eine Zukunft begonnen hat mitten in unserer Zeit: daß der Mensch nicht mehr der Gesellige ist, der unter seinesgleichen im Gleichgewicht geht, und auch derjenige nicht mehr, um dessentwillen Abend und Morgen

wird und Nähe und Ferne. Daß er unter die Dinge gestellt ist wie ein Ding, unendlich allein, und daß alle Gemeinsamkeit aus Dingen und Menschen sich zurückgezogen hat in die gemeinsame Tiefe, aus der die Wurzeln alles Wachsenden trinken.

ALDOUS HUXLEY / KATZENPREDIGT

NEULICH wurde mir ein junger Mann vorgestellt, der den Ehrgeiz besitzt, Schriftsteller zu werden. Da er mich als Autor kannte, fragte er, wie er es anfangen solle, seinen Wunsch zu verwirklichen. Ich gab mir alle Mühe, es ihm zu erklären. „Vorerst", sagte ich, „kaufen Sie eine Menge Papier, eine Flasche Tinte und eine Feder. Und dann schreiben Sie!" Das war meinem jungen Freund aber nicht genug. Er stellte sich offenbar vor, daß es eine Art esoterischen Kochbuchs voll literarischer Rezepte geben müsse, nach deren gewissenhafter Befolgung man ein Dickens, ein Flaubert oder ein Fontane würde, „nach Geschmack", wie die Verfasser von Kochrezepten sagen, wenn sie beim Würzen und Süßen angelangt sind. Dürfe er nicht einen Blick in besagtes Kochbuch tun? Ich bedauerte sehr — leider sei mir ein solches Buch noch nicht zu Gesicht gekommen (schade! denn wieviel Zeit und Mühe könnte man sich dadurch sparen!). Er schien bitter enttäuscht. Um den armen Jungen zu trösten, riet ich ihm, sich an die Professoren der Literaturgeschichte an deutschen Universitäten zu wenden oder an einen jener besonders in Amerika zahlreichen Wundertäter, die in ihren Ankündigungen brieflichen Unterricht im einträglichen Schreiben von Kurzgeschichten usw. versprechen: wenn irgend jemand ein verläßliches literarisches Kochbuch besitze, so seien das sicherlich diese Herren. Aber auch das genügte dem jungen Mann nicht. Ent-

täuscht, weil er von mir das schriftstellerische Äquivalent für „Eierspeisen auf hundert Weisen" oder „Was koche ich heute abend?" nicht erhalten konnte, unterzog er mich einem Kreuzverhör über meine Methode, „Material zu sammeln": Benutzen Sie ein Notizbuch oder ein Tagebuch? Führen Sie Ihre Einfälle oder Beobachtungen in einer Kartothek? Besuchen Sie gewissenhaft die Salons reicher, eleganter Leute? Oder ziehen Sie sich im Gegenteil auf das Land zurück? Oder verbringen Sie Ihre Abende auf der Jagd nach Stoff und Typen in den Branntweinschenken der Elendsviertel? Halten Sie es für richtig, in intellektuellen Kreisen zu verkehren? Soll ein Romanschriftsteller nach Bildung streben oder seine Lektüre ausschließlich auf Romane anderer beschränken? Und so weiter. Ich bemühte mich, alle diese Fragen in möglichst unverbindlicher Form zu beantworten. Und da der Jüngling noch immer enttäuscht schien, erteilte ich ihm zum Schluß einen guten Rat als Draufgabe. „Mein junger Freund" – sagte ich – „wenn Sie ein Verfasser psychologischer Romane werden und über die Rätsel der Menschenseele schreiben wollen, dann ist es das beste, Sie schaffen sich ein Katzenpärchen an." Und damit entließ ich ihn.

Ich hoffe, er hat meinen Rat befolgt; denn der Rat war gut – war die Frucht reicher Erfahrung und reiflicher Überlegung. Ich fürchte jedoch, der junge Tor hat nur gelacht über den nach seiner Ansicht dummen Witz, so, wie ich selbst einst lachte, als mir vor Jahren ein reizender, außergewöhnlich begabter Mensch mitteilte, er beabsichtige, einen Roman über die mondänen Kreise Londons zu schreiben, und schiffe sich demnächst nach Westindien ein, um unter den Negern Vorstudien zu machen. Damals lachte ich, heute aber weiß ich, wie recht er hatte. Naturvölker, Kinder und Tiere sind gleichsam zivilisierte Menschen, von denen der Deckel abgehoben wurde – der schwere,

künstlich gearbeitete Deckel guter Manieren, konventioneller Gewohnheiten, überkommenen Denkens und Fühlens, unter dem wir alle unser Dasein verbringen. Diesen Deckel studiert man am besten in Mayfair, in Passy, in der Park Avenue oder im Tiergarten-Viertel. Was aber geht in diesen kultivierten und eleganten Gegenden unter besagtem Deckel vor? Aus unmittelbarer Beobachtung erfahren wir wenig (wenn wir nicht über besonders scharfe Intuition verfügen). Und wenn wir die Vorgänge unter fremden Deckeln nicht aus dem entnehmen können, was ein Blick unter den eigenen uns lehrt, dann ist es am besten, wir nehmen den nächsten Dampfer nach Westindien oder bringen einige Stunden des Vormittags in der Kinderstube zu (was bedeutend billiger kommt), oder aber wir schaffen uns, wie ich meinem jungen Freund nahelegte, ein Katzenpaar an.

Jawohl, ein Katzenpaar. Am besten siamesische Katzen, denn die sind die menschenähnlichsten. Sie sind auch die eigenartigsten und, wenngleich nicht die schönsten, doch gewiß die eindrucksvollsten und phantastischsten. Wie beunruhigend starren die blaßblauen Augen aus der schwarzen Samtmaske des Gesichts! Bei der Geburt schneeweiß, dunkelt das Fell allmählich zu kräftigem Mulattenbraun nach. Die Vorderpfoten stecken fast bis an die Schultern in langen schwarzen Handschuhen, wie Yvette Guilbert sie liebt, die Hinterbeine tragen die enganliegenden schwarzen Seidenstrümpfe, mit denen Félicien Rops perlmutterschimmernde Frauenleiber pervers und unzüchtig zu bekleiden pflegte. Ihre Schwänze, wenn sie welche haben — ja, ich möchte dem angehenden Schriftsteller entschieden empfehlen, die geschwänzte Gattung zu kaufen; denn Katzen verleihen ihren Gefühlen vornehmlich mit dem Schwanze Ausdruck, und die Mankatze gleicht einem Stummen — ihre Schwänze also sind gegen das Ende dünner werdende



Zeichnung von Felix Timmermans
zu Ernest Claes, Hannes Raps

schwarze Schlangen, die, auch wenn der übrige Körper in sphinxgleicher Ruhe daliegt, von ureigenstem zuckendem und unruhigem Leben erfüllt sind. Und was für seltsame Stimmen sie haben! Manchmal wie das Weinen kleiner Kinder, manchmal wie das Blöken von Lämmern, dann wieder wie das qualvolle und wütende Heulen verdammter Seelen. Im Vergleich mit diesen phantastischen Geschöpfen wirken die schönsten und anziehendsten Vertreter anderer Katzenrassen leicht ein wenig fade.

Hat unser angehender Romanschreiber nun die Katzen erworben, so bleibt ihm nichts mehr zu tun übrig, als sie Tag für Tag zu beobachten, die Lektionen, die sie ihm erteilen, zu lernen und innerlich zu verarbeiten und am Ende – ach, diese mühsame und unbequeme Arbeit bleibt ihm zuletzt doch nicht erspart! – seinen Roman über die gute Gesellschaft von Paris, London oder Berlin zu schreiben.

Betrachten wir einige dieser lehrreichen Katzenpredigten, aus denen der Seelenforscher so viel erfahren kann, genauer. Beginnen wir mit dem, womit jeder gute Roman beginnen und nicht widersinnigerweise enden sollte, – mit der Heirat. Die Hochzeit siamesischer Katzen ist, jedenfalls soviel ich beobachten konnte, ein hochdramatisches Ereignis. Schon die Vorstellung des Bräutigams (wir wollen annehmen, daß die beiden, wie es in der Katzenwelt Brauch ist, einander vor dem Hochzeitstage noch nie zu Gesicht bekamen) ist das Zeichen zum Beginn eines beispiellos heftigen Kampfes. Als erste Antwort auf die Annäherungsversuche des hoffnungsvollen Freiers fährt die junge Dame ihm an die Kehle. Man ist, wenn man da die Haare stäuben sieht und die gellenden Schreie der Wut und des Hasses vernimmt, einer gütigen Vorsehung von Herzen dankbar dafür, daß sie diesen Unholden nicht größer zu werden gestattete. Würde der Kampf zwischen Wesen von Menschengröße geführt,

er verbreitete Tod und Zerstörung auf Hunderte von Metern im Umkreis. So aber ist man, auf die Gefahr hin, ein paar Kratzwunden abzubekommen, imstande, die Duellanten beim Genick zu packen und die noch immer fauchenden und widerstrebenden voneinander zu zerren. Was geschähe, wenn man das neuvermählte Paar den Kampf bis zum bittern Ende austragen ließe, weiß ich nicht; bisher hatte ich weder die Wißbegier noch die Seelenstärke, das herauszufinden. Ich vermute nur, daß, umgekehrt wie es in Hamlets Familie geschah, das Gebackene von den Hochzeitsschüsseln bald einen kalten Leichenschmaus geben könnte. Diesen tragischen Ausgang verhinderte ich jedesmal, indem ich einfach die Braut allein in ein Zimmer einschloß und den Bräutigam ein paar Stunden vor der Tür schmachten ließ. Er schmachtet nicht stumm; aber lange Zeit ertönt keine andere Antwort auf seine schwermütigen Liebesklagen als manchmal ein Fauchen oder Knurren. Sobald jedoch die Braut endlich in ebenso sanften, sehnsuchtsvollen Tönen antwortet, darf man getrost die Tür öffnen. Der Bräutigam schnellt wie ein Pfeil hinein und wird nicht wie früher mit Zähnen und Klauen, sondern mit allen Zeichen der Zuneigung empfangen.

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als läge in diesem Beispiel aus dem Katzenleben keine besondere Lehre für die Menschheit. Aber der Schein trügt. Die Deckel, unter denen zivilisierte Menschen leben, sind so dick und so reich verziert mit mythologischen Ausschmückungen, daß es einem schwer fällt, die Tatsache zu erkennen, auf die D. H. Lawrence in seinen Romanen und Erzählungen so viel Nachdruck legt: daß Haß und Liebe fast immer vermischt sind und daß junge Mädchen sehr oft (trotz ihren heimlichen Wünschen und Gefühlen) einen sehr echten Abscheu vor physischer Liebe fühlen. Katzen dagegen, von keinem Deckel beschwert, offenbaren einem dieses dunkle

Mysterium der menschlichen Natur. Nach Beobachtung einer Katzenhochzeit kann sich kein junger Schriftsteller mehr mit dem verlogenen Kitsch zufrieden geben, der in der landläufigen Erzählungsliteratur als Liebesschilderung gilt.

Die Zeit vergeht, und wenn nun die Flitterwochen vorbei sind, fangen die Katzen an, uns Dinge zu eröffnen, die sogar der Deckel von Zivilisation manchmal nicht ganz vor den Augen der Menschen verbergen kann. Sie sagen uns – was wir, ach! schon wissen –, daß der Mann seiner Frau bald überdrüssig wird, besonders, wenn sie ein Kind erwartet oder stillt; daß der Grundzug der Männlichkeit die Abenteuerlust und Untreue ist; daß Schuldbewußtsein und gute Vorsätze die seelischen Merkmale der Krankheit sind, welche den Mann zwischen Achtzehn und Sechzig zeitweise befällt, einer Krankheit, die man „ehelichen Katzenjammer" nennen könnte. Mit ihrem Schwinden verlieren sich auch ihre seelischen Symptome. Und tritt die Versuchung aufs neue heran, so ist das Gewissen stumm und jeder gute Vorsatz vergessen.

Diese leider allzu bekannten Wahrheiten werden von Katzen mit einem äußerst drolligen Mangel an Verschleierung veranschaulicht. Kein Mann hat je gewagt, seinen Überdruß so unverschämt zu bekunden wie der siamesische Kater, der seiner liebeheischenden Gattin ins Gesicht gähnt. Kein Mann hat je seine Seitensprünge so freimütig ausposaunt wie solch ein Kater, wenn er auf dem Dache seine Serenade anstimmt. Und wie verstohlen schleicht er sich – kein Mann war je so jämmerlich zerknirscht – am nächsten Tag in den Ehekorb hinterm Ofen zurück! Sein Schuldbewußtsein läßt sich geradezu am Neigungswinkel der zurückgelegten Ohren und des gesenkten Schwanzes ermessen. Und wenn die Gattin, ihn beschnuppernd, seine Untreue entdeckt, zerkratzt sie ihm, wie stets bei solchen

Gelegenheiten, das Gesicht, das schon so von Narben bedeckt ist wie das eines Studenten mit den Spuren Dutzender von Mensuren. Der Katzengatte macht keinen Versuch, sich zu wehren; er weiß, daß er nur erhält, was er verdient hat.
Man käme nie zu Ende, wollte man all die menschlichen Wahrheiten aufzählen, die ein Katzenpaar uns zu enthüllen oder zu bestätigen vermag. Ich will nur noch eine der zahllosen Katzenpredigten anführen, die mir in Erinnerung blieben, eine agierte Predigt sozusagen, die mir durch ihre lächerliche Pantomime aufs lebhafteste die betrüblichste Eigenheit unserer Menschennatur – unsere durch nichts zu lindernde Einsamkeit – zum Bewußtsein brachte. Sie spielte sich so ab: Meine Kätzin, schon seit langem verheiratet und mehrmals Mutter geworden, durchlebte gerade eine ihrer gelegentlichen Zeiten von Verliebtheit. Ihr Gatte, nun in den besten Jahren, trug die schläfrige Anmaßung zur Schau, die den vollreifen, sieggewohnten Mann kennzeichnet (er war das feline Gegenstück eines herkulischen jungen Gardeoffiziers), und wollte nichts mit ihr zu tun haben. Vergeblich war ihr liebesieches Miauen, vergeblich ihr Vorbeistreichen vor ihm, ihr wollüstiges Reiben an Türen und Stuhlbeinen, vergeblich das zärtliche Ablecken seines Gesichts. Er schloß die Augen, er gähnte, er wandte den Kopf weg, und wenn sie gar zu zudringlich wurde, stand er auf und schritt mit beleidigend würdevoller Gleichgültigkeit hinweg. Sobald sich eine Gelegenheit bot, entwischte er und verbrachte die nächsten vierundzwanzig Stunden auf den Dächern. Die verlassene Gattin wanderte untröstlich im Haus umher, als suchte sie ihr entschwundenes Glück. Sie miaute leise und kläglich vor sich hin und erinnerte einen in Ton und Gebärde unwiderstehlich an Melisande in Debussys Oper. „Je ne suis pas heureuse ici“ schien sie zu sagen. Armes kleines Ding, sie war wirklich

nicht glücklich! Aber gleich ihren großen Schwestern und Brüdern unter den Menschen mußte sie ihr Unglück in Einsamkeit tragen, unverstanden und ungetröstet. Denn trotz Sprache und Verstand, Einfühlungsvermögen und Mitgefühl können auch wir niemals andern etwas wirklich mitteilen. Dem wesentlichen Inhalt unserer Gedanken und Gefühle ist die Mittelbarkeit versagt, er bleibt eingeschlossen in der undurchdringlichen Stahlkammer des individuellen Geistes und Körpers. Wir sind alle zu lebenslänglicher Einzelhaft verurteilt.

Diese traurige Wahrheit wurde mir überwältigend deutlich, als ich die verlassene liebeskranke Katze verzweifelt in meinem Zimmer umherwandern sah. „Je ne suis pas heureuse ici," miaute sie, „je ne suis pas heureuse ici." Ihr ausdrucksfähiger schwarzer Schwanz peitschte die Luft mit tragisch verzweifelter Gebärde. Aber sooft er zuckte, – hoppla! sprang ihr einziger Sohn (der einzige, heißt das, den wir ihr gelassen hatten) unter dem Lehnstuhl, hinter dem Bücherschrank oder wo er sich sonst gerade versteckt hatte, hervor und wie ein komischer kleiner Tiger mit vorgestreckten Krallen auf ihn los. Manchmal sprang er fehl, manchmal aber bekam er ihn zu fassen, packte die Schwanzspitze mit den Zähnen und riß und zerrte mit gespielter Wut an ihr. Seine Mutter konnte sie erst mit einem tüchtigen Ruck aus seinen Zähnen befreien. Da kroch er dann unter den Lehnstuhl zurück und bereitete sich geduckt, mit zitternden Hinterschenkeln, zu neuem Sprung. Der tragisch und verzweiflungsvoll gestikulierende Schwanz war für ihn das unwiderstehlichste Spielzeug. Der Mutter Geduld war engelhaft. Kein Tadel, keine strafende Zurechtweisung! Wurde das Kind allzu lästig, dann wechselte sie den Platz, das war alles. Und dabei miaute sie immerzu kläglich und hoffnungslos: „Je ne suis pas heureuse ici, je ne suis pas heureuse ici." Es war herzzerreißend,

erade weil die Kapriolen des Kätzchens sich so überaus drollig ausnahmen, gleichsam als tölpelte ein Dummer August mitten in Melisandes Klage hinein – nicht etwa wissentlich oder böswillig, denn es lag nicht die leiseste verletzende Absicht in des Kätzchens Spiel, sondern aus reinem Unverstand. Jedes von beiden verbüßte seine Einzelhaft auf Lebensdauer, es gab keinen Austausch der Gefühle und Gedanken zwischen den Gefängniszellen, es gab keine Verständigung. Katzenpredigten können ungemein niederdrückend wirken.

KARL SCHEFFLER / DIE ZUKUNFT DER GROSSSTÄDTE

Die Gesellschaftsordnung des neunzehnten Jahrhunderts war noch durchaus auf dem Erbgedanken gegründet. Vererbt wurde der Stand, oft der Beruf und in einer sehr konsequenten Weise das Vermögen. Aller Besitz galt als unantastbar, fast als heilig. Das ist anders geworden und wird noch mehr anders werden. Eine Umschichtung hat begonnen und wird unaufhaltsam fortgesetzt. Der Adel tritt als eine lebendig das Leben gestaltende Klasse endgültig ab; und das Bürgertum verändert sein Wesen, es vermischt sich mit dem Proletariat und bildet gemeinsam mit diesem einen neuen Stand in der Mitte, von so großem Umfange, daß er fast das Ganze ausfüllt und eigentlich nur noch peripherische Existenzen zuläßt. Es gibt nach wie vor Anordnende und Ausführende, Inhaber der Gewalt und Subalterne; aber es gibt kaum noch im Sinne der früheren Zeiten Befehlende und Gehorchende. Es verschwindet oder es verwandelt sich der Herr, und der Diener verwandelt sich auch. Alle sind Angestellte der Gesamtwirtschaft verschiedenen Ranges. Hervortun kann sich der Mann kaum noch durch

das, was er kraft seines Standes ist, sondern nur durch Willen und zeitgemäße Fähigkeiten. Eine Demokratisierung von riesigem Umfange beginnt, Hand in Hand mit ihr geht eine Sozialisierung, die dem kommenden Jahrhundert ein neues Gesicht geben wird. Entscheidend wird in der Zukunft die soziale Bindung aller an alle sein. Und es wird in jedem Fall auf die Begabung der Völker ankommen, ob die neue Gestalt der Dinge zu einem lebendigen Sozialismus führt oder ob es bei einem bürokratischen Gouvernementalismus bleiben wird.

Dieses sind nicht Gedanken eines parteipolitisch Eingestellten, hinter diesen Meinungen steht nicht der Wunsch eines sozialistisch, kommunistisch oder sonstwie programmatisch Denkenden; es handelt sich vielmehr um reine Feststellungen, die aus Beobachtungen gewonnen sind. Wenn ein Wille beteiligt ist, so ist es vor allem der zur Erkenntnis. Die Ereignisse selbst sprechen eine solche Sprache; und sie kümmern sich nicht darum, ob sie uns angenehm oder unangenehm sind.

Besonders aufschlußreich ist es, wenn man auf die äußersten Grenzen des Aktionsgebietes blickt, auf Rußland und Amerika. In Rußland springt der geschichtsbildende Wille über das Bürgertum einfach hinweg, die Entwicklung geht von fast mittelalterlich patriarchalischen Zuständen zu einem radikalen Kollektivismus über: zwischen Leibeigenschaft und unbedingtem Selbstbestimmungsrecht ist kaum ein Zwischenglied. Zwar hat der kommunistische Kollektivismus unter der Herrschaft einer Diktatur selbst wieder Züge von Leibeigenschaft; doch ist es grundsätzlich etwas anderes: es ist ein Riesenexperiment jenes Freiheitsinnes, der auf Gehorsam, Einordnung und Staatsgefühl gegründet ist. Es läßt sich nicht verkennen, daß es sich in Rußland um eine tiefgreifende, zwangsläufige Revolution handelt, die sich wie im Auftrag der Menschheit vollzieht und die

darum nicht auf Rußland beschränkt bleibt. Der Geist des neuen Rußland wirkt auf die europäischen Völker und auf die asiatischen. Der russische Bauer, der gestern noch ein Höriger war und sein Feld mit den primitivsten Geräten bestellte, wird morgen ganz politisiert sein, belehrt über seine Rechte und Pflichten, er wird seine Lage so klar übersehen wie nur irgendein Großstädter. Er wird vom fortreißenden Geist der Fünfjahrespläne gezwungen, vom altertümlichen Pflug unmittelbar zum Traktor, zum Maschinenbetrieb größten Stils überzugehen, er wird gezwungen, seine bisher altväterische Landwirtschaft über Nacht zu industrialisieren. Zuerst nur distriktweise, dann aber immer allgemeiner. Damit nimmt der russische Bauer ein Gesicht an, das man nicht bäuerlich im alten Sinne, aber auch nicht bürgerlich oder proletarisch nennen kann. Ein neues Menschengesicht, ein neues Gesellschaftsgefühl ist hier im Werden. Nicht viele Jahrzehnte werden vergehen, und der russische Bauer wird in einigen wesentlichen Zügen dem amerikanischen Farmer gleichen. Heute scheinen beide noch zwei Welten anzugehören; doch sind die Welten nur durch eine schmale Scheidewand getrennt. Soweit es sich um den Geist der Großstadt handelt, strebt der amerikanische Individualkapitalismus und der kollektivistische Staatskapitalismus in Rußland demselben Ziele zu.

Betrachtet man den amerikanischen Farmer, so ist es klar, daß man ihn nur sehr bedingt einen Bauern nennen kann. Kein europäischer Bauer hat jemals Landwirtschaft so unternehmerhaft rationell, so mit Hilfe intensivierender Arbeitsteilung betrieben. Das Wesen des europäischen Bauern war stets, daß er patriarchalisch sich selbst genügte und das fürs Leben Notwendige im wesentlichen selbst erzeugte. Er brauchte nur weniges zu kaufen und zu verkaufen, seine Existenz ruhte in sich selbst. Einen solchen Bauernstand kennt Amerika nicht, hat es kaum jemals gekannt. Der

Farmer ist Spezialist für den Anbau von Korn, Obst oder Gemüse, für die Aufzucht von Rindvieh, Schweinen oder Geflügel. Er konzentriert sich auf eines und steigert dadurch die Produktion; er denkt kapitalistisch, das heißt großstädtisch, weil er sich ganz als Lieferant für die Großstädte fühlt. Dadurch wird er aber auch weit mehr als der europäische Bauer abhängig von der Gesamtwirtschaft; er bedarf alles dessen, was er selbst nicht erzeugt, seine Tätigkeit hat teil an der großen nationalen, ja weltwirtschaftlichen Arbeitsteilung. Er benutzt industrielle Methoden, macht sich alle Maschinen, Erfindungen und Organisationen zunutze und züchtet Vieh nicht viel anders, wie der Industrielle Automobile baut. Die Folge ist, daß er ganz unbäuerlich denkt, daß er sich industriell und händlerisch einstellt und vom Gedanken des Großbetriebs ausgeht. In dem Maße nun aber, wie dieser amerikanische Farmer privatkapitalistisch arbeitet und wie der russische Bauer staatskapitalistisch denken und arbeiten lernt, wird der europäische Bauer sowohl von Ost wie von West beeinflußt und in den großen, unaufhaltsamen Umwandlungsprozeß hineingezogen. Auch die europäische Landwirtschaft geht einer großen Rationalisierung entgegen, insofern als auch sie mehr und mehr im Sinne der großstädtischen Arbeitsweisen begriffen wird. Um so mehr und vollständiger, als auf dem geschichtlichen Wege der großen Weltsozialisierung — als notwendige Entwicklungserscheinung — eine Periode gesteigerten Nationalismus liegt, eine Periode des grundsätzlichen Selbstgenügens, während deren jedes Land gezwungen ist, sich zeitweise auf sich selbst oder auf einen engen Verband mit Nachbarvölkern zurückzuziehen und möglichst ganz den eigenen Bedarf zu produzieren, wodurch die Intensivierung und Rationalisierung der Landwirtschaft nur noch mehr zum Gebot der Stunde wird. Die Spezialisierung beginnt dann auch schon in Europa;

und die Produktionsteilung wird auch hier eine Produktionssteigerung sein. Sie wird es sein müssen, es ist eine Existenzfrage. Damit ändert sich dann aber auch in Europa der Charakter der Landbevölkerung. Das städtische Empfinden wird aufs Land hinausgetragen, die Landbevölkerung gibt ihre stille Selbstbeschränkung auf, alle wollen teil haben an allem, das Land will nicht länger hinter den Städten zurückstehen.
Was sich vorbereitet, wird klar, wenn man sich vergegenwärtigt, wie sehr sich im letzten Jahrhundert eine Feindschaft zwischen Stadt und Land herausgebildet hat. Die Landbevölkerung fühlte sich von den wirklichen und eingebildeten Vorteilen, die die Stadt bietet, und von der Vornehmheit und Freiheit, die alles Städtische nun einmal scheinbar umgibt, ausgeschlossen; und sie reagierte mit Selbstgerechtigkeit und moralischer Verurteilung. Die Großstädter dagegen betrachteten das Land immer etwas von oben herab, sahen darin nur eine Vorratskammer für die Städte und dünkten sich vornehmer und fortgeschrittener. Der Zustand war so, ist noch heute so, daß das Land nur der Großstädte wegen dazusein scheint. Eine verhängnisvolle Folge war das, was mit dem Wort Landflucht gekennzeichnet ist. Seit hundert Jahren drängt die Landbevölkerung in die Großstädte, strebt der Landarbeiter zur Industrie, um die Vorteile des Stadtlebens zu genießen. Daraus ergab sich ein sprunghaftes Anwachsen der Städte, die übermäßige Entwicklung der Großstädte und die Gestaltlosigkeit des großstädtischen Lebens. Man hat geglaubt, dieser Landflucht mit moralischen Betrachtungen und Ermahnungen begegnen zu können, als sich das Verbot der Freizügigkeit nicht länger aufrecht erhalten ließ. Damit ist aber einem instinktiven Trieb nicht beizukommen. Unüberwindlich ist die Tatsache, daß den Landarbeiter die Arbeits-, Wohn- und Lebensbedingungen der Stadt

anlocken. Wer eine Möglichkeit sieht, dem eintönigen Landleben zu entfliehen, in der Stadt mehr bares Geld zu verdienen, dieses Geld nach Feierabend in der Wirtschaft, im Verkehr mit Kameraden, für Vergnügungen auszugeben, sich beständig in der Menge zu bewegen, dreimal täglich Zeitungen zu lesen, Versammlungen, Theater, Kinos zu besuchen und ungebunden im Erotischen zu sein, der wird alles daran setzen, den Wunsch zu verwirklichen. Das ist menschlich, Gründe richten dagegen nichts aus. Tatsache ist, daß die Landbevölkerung Verlangen hat nach dem Geist der Städte.

Hier ist nun der Punkt, wo es offenbar wird, was es mit der Zukunft der Großstadt auf sich hat. Auf der einen Seite wird der Drang zum Großstädtischen immer unaufhaltsamer, er tritt um so bewußter hervor, je unbäuerischer und unternehmerhafter die Landbevölkerung sich einstellt, je mehr die Grenzen der Stände und Klassen sich verwischen, je unzweideutiger die Masse als sozialisierende Macht hervortritt. Auf der andern Seite können die Großstädte kaum noch Bewohner aufnehmen, weil sie überfüllt und überorganisiert sind, weil sie die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit schon weit überschritten haben. In diesem Dilemma ist die Entscheidung, die Lösung eigentlich schon gefunden: die Lösung, die die Geschichte selbst herbeiführt, besteht darin, daß die der Gesinnung nach städtisch werdende Landbevölkerung, die dennoch nicht mehr in die Städte abwandern kann, die Großstadt zu sich aufs Land hinauszieht. Mit andern Worten: das Land, das ganze Land will zur Stadt werden, es zwingt die Stadt zu sich hinaus, die weite Landschaft füllt sich mit städtischem Geist. In Amerika, in Rußland und in Europa.

Das geschieht nicht morgen und nicht übermorgen. Jahrzehnte werden vergehen, ehe die Auswirkungen des allgemeinen Wollens erkennbar werden. Und es wird wahr-

scheinlich noch neuer Katastrophen in allen Ländern bedürfen, bevor sich der Sinn der Geschichte konkret verwirklicht. Dennoch fehlt es nicht an Anzeichen, die schon auf das Kommende hindeuten.

Eines dieser Symptome ist die unverkennbare Tendenz der Industrie, die Großstadt zu verlassen und sich in der Nähe der Rohstofflager oder, sofern das unmöglich ist, auf wohlfeilem Boden, an den Hauptlinien des Verkehrs anzusiedeln und ringsherum die für den Betrieb nötigen Arbeiterhäuser und Beamtenwohnungen anzulegen. Noch vor kurzem wurde geglaubt, die Industrie sei untrennbar von der Großstadt; heute glaubt man sie auf dem Lande besser aufgehoben. Daß diese Überzeugung schon verwirklicht wird, sieht man auf jeder längeren Eisenbahn- oder Autofahrt mit Augen. Überall aber, wo solche Industriekomplexe entstehen, ist ohne weiteres der Geist der Städte bauend an der Arbeit. Industrie bringt Großstadtgesinnung aufs Land hinaus und schafft viele kleine Zellen, die den Trieb haben, sich wachsend zu erweitern. Nicht anders ist es mit der umfassenden Siedlungsbewegung, die nach dem Kriege fast in allen Ländern nachdrücklich eingesetzt hat und die sowohl das Land wie die Großstädte an ihrer Peripherie verwandelt. In dieser sozialen Bewegung, die sich in Deutschland nicht gescheut hat, selbst auf unsicheren wirtschaftlichen Grundlagen die größten Baupläne zu verwirklichen, die verantwortungslos – um einer höheren Verantwortung willen – sogar mit Kapital gebaut hat, das von anderen Nationen geliehen war und wofür Deckung nicht vorhanden war; in dieser Bewegung, die wieder einmal beweist, daß es in der Regel nicht die wirtschaftlichen „Blütezeiten“ sind, die das sozial Wünschenswerte tun, sondern die Notzeiten, in denen Geld aufhört, ein absoluter Wert zu sein, äußert sich ein Wille, der etwas wie ein Gegenspiel der alten Landflucht ist, nämlich eine Stadtflucht. Die in-

nere Wohnstadt wird mehr und mehr verlassen — überall in Berlin, in Amsterdam, in Wien, in allen Großstädten. Nicht nur weil die Wohnungen dort zu groß und zu teuer sind, sondern weil sich die Wohnbedürfnisse von Grund auf ändern. Die ärmer gewordenen, unsicherer lebenden Stadtbewohner wollen kleinere Wohnungen haben; diese kleineren Wohnungen aber sollen große Siedlungsverbände bilden, architektonische Einheiten mit eigenen Wohnstraßen, Gartenhöfen und Ladenstraßen, mit gemeinsamen Waschküchen und Fernheizanlagen, Spiel- und Sportplätzen und Kindergärten. Das Wohnen soll leichter werden durch Zusammenschluß und durch gemeinsame Benutzung mechanischer und maschineller Hilfen. In die Großstädte kommt durch diese großen Wohnsiedlungen, die an der äußersten Peripherie der Städte errichtet werden, ein neuer Geist des Städtebaues. Die Großstadt wird dadurch aufgelockert. Und aufs Land wird durch die großen Siedlungen von Einfamilienhäusern mit Garten in einer neuen Weise Stadtgeist hinausgetragen. In solchen Siedlungen wohnen hauptsächlich Großstädter. Diese sind aber nicht willens, Bauern alten Stils zu werden. Solch eine in sich abgeschlossene, zwischen Wiese, Wald und Heide daliegende Siedlung ist kein Dorf. Sie ist aber auch nicht der Vorort einer Großstadt. Sie ist vielmehr etwas wie eine Filiale der Stadt auf dem Lande. Sie rechnet, so läßt sich sagen, von vornherein mit Auto, Telephon und Radio, mit der Schnelligkeit des modernen Verkehrs. Diese Entwicklung macht dann aber auch nicht vor den landwirtschaftlich betriebenen Gütern Halt. Entweder werden die großen Güter zerschlagen und in viele kleine Bauernstellen aufgeteilt: dann werden die Inhaber dieser kleinen Anwesen durch Zeitbedürfnisse gezwungen, sich zu spezialisieren, die Bodenkultur zu intensivieren und mehr als bisher unternehmerhaft zu denken, wodurch sie sich dann wie von

selbst dem städtischen Geiste annähern; oder es stellt sich auf den größeren Gütern der Zwang zu einer rationellen Bewirtschaftung ein, die unter Umständen unter Staatsaufsicht wird vor sich gehen müssen: diese halbe oder ganze Verstaatlichung, die ja überall das Gebot der Stunde ist, wird dann aber ebenfalls den alten bäuerlichen Geist austreiben, sie wird, mit den Traktoren, großstädtischen Geist auch in den landwirtschaftlichen Betrieb bringen. In dem Maße aber, wie die ländlichen Anwesen, die Güter, die Siedlungen, die Industriezentren und die schon vorhandenen Städte immer mehr zu Knoten eines vorläufig noch weitmaschigen Netzes werden, wird das ganze Land den Charakter einer stark aufgelockerten Großstadt annehmen. In manchen Gegenden erscheint das Land schon heute wie eine aufgelöste Großstadt. Man denke an gewisse Gegenden in Holland und Belgien, an das Bodensee-Ufer der Ostschweiz, an große Teile von Sachsen, an die Landschaft zwischen Bitterfeld, Halle und Naumburg oder gar an die deutschen Industriebezirke im Westen. Dort hat das lebendige Bedürfnis bereits Grundlinien dessen gezeichnet, was überall werden will. Ist man einmal aufmerksam geworden, so können an vielen Stellen Anzeichen dafür gefunden werden, daß aus der übermäßig gewordenen Stadtwirtschaft ein Zustand hervorgehen will, in dem Stadt und Land eins werden und der darum den lähmenden Widerstreit von Stadt- und Landgesinnung, von städtischer und ländlicher Interessenpolitik nicht mehr kennt. Man darf sich den Gestaltwandel nicht so vorstellen, daß die bestehenden Städte verschwinden, daß sie abgetragen und zertrümmert werden. Sie werden bestehen bleiben und ihre Funktion haben, als Mittelpunkte der Wirtschaft und der Regierung. Doch werden sie nicht mehr so wichtig sein und an ungesunder Anziehungskraft einbüßen. Auch wird es natürlich nicht so sein, daß das ganze Land städtisch wird.

Große Strecken freien Landes, Äcker, Wiesen, Forste, Berge und Moore werden zwischen den eng kolonisierten Teilen bleiben. Dennoch wird es sein, als sei eine Provinz eine einzige große, aufgelockerte Stadt oder ein Verband von Städten, deren Grenzen verschwimmen. Noch vor zwanzig Jahren beschäftigten sich die vorausschauenden Architekten mit Ideen des Städtebaues, sie planten auf dem Papier große Durchbrüche innerhalb des großstädtischen Häusermeeres, sie zeichneten in ihre Pläne Ausfallstraßen, legten in Gedanken Grünflächen an und Kolonieen von Wohnhäusern außerhalb der Geschäftsstadt. Heute geben sie sich mit solchen Reformen nur noch ab, insofern der Auftrag einer Stadtverwaltung vorliegt. Was sie jetzt interessiert, sind Regional- und Landesplanungen größeren Stils, das heißt der planmäßige Ausbau ganzer Provinzen nach einheitlichen Gesichtspunkten. Was diesen Architekten aber als eine ideale Lösung vorschwebt, das ist zu guten Teilen vorweggenommene Wirklichkeit.
Eine solche Entwicklung ist freilich nur möglich, wenn die Nationen Europas aufhören werden, sich gegenseitig das Dasein zu erschweren: durch Sanktionen, Tributzahlungen, Zollmauern und unlauteren Wettbewerb; wenn sie freiwillig tun, wozu sie eines Tages doch durch die Lebensnot gezwungen werden, wenn sie eine große Arbeitsteilung einführen. Die Tendenz zur Bildung eines europäischen Staatenbundes ist ja aber, trotz aller nationalistisch betonten „Autarkie“ in den Ländern, vorhanden. Die nationale Selbstbeschränkung ist nur ein Intermezzo, ist nur eine Reaktion innerhalb der großen weltwirtschaftlichen Revolution, in der wir uns befinden. Mit innerem Zwang will werden, trotz aller Rückschläge, was man die Vereinigten Staaten Europas genannt hat. Daraus wird sich einst eine innere Verbundenheit der Nationen ergeben, die heute kaum schon vorstellbar ist. Es ist eine zukünftige europäische

Wirtschaftsgemeinschaft vorstellbar, die sich äußerlich vielleicht als eine Zollunion darstellen wird. Innerhalb dieser Wirtschaftsgemeinschaft könnte ein so geregelter Austausch von Bodenprodukten, Gütern und Fabrikaten stattfinden, daß in wesentlichen Teilen eine Selbstversorgung Europas garantiert wäre. Das gegenwärtige Bestreben der europäischen Völker, sich national zusammenzufassen, hängt mit dem Europagedanken eng zusammen, sosehr sich beide Tendenzen oft auch zu widersprechen scheinen. Unionismus erzeugt stets einen gewissen Partikularismus. Jedes Land, jedes Volk will im großen Verband seinen Charakter, seine Persönlichkeit bewahren. Es gehen darum nebeneinander zwei Bestrebungen einher, die sich nur scheinbar bekämpfen, ein extensives und ein intensives Streben. Der Ausgleich dieses Zwiespalts – eines Zwiespalts, der im tieferen Sinn keiner ist, weil er nur darin liegt, daß verschiedene Seiten desselben Problems zugleich gesehen werden – kann nicht in der heutigen Großstadt gefunden werden, denn sie muß einseitig das Paneuropa wollen; und er kann nicht auf dem Lande gefunden werden, denn dieses muß ebenso einseitig die nationale Zusammenfassung der Volkskräfte wollen. Gefunden werden kann die Synthese nur in einem zur Stadt gewordenen Land. Nur dort kann sich das Europäische mit dem Nationalen vertragen.

Was die Geschichte will, ist also eine Formsetzung größten Stils, die endlich zur Beruhigung und Gesundung führt. Die Geschichte will zugleich ein Mehr und eine Beschränkung. Sie ist außerstande, sich zurückzubilden. Es ist unmöglich, die Großstadt mit reaktionärer Gesinnung abzubauen; sie kann nur durch sich selbst überwunden werden, wie Bazillengifte nur durch einen aus ihnen gewonnenen Impfstoff unschädlich gemacht werden. Oder um es anders auszudrücken: nur der Speer, der die Wunde schlug, heil sie auch.

Die Frage läßt sich noch von einer andern Seite betrachten und führt dann zu denselben Schlußfolgerungen: von seiten der Technik. Ein allgemeinverständliches Beispiel mag zur Einführung dienen. Als sich die Großstadt ausbildete, entstanden zwangsläufig hohe Stockwerkhäuser. Um diese bewohnbar zu machen, wurden die Wasserleitung, die Wasserspülung und die unterirdische Kanalisation eingeführt. Diese Neuerungen wurden lebhaft begrüßt; es sah aus, als seien sie nur der Bequemlichkeit der Bewohner wegen eingeführt worden. Jeder kam sich besonders vornehm vor, wenn er eine Wohnung innehatte, die Wasserleitung und Gasrohre enthielt. In Wahrheit wurden die neuen Einrichtungen getroffen, weil ohne sie das Wohnen in hohen Stockwerkhäusern aus Gründen der Hygiene und Sicherheit unmöglich geworden wäre, sie waren aus der Notdurft geboren. Dieses Beispiel zeigt, daß jede Erfindung, die der Allgemeinheit dient, wie sehr sie auch dem Spielbedürfnis der Menschen entgegenkommen mag, von der Not, vom Bedürfnis erzwungen ist. Eine Erfindung kann dem Bedürfnis kurz vorhergehen; auch dann ist sie jedoch ein Produkt latent vorhandener Bedürfnisse. Die Buchdruckerkunst zu erfinden, war, zum Beispiel, nichts Ungewöhnliches. Es muß wunder nehmen, daß sie nicht schon früher erfunden worden ist. Sie wurde vorher nicht gebraucht. Erst die Reformation, die Renaissancegesinnung, ein neues europäisches Mitteilungsbedürfnis und eine neue wißbegierige Weltanschauung schufen die Vorbedingungen. Als diese aber einmal gegeben waren, ließ die Erfüllung nicht auf sich warten. In diesem Sinne darf man sogar sagen, Amerika sei erst entdeckt worden, als ein dunkler Expansions- und Kolonisationstrieb auf Entdeckungsreisen ausging.

MAX MELL / MALERLEGENDE

In einem hoch in den Bergen gelegenen Wallfahrtskirchlein in Kärnten, dessen Ruf übrigens über die nächsten Talgaue kaum hinausdrang, sah ich einmal zu kühler Rast auf einer Wanderung die kleinen und großen Bilder an, mit denen die Wände vollhingen und welche die wunderbaren, durch die Wallfahrt erzielten Heilungen und Errettungen mit einfältiger Anschaulichkeit darstellten. Ein Bild fiel mir in die Augen, das offenbar das älteste darunter war; die andern mochten, im Laufe der Zeit dazu gehängt, es nach und nach eingeschlossen haben, denn es hatte mit ihren Darstellungen nichts gemein, und es konnte nicht aus dem Anlaß einer „Verlobung“, wie man in den Alpen vom Gelöbnis sagt, hierher gestiftet sein. Ich betrachtete es mit wachsender Teilnahme. Die Figuren standen wohl etwas steif darauf und verrieten, daß der Maler einer bäuerlichen Welt angehört hatte; allein es war keine, die nicht ihr Eigenleben verraten hätte; ihre Augen glänzten mit Gewalt aus den deutlich und besonders gezeichneten Gesichtern, aus Gewandung und Gerät sprach Phantasie, und im Ganzen lebte ein heimliches und starkes dichterisches Empfinden, so daß ich mir das Bild als eine schöne und erfreuende Begegnung vor dem Auge noch manchmal wiederholte, als ich den Weg durch die laut vom Wasser durchrauschte Waldschlucht hinabstieg. Nicht lange darauf konnte ich einen jungen Gelehrten, der die Kunstschätze seiner Heimat wohl kannte, nach dem Bilde fragen; er erinnerte sich wohl daran und wies nur darauf hin, daß seine Darstellung, das Nebeneinander einer Reihe bestimmter Figuren, nicht ursprünglich sein könne, sondern nach einer Vorlage gearbeitet sei, die in älterer Zeit weit verbreitet gewesen. Doch gäbe es über dieses Bild im besonderen eine kleine Erzählung in einem alten Buch, von dem sich nur sehr

wenige Exemplare erhalten hätten und das wegen der Kuriositäten aus der Landesgeschichte, die es in argem Kunterbunt zusammengetragen, immer noch sehr geschätzt würde. Das Buch hieß, nach der schnörkelhaften Ausdrucksweise der Türken- und Pestzeit, „Kärntnerischer Tandelmarkt", und da ich es nachschlug, erfuhr ich über jenes Bild die folgende Geschichte.

Vor Jahren, bald nachdem ein auffälliges Wunder den Zulauf der Wallfahrer nach diesem Kirchlein wieder einmal erhöht hatte, kam ein junger Mensch, Kind dieses Landes, von mehrjähriger Wanderschaft wieder heim. Er war in der Fremde Maler geworden, hatte viel gesehen und etwas gelernt. Sein Vater hatte ein unweit gelegenes Bergwerk mit Glück betrieben und ihm Haus und kleines Vermögen hinterlassen. Ob seiner Kunst wurde der Ankömmling mit Achtung aufgenommen, es fanden sich Gelegenheiten, daß er seine Geschicklichkeit zeigen konnte, und man wußte von ihm bald weit ins Land hinein. Nun erwies sich mit der Zeit, daß dieser Mann und die Leute nicht recht zusammenpaßten. Am Wirtshaustisch, an dem er sich anfänglich manchmal einfand, führte er hochfahrende und schnell aufbrausende Reden, die verrieten, daß er viele Dinge auf Erden verachtete, die bei andern in Ansehen standen, von seiner Kunst aber eine stolze Meinung hatte, die wieder die andern nicht teilen konnten, worüber sie, wenn sich dies unbeholfen äußerte, von ihm als die lächerlichsten Patrone auf der Welt hingestellt wurden. So stieß er ab, wer sich ihm genähert hatte, und die etwa zu Anfang darauf bedacht waren, daß er ihre heiratsfähigen Töchter vor Augen bekäme, erlitten in ihrem Beginnen bald eine Abweisung solcher Art, die sie kaum hätten in begründende Worte fassen können, die sie aber nie verziehen. Es war keine Freundschaft um ihn; und wie die Jahre gingen, kam es dazu, daß er sich immer mehr abschloß, daß er mit seinem

dichten schwarzen Haar und Bart und den glühenden schwarzen Augen, durch seine einsamen Berggänge auch in stürmischen Nächten und im Winter und nicht zuletzt mit seinen lauten, heftigen Selbstgesprächen vielen Leuten unheimlich wurde. Dennoch, wer etwas malen lassen wollte, kam unfehlbar zu ihm. Es gab nämlich etwas ganz Besonderes, das die Menschen zu ihm zog. Wenn er auf Verlobungsbildern oder sonstigen Gedächtnistafeln Unglücksfälle oder große Gefahren oder irgendwelche Ungetüme zu malen hatte, so sahen die immer wirklich zum Fürchten aus. Ein brennendes Haus, eine hereinstürzende Wasserflut, ein wildes Gewitter oder eine Lawine waren immer mit einer Wahrheit gemalt, die die Leute schaudern machte, und als einmal ein Kind vor dem Drachen, den er unter einem Sankt Georg gemalt, jämmerlich zu schreien begann, lachte er überlaut und meinte, nun habe ers getroffen. Das überstandene Übel konnte für die Leute ja nicht schrecklich genug aufgezeichnet werden, und hierin erlangte er ihre ganze Zufriedenheit. Nur sahen daneben die heilige Maria oder die Dreifaltigkeit in der Glorie, die über solchen Ereignissen zu thronen pflegten, meist etwas kümmerlich aus, sie waren recht klein und entfernt, und man meinte, ihrer nicht recht inne werden zu können; ja es sah geradezu aus, als ob jemand versucht hätte, sie wegzuwaschen. Es kam des weiteren hinzu, daß der Maler auch allerlei Mixturen zu brauen pflegte, mit denen er vortrefflich neue Farben zu finden trachtete, aber wohl eigentlich Gold machen wollte; und es gab wohl welche, die den Verdacht hegten, ob er es nicht mit finsteren Mächten zu tun hätte, mit denen er etwa in Venedig ein Bündnis geschlossen; denn in den welschen Städten kam vielerlei vor, was den Leuten im Gebirge nicht gefiel. Jene Mächte hätten ihm für ihre Hilfe bei seinen Arbeiten wohl gar zur Bedingung gemacht, die heiligen Gestalten auf den Bildern ganz klein

und unscheinbar zu lassen, während die Nachstellungen, die sie den Menschen bereiteten, großartig an den Wänden der Kirche zu sehen wären. Die Vernünftigen aber meinten, die Bilder würden doch geweiht, und da entflöhe alles Böse, das sich etwa einschliche; und man hätte keinerlei schlimme Zeichen wahrgenommen.

Eines Sonntags in der Fastenzeit, als die Messe gerade aus war, kam ein alter Gebirgsbauer zu dem Maler, zog ein ganz mürb gewordenes und schon in mehrere Teile zerfallenes Blatt aus der Tasche, entfaltete es, die Augen ganz nahe dazu führend, denn er sah schon sehr schlecht, und breitete es dem Maler auf den Tisch aus. Der Maler betrachtete es und sprach: „Das ist ein Kupferstich, was wollt Ihr damit?“ Der Bauer meinte, das Bild hielte nicht lange mehr aus; er möchte aber, daß es auf dem Hofe bleibe, so wie er es ererbt habe, und ob er es ihm neu machen könnte. Der Maler entgegnete, er könnte es ihm nur auf Holz und in Farben machen, ob er damit einverstanden wäre. Und da der Bauer hörte, daß es dann recht dauerhaft würde, war ers zufrieden.

Auf dem Blatt waren die Stände der Welt dargestellt, eine Figur neben der andern, und unter jeder stand, wie von ihrem Munde gesprochen, wozu sie auf Erden bestimmt war. Da war der Papst, unter dem stand: Ich segne euch alle. Dann war der König, unter ihm stand: Ich regiere euch alle. Der Beamte hatte den Spruch: Ich verordne euch alle. Der Arzt: Ich kuriere euch alle. Der Soldat: Ich schütze euch alle. Der Bauer: Ich nähre euch alle. Das Mädchen: Ich verführe euch alle. Als letzte Figur danach war der Tod aufgemalt mit dem Wort: Ich ernte euch alle.

Der Maler bildete diese Gestalten in prächtigen Farben ab, als letzte Figur jedoch malte er nicht den Tod, sondern, grausenerregenden Ansehens, den Teufel und schrieb darunter: Ich hole euch alle.

Der Bauer kam, nachzusehen, wie sein Bild geraten wäre; und er brachte seine Enkelkinder mit, die ihn auf dem Kirchgang zu begleiten pflegten und die er bei jenem ersten Besuch vor der Tür hatte warten lassen. Da sie nun das Bild, das sie wohl kannten, prangend von bunten Farben, vor sich aufgestellt sahen, schrieen sie auf in Lust, weil es so schön geworden, und in Freude, weil sie so etwas auf ihrem Hof haben sollten. Der Großvater, zuerst erschrocken, lachte, daß er es ihnen recht gemacht, und hielt seinen weißen Kopf unbedeckt wie in der Kirche ganz nahe vor jede einzelne Figur und die Unterschrift. Die Jugend zeigte mit vielen Ausrufen auf jede einzelne Gestalt; sie sprachen über jede, und der jüngste Bub sagte mit strahlenden Augen, der Soldat gefiele ihm am besten, so schön wären sein Schnurrbart, seine Pluderhosen und sein Gewehr. Der zweite Bub meinte, ihm gefiele wohl der Papst am besten, und wandte den Blick nicht von der dreifachen Krone, obschon diese etwas matt geraten war. Der dritte war ein naseweiser, junger Bursch, der den Dirnen schon nach den Waden sah, und ihm gefiel das Mädchen am besten, weil es recht rund sei und so rote Backen habe. Das eine kleine Mädchen, das ein wenig scheuen Wesens war, sagte, ihm gefiele der Arzt am besten in seinem schwarzen Talar. Der Großvater aber nickte vor sich hin und sagte, der Bauer wäre doch am schönsten anzusehen, der ernähre alle, und sie sollten nur bauen und brav bleiben. Alle aber waren sie einig darin, daß ihnen der Beamte und der Teufel ganz und gar nicht gefielen. Nur das älteste Mädchen hatte kein Wort gesprochen. Es war ein edelgebildetes Geschöpf mit leuchtenden braunen Augen und überragte die ganze kleine Schar an Wuchs und Anstand und hatte nur mit ruhigem Blick das Bild geprüft. Es wandte sich zuletzt an den Großvater und sprach: „Ist dir alles so recht und angenehm, wie es der Herr Meister da auf das Bild aufgesetzt hat?“ „Alles so

recht und angenehm," nickte der Großvater, „und es ist eine ziemlich schöne Tafel geworden." „Aber Großvater, hast du auch alles wohl betrachtet? Und weißt du denn auch noch, wie es auf dem alten Blatt gewesen?" Sie nahm das zerfallene Bild vorsichtig in die Hand und wandte sich an den Maler: „Ihr habt an Stelle des Todes den Teufel auf das Bild gemalt; habt Ihr das mit dem Großvater so abgeredet?" „Keineswegs," entgegnete der Maler mit einem kecken Aufwerfen des Kopfes, „dazu hat es mich frei gelüstet, und das gefiel mir so." Darauf überzog eine dunkle Röte das Gesicht des Mädchens, und nach einem Schweigen hob es das Haupt und sprach: „Die Abrede ist getroffen, daß Ihr malen sollt, was Euch der alte Bogen da angibt; und eine Verwechslung nach Eurem Willen war nicht vorgesehen. Es ist nicht not, daß wir dieses Bild als ein solches annehmen und bezahlen, wie wir es in Arbeit und Ausführung gegeben haben." „Was sträubst du dich denn, mein Kind, da ich es schon angenommen habe?" sagte der Großvater mit Lächeln. „Hat er es nicht gut gemacht? Ich sehe mir doch lieber den Teufel an als den Tod; denn mit jenem mag eines dank Gottes Hilfe wohl fertig werden, dem Freund Streckbein aber kann keines ausweichen." „Du sprichst das Richtige aus, Großvater!" rief das Mädchen, „aber danach seid Ihr uns, Herr Meister, eine Figur schuldig geblieben, um die wir noch bitten. Nicht der Teufel, der da sagt: Ich hole euch alle, soll der letzte sein auf dem Bilde, sondern Ihr sollt uns nach ihm noch einen Engel dazu malen und darunter die Schrift: Ich rette euch alle."

Es schien, als ob der Maler einen trotzigen Einwurf oder gar einen Fluch unterdrückte; er sah auf das Bild und dann ganz bitterböse auf das Mädchen. Vielleicht, daß er erst unschlüssig war; aber was er zuletzt als Antwort fand, war ein geschwinder und rasch zurückgezogener, unsicherer Blick von unten herauf und ein Brummen, das anschwoll,

bis es fast wie ein Stöhnen aus seiner Brust drang. Und dann schob er die Buben, die sich bei seinen Flaschen und Tiegeln zu schaffen gemacht, aus der Werkstatt und damit, es war nicht mißzuverstehen, eigentlich die ganze Familie. Die Nachbarn merkten an diesem Tag, daß er öfters unruhig durchs Haus polterte und mit den Türen schlug. Als am nächsten Sonntag das Mädchen mit einem der Brüder nachsehen kam, erklärte er ihm, er hätte nichts Neues gemalt, und ließ auch nicht sehen, wie weit er wäre. Nun kamen sie erst am zweiten Sonntag danach, da sagte er: „Ich weiß nicht, ob ich euch das machen kann. Am Ende kann ich euch ja auch das alte Blatt zurückgeben." Das Mädchen sah ihn an und blickte dann bekümmert auf das Bild. „Ach, das müßt Ihr doch können", murmelte sie. „Warum denn, warum muß ich?" rief er gereizt. Sie schwieg zuerst, dann sah sie von einer Figur zur andern; beim Teufel hielt sie ein wenig inne; dann atmete sie auf und sprach, lebhafter und zuversichtlich: „Aber es geht doch aus alledem hervor!" Der Maler entgegnete: „Ist das so? Geht es aus alledem hervor?" „Ja, es ist so", erwiderte das Mädchen.

Darauf aber blieben sie lange aus. Der Sommer ging ins Land, da traf der Maler auf einer Alm, zu der er Wurzeln stechen ging, er brauchte solche für seine Tinkturen, unvermutet das Mädchen an. Als er ihrer ansichtig wurde, errötete er und blieb stehen; dann ging er lebhaft und mit hellem Blick auf sie zu; aber als er vor ihr stand, schien er nicht zu wissen, was er sagen sollte. Er sah ihr aufmerksam ins Antlitz, und sie ertrug seinen Blick in einer Art, die wie eine sanfte, von sich selbst kaum wissende Erwiderung war. Endlich stieß er hastig heraus, daß das Bild nun bald fertig würde, so wie sie es gewünscht habe, und am Tage von Mariä Himmelfahrt könnte sie es sehen. Da kamen sie denn alle in seine Werkstatt. Er hatte die verlangte Holz-

tafel mit Geschick an das Bild angefügt, so daß man kaum etwas davon merkte. Und der Engel war so, daß sie alle still wurden und ihn nur ansehen mochten und, je länger sie das taten, desto weniger von dem Anblick lassen mochten. Er hatte einen süßen und dabei entschlossenen Ausdruck in den Zügen, die Haare unter einem Stirnreif umflossen ihn strahlend, seine Gestalt stand hoch mit einem feinen, dienenden Stolz auf lichten Wolken, dahinter die Sterne sichtbar wurden, und darüber stand: Ich rette euch alle. Das Mädchen war die erste, die den Blick wieder hob von dem Bilde; sie tat es aber nur, um mit heller Dankbarkeit auf den Maler zu sehen, der sein Auge davor senkte; und sie schüttelte vor Freude immer wieder den Kopf, als ob sie es gar nicht glauben könnte, was sie mit eigenen Augen sah. Sie ließ es sich auch nicht nehmen, sie trug die Tafel selber, in eine Hülle eingeschlagen, auf den Hof hinauf und gab sie erst dort wieder aus den Händen. Es kamen aber viele Menschen zu ihnen, um das Bild zu betrachten, und alle waren einig darin, daß der Meister noch auf keiner Tafel eine so liebliche Gestalt wie diesen Engel getroffen hätte. Die übel von ihm gesprochen hatten, erzählten dann allmählich andres von ihm. Man hätte in seiner Behausung oft ein großes wildes Rumoren gehört, und seit dem Morgen von Mariä Himmelfahrt wäre die Mauer über einem Fenster so geschwärzt, als wäre dort ein rußiges Wesen herausgestrichen; und einer wollte darunter einen Pinsel gefunden haben, der hatte ganz schwarze Borsten, und als er ihn genommen und in den Ofen geworfen, wäre er mit einer Stichflamme in Brand aufgegangen.
Man konnte aber wahrnehmen, daß der Maler sich in manchem veränderte. Er wurde zwar nicht weniger schweigsam und unzugänglich, aber es nahm ein mildes Schauen und bald ein so tiefer Friede sein Gesicht ein, daß die Frauen ihn oft heimlich ansahen, um daran ihre Freude zu haben.

In den Bildern, die man bei ihm malen ließ, wurde dem Schrecklichen und Ängstlichen kein neuer Ton hinzugefügt, vielmehr wurde es einfacher und schien nicht mehr die Hauptsache auf dem Gemälde. Dagegen waren öfter die Glorie, die Heiligen, die Schutzpatrone und die Dreifaltigkeit mit einer wunderbaren Herrscherkraft im Bilde zu sehen und sendeten ihren Glanz über die Ereignisse der Not und tief in die Klüfte der Zerstörung und Verirrung. – Der Maler hat dann geheiratet; seine Nachkommen lebten noch bis vor kurzem in jener selben Gegend, in deren oft besuchtes Heiligtum auch das Bild, das er für den alten Bauern gemalt, in einer späteren Zeit übertragen wurde.

AUGUSTE RODIN / TESTAMENT

IHR jungen Menschen, die ihr euch zu Priestern der Schönheit berufen fühlt, vielleicht freut es euch, hier die Summe einer langjährigen Erfahrung gezogen zu sehen.

Liebt die Meister, die euch vorangegangen sind, und habt Ehrfurcht vor ihnen!

Neigt euch vor der Größe eines Phidias und eines Michelangelo! Bewundert die göttliche Heiterkeit des einen, den wilden Schmerz des anderen! Auf edle Geister wirkt die Bewunderung wie ein stärkender Wein.
Hütet euch aber, eure ältern Kunstbrüder nachzuahmen. Haltet die Überlieferung in Ehren, aber suchet in ihr die ewig fruchtbaren Kräfte: die Liebe zur Natur und die Wahrheit. Das sind die beiden großen Leidenschaften der Genies. Alle hatten eine glühende Verehrung für die Natur, und jede Unwahrheit war ihnen ein Greuel. So reicht euch die Überlieferung den Schlüssel, der es euch ermöglicht, euch vor

der Routine zu retten. Die Überlieferung selbst empfiehlt euch, immer wieder die Wirklichkeit zu befragen, und sie verbietet euch, blindlings einem einzigen Meister zu folgen.

Die Natur sei eure einzige Gottheit.
Glaubt an sie fest und unerschütterlich. Seid überzeugt, daß sie nie häßlich ist, euer Ehrgeiz sei, ihr treu zu sein.
Für den Künstler ist alles schön, denn in jedem Wesen und in jedem Ding erkennt sein scharfer Blick den Charakter, das heißt, die innere Wahrheit, die durch die äußere Form hindurchscheint. Und diese Wahrheit ist die Schönheit selbst. Lernt mit heiligem Eifer: ihr werdet gewiß die Schönheit finden, wenn ihr der Wahrheit auf die Spur kommt.
Arbeitet unermüdlich!

Ihr Bildhauer, entwickelt in euch den Sinn für die Tiefe. Der Geist macht sich mit diesem Begriff schwer vertraut, nur Flächen sind ihm geläufig. In plastischen Formen zu denken, ist ihm unbequem. Und doch besteht darin eure Aufgabe.
Legt vor allem in einem klaren Entwurf die Figuren fest, die ihr zu schaffen gedenkt. Betont nachdrücklich die Richtung, die ihr jedem Teil des Körpers, dem Kopf, den Schultern, dem Becken oder den Beinen geben wollt. Die Kunst fordert Entschlossenheit. Durch einen klaren Zug der Linien werdet ihr den Raum gestalten und euch der Tiefe bemächtigen. Wenn der Entwurf fertig vorliegt, ist alles Wesentliche vorhanden. Euer Bildwerk lebt bereits. Die Einzelheiten entstehen von selbst und ordnen sich dem Ganzen ein.
Beim Modeln sollt ihr nie flach, sondern plastisch denken. Euer Geist empfinde jede Oberfläche als das Äußere einer

Masse, die von hinten her vordrängt. Stellt euch jede Form so vor, als wüchse sie euch entgegen. Jedes Leben entsteht in einem Kern, keimt und entfaltet sich von innen nach außen. Deshalb glaubt man stets in jedem schönen Bildwerk einen kräftigen inneren Trieb zu spüren. Darin liegt das Geheimnis der antiken Kunst.

Ihr Maler, auch ihr sollt euch bemühn, die Dinge im Raum zu sehen. Betrachtet zum Beispiel ein Bildnis Raffaels. Wenn dieser Meister einen Menschen von vorn darstellt, läßt er die Linien der Brust seitwärts verlaufen und schafft dadurch den Eindruck der räumlichen Tiefe.

Alle großen Maler peilen den Raum. In der Vorstellung der Tiefe liegt ihre Kraft.

Denkt daran: es gibt keine Striche, es gibt nur Rauminhalte. Wenn ihr zeichnet, kümmert euch nie um die Umrisse, sondern um den Hintergrund. Der Hintergrund beherrscht die Umrisse.

Übt euch ohne Unterlaß, ihr sollt euch an das Handwerk gewöhnen.

Die Kunst ist nur Gefühl. Aber ohne Kenntnis der Raum- und Größenverhältnisse, der Farben; ohne die Geschicklichkeit der Hand bleibt das lebhafteste Gefühl vollkommen machtlos. Was könnte der größte Dichter in einem fremden Lande ausrichten, dessen Sprache er nicht kennt? Bei dem heutigen Künstlernachwuchs gibt es leider viele Dichter, die die Sprache nicht lernen wollen. Und so bringen sie nur ein Gestammel hervor.

Habt Geduld! Verlaßt euch nie auf die Eingebung, denn die gibt es nicht. Die einzigen Eigenschaften des Künstlers sind Weisheit, Aufmerksamkeit, Aufrichtigkeit und Willenskraft. Erfüllt eure Aufgabe wie ehrliche Handwerker.

Junge Menschen, seid wahr! Das bedeutet aber nicht: sei geistlos genau. Es gibt eine niedrige Genauigkeit: die der Photographie und des Abgusses. Die Kunst fängt erst mit der inneren Wahrheit an. Alle eure Formen, alle eure Farben seien Ausdruck des Gefühls.

Der Künstler, der sich mit einer Augentäuschung begnügt und auf knechtische Weise wertlos Nebensächliches wiedergibt, wird nie ein Meister sein. Wenn ihr einmal einen „campo santo" in Italien besucht habt, werdet ihr gesehen haben, wie lächerlich die Künstler, denen der Schmuck der Gräber anvertraut ist, sich bemühen, in ihren Bildwerken Stickereien, Schleier und Haarflechten wiederzugeben. Sie sind vielleicht genau, aber sie sind nicht wahr, da sie nicht zur Seele sprechen.

Fast alle unsere Bildhauer erinnern an die der italienischen Friedhöfe. Auf den Denkmälern unserer öffentlichen Plätze kann man Gehröcke, große und kleine Tische, Stühle, Maschinen, Ballons, Telegraphengeräte sehen. Keine innere Wahrheit und daher auch keine Kunst. Wendet euch mit Entsetzen ab von diesem Trödelkram.

Seid tief und unerbittlich wahr. Scheut euch nie, euer Gefühl zum Ausdruck zu bringen, selbst wenn ihr euch damit in Gegensatz zu den hergebrachten Anschauungen stellt. Ihr werdet nicht immer gleich verstanden werden, aber eure Vereinsamung wird nur von kurzer Dauer sein. Freunde werden sich bald einfinden, denn das, was tief wahr ist für einen Menschen, ist es auch für alle.
Aber keine Verrenkungen, keine Mätzchen, um die Masse zu locken! Einfachheit und Natürlichkeit!

Die schönsten Stoffe stehen euch täglich zur Verfügung, es sind die, die ihr am besten kennt.

Mein lieber und großer Freund, Eugène Carrière, der uns so früh hat verlassen müssen, erwies sich als Meister, indem er seine Frau und seine Kinder malte. Es genügte ihm, die Mutterliebe zu verherrlichen, um seine Größe zu zeigen. Meister sein heißt mit eigenen Augen sehen, was alle sehen können, und die Schönheit erkennen in Dingen, die anderen zu gewöhnlich erscheinen.
Die schlechten Künstler sehen immer durch die Brille der anderen.
Auf leidenschaftliche Bewegtheit, auf Liebe und Hoffnung, auf rauschendes Leben kommt es an. Erst Mensch sein, dann Künstler! Wahre Beredsamkeit spottet der Beredsamkeit, sagt Pascal. Wahre Kunst spottet der Kunst. Ich komme hier auf das Beispiel Eugène Carrières zurück. In den Ausstellungen sind die meisten Gemälde nur Malereien: seine Gemälde sehen unter den anderen aus wie Fenster, die dem Leben offenstehen.

Freut euch über richtige Kritiken, ihr werdet sie leicht erkennen. Es sind solche, die einen vorhandenen Zweifel in euch bestärken. Laßt euch nicht beeinflussen von den Kritiken, die ihr in eurem Gewissen nicht anerkennen könnt.
Fürchtet keine unberechtigte Kritik. Sie wird eure Freunde in Bewegung setzen und sie zwingen, sich ihrer Zuneigung zu euch bewußt zu werden und sie um so deutlicher zu zeigen, je mehr sie sich über ihre Gründe klar werden.
Als junge Künstler werdet ihr zunächst nur wenige Anhänger und viele Feinde haben. Laßt euch nicht entmutigen. Die ersteren werden siegen, denn sie wissen, warum sie zu euch halten, die anderen dagegen wissen nicht, weshalb sie euch hassen. Die ersteren sind leidenschaftliche Freunde der Wahrheit und werden ihr immer neue Anhänger gewinnen, die anderen dagegen zeigen keine Ausdauer in der Verfechtung ihrer falschen Meinungen. Die erste-

ren sind zähe Kämpfer, die anderen hängen ihre Fahne nach dem Wind. Die Wahrheit wird den Sieg davontragen.
Vergeudet nicht eure Zeit mit der Anknüpfung gesellschaftlicher oder politischer Beziehungen. Ihr werdet sehen, daß viele eurer Fachgenossen durch allerlei Schliche zu Ehren und Wohlstand gelangen: das sind keine wahren Künstler. Einzelne unter ihnen sind jedoch äußerst klug, und wenn ihr euch mit ihnen auf deren Gebiet in einen Kampf einlaßt, werdet ihr genau so viel Zeit verlieren wie eure Gegner auch, nämlich das ganze Leben; denn es wird euch keine Minute mehr übrig bleiben, Künstler zu sein.

Seid tief erfüllt von eurer Sendung, es gibt keine schönere. Sie ist viel wichtiger, als die Menge glaubt.
Der Künstler gibt ein großes Beispiel.
Er liebt sein Handwerk, und sein kostbarster Lohn besteht in der Freude an der guten Arbeit. Leider werden die Arbeiter heutzutage zu ihrem eigenen Schaden dazu verführt, ihre Arbeit zu hassen und sie zu verpfuschen. Die Welt wird erst dann glücklich, wenn alle Menschen Künstlerseelen haben, das heißt, wenn jeder Freude an seinem Werke hat.

Die Kunst ist außerdem eine herrliche Erziehung zur Aufrichtigkeit.

Der wahre Künstler scheut sich nie, seine Gedanken zum Ausdruck zu bringen, auch auf die Gefahr hin, alle bestehenden Vorurteile über den Haufen zu werfen.
So gibt er seinen Mitmenschen ein Beispiel des Freimuts.
Und man denke sich aus, welch ein wunderbarer Fortschritt es wäre, wenn plötzlich unbedingte Wahrhaftigkeit unter den Menschen herrschte. Ach, wie bald hätte die



Auguste Rodin
Kopf eines der Bürger von Calais

menschliche Gesellschaft dann alle Irrtümer und Häßlichkeiten abgeworfen, die sie bisher gutgeheißen hat, und wie schnell wäre unsere Erde umgewandelt in ein Paradies!

HANS CAROSSA / DIE BEKEHRUNG DER MUTTER. EIN ERLEBNIS DOKTOR GIONS

ENDLICH stand Gion vor seiner Wohnung, sollte sie aber noch immer nicht sogleich betreten. Hans Zirngibel, der Schlosser und Athlet, war ihm nachgegangen, um ihn ins Erdgeschoß zurückzuholen. Er berichtete von einem neuerlichen Brustkrampf, den seine Mutter soeben erleide, und bat um einen kurzen Besuch. Kaum notdürftig bekleidet, mit rötlichem Kraushaar und schlafverschwollenen Augen, sah der junge Mann sehr niedergeschlagen aus; alle Hausbewohner wußten auch, warum. Er hatte die Fachkenntnisse, die er sich als tüchtiger Schlossergehilfe erworben, von schlimmen Freunden verführt, zu einem kühnen Einbruchsdiebstahl verwendet, es aber dabei an Vorsicht fehlen lassen und für ein Jahr seine Freiheit verloren. Dieses Mißgeschick war übrigens verschmerzt und halb vergessen; ein viel tieferer Gram bedrückte den Schwergewichtsbändiger. Seit seinen Knabenjahren hatte er sich in Athletik und Akrobatik geübt und es, wie man hörte, darin weit gebracht.

Nun war im Gefängnis ein dumpfer Groll gegen die Schlosserei in ihm groß geworden; er wollte sie aufgeben, wollte vollends Artist werden, stieß aber dabei auf den hartnäckigen Widerstand seiner Mutter. Diese alte, scheinbar immer der Auflösung nahe Frau verwarf die gefährliche und, ihrer Meinung nach, faulenzerische Liebhaberei, von welcher sie in ihrer Einfalt jene Missetat herleitete, und forderte Verharren im ehrbaren Handwerk. Seit seiner Freilassung hatte

sie ihm alles öffentliche Auftreten untersagt; nicht einmal in geschlossenen Vereinen sollte er sich künftig zeigen dürfen. Unter diesem Verbot litt er grenzenlos, und was das Wunderlichste war: der Gedanke, es auf eigene Faust einfach zu übertreten und eine fertige Tatsache zu schaffen, schien außerhalb seines Vorstellungskreises zu liegen. Wirkte noch aus frommen Kindheitstagen das vierte Gebot im Gemüt des Herkules nach, oder lag es an willenlähmenden Seelenkräften der Mutter: auf keinen Fall war er fähig, mit ihr im Unfrieden zu leben, und eine lustige Nachbarin hatte wohl das Rechte getroffen, als sie äußerte, jener Einbruchsversuch wäre sicherlich unterblieben, wenn der gute Hans nicht ausnahmsweise vergessen hätte, seine Frau Mama um Erlaubnis zu bitten.

Ehe sie das Krankenzimmer betraten, winkte er den Arzt noch schnell in ein Kämmerchen, machte Licht, zog von einem ärmlichen Lager die Decke zurück und deutete auf ein lachsfarbenes Gewebe, das Gion für ein Nachthemd hielt; es glänzten aber Medaillen daran. – „Mein Trikot", flüsterte der Jüngling mit zärtlich vorstellender Geste, und gleich wurde seine Ergriffenheit übermächtig; er preßte sich mit einem Blick nach oben die starke Hand auf den Mund, um das Übermaß aufsteigender Gefühle in sich zu ersticken; dabei hob er, wie von wütendem Zahnweh gepeinigt, bald den linken, bald den rechten Fuß: „Die Mutter tot, und ich im Trikot!" knirschte er mit furchtbarem Blick, erschrak aber selbst über diesen Ausbruch. – „Und sie weiß doch, was ich leiste", fuhr er, sich mäßigend, fort, indem er das rötliche Kleidungsstück streichelte. „Ein Schnapsglas zerbeißen wie Zucker oder mit den Zähnen das Seil festhalten, auf dem einer tanzt, oder auf dem Brustkasten ein Gestell tragen, auf dem sechs Männer übereinanderstehn, – das alles bedeutet schließlich nichts; das sind grobe Sachen für blutige Anfänger, nicht wahr? Aber daß ich, wie ein

alber Rastelli, die schweren eisernen Kugeln an mir her-
mlaufen lasse, als wärens dressierte Hunderl, das sollte sie
loch anerkennen."
Während Gion die Kranke durch die Wand herüberächzen
örte, bückte sich Zirngibel und rollte leis ein paar solche
Stahlbälle unter dem Bett hervor, hob sie auf, überzeugte
den Arzt von ihrem Gewicht und begann meisterlich mit
ihnen zu jonglieren, hätte aber doch bei einem Haar einen
von ihnen fallen lassen, so heftig fuhr er zusammen, als ein
halbersticktes, aber höchst gebieterisches: „Wo bleibst du,
Hans?" an sein Ohr drang.
Beim Eintreten merkte Gion, daß die Greisin eigentlich
im gleichen Zustand war wie schon vor Monaten. Oft hatte
die Nachbarschaft ihren Tod erwartet; aber wie ein Wald
schien sie aus ihrem eigenen Verfall immer wieder Kräfte
der Erneuerung zu ziehen; sie starb unaufhörlich und über-
lebte dabei alt und jung. Ihr Leib war so geschwunden,
daß die Bettdecke sich kaum über ihm erhob; die großen
Augen aber, selbständige blaue Wesen, beherrschten, fun-
kelnd vor innerer Spannung, den Raum. Dieser war unge-
wöhnlich lang und schmal; er diente in seinem vorderen
Teil als Wohnzimmer, im hinteren als Küche. Zwei elek-
trische Lampen brannten, wirkten aber nur wie die Ge-
hilfen eines kleinen stillen Nachtlichts, das in rubinrotem
Glase neben dem Lager schwamm. In einem Topf am Fen-
ster grünte Schnittlauch, der zur Beschleunigung seines
Wachstums mit Ruß bestreut war; ein Vogelhaus, mit
grauen Tüchern verhangen, stand auf dem Tisch in der
Mitte des Zimmers. In einem Lehnstuhl neben dem Koch-
herd saß die schon ergraute Tochter in regenbogenstreifi-
gem Schlafrock, eine Kette bernsteingelber Würfel um den
Hals. Ob sie schlummerte, war nicht erkennbar; sie ver-
hielt sich still, bis vom Bette her ein rasselndes Keuchen
kam; da schrak sie auf, eilte pantoffelklappend zu der Alten

und hielt ihr ehrfürchtig ein blaues Fläschchen an den Mund, um das Ergebnis des Hustens entgegenzunehmen. Während Gion seine Hände wusch, näherte sich der verhärmte Athlet seiner Mutter, legte mit der Freundlichkeit eines Löwen seine Pranke neben das greise Antlitz, fragte wehmütig, ob es ihr nicht schon ein wenig besser ginge, und schien mit dem Gemurmel, das er als Antwort erhielt, zufrieden. Wie auf dem Feld ein ungeheurer Kürbis neben der schwachen, welken Ranke, aus der er hervorgewachsen ist, so lastete der Kraftmensch neben der Frau, die ihn geboren. – „Hab ich dir den Herrn Doktor nicht schnell dahergebracht?“ schmeichelte er und verstieg sich jäh zu großen Hoffnungen, als die Alte erkenntlich nickte und den Arzt voll Zutrauen begrüßte; er glaubte, der Seelenunkundige, er müsse schnell die milde Stimmung benützen und seine Angelegenheit fördern, bevor ihm die Konsultation das Wort entzog. Nur ein einziges Mal, am kommenden Sonntag, wollte er in dem hochachtbaren bürgerlichen „Verein zur oberen und unteren Geduld“ eine Nachmittagsvorstellung geben, bloß ein paar ungefährliche, dezente Nummern. Hätte er doch die Gedanken seiner Mutter so genau zu berechnen gewußt wie die Gewichte seiner Kugeln, der muskelgewaltige Jüngling! Aber hier war er ungeschickter als ein Kind. Kaum begriff sie den Sinn seiner Rede, da nahm sie den Ausdruck unsäglichen Leidens an und überließ sich einem Hustenanfall von lebenbedrohender Wucht. – „Verbieten Sie ihm doch, mich aufzuregen!“ bat sie den Arzt mit Stöhnen. „Er ist ein braver, gehorsamer Bursch, nur leider ein Gischpel; jetzt will er sein ehrliches Handwerk wegwerfen, will so ein faulenzerischer Zirkusmensch werden, ein Akrobat, ein Zigeuner, ein Star, ein windiger ...“

Gion lächelte. Zum erstenmal an diesem wahrlich nicht ereignislosen Tage sah er sich vor eine klare, greifbare Auf-

gabe gestellt und war bereit, noch ein Stückchen von seiner Nachtruhe dafür abzuschneiden. „Was Ihr Herr Sohn im Sinn hat, ist ungewöhnlich“, sagte er und legte zwei Finger auf den Puls der Mutter; dann schwieg er eine halbe Minute lang und erklärte schließlich mit Ernst, Frau Zirngibel könne mit den Leistungen ihrer Herzkraft zufrieden sein. – „Ja, ungewöhnlich ist es,“ fuhr er fort; „aber unwürdig? Ich glaube nicht.“ Erschrocken sah die Kranke zu dem Arzt empor; sie hoffte, ihn falsch verstanden zu haben, hielt es jedoch auf alle Fälle für das beste, ihn durch neue Hustenstöße schleunig abzulenken. Gion aber nahm ein Glas, füllte es an der Wasserleitung, warf drei weiße Pastillchen hinein und verrührte sie mit einem Löffelchen. „Solch ein Husten könnte das Rippenfell reizen; das wäre bedenklich“, flüsterte er der Tochter zu, die mit ihrem blauen Fläschchen dahergestürmt kam, und gab der Mutter die Lösung zu trinken. „Bitter! Bitter!“ seufzte diese, schmerzlich die Lippen leckend, und setzte kleinlaut hinzu: „Handwerk hat einen goldenen Boden.“ – „Gewiß“, räumte Gion ein, indem er sie nötigte, den herben Rest zu schlürfen; „ein edles, gediegenes Gewerbe, die Schlosserei, so alt wie die menschliche Kultur. – Hat Ihr Meister viel Arbeit für Sie?“ unterbrach er sich und gab so dem jungen Mann Gelegenheit, diese Frage zu verneinen. „Die Welt ist leider überfüllt mit Schlossern,“ sprach er weiter, „und so wie heute die Verhältnisse liegen, kann unmöglich jeder von ihnen zu einem Verdienst kommen. Außerdem gehen wir ja, wie man hört, einer neuen Ordnung entgegen; da soll keiner sehr viel mehr besitzen als der andere, vielleicht wird es dann auch nicht mehr der Mühe wert sein, daß wir unser Eigentum so ängstlich mit Schlössern und Riegeln voreinander absperren. Auch will man ja bald alles nur noch durch Maschinen herstellen lassen, – wie viele Schlosser wird man da noch brauchen?“ – „Hörst du's, Mama?“ rief bei diesen

Worten der Sohn, und das war unrecht von ihm und hätte leicht alles verderben können. Die Alte war unter vielem Räuspern und Brummen ja ohnedies bereits auf dem Wege zur Einsicht und mußte den albernen Zwischenruf wie einen Eselstritt empfinden; doch faßte sie sich weise: „Misch dich nur du nicht hinein!“ begnügte sie sich zu sagen, ohne dem Toren einen Blick zu gönnen, und ließ sich von Gion weiter belehren: „Ja, wir müssen befürchten, daß auch das Handwerk der Schlosser, wie so manches andere, seinen goldenen Boden eines Tages verlieren wird. Schade, schade! Da stehen die Herren Athleten und Akrobaten schon ein wenig anders da. Ihre Kunst kann man überhaupt nicht erlernen; man hat sie oder hat sie nicht; um eine Begabung handelt sichs bei ihnen, um eine Gnade. Sie sind Seltenheiten; das ist einmal so und wird immer so bleiben, unter jedem Himmelsstrich und unter jeder Staatsform.“

Hier öffnete Frau Zirngibel ihre Augen so weit, wie sie nur konnte, damit nicht etwa das Feuchte, das ihr auf einmal unter die Lider drang, sich zu Tränen sammle; doch Gion wußte noch mehr. „Leicht haben sie's freilich nicht; man muß das zugeben, und von Faulenzen kann keine Rede sein. Tag und Nacht müssen sie ihre Muskeln üben und in jeder Hinsicht so enthaltsam leben wie Klosterleute. Das ist aber gut für sie; das erhält sie jugendlich und ernst und bewahrt sie davor, den Kraftüberschuß, den Gott ihnen verliehen hat, leichtsinnig auszugeben, – wie, oder hat man je gehört, daß ein richtiger Artist große Torheiten begangen oder gar die Paragraphen des Gesetzbuchs außer acht gelassen hätte?“

Weder Frau noch Fräulein Zirngibel entging dieser zarte Hinweis; beide senkten die Blicke; keine erinnerte sich, daß dergleichen jemals vorgekommen wäre.

„Und wie die Handwerker ihre Gilden und Innungen haben, so bilden auch sie einen mächtigen Bund. Sie lernen ein-

ander kennen und schätzen und unterstützen einander, nicht nur in unserer Stadt, sondern überall in der Welt." Mit diesem sanften Trumpf ergänzte der Arzt seinen Zuspruch. Dann zog er sein Hörrohr heraus, horchte noch ein wenig an den Rippen der Alten herum und begann eine Verordnung zu schreiben. – „Ich gratuliere dir, Hänschen", sagte die bunte Tochter und reichte ihrem Bruder steif die Hand. Dieser aber flüsterte ihr etwas ins Ohr und verließ das Zimmer, um nach wenigen Minuten in dem lachsfarbenen, medaillengeschmückten Trikot zurückzukehren, drei Eisenkugeln im Arm. Sowie er nun mit diesen zu spielen anhub, war er nicht mehr der täppische Bursche von vorhin. Er warf die schweren Bälle genau so hoch, daß sie die Zimmerdecke nicht berührten; endlich fing er einen mit dem Nacken auf, ließ ihn den Rücken entlang bis zur Ferse hinunterlaufen und wand sich so geschickt, daß er wieder zurückrollen mußte. Nein, Hans Zirngibel war kein Gischpel mehr; auch seine Mutter merkte es. Die rechte Faust in ihre tiefe Schläfenhöhle vergraben, Krankheit und Alter vergessend, schaute sie den Künsten zu, die für sie noch eine Stunde früher nicht viel mehr gewesen waren als ein Unfug. Die Schwester stand augenglänzend bei der Türe, und auch dem Vogel im Käfig war es klar geworden, daß etwas Erfreuliches vorging; unter seiner Tuchumhüllung fing er an zu trillern und zu schmettern wie am hellsten Frühlingsmorgen.

Der Arzt stand auf, klatschte, bravo rufend, in die Hände, winkte Abschied und wollte gehen; aber da trat ihm der Akrobat in den Weg, verbeugte sich und fragte höflich, ob der Herr Doktor gestatte, daß er ihn auf eine würdige, berufsgerechte Art zu seiner Wohnung verbringe. Die Schwester, mit wissendem Lächeln, öffnete die Türen; Zirngibel trat schleichend hinter den verwunderten Gion und faßte ihn mit beiden Händen um die Mitte des Leibes.

Leicht fühlte sich der Arzt emporgehoben; sacht kam seine linke Hüfte in die Hand des Athleten zu liegen, sein linkes Knie in die andere; er ließ es geschehen und wehrte sich nicht. Schwingungen der Jünglingskraft schienen in seine ermüdeten Glieder herüberzugehen. – „Gute Nacht, Herr Doktor, gute Nacht", wünschten die Frauen; ihm war, als hielte ihn die ganze Welt in wunderbarer Schwebe, während ihn der dankbare Herkules über die Stufen trug; und als er vor seiner Tür sanft auf die Füße gestellt wurde, merkte er, daß er soeben einige Sekunden lang sehr erquicklich geschlafen hatte.

D. H. LAWRENCE / DIE APOKALYPSE UND DAS CHRISTENTUM

ALS Johannes von Patmos im Jahre 96 n. Chr. die Apokalypse beendete, – dieses Jahr haben zeitgenössische Gelehrte aus „inneren Beweisgründen" angesetzt – soll er schon ein betagter Mann gewesen sein.

Nun kennt aber die frühchristliche Geschichte drei Männer mit Namen Johannes: Johannes den Täufer, der Jesus taufte und anscheinend eine eigene Religion oder zum mindesten eine eigene Sekte stiftete, deren seltsame Lehren noch viele Jahre nach dem Tode Jesu lebendig waren; dann den Apostel Johannes, dem das vierte Evangelium und einige Episteln zugeschrieben wurden; ferner diesen Johannes von Patmos, der in Ephesus lebte und wegen irgendwelcher Lästerung der römischen Staatsreligion auf Patmos gefangen gesetzt wurde. Nach einer Reihe von Jahren wurde er wieder freigelassen; er verließ die Insel, kehrte nach Ephesus zurück und soll nach der Überlieferung hochbetagt gestorben sein.

Man hat lange Zeit den Apostel Johannes, dem das vierte

Evangelium zugeschrieben wird, auch für den Verfasser der Apokalypse gehalten. Aber diese beiden Werke, die einander so ganz wesensfremd sind, können unmöglich von demselben Manne geschrieben sein. Der Verfasser des vierten Evangeliums war zweifellos ein gebildeter „griechischer“ Jude, einer jener großen Männer, die ihre Zeitgenossen für das mystische, „liebende“ Christentum begeisterten. Johannes von Patmos aber war sicherlich ganz anders geartet, er erweckte in den Menschen ganz andere Gefühle.

Liest man die Apokalypse kritisch und gewissenhaft, so erkennt man in ihr eine ungeheuer wichtige christliche Lehre, der nichts von dem wirklichen Christus, dem wirklichen Evangelium, dem schöpferischen Hauch des Christentums anhaftet und die trotzdem vielleicht die wirksamste Lehre der ganzen Bibel ist. Das heißt: während des ganzen christlichen Zeitalters hat sie auf zweitrangige Menschen tiefer gewirkt als irgendein anderes Buch der Bibel. Die Apokalypse des Johannes ist bestimmt die Schöpfung eines zweitrangigen Geistes. Sie wendet sich immer wieder an zweitrangige Geister jedes Landes und jedes Jahrhunderts. Seltsamerweise ist sie seit dem ersten Jahrhundert trotz ihrer Unverständlichkeit zweifellos die stärkste Quelle der Begeisterung der großen Masse christlicher Geister – die große Masse ist immer zweitrangig – gewesen, und mit Entsetzen erkennt man, daß das heute wieder der Fall ist; nicht Jesus oder Paulus, sondern Johannes von Patmos.

Die christliche Lehre von der Liebe war eigentlich immer nur Vorwand. Selbst Jesus wollte, „wenn die Zeit erfüllet war“, wenn sich seine „Liebe“ in feste Macht gewandelt hatte, herrschen. Dieses zukünftige Herrschen in Herrlichkeit lag an der Wurzel des Christentums und bedeutet natürlich nichts anderes als den nicht in Erfüllung gegangenen Wunsch, hienieden und jetzt zu herrschen. Die

Juden wollten sich nicht beiseite schieben lassen: sie wollten auf Erden herrschen, und als gegen 200 v. Chr. der Tempel zu Jerusalem zum zweitenmal zerstört wurde, erfanden sie die Verheißung eines streitbaren und triumphierenden Messias, der die Welt erobern würde. Die Christen übernahmen diese Lehre und machten aus ihr die Lehre von der Wiederkunft Christi, nach der Jesus wieder auf die Erde kommen würde, die Ungläubigen zu strafen und die Herrschaft der Heiligen aufzurichten. Diese anfänglich kurz befristete Herrschaft der Heiligen (ungefähr vierzig Jahre) erhöhte Johannes von Patmos auf die runde Zahl von tausend Jahren, und damit kam der Gedanke vom Tausendjährigen Reich in den Vorstellungskreis der Menschen.

So schlich sich der große Feind des Christentums, der Geist der Macht, in das Neue Testament. Als der Teufel im allerletzten Augenblick so herrlich ausgeschlossen worden war, schlüpfte er in apokalyptischer Verkleidung wieder herein und setzte sich als Offenbarung am Ende des Buches auf den Thron.

Denn die Offenbarung Johannis, das sei ein für allemal gesagt, ist die Offenbarung des unsterblichen Willens zur Macht im Menschen, ist seine Heiligung, sein letzter Triumph. Wenn du auch Marterqualen erleidest, wenn auch das ganze Universum im Laufe der Zeit zerfällt, sollst du, o Christ, doch, doch, doch als König herrschen und den alten Gewalthabern den Fuß auf den Nacken setzen!

Das ist die Botschaft der Offenbarung.

Und genau so unvermeidlich wie Jesus unter seinen Jüngern einen Judas Ischariot haben mußte, mußte das Neue Testament eine Offenbarung Johannis enthalten.

Warum? Weil die Natur des Menschen es so verlangt und immer verlangen wird.

Das Christentum Jesu wendet sich nur an einen Teil unseres

Wesens. An einen andern, großen Teil desselben wendet es sich nicht. Und an diesen Teil wendet sich, wie die Heilsarmee zeigt, die Offenbarung.
Die Religionen der Entsagung, Betrachtung und Selbsterkenntnis sind immer nur für das Individuum. Aber der Mensch ist nur in einem Teil seines Wesens individuell. In einem andern, großen Teil seines Wesens ist er kollektiv.
Wenn auch die Religionen der Entsagung, Betrachtung, Selbsterkenntnis und reinen Moral nicht für das vollkommene Individuum sind, sind sie doch für das Individuum. Sie sind der Ausdruck der individuellen Seite der Natur des Menschen. Sie isolieren diese Seite seines Wesens. Die andere Seite seines Wesens, die kollektiv ist, beachten sie nicht. In ihrer tiefsten Schicht ist die Gesellschaft immer nichtindividuell, und deshalb findet man hier die andere Manifestation der Religion.
Die Religionen der Entsagung, wie der Buddhismus, das Christentum oder die Philosophie Platos, sind für Aristokraten, Aristokraten des Geistes. Die Aristokraten des Geistes finden ihre Erfüllung in Selbstverwirklichung und Dienen. Diene den Armen! Gut! Aber wem wollen denn die Armen dienen? Das ist die große Frage. Und die beantwortet Johannes von Patmos. Die Armen wollen sich selbst dienen und haben nur ihre eigene Selbstverherrlichung im Auge. Und unter den Armen verstehe ich nicht die nur Bedürftigen; ich verstehe darunter die nur kollektiven Seelen, die unrettbar „mittelmäßigen Seelen“, die keine aristokratische Einzigkeit und keine Einsamkeit kennen.
Diese mittelmäßigen Seelen bilden die große Masse. Sie besitzen keine aristokratische Individualität, wie Christus, Buddha oder Plato sie fordern. Deshalb verkriechen sie sich in der Masse und hegen im geheimen nur einen Gedanken: ihre eigene, letzte Selbstverherrlichung. Die Patmoser!

Nur wenn der Mensch allein ist, kann er Christ, Buddhist oder Platoniker sein. Das bezeugen die Christusstatuen und die Buddhastatuen. Ist er mit andern zusammen, zeigen sich gleich Unterschiede, werden Rangunterschiede geschaffen. Wenn Jesus mit andern Menschen zusammen ist, ist er Aristokrat, ist er Meister. Buddha bleibt immer Buddha der Herr. Franz von Assisi, der so demütig zu sein versuchte, findet doch ein zartes und kluges Mittel, durch das er unumschränkte Gewalt über seine Anhänger gewann. Shelley war es unerträglich, daß er nicht der Aristokrat seines Kreises war. Lenin war ein Tyrann in schäbigen Kleidern.
Es ist nun mal so! Macht ist da, wird immer da sein. Sobald zwei oder drei Männer zusammenkommen, vor allem um etwas zu unternehmen, tritt gleich Macht in Erscheinung, und einer von ihnen wird Führer, wird Herr. Das ist unvermeidlich.
Gibt man die natürliche Macht des Mannes zu, erkennt man sie an, wie das die Menschen der Vergangenheit taten, huldigt man ihr, dann entsteht große Freude und innere Erhebung, aus dem Mächtigen strömt Kraft über den weniger Mächtigen. Ein Machtstrom entsteht. Und darin besteht für immer und ewig der beste Teil des kollektiven Wesens der Menschen, und in einem selbst springt eine gleiche Flamme auf. Huldige einem Helden, schwöre ihm Treue, und du selbst wirst heldenhaft; das ist das Gesetz der Männer. Vielleicht ist das Gesetz der Frauen anders.
Handele aber umgekehrt, was geschieht dann? Verleugne die Macht, so schwindet die Macht. Verleugne die Macht in einem größeren Mann, und du hast selbst keine Macht. Nun muß aber die Gesellschaft immer und ewig beherrscht und regiert werden. Wo die Masse die Macht ablehnt, muß sie die Obrigkeit zulassen. Die Obrigkeit tritt jetzt an die Stelle der Macht, und wir haben „Minister“ und

Staatsbeamte und Polizisten. Dann kommt das große Hasten und Drängen mit Ehrgeiz und Wettbewerb, und die Masse tritt sich unter die Füße, so sehr fürchtet sie die Macht.
Ein Mann wie Lenin ist ein großer böser Heiliger, der an die vollständige Vernichtung der Macht glaubt. Wird sie Tatsache, dann ist der Mensch unsagbar arm, ausgeplündert, erbärmlich, elend und gedemütigt. Abraham Lincoln ist ein halbböser Heiliger, der fast an die vollständige Vernichtung der Macht glaubt. Präsident Wilson ist ein ganz böser Heiliger, der durchaus an die Vernichtung der Macht glaubt, – aber dabei größenwahnsinnig und neurasthenisch wird. Jeder Heilige wird böse – und Lenin, Lincoln und Wilson sind so lange wahre Heilige, als sie rein individuell bleiben; jeder Heilige wird in dem Augenblick böse, in dem er mit dem kollektiven Selbst der Menschen in Berührung kommt. Dann wird er ein Verderber: auch Plato. Die großen Heiligen sind nur für das Individuum, das heißt: nur für eine Seite unseres Wesens, denn in den tiefen Schichten unseres Selbst sind wir nun einmal kollektiv. Und entweder lebt und webt das kollektive Selbst und wirkt sich in lebendiger Verbundenheit mit der Macht aus: oder es ist einsam und kümmert dahin in dem Versuch, die Macht und damit sich selbst zu vernichten.
Aber heute ist der Wille zur Vernichtung der Macht unumschränkt. Große Herrscher wie der letzte Zar – ich meine „groß" in bezug auf die Stellung – werden durch den ungeheuren Antiwillen der Massen, den Macht verneinenden Willen, fast um ihre Verstandeskräfte gebracht. Moderne Herrscher werden verneint, bis sie fast Idioten werden. Und dasselbe gilt von jedem Mann der Macht, falls er nicht ein Vernichter der Macht und ein unschuldig gefiederter böser Vogel ist; dann wird die Masse ihn unterstützen. Wie können die gegen die Macht eingenommenen Massen, vor allem die großen mittelmäßigen Massen, je

einen Herrscher haben, der mehr wäre als ein Gegenstand des Hohnes und des Mitleids?

Fast zweitausend Jahre lang hat die Apokalypse die verborgene Seite des Christentums gefördert und gepflegt: und ihre Arbeit ist beinahe vollendet. Denn die Apokalypse verehrt nicht die Macht. Sie will den Mächtigen morden, um selber die Macht zu besitzen und den Schwächling.

Judas mußte Jesus den herrschenden Mächten verraten, weil Verneinung und Vorwand in der Lehre Jesu enthalten sind. Jesus war, selbst im Verkehr mit seinen Jüngern, der Vertreter des reinen Individuums. In Wirklichkeit wurde er nicht eins mit ihnen, arbeitete oder wirkte in Wirklichkeit nicht mit ihnen zusammen. Er war die ganze Zeit allein. Er machte sie tief irre, und irgendwo in ihrem Innern waren sie enttäuscht. Er wollte nicht ihr physischer Machthaber sein; das Verlangen, der Macht zu huldigen, das in einem Menschen wie Judas lebte, fühlte sich verraten. Und deshalb beging auch dieses Verlangen Verrat: durch einen Kuß. Und genau so mußte die Offenbarung Johannis in das Neue Testament aufgenommen werden, damit sie den Evangelien den Todeskuß gab.

Aus dem Buche „Die Apokalypse".

K. H. WAGGERL / EIN MANN NAMENS ADAM

Dort, wo Adam lebt, dehnt sich der Wald meilenweit über die Flanken der Berge, wegloses düsteres Holz. Moore füllen den Grund der Täler aus, die Wildbäche reißen tiefe Schluchten in den morschen Fels. Auf sanfteren Hängen stehen alte Fichten prächtig über dem Beerenkraut, das ist der Wald, wie ihn das Rotwild liebt. Aber anderwärts haben Blitzschläge und Windbrüche große Löcher hineingefressen, dort schießt das Leben jung und üppig aus dem Boden,



Kuhschelle
Scherenschnitt von K. H. Waggerl aus dem „Wiesenbuch“

allerlei Raubzeug nistet im verschwiegenen Unterholz, Eulen und Füchse. Weiter oben verlieren sich die immergrünen Fichten, und nur die Lärchen halten noch aus, dürr und krumm und geschunden von grausamen Stürmen, aber immer wieder grün und lebendig, wenn der Sommer kommt.

Hier lebt Adam, im Schutz der überhängenden Felsen hat er sich seine Hütte gebaut. Er hat unbehauene Fichtenstämme gegen die Wand gelehnt und mit Rinde abgedeckt, das gibt ein warmes geräumiges Haus für den einsamen Mann. Er hat auch Moos getrocknet und in dieser Höhle ausgebreitet, Reisig und Schaffelle für sein Lager, und vor dem Eingang hat er sich einen Feuerplatz zwischen den Steinen aufgebaut. Hier kocht er in guten Zeiten seine dürftige Kost, oder er hängt frisches Fleisch in den Rauch, wenn es sich trifft, daß ein Tier in den Felsen stürzt und verdirbt. Es fließt auch Wasser in der Nähe, und das ist gut für den Mann, eine sichere Quelle. Wasser und Feuer braucht er vor allem.

Im Sommer hütet Adam die Schafe der Bauern im Kar. Die Herden vermischen sich, es sind viele Tiere, ein ganzes Volk von Schafen auf ewiger Wanderschaft. Die Freiheit macht sie wild und scheu, aber Adam gibt ihnen Salz, ihn erkennen sie wieder in jedem Sommer.

Das ist kein schlechtes Leben in seiner Art, ein königliches Leben unter freiem Himmel. Adam kommt wochenlang nicht in seine Höhle zurück, er schläft bei den Tieren und zieht mit ihnen weit umher auf der mageren Weide, und die Muttertiere nähren auch ihn mit ihrer Milch. Er kennt viele Kräuter, die geheime Kräfte haben, und sammelt sie auf seinen Wegen, Arnika für Wunden und edle Raute für das Blut und die Wurzeln vom gelben Enzian, aus denen die Bauern ihren bitteren Branntwein brennen. Es gibt Pilze, die man wie Fleisch auf schwachem Feuer braten kann,

und im Spätsommer reifen die Beeren im Holz und auf den Halden, eine Unmenge von süßen Blaubeeren in manchem Jahr. Adam tauscht dafür Speck und Schafkäse bei den Sennleuten ein, um diese Zeit gleicht seine Höhle einer Räuberburg, gefüllt mit auserlesenen Schätzen, und Adam führt ein üppiges Leben bei Fett und Speck bis in den Winter hinein.
So großartig lebt Adam, daß ihn bisweilen unversehens die Liebe anfällt. Er wird ruhelos und krank im Blut, nächtelang streift er um entlegene Sennhütten, und den Mägden stirbt das Herz ab vor Angst, wenn sie den lauten Atem des Mannes in der Dunkelheit vor dem Fenster hören.
Aber das währt nur ein paar Tage, später ist Adam wieder friedfertig wie immer, ein rätselhafter Mensch, der schweigsam beim Herdfeuer sitzt, vielleicht ein Mann Gottes, den die Raben ernähren, bis seine Zeit anbricht. Niemand kennt seinen rechten Namen, er weiß auch selbst nicht viel von seiner Herkunft. Einmal in der Jugend ist er wohl mit fremden Holzknechten über das Gebirge gekommen, er besitzt noch Werkzeug aus dieser Zeit, eine Axt und ein Messer. Aber das ist lange her, so alt ist niemand in dieser menschenleeren Welt, daß er sich an die Zeit erinnern könnte, in der Adam jung war. Später verlor er sich in den Wäldern und kam nicht mehr in die Dörfer zurück. Er mag achtzig Jahre alt sein, vielleicht auch erst vierzig, die Weiber sagen so. Sein Bart ist lang und ausgebleicht wie die grünlichen Flechten der Wetterbäume, und die Not der langen Winter hat seinen Rücken krumm gebogen. Aber er hebt noch immer einen schweren Käsekessel allein von der Kette, und in den Herbstnächten hält nicht jeder Riegel seiner Schulter stand.
Schlimm ist nur der Winter für Adam. Schon früh im Jahr kommen Stürme aus dem Kar, die Sennleute treiben das Vieh zusammen und ziehen heim. Schnee und Wind drükken den Mann tiefer in den Wald zurück. Anfangs trifft

er noch Holzknechte, die mit ihren Schlitten vom Tal heraufsteigen, nach den Blockhaufen Umschau halten und einen Ziehweg durch das Stangenholz schlagen. Denen hilft er dann zuweilen für einen Schluck Branntwein oder einen Laib Brot. Adam nimmt kein Geld für irgendeinen Dienst. Manchmal trifft er freilich fremde Fußgänger im Nebel auf dem Kar, die er dann führen muß und die nichts Besseres zu geben haben als ein paar Silberstücke. Adam vergräbt das Geld unter seinen Pelzen, er kann nichts weiter damit anfangen. Ein krummer Nagel wäre schon mehr, ein Stück Draht.

Aber auch die Holzknechte bleiben nicht lange, sie haben es eilig mit dem verfluchten Fuhrwerk im Hochwald, tiefer im Tal ist die Arbeit leichter. Es kommt eine harte Zeit für Adam, trostlose Wochen im Frost und in der Finsternis. Schneestürme überfallen ihn unterwegs, oft muß er eine lange Nacht im Freien aushalten, vom Wind geschüttelt, vom brechenden Holz bedroht.

Nein, die Kälte ist nicht das Ärgste, am schlimmsten ist der Wind, er duldet tagelang kein Feuer vor der Höhle. Der Mann verkriecht sich im Moos und schläft.

Er erfriert nicht. Adam ist am ganzen Leibe behaart wie ein Bär, und was er an Kleidern trägt, sein Rock und seine Decke, sind längst mit dem Pech und dem Schweiß an seinem Leibe festgewachsen.

Gegen das Frühjahr hin bedrängt ihn der Hunger. Das Rauchfleisch ist aufgezehrt, auch das letzte Stück Brot. Adam hockt vor der Höhle, ausgezehrt und schwach, er gräbt die alten Käserinden aus dem Schnee und kaut Fichtennadeln, bitteres Moos. Der Hunger treibt ihn weit umher, zuletzt legt er sich mit seiner letzten Kraft einem Stück Wild auf die Fährte. Er jagt es den ganzen Tag auf und ab durch den brechenden Schnee, bis es endlich mit wunden Läufen seinem Messer erliegt. Dann fällt er

selbst, zum Sterben erschöpft, über dem Tier zusammen, aber es ist das Leben, warmes Blut, frisches Fleisch für lange Zeit.
Und die Tage wachsen, die Sonne schwingt sich hoch über den Berg. Langsam schmilzt der Schnee im Wald und auf den Almen, eines Abends steigt Rauch aus dem Dach der untersten Hütte, und jetzt ist der Tod überwunden.
Auch die Schafe kommen zurück, wahrhaftig, die Bauern staunen und bekreuzen sich, wenn sie Adam in jedem Frühjahr wieder bei ihren Herden treffen. Wie kann ein Mensch hier aushalten? Sogar im Tal gefror das Wasser in den Brunnenrohren, so furchtbare Winter gab es in manch einem Jahr. Und dann bleibt wohl einer von den Bauern bei Adam stehen, so etwas gefällt ihm, ein Mensch, der nichts braucht! Er redet mit dem Schafhirten, ja, er könnte vielleicht noch einen Knecht einstellen, soundso.
Aber Adam will nicht Knecht werden, das lockt ihn wenig, eine warme Stube, leichtere Arbeit auf den Talhöfen. Hier lebt er, im einsamen Kar. Zur Sommerzeit schaut er von der Spitze des Berges weit über das Land. Er sieht Höfe, Kirchtürme und weiße Rauchfahnen in der Ferne, dort ist das Leben hundertfältig, ein behagliches und sicheres Dasein von Hand zu Hand, auch Adam erfährt mitunter etwas davon, wie leicht man dort lebt. Er selbst besitzt nichts als ein Messer und eine Axt. Adam ist ein einzelner Mann, frei und arm, wie der Mensch anfangs war.

Und nun geschieht es, daß ein Jäger im Gebirge mit Raubschützen zusammentrifft. Das ist gefährlich im Ödland. Halb ausgeblutet, mit einer Büchsenkugel in der Schulter, kommt er in das Dorf zurück.
Die Bauern stehen vor dem Richtertisch, schauen nachdenklich in ihre Hüte und schütteln die Köpfe, – nein, sie wissen nichts von Wilddieben im Dorf. Vielleicht waren

es Fremde, auch Schafdiebe kommen mitunter über den Berg, das ist ein gottverdammtes Räubervolk auf der anderen Seite. Da hilft nichts, es findet sich keine Spur, kein Zeuge, um diese Zeit lebt niemand mehr auf dem Kar.
Niemand außer Adam, aber der ist nur ein Schafhirt, ein unzugänglicher Mensch. Und nun wird Adam als Zeuge vor Gericht geladen.
Es ist im Frühjahr, die Bauern schicken Salz auf die Almen, einer von den Knechten kann die Botschaft überbringen, den grauen Brief ohne Ort und Namen.
Der Knecht sucht einen Tag und den anderen, dann findet er Adam endlich bei den Schafen auf der Weide. Adam nimmt das Salz und auch den Brief, gut, es ist ein Schreiben vom Gericht. Aber dafür muß der Knecht eine Weile bei ihm sitzen und von seinem Käse essen, er ist einen weiten Weg gelaufen. Adam kann nicht lesen. Die Tiere wittern das Salz, sie drängen sich um ihn und rupfen ihm das Papier aus den Händen.
Zwei Wochen später sucht der Wachtmeister nach Adam. Er findet einen friedlichen Menschen, der unter den Felsen hockt und seine Decke flickt. Es ist kalt an diesem Tag, grau und trübselig liegt das Kar unter dem ziehenden Nebel.
Ja, Adam hat die Vorladung bekommen, aber es war nichts weiter mit diesem Brief, die Schafe haben ihn gefressen.
Die Schafe, so!
Der Wachtmeister versteht einen Spaß, – dann legt also Adam keinen besonderen Wert auf eine übermäßige Korrespondenz? Du bist nicht übel, sagt er. Aber mach dich fertig, verstehst du, es ist ein langer Weg!
Adam versteht nichts. Er hat hier seine Schafe und seine Arbeit an dem Mantel, er will nicht in das Dorf gehen, wozu sollte das gut sein? Schüsse? Adam hat Schüsse gehört, das sagt er ja, es ist alles, was er weiß.

Der Wachtmeister wird ungeduldig, er fängt an, die Sache weitläufig zu erklären, es ist Pflicht, verdammt noch einmal! Gesetz, versteht der Mensch so etwas nicht? Er kommt in Hitze und schreit, — so eine Schweinerei! Zu dir soll man wohl in Handschuhen kommen, was? Der Richter persönlich? Bilde dir nichts ein, brüllt er, in deinem Dreckloch! Vorwärts, steh auf!

Adam steht wirklich auf. Er hat eine ganze Weile zugehört, aber jetzt langweilt ihn dieser aufgeregte Mann, er rollt seine Decke zusammen und geht fort.

Geht, und spürt plötzlich eine Faust auf der Schulter. Adam zuckt zusammen, er knurrt und greift nach dieser Hand, ein kleiner böser Funke glänzt in seinem Blick. Die beiden Männer stehen sich ein paar Atemzüge lang stumm gegenüber. Der Wachtmeister trägt eine Waffe am Gürtel, aber daran denkt er vielleicht gar nicht, was soll er auch hier damit anfangen? Er schaut sich ratlos um, da ist das weite Kar, steinige Öde, und der Wind löscht ihm das Wort auf den Lippen aus.

Nach einer Weile wendet sich Adam ruhig ab und verschwindet im Krummholz.

Jawohl, das ist nicht ehrenvoll für den jungen Wachtmeister, so etwas kann der Richter nicht begreifen. Was heißt das, wer ist dieser Schafhirt ohne Namen, ist er Gott? Aber Gott selbst stand einmal vor dem Richter, das Gesetz ist über allem. Der Wachtmeister erhält den Befehl, Adam zu verhaften und vorzuführen, mit Gewalt, wenn Gewalt nötig ist.

Adam liegt in seiner Höhle, er hat Wurzeln gesammelt und ordnet sie jetzt in Bündeln für seinen Handel. Dieses Mal will der Wachtmeister keine Umstände machen, er muß eine böse Scharte auswetzen, darum erklärt er mit scharfer Stimme, Adam sei verhaftet, und es werde schlimm enden, wenn er nicht augenblicklich gehorche, im Namen des Gesetzes.

Es nimmt auch wirklich kein gutes Ende. Adam antwortet nicht, schließlich muß der Wachtmeister selbst in die Höhle kriechen. Er stößt mit dem Gewehrkolben irgendwohin ins Dunkle und trifft den Mann empfindlich an den Rippen. Das ist sein Unglück. Adam gerät sofort in eine rasende Wut, ohne Zögern geht er seinen Feind an. Der Wachtmeister merkt die Gefahr, er hebt die Arme vor das Gesicht und versucht rücklings aus der Finsternis und Enge zu entkommen. Aber während er sich bückt, erschlägt ihn Adam mit dem Beil.

Bis zum Abend liegt der tote Mann vor der Höhle. Adam zündet ein Feuer an, lange sitzt er da und betrachtet seinen Gegner. Es ist ein kräftiger Mensch mit krausem Haar, sein Mund steht noch offen, aber er schrie nicht einmal, so schnell war er hinüber. Adam breitet seine Decke über dem Toten aus, es wird kalt.

In der Dämmerung trägt er den Leichnam weit durch das Holz. Er ist traurig und redet mit ihm, – gibst nicht nach, du! sagt er. Nein, kannst nicht nachgeben ...

Tief im Tal sucht er einen guten Platz im Moos unter jungen Bäumen. Er hat kein Werkzeug für ein Grab, darum schiebt er dem Toten seine Decke unter den Kopf, bricht frisches Reisig ab und deckt ihn sorgfältig zu.

Die Hunde streifender Jäger finden den Leichnam. Nun liegt der erschlagene Wachtmeister im Amtshaus auf der Bahre, er schweigt, aber Adams Decke redet für ihn. Und die Dorfleute haben wohl etwas in ihrem Gewissen gutzumachen, schon am folgenden Morgen ist alles, was einen Prügel schleppen kann, unterwegs auf der Jagd nach dem Mörder.

Man entdeckt ihn gegen Mittag zwischen den Felsen. Die Schafe flüchten vor dem schreienden Haufen nach allen Seiten, nur Adam steht ruhig oben und mustert erstaunt seine Verfolger. Es sind Leute darunter, die er gut kennt,

Bauern aus dem Dorf. Er ruft sie auch an, – Jakob! schreit er, aber in diesem Augenblick fällt ein Schuß. Adam hört die Kugel pfeifen, er begreift endlich und setzt sich zur Wehr.

Anfangs wirft er, im Buschwerk auf der Höhe kauernd, nur mit Steinen nach den nächsten, allein der Lärm, die Pfiffe und Rufe entzünden nach und nach sein Blut. Plötzlich brüllt jemand laut auf, wankt und drückt die Faust in die Seite. Das Geschrei verstummt, die Leute fahren auseinander und schützen sich hinter den Felsen. Das ist gefährlich für Adam, er hat nicht viel Pulver zu verschwenden. Etliche von den Kühnsten suchen nach einem anderen Weg und kreisen ihn ein.

Lange wehrt er sich verzweifelt gegen ein paar scharfe Hunde, die ihn zuerst von rückwärts anfallen. Schließlich aber wirft ihm jemand einen Prügel zwischen die Beine, er stürzt und ist verloren.

Zusammengeschnürt schleppt man ihn auf einer Heuschleife ins Tal, ein blutiges Bündel.

Dann kommt Adam in die Gefängnisse der Stadt. In der ersten Zeit steht er viele Stunden lang in seiner Zelle unter dem Fenster, regungslos, Trauer in den Augen. Er sieht den hellen Himmel, Wolken, vom Wind getrieben, ein kleiner Vogel streicht vorbei mit einem hellen Ruf. Adam nimmt seinen Weg wieder auf, immer an den Wänden entlang, immer im Kreise. Nachts geschieht es, daß er plötzlich brüllend gegen die Tür rennt, die Aufseher laufen zusammen und überwältigen ihn, ehe er sich das Hirn an den Stäben zerschmettert. Seine Wunden heilen nicht, der Hunger höhlt ihn aus. Er nimmt nur Wasser zu sich, dann und wann eine Handvoll Reis oder Brot.

Der Untersuchungsrichter ist ratlos vor der furchtbaren Unschuld dieses Menschen. Adam leugnet nichts, – ja, mit

dem Beil, mit dieser Hacke hat er den Wachtmeister erschlagen. Das Gewehr behielt er, später brauchte er es, aber seine Decke ließ er bei dem Toten, das alles ist einfach genug. Und dennoch liegt etwas Verwirrendes in dieser Sache, etwas, das den Richter nachdenklich macht und milde stimmt.

Geschah es also im Zorn, hatte Adam vielleicht einen alten Haß gegen den Wachtmeister? Nein, auch das nicht. Adam schüttelt den Kopf und atmet schwer.

Schweigend hockt er auf seinem Stuhl, ein stumpfes erschöpftes Tier. Zeitlebens haben ihn Wind und Wetter schonungslos mißhandelt, seine Haut ist schwarz wie die Rinde der Bäume, gegerbt von der Sonne und von Narben zerrissen. Ja, in allen Jahren seines Lebens stand er allein mit seinem zähen Mut, er kann diese Jahre selbst nicht zählen. Die Kälte fraß Löcher in sein Fleisch, Blitze streiften ihn, er lag viele Tage lang einsam unter dem erbarmungslosen Himmel des Gebirges und wurde doch wieder gesund. Niemand kam ihm zu Hilfe, das versteht Adam. Hier aber verläßt ihn seine Kraft, hier ist er verloren.

Der Richter betrachtet ihn lange, vielleicht müßte er jetzt die Tür weit aufmachen, irgend etwas Besonderes, Verständiges tun. Aber er wirft nur seine Feder weg, – da liegt nun eine Feder neben einem Beil auf dem Richtertisch. Und dann schickt er Adam wieder in die Zelle zurück.

Adam wird den Ärzten übergeben, allein die Wissenschaft kann nicht viel zur Klärung beitragen. Adam ist ein gewöhnlicher Mensch, ein wenig schwerfällig, kein großes Licht natürlich, aber durchaus bei Verstand, was die Verantwortlichkeit betrifft. Indessen greifen auch die Zeitungen den Fall auf, für eine Weile wird der namenlose Schafhirt zum bekanntesten Mann in der großen Stadt, die Meinungen prallen hart aufeinander. Der Staat, sagen die einen,

die Kultur! Wankt nicht alles, wenn das Recht wankt? Hütet euch, warnen sie, die Anarchie ist auf dem Marsch! Das sind die grauen Bärte, Finsterlinge in den Augen der anderen. Sie, die Jungen, sind weniger ängstlich, sie fallen zwar nicht geradezu mit Beilen über ihre Gegner her, aber die Worte sind scharf genug. Zugegeben, zugegeben, Mord ist nicht erlaubt, außer in großem Stil. Allein, ist Adam etwa ein gewöhnlicher Räuber? Zum Teufel übrigens mit diesem Adam, darum geht es hier nicht. Es geht um die Freiheit, behaupten die Jungen, dafür stehen und fallen sie. Jawohl, für die Freiheit, gegen die Gewalt, das meint auch der Verteidiger am Tage der Verhandlung. Er blättert erregt in seinen Papieren, während der Staatsanwalt spricht, es ist eine großartige Gelegenheit, der entscheidende Augenblick seines Lebens, das sagt ihm ein einziger Blick in den Saal. Und er will das Unerhörteste an Schlagkraft und Scharfsinn in seiner Rede aufbieten. Adam sitzt vor ihm zwischen den Wachsoldaten, zusammengekrümmt unter der Last seines wortlosen Kummers, still und scheu, er macht das vortrefflich. Nur die Handschellen bezeugen, daß man es mit einem Menschen von außergewöhnlicher Gefährlichkeit zu tun hat. Zeitweilig macht sich der Verteidiger Notizen auf einem Blatt Papier, es sind vielleicht nur Strichelchen, sinnlose Worte, die er da aufschreibt, aber beobachtet nur, wie er sich vorbeugt und die Hand an das Ohr legt! Wie er mühsam ein Lächeln unterdrückt, – was sagte der verehrte Herr Kollege soeben? Hüten Sie sich vor Phrasen, sagte er, hier gilt nur das Gesetz, nichts anderes. Es habe auch in dieser Sache nicht an Versuchen gefehlt, das Wasser der Gerechtigkeit zu trüben. Aber der Fall liege klar genug, man müsse alle überspannten Ideen, alle Regungen des Mitleides unterdrücken zugunsten der Gesamtheit, die in ihren Ansprüchen hoch über dem Schicksal des einzelnen stehe. Besser – um mit dem Dichter zu

reden –, besser Ungerechtigkeit als Unordnung. Blut sei vergossen worden, und, bei aller Achtung vor der Kunst des Herrn Verteidigers, es werde ihm schwer fallen, dieses Blut von den Händen des Mörders zu waschen.
Nein, es fällt ihm nicht schwer. Der Verteidiger richtet sein Wort an alle, er tut es mit Würde und klarem Ernst, auf eine wirklich erschütternde Weise. Klebt tatsächlich Blut an den Händen Adams, fragt er zum Schluß, sind das die Hände eines kalten Mörders? Nein, dieser namenlose Schafhirt ist irgendein Mensch, jeder im Saal könnte an seiner Stelle sitzen, ganz wörtlich verstanden. Das Gesetz fordert seinen Kopf, und warum? Es ist lächerlich: weil seine Schafe einen Brief gefressen haben, den er nicht lesen konnte oder wollte. Er ist in die Räder geraten, das Opfer einer Maschine, deren Knechte wir alle sind und die uns erbarmungslos mit Vernichtung bedroht, wenn wir nicht irgendwann einmal den Nacken beugen. Gehen Sie, meine Damen und Herren, nur über den Rasenplatz in einem Park, Sie werden auf dem Schafott enden, wenn Sie nicht rechtzeitig Ihre Freiheit verleugnen. Wir sind daran gewöhnt, sagt der Verteidiger, aber Adam wußte nicht, daß Sklaven über ihn urteilen werden. Ich verteidige hier niemand, erklärt er mit lauter Stimme, ich klage an! Das Gesetz, das der Staatsanwalt über das Schicksal des einzelnen stellt, dieses Gesetz hat den Angeklagten zum Mörder gemacht. Nun mag es ihn richten...
Die Geschworenen sprechen Adam frei. Aber sein Schicksal erfüllt sich dennoch. Die Qualen so vieler Wochen haben sein Gehirn völlig verwirrt, das Geschrei der Leute im Saal macht ihn scheu, vielleicht begreift er auch gar nicht, was ihm der Vorsitzende erklärt. Ein Wachsoldat nimmt ihm die Handschellen ab, im gleichen Augenblick greift ihn Adam blitzschnell an. Der Irrsinn seiner Angst gibt ihm ungeheure Kräfte, es entsteht ein wildes Hand-

gemenge, Lärm und Verwirrung. Er hat schon einige seiner Gegner gefährlich verletzt, ehe ihn ein Soldat, vielleicht aus Versehen, mit dem Säbel ersticht.

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER / DIE DRITTE SATIRE DES HORAZ

's ist mit den Sängern ein Kreuz! – Der eine genau wie der andre –
Tut, wenn ein Freund unter Freunden ihn angeht, nimmer den Mund auf;
Aber zur Unzeit finden sie dann kein Ende. – Der Sarde
War, der Tigellius so ‚August' – und er konnt ihn doch zwingen –,
Mocht bei der eigenen Freundschaft ihn, beim Haupte des Ahnherrn
Anflehn, alles umsonst. Doch stach ihn der Kitzel, begann er,
Kaum daß man saß, bald hoch, bald tief, bald donnernd, bald leise,
„Evoe Bacche!" und hörte nicht auf, bis die Tafel geräumt war.
Niemals war der Mensch im Lot. Bald lief er, als folg ihm
Stracks auf den Fersen der Mord, bald jüngferlich trippelnd, als trüg er
Junos Opfergerät. Bald oben hinaus: Tetrarchen,
Könige, unter dem tat er dirs nicht. Dann: „Ach, nur ein dürftig
Tischlein, ein Müschelchen Salz und gegen den Winter ein Mantel,
Ob er auch schmutzig und alt!" – Und halfst du dann diesem bescheidenen,
Diesem enthaltsamen Mann mit tausend Sesterzen, so gähnte

Schon fünf Tage danach sein Beutel. Er trieb es die Nacht durch
Bis an den Morgen und schnarchte bei Tag. Sich selber so ungleich
Wüßt ich nicht einen. – Da fragt mich schon wer: „Freund, bist du denn selber
Fehllos?“ Sicherlich nicht, nur anders; schlimmer womöglich.
So, da der Mävius eben den Novius hinter dem Rücken
Übel zerzaust, sprach einer: „Auch du? Bist blind? Oder schienst gern
Besser, als jeder dich kennt?“ – „Mit mir selber bin ich so streng nicht.“ –
Torheit sprichts, unsittliche Selbstsucht, würdig des Makels.
Wenn du dem eigenen Fehl blödsichtig blinzelnd vorbeischaust,
Sag, was eräugst du dann so scharf mit den Blicken des Adlers
Oder der Schlange den Fehl der Gefreundeten? Also geschieht dirs
Wiederum recht, wenn jene den Pelz dir weidlich zerpflücken.
Der dort neigt ein wenig zum Zorn, er ist für die feinen
Nasen der Herren zu grob, er reizt zum Lachen; denn bäuerlich
Schor er das Haupt, auch läßt er den Rock nachschleifen, und schlottricht
Schleppt an der Ferse der Schuh. Doch ist er ein Mann, wie du keinen
Besseren findest, doch ist er dein Freund, doch birgt er in rauher
Schale gewaltige Kräfte des Geists. – Geh, siebe dich selber,
Ob nicht Natur in dich von Anfang Keime des Lasters

Säete, oder Gewohnheit, die leidige, tat es; denn wahrlich,
Wo du den Acker nicht reutest und umgräbst, trägt er dir Dornen.
Schaun wir zuvor den Liebenden an. – Er scheint für die Fehler
Seiner Erkorenen blind, ja findet noch selbst an den Fehlern
Sein Ergötzen, wie jener Balbin am Polypen der Hagna.
Wahrlich, ich wollt, wir erkören im Dienst der Freundschaft den gleichen
Frommen Betrug, und ihn krönte mit ehrlichem Namen die Tugend.
Denn wie der Vater die Fehler des Sohns beschönigt, so sollten
Wir mit den Freunden im ähnlichen Fall das Ähnliche tun. – Der
Sagt von dem schielenden Knaben: „Er blinzt." „Mein Hähnchen, mein Lämmlein"
Tauft er den Zwerg, mißschaffen wie Sisyphus eh, der Alraune.
„Obein" nennt er den Jungen, dem völlig verquer die Gelenke
Stehn; ja, wär er gelähmt, so begütigt er: „Schwach auf den Füßen."
Nun, und da drüben dein Freund lebt allzu kärglich? Enthaltsam
Mög er dir heißen. Der andre dort? Ein Schwätzer und Prahlhans?
Gern unter Freunden erschien er als Mann von Welt. Und der dritte
Jach zum Streit? Da halt ihm zugut ein feurig Geblüt. – So
Mein ich, erwerben wir Freunde, so halten wir Freunde beisammen.
Aber wir machen die Tugend zur Bosheit, trüben mit Schlamm das

Klarste Gefäß. Lebt einer mit uns und hat ein gefügig
Wesen, so heißt er mit eins ein Augendiener. Den langsam
Denkenden schelten wir „schwer von Begriff"; ein andrer bemüht sich
Fallen und Schlingen zu meiden und keinerlei Blöße zu zeigen,
Wird doch hier jeder ins Treiben verstrickt, darinnen die bare,
Grimmige Mißgunst grünet und Untat jeglicher Art. – Da
Heißt es uns denn vorsichtig und klug? Nein, falsch und verschlagen,
Mag auch wohl einer zu harmlos sein, zu plump wie ich selber
Dir, o Mäzen, mich oftmals wies und mitten im Lesen,
Mitten im Sinnen mit leerem Geschwätz den Schweigenden anfuhr.
„Klar wie der Tag! Der Kerl ist ganz von Sinnen." – O wehe,
Schmieden wir nicht den Pfeil, der bald auf uns selber zurückschnellt?
Denn wer käm vollkommen zur Welt? Der Beste bedünkt noch,
Wer an dem wenigsten leidet. Der Freund aber wäge, wie billig,
Gegen mein Schlechtes das Gute. Und wenn das Schlechtere dann – Gott
Gebs! – was weniger wiegt, so nehm er vorlieb, wenn er selber
Liebe begehrt. Ich wäg ihn alsdann auf der nämlichen Waagschal.
Soll dein eigener Pickel den Freund nicht widern, so mußt du
Ihm seine Warze verzeihn. Das darf er verlangen; denn billig
Läßt Entschuldigung gelten der Mann, der sie selber benötigt.

Schließlich, da keiner das Laster des Zorns und der anderen Torheit
Erbe mit Stumpf und Stiel zu roden vermöchte, warum denn
Lassen wir nicht der Vernunft ihr Maß und Gewicht, auf daß sie
Nach dem Grade des Fehls den Grad der Rüge bestimme?
Wenn ein Meister den Knecht, der – abzuräumen bestellt – die
Übrige Hälfte des Fischs und die laulichte Brühe geschlürft hat,
Stracks an das Kreuz schlüg, sag, wer dünkt von beiden der ärgre
Wüterich oder Verbrecher? – Ein Freund läßts irgendwo fehlen;
Du aber, willst du's ihm nimmer verzeihn, verbitterst dein Leben,
Mußt ihn verabscheun, mußt, wie den Wucherer Rufe der Schuldner,
Fliehn, der – es sei denn, er klaube, sobald der triste Verfallstag
Naht, von rechts oder links den Zins beisammen –, die eigne
Gurgel, Gefangenen gleich, ans Messer liefert und lauscht den
Faden Geschichten. – Dieweil er im Rausch das Lager genäßt, den
Teller vom Tisch gestoßen, den schon der König Evander
Ehmals gebraucht, oder lüsternen Gaums die Hühnerpastete
Mir vor der Nase gestohlen, die mein war, wäre der Freund mir
Minder genehm und wert? Wer dann, wenn er wirklich zum Dieb ward
Oder sein Wort brach oder die Bürgschaft schnöde verleugnet?

Der, dem ein jeglicher Fehl gleich schlimm deucht, kommt ins Gedränge,
Wenns um was Wirkliches geht. Verstand und Brauch widerlegens,
Ja und der Vorteil selbst, der Ursprung Richtens und Schlichtens.
Als aus der Scholle zuerst ein tierisch Wesen hervorkroch,
Stumm und erbarmungswert, da hat es um Lager und Baumfrucht
Erst mit Fäusten und Krallen, hernach mit Knütteln, zuletzt mit
Waffen gekämpft, die Notdurft erst viel später geschmiedet,
Bis sie dann Laut und Wort der sinnvoll zeichnenden Rede,
Bis sie dann Namen erfanden. Von dort ab ruhte die Zwietracht,
Und sie begannen sich Festen zu baun und Gesetze zu geben,
Daß kein Dieb sein sollte, noch Ehebrecher, noch Räuber.
Denn vor Helena war der Schoß einer Männin des Krieges
Schändlichster Born; doch fielen in unvermeldeten Schlachten,
Die, so nach Sitte des wilden Getiers zufällige Liebschaft
Raffend, der Stärkere niedergemacht wie der Stier vor dem Rudel.
Furcht des Unrechts zeugte das Recht. Du mußt es gestehen,
So du der Welt Urkund und Jahrbuch deutest und aufrollst.
Nimmer vermag die Natur das Recht zu scheiden vom Unrecht,
Wie sie das Wohl vom Weh, den Reiz absondert vom Abscheu;
Und du verföchtests mit Gründen umsonst, daß der, der im fremden

Garten ein Kräutlein brach, und der, so nächtens der Götter
Heilige Stätte geplündert, das Nämliche taten. Ein Maß tut
Überall not, das die Sühne gemäß dem Frevel begrenze
Und nicht mit Geißeln fahre darein, wo die Gerte genug tät.
Fürcht ich doch immer, du lassest es dort mit dem Stecken
bewenden,
Wo es der härteren Schläge bedurft, sobald du den Mund-
raub
Neben die Schändung des Heiligtums stellst und drohst
mit der gleichen
Sichel so Großes wie Kleines zu mähn, wenn einmal die
Menschheit
Dich in des Königes Würden bestellt. – Wenn freilich der
Weise
So, wie du sagst, ein Meister und reich und schön und ein
König,
Freund, was begehrst du noch, was doch schon dein? „So
weißt du denn nicht, was
Vater Chrysippus gelehrt? Zwar fertigt sich nimmer der
Weise
Sohlen noch Stiefel und ist dabei doch ein Schuster von
Fach." – Was?
„So, wie Hermogenes schweigt und ist dabei dennoch ein
feiner
Sänger, in Trillern geläufig; und so, wie der Schwätzer Al-
fenus,
Als er sein Werkzeug niedergelegt und die Bude geschlossen,
Dennoch ein Bader verblieb, so ist Werkmeister der Weise
Jegliches Werks, ist König allein." – Dir zupfen die losen
Buben den Bart, und wenn du sie nicht mit dem Stecken
im Zaum hältst,
Drängen sie alle heran und zerren dich, bis du vor Ingrimm
Jämmerlich berstest und brüllst, der großen Könige größter.
Daß ich es kurz mach: du, für deinen Groschen im Volksbad

Sauber gepflegt, gehst heim, ein König, ohne Gefolgschaft
Außer dem blöden Crispin. Mir werden freundliche Freunde
Gerne verzeihn, was ich Dummes verbrach; und ich trag ihren eignen
Fehl mit Geduld und will bei Gott ohn Ämter und Würden
Seliger leben und sterben als du, hochmögender König.

OTTO FREIHERR VON TAUBE / DER GEISTERBLICK

Seit Wochen herrschte der Winter unbestritten; strammer Frost hatte die Gewässer vereist, über ganz Schweden war dichter Schnee niedergegangen – weich, weiß, regelmäßig tagelang durch die graue Stille flockend. Seit nun sein Geriesel aufgehört hatte, kannte während des kurzen Tages im Sonnenscheine das gesamte Reich nur drei Farben: unten das einheitliche blendende Weiß der Fläche und das Schwarz des Waldes, soweit die Tannen nicht gleichfalls in weite weiße Mäntel gehüllt dastanden, darüber aber das tiefe und reine Blau des Himmels. Brach jedoch – schon am frühen Nachmittage – die langanhaltende Nacht ein, so leuchtete es sacht über der weißen Erde vom Schnee wie aus eigener Kraft; ferner als sonst erschienen jenseits des Dunkels die Sterne; ihr Glitzern war wild, oft so wild, daß sie trotz ihrer Erdferne die Menschenkinder nicht die erhabenen, gleichgültigen Zuschauer ihrer Geschicke deuchten, sondern aus dem Unendlichen durch die Leere niederwirkende feindselige Mächte. So zwitzerten sie herab, doch auch gegeneinander, als ob sie da droben sich gegenseitig bestritten, heftig, bis unversehens aus der Richtung des Poles ein düster blutrotes Licht die Welt überwölbte, sich zwischen das böse Funkeln der Höhe und das mattleuchtende Weiß des Grundes legte, das nun rosenfarb dämmerte.

Doch, wie gekommen, so plötzlich war auf einmal die fremdartige Erscheinung verloschen.

Im Sumpfgebiete des Kronoberg-Lehens hatte auf den Herrenhöfen das Winterleben angefangen, das, anders als in anderen Gegenden auf dem Lande, im Verhältnis zum Sommerleben das geselligere war. Denn zu jener Zeit, vor etwa fünf Jahrzehnten, da die dortigen Moore als solche noch wirklich bestanden, pflegten sie während der warmen Monate den Nachbarverkehr völlig zu unterbrechen. Wenn z. B. die Sabelskjöld, die im breiten hölzernen Gutsgebäude von Björkborn hausten, die Gräfin Tre Rosor auf Schloß Gammla Stenstorp besuchen wollten, das, nach heutigen Maßen gerechnet, nur zehn Kilometer von ihnen ablag, mußten sie, um nicht auf Umwegen volle sieben Stunden lang Pferde anzustrengen, den Winter abwarten. Dann waren die Sümpfe gefroren, waren aus dem Stegreif zahlreiche über das Eis weg führende Winterwege unter den hin und her gleitenden Schlittenkufen entstanden. Nicht nur die beiden vorgenannten – sämtliche Herrenhäuser der Gegend waren auf einmal einander nahegerückt; eine breite Gastlichkeit hub an. Unangemeldet fuhr Nachbar beim Nachbarn vor; Ansage hätte ja, da der Reichsfernsprecher damals noch etwas Unbekanntes war, der Abfertigung eines Boten bedurft, einer Umständlichkeit, die man auf Gütern gern vermeidet, und ein Brief mit der Staatspost bewegte sich auf den herkömmlichen Staats- und Sommerstraßen so langsam, daß er dem beabsichtigten Besuche nachgehinkt wäre. So war man denn allenthalben unerwarteter Heimsuchung aus der Nachbarschaft gewärtig. Warum auch nicht? Küche und Keller waren in jedem Hause gut versehen; Fleisch und Fisch hielten sich im Winter bestens, für Dörrgemüse, Backobst und Eingemachtes war im Sommer reichlich vorgesorgt worden; genügte zur Speisung all der vorfahrenden Gäste das Vorrätige nicht – war der von

der jüngsten Treibjagd herrührende Elchschinken bereits ausgegangen –, mußte rasch ein Schwein oder ein Schaf daran glauben. Küchenkunst wußte aus den alltäglichsten Dingen Leckerstes zu bereiten, Hunger, auf schellenklingelnder Schlittenfahrt angereizt von der frischen Luft, war ein noch besserer Koch.
Im Kirchspiel und in der ganzen Umgegend galt Schloß Gammla Stenstorp für verhältnismäßig still, obwohl es auch dort niemals an Gästen fehlte. Der weitläufige, hochgiebelige Quaderbau, an Stelle einer altschwedischen Holzburg errichtet, als zur Zeit des Westfälischen Friedens der schwedische Adel reich geworden und für seine Verdienste mit Herrschaften aus Königsgut und mit Titeln begabt worden war, galt für düster; woran das lag, konnte freilich niemand erklären. Das Innere war prunkvoll und hatte viele Feste gesehen, namentlich, solange die Tre Rosor beinahe das ganze Lehen als ihre Grafschaft beherrschten. Wahrscheinlich hätte man dieses Haus auch nur für stattlich und feierlich ausgegeben, wenn Jugend in ihm vorhanden gewesen wäre. Aber die Gräfin war nach kurzer glücklicher Ehe kinderlos nachgeblieben. Sie stellte ihre gesamte Mütterlichkeit in den Dienst des Wohltuns; und da sie zu der Frauenart gehörte, von der man zu sagen pflegt, sie stünde mit beiden Füßen fest auf der Erde, sorgte sie beispielswürdig für ihre Hintersassen, für die Bedürftigen des gesamten Kirchspiels, für arme Verwandte. Zwei vermögenslose ältliche Muhmen hatte sie ganz im Hause aufgenommen, wo sie freilich nicht müßig sitzen durften; die Schloßfrau verlangte, daß jeder sich rege, und hatte die beiden Fräulein zu ihren Helferinnen ausgebildet. Doch nicht nur von Mitbewohnern dieser Art war Schloß Gammla Stenstorp bevölkert: verheiratete Jugendfreundinnen und Basen pflegten dort häufig und lange mit Mann und Kind Gastfreundschaft zu genießen; Nachbarn kehrten dort ein. Dennoch schien,

trotz manchen heiteren Zeitspannen, die Heiterkeit in Gammla Stenstorp nicht bodenständig; sie mußte erst hineingetragen werden, und Gräfin Ebba schmachtete nach ihr. So mochte sie auch die Wärme und Liebe, die sie sonst eignen Töchtern gewidmet hätte, auf dies oder jenes Fräulein der Nachbarschaft übertragen; die jungen Wesen indessen, unbewußt den Liebesschatz, der für sie dort offenstand, begreifend, fühlten sich fast immer zur ihr gezogen. „Tante Ebba", die beginnende Vierzigerin, hatte daher stets Jungemädchenfreundschaften; das galt besonders von ihrem Umgang mit den Fräulein auf Björkborn, den Töchtern des Generalmajors außer Diensten Sabelskjöld, welche mutterlos waren.

Von diesen hatten inzwischen zwei sich verheiratet und weilten fern vom Vaterhause. Dafür war gerade die jüngste, Märta, aus einer Stockholmer Erziehungsanstalt heimgekehrt; sie hatte zwei ihrer hauptstädtischen Freundinnen zu längerem Aufenthalte auf das Gut mitgebracht, Elisa Hjörthufwud und die kecke Gunilla Wedderhorn. Das Kleeblatt junger Edelfräulein war seit etwa acht Tagen vierblätterig geworden durch die Ankunft der Preußin v. Quitzow, einer entfernten Verwandten des Hauses, die die Eltern auf Einladung der schwedischen Vetternschaft hinübergeschickt hatten.

Als nach einer Reihe strahlender, durch Eislauf und andere Wintervergnügung wohlausgenutzter Tage wieder der köstliche Morgen durch die Eisblumen an den Scheiben des gut durchwärmten Björkborner Eßzimmers leuchtete und am reichlich gedeckten Frühstückstische die Freundinnen ratschlagten, was man bei dem herrlichen Wetter unternehmen solle, waren alle vier – wie noch in jeder voraufgegangenen Frühe – für eine Schlittenfahrt. War es doch so freudvoll, gehörig in Pelze verpackt, über die von Kristallsplittern funkelnde Fläche wegzugleiten – hingezogen von flinken Pferden, unter deren Hufen der Schnee einem ins

Gesicht flog, den wässerigen Eisgeschmack des Frostes auf den Lippen und den warmen, lebendigen Duft des hafer-ernährten Tieres einatmend, das selbst, im Trabe ausgreifend, die einfache Winterlust zu genießen schien.

„Jetzt kennst du bereits“, wandte sich die Tochter des Hauses zur deutschen Verwandten „das schwedische Landleben von zwei Gütern her. Ich zeigte dir gern noch ein drittes Haus, ein wirkliches Schloß, deren es bei uns ja nur wenige gibt. Fahren wir zur Gräfin Tre Rosor nach Gammla Stenstorp. Dann siehst du erst einen ganz vornehmen Herrensitz.“

Man war einverstanden. „Nicht wahr?“ fragte die junge Ausländerin, die sich in der fremden schwedischen Welt zurechtzufinden suchte, ihre Base: „Nicht wahr, die Tre Rosor gehören doch zu dem ... wie nennt ihr es doch? ... dem Königsadel?“ Märta Sabelskjöld antwortete: „Gewiß; sie gehören zu den Häuptlingsgeschlechtern, aus denen wir ehemals unsere Könige wählten, und ebensogut wie die Wasa hätten auch die Tre Rosor Könige werden können. Doch diese Häuptlingsgeschlechter sind heute zum größten Teile ausgestorben; auch der Mann der Gräfin Ebba auf Gammla Stenstorp war der letzte seines Stammes.“ – „Nein,“ unterbrach Gunilla Wedderhorn die Freundin: „Es lebt ja noch Gräfin Ebbas Schwiegervater, der alte Sten Tre Rosor, und lebt, wie ich von meinem Großvater weiß, gleichfalls auf Gammla Stenstorp.“ – „Freilich,“ meinte Märta, „doch Graf Sten zählt so gut wie nicht mehr unter die Lebenden. Man sieht ihn nie. – Er ist ein sehr ehrwürdiger und unglücklicher Mann“, fügte sie mit Betonung hinzu, als sie dem Ausdruck der Deutschen ablas, sie möge auf das Vorhergesagte hin den alten Grafen für jemand halten, der sich etwas habe zuschulden kommen lassen und sich damit unmöglich gemacht habe. „Ein sehr unglücklicher Mann,“ wiederholte sie, „du weißt, Gunilla, das Schicksal der Tre Rosor ...“

Das Gespräch nahm eine andere Wendung, indem man zu beraten anhub, ob man zu zweit in je zwei kleinen einspännigen oder zu viert in einem großen zweispännigen Schlitten fahren sollte, ob die jungen Mädchen sich selbst kutschierten oder lieber einen Stallburschen mitnähmen. Der General bestimmte: „Ich weiß schon, wenn ihr einmal in Gammla Stenstorp seid, bleibt ihr auch zum Abendbrot dort. Zur Heimkehr ist es dann zwar nicht finsterer als nachmittags. Aber ihr seid dann müder, und so ist es mit dem Kutschieren nichts. Nehmt den Peter oder den Assaph mit."
Da den Mädchen damit die Freude des Selbstkutschierens beschnitten wurde, die bei zwei kleinen Schlitten ihnen noch ausgiebiger zugefallen wäre, entschlossen sie sich für die Freude gegenseitiger Gesellschaft und für den großen Viersitzer. Rotbackig und mit leuchtenden Augen, fröhlich und scherzend genossen sie die Fahrt. „Wofür hältst du dieses Gelände?" neckte Gunilla Wedderhorn Gustchen Quitzow, als sie über eine völlig glatte weiße Strecke hinwegstoben. „Für ein Rüben- oder Getreidefeld", antwortete die Preußin nach norddeutschen Begriffen. Die anderen lachten auf. „Das sind unsere berüchtigten Sümpfe, da kommt man darüber wie der Reiter in eurer Ballade vom Bodensee", belehrten sie.
Sie schilderten der neuen Freundin das Fürchterliche dieses sommerlichen Verkehrshindernisses und erzählten von einigen Unglücksfällen, die sich vor grauen Zeiten ereignet hätten. „Jetzt aber ist das Moor ganz gebändigt vom Frost", schloß Märta. „Ich finde es gar nicht so kalt", meinte im Anschluß daran die Fremde. „Das kommt daher," sagte Elisa Hjörthufwud, „daß die Kälte in unseren Breiten stets mit Windstille verbunden ist. Übrigens magst du recht haben," fuhr sie fort, „es ist wirklich wärmer geworden." Sie sahen sich um. „Der Himmelsrand", bemerkte Märta, „ist in der Tat etwas milchig."

„Hör mal," unterbrach Gunilla, „bekommt man den Grafen Sten wirklich nie zu Gesicht? Ich lernte ihn so gern kennen. Ich habe so viel von ihm gehört. Mein Großvater und er sind als Knaben befreundet gewesen – oh, damals war er gar nicht menschenscheu, eher alles andere! – Sie waren zusammen Pagen bei Königin Desideria, der Frau Karl Johann Bernadottes. Und danach sind sie noch viel zusammengewesen, bis er sich hierher zurückzog. Wenn ich nun sagte, ich hätte dem Alten Grüße von meinem Großvater zu bringen, glaubst du, Märta, er käme dann zu uns heraus? Ich habe noch nie einen Mann mit dem zweiten Gesicht gesehen." – „Mit dem zweiten Gesicht!" rief die Deutsche verwundert aus: „Ich dachte, das wäre nur ein Ammenmärchen, das gäbe es gar nicht!" – „Doch, das gibt es," erwiderte Märta, „und bei den Tre Rosor ist das erblich; die einen von ihnen neigen mehr dazu, die anderen minder; Gräfin Ebbas Mann hatte es gar nicht. Beim Grafen Sten ist nun das Fürchterliche, das ihn so unglücklich macht, daß er den Menschen ansieht, wann sie sterben müssen. Je näher jemand dem Tode ist, desto undeutlicher erscheint er ihm, und solche, denen der Tod dicht bevorsteht, kann er überhaupt nicht mehr wahrnehmen. Auf diese Weise hat er nun so viel Tod und Trauer sich bereiten sehen, ist er auch zur Überzeugung gekommen, er habe die eigene Erschütterung sich anmerken lassen und damit anderen Menschen Schrecken und Schmerz verursacht, daß er, um nicht mitzuleiden und Leid zu verbreiten, Umgang gänzlich meidet außer dem mit seinen Allernächsten. Wenn seine Schwiegertochter mit den zwei Muhmen allein zu Hause ist, nimmt er an ihren Mahlzeiten teil und an ihrem übrigen Leben. Er soll ganz reizend sein, und sie lieben ihn alle sehr. Doch vor Fremden zeigt er sich nicht."

„Erzähl doch die Geschichte mit dem Schmiede, sie ist so schön gruselig", bat Gunilla. „Nun," begann Märta, „das

war zur Zeit, als Graf Sten noch jünger war und glaubte, seine Gabe sei ihm zum Heile der Menschen verliehen; Gott habe ihn dazu bestellt, sie auf das Ende vorzubereiten. Eines Tages begegnet er seinem Dorfschmiede. Er sieht ihn ernst an und fragt: ‚Lars, hast du schon dein Testament gemacht?‘ Und der Lars erschrickt, geht heim, legt sich hin und stirbt. Einige sagen, er hätte gar nicht sterben müssen, nur die unheimliche Frage des Grafen habe ihn umgebracht. Jedenfalls hat auf diesen Fall hin unser damaliger Pfarrer begonnen, dem Grafen das Warnen auszureden. Seitdem aber hat der Graf sich auch immer mehr zurückgezogen."

„Ist es wahr," fragte Elisa, „daß die Gräfin, obwohl der Alte den Tod seines Sohnes, ihres Mannes, vorausgesagt habe, an die Gabe des Schwiegervaters nicht glaubt?" – „Graf Niels war lungenkrank, so war es kein Kunststück, seinen Tod vorauszusehen und vorauszusagen," gab Märta Bescheid: „Man kann auch nicht wissen, ob Gräfin Ebba an die Gabe des Alten nicht glaubt oder nur an sie nicht glauben will. Sie ist ihm zugetan, sie fürchtet, er werde in der Einsamkeit, der er sich ergeben, schwermütig, ja sagen wirs gerade heraus, verrückt werden. Sie strengt sich an, ihn unter Menschen zu bringen. Deshalb stellt sie auch seine Gabe vor aller Welt in Abrede und sucht ihm auch, was sie vor mir schon mehr als einmal einen Unsinn nannte, auszureden."

„Dann könnte Gräfin Ebba," meinte Gunilla, die neugierige Hauptstädterin, „wenn ich sie bäte und mich auf Grüße meines Großvaters an seinen Jugendfreund beriefe, möglicherweise versuchen, den alten Herrn zu uns herauszulocken?" – „Wahrscheinlich," antwortete Märta, „doch bäte ich an deiner Stelle lieber nicht darum." – „Warum?" lachte Gunilla, „das wäre doch so unheimlich!" Versonnen antwortete Märta: „Wer weiß . . ."

„Angsthase!" rief Gunilla: „Wenn irgend jemand, so sind wir vier Mädchen gesunde kräftige Wesen, dem Tode

weit. Lauter Jugend fährt hier! Jung ist sogar unser Kutscher!" – „Ich täte es lieber nicht", beharrte Märta. Gunilla hatte jedoch bereits andere Gedanken im Kopfe. „Hörte ich nicht," sprang sie ab, „der Peter, der Kutscher, habe in vierzehn Tagen Hochzeit?" Und nun freuten sich alle vier Fräulein, die Kutscherköste mitzumachen. Märta beschrieb ihrer Base schwedische Hochzeitsbräuche, erzählte von Trachten und Brautkronen. Und der schmucke Bursch, vorübergehend in das Gespräch der Herrschaft mitbezogen, teilte seine Freude den Fräulein und sie die ihrige ihm in die Herzen mit.

So war man in bester Laune unversehens, durch den geradanstrebenden kahlen Baumgang, im offenen Ehrenhofe angelangt und hielt vor dem Portale, darüber vom Schilde die drei Rosen, nach denen das alte Häuptlingsgeschlecht sich benannt hatte, niederschauten. Die Gräfin, groß und noch schön, mit entschiedenen Gesichtszügen und Bewegungen, die ihre herzhafte, tätige, Gegrübel und Träumereien abholde Art verrieten, empfing ihre junge Freundin Märta mit Umarmung und hieß die übrigen in ihrer geraden, erfrischenden Art willkommen. Sie trafen das Schloß voller Gäste; mehrere befreundete Familien waren mit ihren Kindern zu vorübergehendem Aufenthalt eingetroffen. Die junge Deutsche wunderte sich, wie man dieses belebte Haus düster finden könne; die bereits tief stehende Sonne schien so golden durch die großen Fenster der Saalflucht herein und spielte mit den schaukelnden Prismen und Zäpfchen der venezianischen Kronleuchter, so daß von den darin gebrochenen Strahlen Hunderte von regenbogigen Flecken an den gegenüberliegenden Wänden tanzten. Als das große Licht aber untergegangen war und hinter den entlaubten Birken des Schloßhügels ein breiter, immer finsterer werdender roter Streifen herüberglühte, als es draußen zu dämmern und drinnen zu schatten begann, als leise huschende

Diener die Fensterläden sperrten und die Lampen brachten, als nun undurchdringlich schummerige Ecken in den weiten Räumen entstanden und bisher kaum beachtete Ahnenbilder von seltsamer Gegenwart wurden, da ward es dem jungen Wesen merkwürdig fremd und wehe ums Herz. Just wurde man von einem der betreßten Bedienten – in Kniehosen mit weißen Strümpfen und weißen Handschuhen – zum Mittagessen gebeten, das nach schwedischer Sitte um drei Uhr stattfand; am Imbißtische, an dem man dortzulande sich stehend auf die Hauptmahlzeit vorbereitet, fand Gustchen Quitzow sich neben der Base wieder, von der sie durch andere Gäste zuvor getrennt worden war; sie gestand Märta, wie ihr zumute war. Märta antwortete: „Das ist hier in Gammla Stenstorp immer so: in allen anderen Häusern ist der Augenblick, wo man die Lampen zündet und zum Mittagessen geht, der allerbehaglichste. Hier ergreift einen immer Schmerz. Bei Tische geht das dann vorüber, und hernach ist einem ganz wohl." – „Ich wünschte nicht dem alten Grafen zu begegnen", meinte die Deutsche, „ich auch nicht", die Verwandte.

Ganz anders arbeitete die Neugier in der Stockholmerin. Beim Essen, wo man um den langen Tisch über zwanzig an Zahl gesessen hatte einschließlich der größeren Kinder – während die kleineren von Erzieherinnen an einem Sondertische geatzt wurden –, war, wie Märta Sabelskjöld vorausgesagt hatte, eine grundgemütliche Stimmung aufgekommen. Als man danach am schweren karyatidengetragenen Kamine den Kaffee zu sich nahm und zwanglose Gruppen sich gebildet hatten, rückte Gunilla nahe zur Hausfrau heran, begann von ihrem Großvater zu erzählen, von dessen Jugendfreundschaft mit dem alten Grafen, und bereitete so ihren Anschlag vor. Was sie sagte, war Wasser auf die Mühle der Gräfin. Rasch warf diese einige Zeilen auf ein Blatt, klingelte einem Diener und hieß ihn den

Zettel nach dem Flügel, den Graf Sten bewohnte, hinüberbringen. Der Diener kehrte wieder und meldete der Hausfrau leise, so daß nur sie es hören konnte, der Herr Graf dankten für die Aufforderung, an der Gesellschaft teilzunehmen, sähen sich jedoch dazu leider außerstande.

„Das ist betrüblich!“ rief Gunilla aus, als die Gräfin ihr das Ergebnis ihres Versuches mitteilte: „Und ich hätte Großvatern solche Freude bereitet, wenn ich ihm von seinem alten Freunde erzählt hätte. Ich gehe zu Graf Sten hinauf.“ – „Tun Sie das lieber nicht,“ hemmte die Hausfrau das junge Mädchen, „ich will lieber selbst ihn bitten gehen. Mir liegt so sehr daran, daß er sich wieder unter Menschen begebe. Er macht sich mit Grillen sein Leben schwer. Und warum? Wegen einiger zufälliger Begebenheiten und aus einem gewissen Aberglauben, der einem gebildeten Manne von Welt, wie ihm, so gar nicht ansteht. Ich, die ich tagtäglich mit ihm zusammen bin, ich weiß, daß es sich hier wirklich nur um Einbildung handelt. Und habe ich ihn einmal unter Menschen gebracht, ist er wieder einmal vergnügt unter ihnen gewesen, wie er das, als mein seliger Gatte noch lebte, war, dann, hoffe ich, haben wir ihn aus dem Zauber erlöst. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich bin, daß Sie hier sind. Ich wüßte keinen besseren Vorwand, ihn herauszubewegen, als Ihre Anwesenheit. Halten Sie mir den Daumen bei meinem Gange und wünschen Sie mir die nötige Beredsamkeit.“

Die Gräfin stand auf und verschwand im Dunkel der Zimmerflucht. Nach einer Viertelstunde sah man sie wieder im Saale. Sie trat, die Gästeschar durcheilend, sieghaften Ausdrucks auf Gunilla zu, nahm sie beiseite und drückte ihr die Hand. „Haben Sie Dank!“ sagte sie, „der Bann ist gebrochen. Er kommt. Er kommt Ihretwegen. Zwar weigerte er sich, zum Abendbrot zu erscheinen, als er hörte, es wären noch andere Gäste im Hause. Doch will er sich

hernach zu uns gesellen. Sagen Sie den anderen noch nichts davon, bitte. Es gibt so ... wunderliche Leute, die könnten bei der Aussicht, ihn zu sehen, die Unbefangenheit verlieren und auch die übrigen mit ihren dummen Gedanken anstecken. Nicht wahr? Sie begreifen es: es ist besser, er ist auf einmal da und ist gar nicht so schrecklich, wie man sich einbildet; dann geht alles glatt und gut. – Ihr bleibt doch zu Abend?" wandte sie sich zur Nachbarstochter, die die Frage, wie bei ihr zu Hause vorausgesetzt wurde, bejahte.
Indessen waren die Kinder zu ihren Spielen verschwunden. Am späten Abendbrot sollten sie nicht teilnehmen, sondern, um früher zu Bett zu können, für sich essen. Sie kamen noch einmal in den Saal, um gute Nacht zu sagen. Rasch zählte, als zum Essen gerufen wurde, die Hausfrau die Tischgenossen, ob man nicht dreizehn wäre; das verheiße einem der Anwesenden baldigen Tod, glaubten noch viele im Lande. Die Gräfin zwar hielt nichts von solcher Meinung, doch berücksichtigte sie die ihrer Gäste. Sie stellte zu ihrer Befriedigung fünfzehn Anwesende fest, darunter leider nur vier Herren und keinen einzigen jüngeren. Mit Ausnahme der aus Björkborn herübergekommenen Fräulein versammelten sich an diesem Abend nur gesetztere Herrschaften um die Tafel.
„Ob er wirklich kommen wird?" fragte Gunilla nach der Mahlzeit die Hausfrau – sie konnte vor Ungeduld kaum an sich halten. Die Gräfin erwiderte: „Solange ich meinen Schwiegervater kenne, hat es bei ihm stets geheißen: ein Mann ein Wort." Gerade da vernahmen die beiden Frauen Tritte, die durch das nebenliegende dunkele Zimmer nahten. Die Gräfin erkannte den Schritt des alten Schloßherrn, der sich in den vertrauten Räumen, ohne ein Licht in der Hand mit sich zu führen, stets zurechtfand. Das junge Mädchen vermutete, daß es der von ihrer Neugier Ersehnte sei, der Wunderbare, bereits bei Lebzeiten Sagenumspon-

nene; sie sah sich nach ihm um. Die anderen aber, die nicht vorbereitet waren, erstaunten höchlichst, als sie in ihrem Kreise auf einmal einen schönen alten Herrn gewahrten, der – geradester Haltung – sie alle um Haupteslänge überragte: wohlgepflegt mit schneeweißem, vollem Haare, schneeweißem Schnurr- und Knebelbart wie auf Gemälden aus Oxenstjernas und Per Brahes Zeiten, einen Recken von mildestem Ausdruck und mit den allerprachtvollsten klaren hellblauen Augen.

„Graf Sten", raunten einige, die seine Erscheinung von Bildern her kannten oder, aus den Fenstern des Schlosses, ihn hatten einsam den Garten durchkreuzen sehen. „Graf Sten", wunderten sich auch diejenigen, die in besseren Jahren mit ihm vertrauter gewesen und ihm in diesen Räumen nicht selten genaht waren. Er aber begrüßte freundlich und heiter die alten Freunde und ließ sich mit den ihm neuen Erscheinungen auf das allerhöflichste sofort bekannt machen. Die altväterische Ritterlichkeit, die er den Damen erwies, wirkte hinreißend. Jetzt wandte er sich an seine Schwiegertochter: „Sag, Ebba, die junge Wedderhorn, die Enkelin meines Freundes, die hauptsächlich mich in deine Räume gezogen hat, ist wohl im Nebenzimmer? Bitte, führe mich zu ihr hin."

Der Gräfin verging der Atem. Da, unmittelbar vor ihr und vor dem Grafen stand ja Gunilla, drängte sich zu ihm, streckte ihm die Hand entgegen, die er nicht ansah, – die er nicht sah! Beinah hätte die Gräfin ihm entsetzt zugeschrieen: „Siehst du sie denn nicht!" Aber das wäre von allen vernommen worden, auch von der armen kleinen zum Tode Verurteilten. Die Gräfin beherrschte sich, sie flüsterte ihrem Schwiegervater etwas zu. Der warf den Kopf zurück; – die Gräfin erzählte nachmals, sie könne nie und nimmer den Ausdruck des Leides vergessen, der in diesem Augenblicke auf seinen Zügen erschienen wäre. – Doch faßte

auch er sich; er ließ von der Gräfin seine Hand mit der Gunilla Wedderhorns zusammenlegen; das mochte, meinte er jedoch, dem Mädchen verdächtig vorkommen. „Verzeihen Sie, Fräulein," erklärte er ihr, „ich werde alt, sehe schlecht und bin in meinen Bewegungen häufig unsicher."

Nahe am Kamine befand sich einer jener damals modischen Doppelsitze, die man „Causeusen" nannte und auf denen der Inhaber eines der beiden Plätze den des anderen unmittelbar vor sich hatte und beim Plaudern auf diesen angewiesen war. Die Gräfin ließ den Alten und das Mädchen dorthin steuern, brachte sie auf dieser Sitzgelegenheit unter und rückte sich einen Stuhl heran, bei allem Grauen, das sich ihrer bemächtigt hatte, bedacht, das junge Mädchen vor Entsetzen zu behüten, und sich selber, wie ein Träumer schlechter Träume, Mut zusprechend mit dem schon nicht mehr gültigen Troste, alles das sei nicht wahr. Es sei nur Verkehrtheit, erklärte sie sich den Vorgang, irgendeine krankhafte Selbsttäuschung des Alten, ein Fehler in seinem Hirn oder seinem Auge, etwas, das einen Hinweis auf Künftiges nicht zu geben vermöchte. Doch wollte es ihr dann wieder das Herz zerreißen, wenn sie hörte, wie Gunilla dem alten Grafen ihrem Großvater von ihm zu berichten verhieß, wie sie ihm seine Grüße überbringen wollte – Grüße, die der Hellseherische nicht aussprach, weil er wußte, das junge Blut, das für ihn nur noch wenige Stunden des Lebens vor sich hatte, werde sie niemals dem Freunde überbringen.

Indessen stieg das Entsetzen der Gräfin immer mehr, je mehr ihr aufging, daß unter den näherstehenden und vorüberwechselnden Gästen der Alte auch die Nachbarstochter, auch die junge Deutsche, auch das vierte junge Mädchen nicht sah. In ihren Schläfen hämmerte es, ihre Pulse flogen, ihre Gedanken jagten einander. Vier blühende

junge Wesen unter so vielen Gereiften und Älteren – so kerngesunden Aussehens und so munter! Und gerade die wären dem Tode verfallen? „Wenn der Tod ihnen nicht unmittelbar bevorstünde, würde der Unglückliche sie doch noch einigermaßen sehen“, schoß es ihr durch den Kopf: „Er kann, so wie sie sind, doch keine Krankheit an ihnen allen verspüren. Wir leben auch nicht zu Zeiten der Pest, die von heute auf morgen ganze Völker rafft. Ihrer harrt ein gewaltsames Ende.“ Und immer wieder suchte sie sich die Ängste auszureden: „Unsinn! Was könnte ihnen denn geschehen? Alles das ist nicht wahr, und bald wird sichs erweisen, daß dieses Nichtsehenkönnen seiner Nächsten gar nichts verkündet. Ja, das ist schon erwiesen; wie kann etwas diesen vier jungen Mädchen zusammen geschehen!“

Gegen zehn Uhr abends trat Märta Sabelskjöld zur Hausfrau und sagte: „Es wird Zeit für uns, heimzufahren. Der Vater weiß zwar, daß wir hier zu Abend geblieben sind; bleiben wir aber allzulange aus, ängstigt er sich.“ – „Könnt ihr nicht zur Nacht hierbleiben?“ fragte die Gräfin. Sie dachte auf einmal, das Unheil lauere auf sie auf dem Heimwege, in ihrem sicheren Hause jedoch könne es sich nicht an die Bedrohten wagen. „Unmöglich“, antwortete Märta, sie könne den Vater nicht sich nachtsüber ängstigen lassen.

Die Gräfin begann zu bitten; sie bat immer dringlicher, ihre Stimme bebte; das junge Mädchen hatte nur die Sorge des Vaters im Sinn. Der Graf vernahm, daß seine Schwiegertochter schon nicht mehr bat, nein flehte. Er erhob sich und nahm sie beiseite. „Tochter,“ sprach er, „was hast du an mir getan! Retten aber wirst du sie nie und nimmer.“

Die Gräfin war wie gelähmt. Sie gab den Widerstand auf. Mußte sie doch ihrem Schwiegervater recht geben: auch das sicherste Haus vermochte nicht vor dem Tode zu schützen. Sie erinnerte sich ihrer Jugendfreundin Berzelius, die,

zu Besuch bei Verwandten auf dem Lande, an den Ausdünstungen des Ofens im Fremdenzimmer umgekommen war. Sie erinnerte sich anderer Fälle.

„Laß, bitte, den Schlitten vorfahren, Tante Ebba," bat die Nachbarstochter, die der Hausfrau nachgegangen war, noch einmal, „der Vater sorgt sich sonst wirklich." Die Gräfin nahm sich zusammen. Sie traf die gewünschte Anordnung. Bald klingelte der Schlitten vor die Anfahrt. Zwitschernd, vergnügt und mit vielem „Auf Wiedersehen!" hüllten sich die jungen Mädchen in ihre Pelze. Die Gräfin umarmte sie, wie üblich, alle. Aber es war ihr, als könnte sie Märta nicht von sich lassen. „Gott segne dich!" sagte sie, als sie das Mädchen ans Herz drückte.

Große Worte waren nie ihre Sache gewesen. „Was bist du heute so feierlich, Tante Ebba?" scherzte Märta, sich von ihr losmachend. Die Gräfin tat, als hörte sie das nicht. Aber sie folgte den Scheidenden noch ins kalte Treppenhaus, sah sie niedersteigen und vernahm die Worte, die sie einander beim Verlassen des Hauses sagten: „Welch schöner Tag war es doch", meinte die junge Deutsche. „Ich bin so müde!" warf Elisa Hjörthufwud ein. „Die Schlittenfahrt wird uns alle wieder ermuntern!" entgegnete Märta, und Gunilla rief: „Die ist auch das allerschönste. Wie freue ich mich auf morgen! Da fahren wir wieder aus." Da konnte die Gräfin sich nicht mehr halten. Sie stürzte den jungen Mädchen die Stiege nach bis an den Schlitten: „Könnt ihr nicht doch zur Nacht bleiben?" sprach sie, mit Tränen kämpfend, ohne zu bedenken, wie töricht ihre Frage war vor Menschen, die reisefertig im Fahrzeug saßen, und wo sie doch wissen mußte – ja schon wußte, daß das Entsetzliche nicht abzuwenden war.

„Hinein ins Haus, hinein mit dir, du erkältest dich, Tante Ebba! Nicht mal ein Tuch hast du umgenommen!" trieb Märta Sabelskjöld die Freundin zurück, unterstützt

von ähnlichen Zurufen der anderen Mädchen, indes die Pferde schon anzogen. Die Gräfin hob sich langsam die Treppe hinauf; sie fühlte sich völlig leer und ohne Gedanken; sie bemerkte nur beiläufig, daß neben ihr der Major Kurk schritt, der sich für jedes Fräulein zu begeistern pflegte und sich wohl das Vergnügen nicht hatte nehmen lassen, die jungen Dinger in die Schlittendecke zu hüllen. Sie erinnerte sich nachmals, einige gleichgültige Worte mit ihm gewechselt zu haben.

Sie fühlte sich unfähig, in die Gesellschaft zurückzukehren; sie ging in eines der finsteren Zimmer, die nach der Hofseite zu lagen; noch hörte man das immer leiser werdende Klingeln des Schlittens. Vom Fenster, dahinter das weißliche Schneelicht graute, sah sie die hohe Erscheinung des Grafen sich schwarz abheben; die Stirn an die Scheibe gepreßt, sah er den in der Ferne verglimmenden Schlittenlaternen nach. Die Gräfin trat an seine Seite. Eine Weile schwiegen beide. Dann fragte er: „Wie fuhren sie eigentlich? Ich habe auch keine Pferde und keinen Kutscher gesehen?“ Die Gräfin wäre beinahe in krankhaftes Heulen ausgebrochen. Wie unerträglich ihr noch vor wenigen Augenblicken die Gesellschaft der Gäste geschienen hatte, hier, neben diesem Manne des Grauens, war es noch fürchterlicher. Sie wandte sich und erschien im Saale, gerade als Major Kurk, auf Grund seiner Beobachtungen am Schlitten, berichtete: „Wir haben Tauwetter.“

Da wußte die Gräfin alles. Und so vernahm sie am folgenden Tage die Kunde, daß der Björkborner Schlitten mit sämtlichen Insassen, mit den Pferden, im Moore eingebrochen war. Erst im Frühling gab es die fünf Toten heraus, die vier jungen Fräulein und den Burschen, der gerade hatte Hochzeit halten wollen.

MARTIN BEHEIM-SCHWARZBACH / SEHNSUCHT NACH EINEM GLOBUS

Es ist der gewissenhaftesten Forschung nicht gelungen, irgendeine Einzelheit von meiner ersten Begegnung mit dem Globus auszusagen; sicher ist nur, daß er, kopfgroß und in politischer Ausführung, mit einem Meridian aus Messing versehen, jahrelang auf dem Bücherschrank meines Vaters stand. Meine Blicke müssen häufig zu ihm hingewandert sein, nach der Deutlichkeit zu schließen, die sein Anblick in meinem Innenleben besaß; aber eine ehrfürchtige Scheu, geboren aus der ahnungsvollen Einsicht in das ungeheuerliche Wagnis seiner Vortäuschung, hielt mich davon zurück, meine Hände nach ihm auszustrecken und ihn um seine Achse zu drehen, was doch keinem Verbot unterlegen wäre. Dagegen ist das nächtliche Abenteuer, das ich als Achtjähriger mit dem kunstreich nachgeahmten Erdball bestand, von einwandfreien Zeugen verbürgt. Nach ihnen muß ich mich einstmals mitten im Schlummer erhoben haben und ins väterliche Arbeitszimmer hinabgewandelt sein, um mich der bedeutsamen Pappkugel zu bemächtigen: diese nämlich fand sich am nächsten Morgen zu meiner und aller Hausbewohner Verblüffung auf dem Nachtschränkchen zur Seite meines Bettes. Niemand ist der kleinen Gestalt im Nachthemd ansichtig geworden, wie sie, den ernsten Ball im Arm, durchs dunkle Treppenhaus der Villa gegeistert sein mag, doch läßt sich der Fall nicht anders als nachtwandlerisch erklären; es ist das einzige Mal in meinem an äußerer Phantastik kargen Leben geblieben, daß ich dem Drang des Nachtwandels unterlag. Danach tritt ein Zeitraum von vielen Jahren ein, in denen nichts Ungewöhnliches zwischen mir und einem Globus vorgefallen ist. Das väterliche Exemplar, das politisch immer rückständiger wurde, verschwand im Trubel mehrerer Umzüge und wohnlicher Neu-

ordnungen aus meinem Gesichtskreis – es ist anzunehmen, daß ihm eine unverdiente Übersiedlung zu einem Althändler auferlegt wurde, von dem, wie ich hoffen möchte, die Zuneigung eines Liebhabers oder eines armen Gelehrten es entführt haben mag.
Wie souverän und voller Würde ist das Dasein eines Globus! Auch in der schmählichsten Umgebung, unterm staubigen Gerümpel einer Bodenkammer, überm öden Aktenschrank eines Lehrerzimmers oder zwischen den abgegriffenen Ladenhütern eines Antiquars verliert er seinen Ernst nicht, seine stille, unantastbare Selbstgenügsamkeit und den gelassenen Stolz, den ihm kein von Menschenhand gefertigter Gegenstand nachmacht – darf sich doch keiner neben ihm rühmen, das meiste vorzustellen, was es auf der Erde gibt: die Ganze, sie selbst. Geladen von dieser uneinholbaren, mit nichts zu übertrumpfenden Bedeutung, gesättigt davon, das umfassendste Abbild, das Gleichnis aller Gleichnisse zu sein auf dem physischen Plan, könnte er eingeschüchterten Betrachtern fast schon wie ein Prahlhans erscheinen, doch zerstiebt aller Argwohn immer wieder vor jener stillen, selbstgenügsamen Würde, die auch den Mißtrauischen in ihren Bann zieht. Wo immer er steht, von unkundiger Hand auf einen zufälligen Platz unter noch so vordringlichen Dingen gestellt, ist er durch die einwohnende Größe dessen, was er vertritt, sogleich zum Mittelpunkt geworden, vergleichbar dem Abgesandten des mächtigsten Fürsten an der Tafel von Scheinkönigen; und wie dieser ist freilich auch er, der auf konzentriertesten Raum geschränkte Vertreter des väterlichen Erdballs, nur dem Eingeweihten erkennbar, dem, der nicht nur die Gegenstände anschaut, sondern auch den Sinn, von dem sie ein Bild sind. Ihm, dem Wissenden, ist darum der Standort eines Globus immer ein Thron, vor dem man ehrerbietig verharrt, und seine Materie, in den Augen der Unwissenden nur schnöde Pappe, vermittelt ihm,

zur Kugel geformt und mit den erhabenen Schriftzügen der Geographie versehen, die Gewißheit einer Transsubstantiation besonderer Art.

Freilich wird die ruhmwürdige Abgesandtschaft des Vaters Erdball gröblich verwischt, wenn, wie es meist der Fall ist, sein wahres Antlitz, das geheiligte geographische, von den schwankenden Abmachungen der Staaten und Nationen übermalt wird. Die Unterscheidungen der Ebenen, der Urwälder, der Wüsten und der Gebirge scheinen nicht mehr zu bestehen und sind abgeschafft worden zugunsten der Unterscheidungen zwischen den Staaten; ein jeder hat seine künstliche Farbe, die sich über den landschaftlichen Grund hinwegsetzt, ein Akt grober und törichter Willkür, denn wie kann es wichtiger sein, die Ergebnisse menschlichen Zankes zu markieren als die Wirkungen unabsehbarer Zeitläufte, irdischer Fügsamkeit und kosmischer Kräfte? Einzig die Meere, die unantastbaren, heben sich von den Küsten ab, auch sie schon geschändet von Hoheitszeichen und Schiffahrtslinien, und Flüsse, wie Stammbäume anzusehen, ziehen sich kraus und unbeirrt durch die Buntheit der Zollsysteme. Dennoch: trotz dieser Widersinnigkeiten verleugnet sich die Würde der stellvertretenden Ganzheit nicht. Maß und Wagnis bleiben imposant, ja neue Eindrücke stellen sich ein und suchen die natürlichen zu ersetzen: das ehrwürdige Sinnbild des Erdballs weicht dem erregenden Symbol der Geschichte, die unter seinen Menschen gewesen ist. Seine Menschen sind ja, wie die wahre Mystik versichert, sein Sinn und seine Rechtfertigung, sie sind der Arm, den er gen Himmel streckt, um sich ihm zu verbrüdern, und so mögen ihre politischen Maße, da ja ihre geistigen sich gegenständlicher Darstellung entziehen, zur Färbung und Gliederung der Kontinente dienen und der alten erhabenen Kugel das mitteilen, was die Rassen, Völker und Staaten ihr an Ordnungen abgewonnen haben.

Geraume Zeit, nachdem der Globus des Elternhauses weggetaucht war, nahmen Globen in der Schule seine Stelle in meinem Innenleben ein. Hier wurde freilich durch einen Vorstoß ins Vermessene manches verdorben. In der Erdkunde schweifte, ein lachhaftes Unterfangen, der Unterricht ins Astronomische ab, und zur Veranschaulichung des Sonnensystems war eine ganze Hierarchie von Globen erbaut worden, die mittels einer Kurbel und eines Treibriemens zueinander in Bewegung gesetzt werden konnten. Die Sonne wurde dabei von einem Lämpchen mit Spiegelscheibe dargestellt, der Mond kreiste um die Erde, diese um ihre eigene Achse, und das Ganze beschrieb eine Ellipse um das anmaßende Lämpchen. Die Unzulänglichkeit dieses Betriebes lag auf der Hand, es war unstreitiger Frevel, Kosmisches durch solchen Hokuspokus vertreten zu wollen, und was mit dem Erdball, den wir schließlich durch die Berührung unserer Sohlen kennen, noch eben gewagt werden durfte, mußte mit anderen Sternen, von denen uns hunderttausend Geheimnisse trennen, zur Blamage führen. Nein, das überirdische Globensystem konnte meine Achtung nicht gewinnen, unsagbares Mißtrauen, ja Verwirrung und Zweifel war die Ernte seiner größenwahnsinnigen Saat.
Aber als König aller Abbilder, wie eine Art Ding an sich, keusch, ernst und verläßlich, stand der einfache Globus vor meinem Begehr. Er allein konnte Aufschlüsse geben über das, was gewiß war. Er allein war das Medium, durch das man mit den Geheimnissen auf einen mühsamen Duzfuß kommen konnte. Er wurde zur Erdkunde von den Ordnungsschülern hereingetragen und dann wieder ins Lehrerzimmer gebracht. Er hatte nicht die billige Farbenvielfalt der Politik. Bläue hatten seine Meere allein, kein Staatengebilde konnte ihnen diese Farbe streitig machen. Das Grün war den Wäldern und Ebenen vorbehalten, keine Zollschranke durfte daran rütteln; Gelb war das Kenn-

zeichen der Wüsten, und die Gebirge erschienen, je höher sie waren, in immer dunklerem Braun; die höchsten aber, auf denen ewiger Schnee lag, trugen zierliche Kronen von Weiß. Das Geäder der Flüsse war gleich den Meeren, zu denen sie strebten, in Blau ausgeführt, und aus Braun, Gelb und Grün wurde deutlich und einleuchtend, nach welchen Gesetzen sie strömten und was sie bewirkten. Der Äquator wurde wieder zum Gürtel tropischer Gluten, ein Träger exotischer Mysterien. Die Tiefen der Meere, durch abgewandeltes Blau erkennbar, gewannen ihre Bedeutung zurück, und schaudernd durfte man aus der ebenen Rundung schreckliche Abstürze ahnen. Das Netz der Längengrade hingegen, argwöhnisch messendem Treiben dienlich, hätte man sich wegwünschen mögen, ja fast störte schon jegliche Beschriftung die Sauberkeit des Ganzen. Die Erdkunde ist das Einmaleins der irdischen Gesinnung; der geographische Globus ist das Einmaleins der Erdkunde, in dem sämtliche Rechnungen enthalten sind. Es war sehr befremdend, daß es Erdkundestunden gab, in denen der Globus fehlte.

Es mangelte an Gelegenheit, sich sorgfältig und in der Einsamkeit mit ihm zu befassen. Es war, geradeheraus gesagt, eine gute Verliebtheit, die mich an ihn band, und wo hätte Verliebtheit nicht nach Einsamkeit gedürstet? Die Verliebtheit in einen Gegenstand hat für uns Erwachsene leicht etwas Kauzhaftes, Kindisches oder gar Verächtliches; sehr zu Unrecht, man braucht kein Sonderling zu sein, um ein verbotenes Spielzeug oder ein seltenes Stück einer Sammlung über Gebühr innig ins Herz zu schließen. Da ein Globus nun vorderhand für mich nicht zu haben war, weder ein geographischer noch ein politischer, begnügte ich mich mit dem Surrogat und brütete versunkenen Sinnes über Atlanten. Auch sie hatten ja etwas von dem Nimbus an sich, den ein über die Maßen Großer seinen Gesandten

und Vertretern gewährt; auch sie brachten Botschaft von der Macht, an der wir mitsamt unsern Häusern und Brücken uns bergen.
Aber dann kamen wieder Jahre der Treulosigkeit. Der Globus hatte zu den Utensilien der Schule gehört; so war es eine Zeitlang Ehrensache, ihn zu vergessen. In den Jahren der Unrast, des Erwerbs, des Sports, des Kriegführens, Wanderns, Faulenzens oder Tretmühletretens hatte der Globus keinen Platz. Erst allmählich entdeckte ich ihn wieder, mitsamt meiner alten, angeborenen Liebe. Es hatte Zeiten gegeben, in denen ich mir jederzeit mühelos das herrlichste Globenexemplar hätte kaufen können; als ich mich auf ihn besann, war ich arm geworden. Vielleicht besteht ein Zusammenhang zwischen meiner Armut und der neuerwachten Sehnsucht nach dem Globus. Wenn es uns gut geht, fühlen wir uns mit beiden Beinen fest auf der Erde, aber mit dem Hunger wächst die Entfremdung von ihr, und mit der Entfremdung kommt der Wunsch, sie zu erblicken oder sich wenigstens ein Bild von ihr zu machen, so wie Völker sich Bilder von ihren Göttern machen, wenn sie nach ihnen schreien. Ich war mit dem Erdendasein zusehends in Unordnung geraten und an vielerlei Torheiten, geglückten und mißlungenen, weltabgewandt und weise genug geworden, um mir das Pathos der bedeutsamen Kugel leisten zu können. Daß sie auf meinem Bücherschrank stünde, Zeugnis ablegend von meinem Drang, Distanz zu nehmen und zu überschauen, schien mir immer notwendigere Pflicht gegen mich selbst – und gegen einen andern. Denn wer anders hätte diese in so vielen Geschlechtern fortglimmende, bis zu mir hergekommene Liebe entzündet als Martin Behaim, mein genialer Vorfahr, in dessen wachsamem Hirn das Bild der Erde so zwingende Plastizität gewonnen hatte, daß er, als erster unter den Menschen, den Globus ersonnen und gebaut hatte, eine Tat, deren Wellen-

kreise längst verebbt sind, aber ohne die manch andere, leuchtendere Tat nicht getan worden wäre?
Manchmal ist mir zumut, als sieche ohne Globus mein Leben sinnlos dahin oder aber als steigere es sich nur sehnsüchtig und heimlich auf den feierlichen Augenblick zu, wo ein Globus den Ehrenplatz in meiner Studierstube einnehmen wird. Vor vielen Schaufenstern bleibe ich stehen, vor Buchhandlungen, Antiquaren und Auktionatoren, wo der vertraute Geselle im Schatten steht, und lasse seine Magie auf mich wirken. Nur ein läppischer Geldschein trennt mich von ihm. Zuweilen habe ich ihn in der Tasche und darf ihn doch nicht dranwenden; zweifellos hat es eine besondere Bewandtnis damit, daß mir der feierliche Augenblick noch vorenthalten wird. Vielleicht – da es mir im Leben immer so geht, daß manches, was andern in den Schoß fällt, von mir mühsam erworben sein will – vielleicht fehlt mir noch ein Rest zum vollen Maß der Reife, die zu erlangen mir auferlegt wurde, eh ich einen Globus besitzen darf. Aber kommen wird der Tag, und sicherlich wird es ein Tag wahren Glücks sein.

ALBRECHT SCHAEFFER / STROPHEN AUS EINEM WORT

Der Mensch langt bei seinem Grabe an wie ein Verträumter vor der Tür seines Hauses.
Fürst von Ligne

DER Mensch ... Oh Riese und zugleich oh Zwerg!
O Glaubens-Kraft, versetzend Meer und Berg!
Den Erdball meistert er mit neuen Taten –
Und steht im Alltag klein – vor Weib und Kind.
Dann wird er krank; dann wird er alt und blind.
Und dann – wo ist er endlich hingeraten?

Der Mensch langt an.. O Wort so dunkel warm!
O Abendhafenflut! Und Schoß und Arm!
Nach langem Weg – wie selig hinzukommen.
Die Sohle brennt auf einmal süß; das Haupt,
Schon kühl von Leinen, ach, schon traumentlaubt,
Wie sinkts, von tiefem schwarzem Glück umschwommen.

Der Mensch langt an bei seinem Grab.. Oh dort?
Nein! Nie! Barmherziger, wer bringt mich fort?
Dies kann der Weg nicht sein, den ich gegangen!
Von tausend Zielen selig übersternt –
Von allen Zielen ewig nun entfernt –
Ach Alldas war – nur um hier anzulangen?

Der Mensch langt an wie ein Verträumter.. Ja!
Nur immer ein Verträumter war ich da –
Im all vorüber lächelndem Geschehen.
Der zarte und der wilde Kuß, die Pein,
Die Wonne tauschten mich einander ein..
Durch Tor um Tor – so will ich ewig gehen!

Verträumtsein.. Nur den einen Weg mir neu!
Den Wiesenweg im nahen Duft vom Heu,
Das Auge wandelt in der Berges-Ferne.
Die süße Fülle der Erinnerung
Durchduftete die Brust und du warst jung..
Du träumst – du lebst! Und ach, wie lebst du gerne.

Bei keinem Grabe endet dieser Pfad,
Und keine Sense schneidet diese Saat,
Der reifen Frucht entsprießt die neue Blüte.
Aus tiefstem Sinn entquillt die Tat wie Tau,
Und Freund und Vater, Mutter, Tochter, Frau,
Sind nur Gebild von immer andrer Güte.

Wer langt denn an? Noch Keiner langte an!
Da ist kein Markstein für den Säemann,
Der unerschöpflich hat im Tuch zu streuen.
Er schreitet über Meer und Berg und streut,
Der Himmel sich dem Wurf entgegenfreut,
Ein grenzenloses goldnes sich Erneuen.

Das ist der Mensch, der durch den Himmel braust,
In Götter-Armen selig unbehaust,
Der Erdball kreist entzückt in seinen Händen.
Dann – eines Abends – sieht der Mensch sich um . .
Im tiefen Tale ist es dunkel stumm . .
Da leuchtet fern sein Haus mit weißen Wänden.

Der Mensch langt an bei seinem Grab wie ein
Verträumter vor der Türe seines Hauses.

MARCUS LAUESEN / FRANZISKA

ZUWEILEN, wenn Georg nicht zu Hause war, konnte Franziska in ihren Räumen rastlos auf und ab gehen. Sie war alt und hatte weißes Haar; aber wenn sie so wanderte, wurde ihr Gesicht jung. Sie sah nichts, obwohl ihre Augen wachsam in den Raum hinausstarrten. Sie selbst wußte nichts von ihrer Schönheit, die sich wie ein Abbild einer fernen Zeit über ihre Züge legte. Auch die Unruhe in ihrem Gemüt konnte sie selbst sich nicht erklären. Da gab es eine beinah ungreifbare Erinnerung in ihren Gedanken; sie ahnte, daß dies rastlose Gehen von einer Gewohnheit herrührte, aber sie wußte nicht mehr, wie diese Gewohnheit entstanden war. Es war seit vielen Jahren Stumpfsinn geworden. Sie wurde ja nach und nach alt.

Es gab viele Dinge im Zimmer, die Franziska gern hatte: einige große Bilder von Italien, die Büsten ihrer Kinder, den Flügel. Aber sie sah sie nicht. Es lag etwas Schlafwandlerisches über ihr; lange Zeit konnte sie von Zimmer zu Zimmer gehen, ohne irgend etwas zu berühren, selbst wenn sie nicht sah, wo sie ging. Erst wenn sie müde wurde, stieß sie gegen einen Stuhl oder Türrahmen und wußte, wo sie war. Dann ließ sie sich in einen der tiefen Stühle fallen und begann kopfschüttelnd zu lachen, ein mutwilliges und schallendes Lachen, welches bedeutete, daß sie wieder einmal dumm gewesen war. Aber das geschah nur, wenn Georg nicht zu Hause war.
Frau Franziska lebte gewohnheitsmäßig, hatte es viele Jahre getan. Aber es waren nur gute Gewohnheiten, die sie weit über die Jahre hinaus jung und stark erhalten konnten. Georg hatte sie diese Gewohnheiten gelehrt. Aber für Gewohnheiten bleibt ein Mensch nicht dankbar, oder die Dankbarkeit, die vorhanden sein könnte, ist selbst zur Gewohnheit geworden. Frau Franziska sagte dann und wann zu einem Bekannten: „Ich glaube, mein Mann hat recht – mir hat es geholfen – Sie sollten es versuchen, jeden Abend vor dem Schlafengehen eine Apfelsine..." Aber sie dachte nicht an Georg. Sie war dabei geblieben, zeitig aufzustehen und in jedem Wetter einen kurzen Morgengang zu machen, um etwas frische Luft zu schöpfen, nur zehn Minuten, immer denselben Weg, weil man am frühen Morgen nicht zu viele neue Eindrücke aufnehmen durfte. Im Anfang, der nun zwanzig Jahre zurücklag, war Franziska mitunter weiter gegangen. Und da sie sich an Georgs Vorschlag hielt, nur zur Lindenallee hinaus, am Friedhof vorbei zu gehen und dann umzukehren, mußte sie sich wundern, daß nie ein Morgen dem andern glich. Sie konnte über die Hecke hinweg den Friedhof erblicken und sehen, wieviel sich veränderte, da kamen Kränze auf alte Gräber,

da wurden Grabsteine aufgestellt, da wurden neue Gräber gegraben, alte Zypressen wurden gefällt, der Fußweg wurde breiter; es sollte eine ruhige Gegend sein, aber es ereignete sich viel. – Jetzt ist es anders. In zwanzig Jahren wiederholt sich so vieles, zuletzt bemerkte Franziska nichts auf ihrem Morgenweg; sie mußte Georg recht geben, es ist gut, nur zu gehen, ohne an irgend etwas zu denken.
Den Vormittag, meint Georg, benutzt man am zweckmäßigsten, um Briefe zu schreiben. Die Post muß erledigt werden, und es ist am besten, man hat sich das vom Halse geschafft, bevor die Rede davon sein kann, daß Gäste kommen. Und am Nachmittag ist Georg zu Hause, dann muß Franziska mit ihm spielen.
Um zwei Uhr speisen die beiden Menschen. Das Fräulein serviert schweigend, sie erhält auch keine Befehle. Es ist am besten, nicht zu sprechen, während man ißt. Erst beim Kaffee sagt Georg: „Die Schüler sind an und für sich dies Jahr sehr interessiert, aber ich habe den Eindruck, daß sie das Wesentliche, das Grundlegende in der ganzen Musik nicht verstehen, Franziska, den Einfluß, das Erbe, das Historische."
„Merkwürdig," sagt Franziska dann, „merkwürdig, das ist doch sehr wichtig."
„Heute," sagt Georg, „heute erklärte ich ihnen, welche Bedeutung Beethovens Motive für Schubert hatten; denke dir, eines der jungen Mädchen fand, das wäre ganz gleichgültig, wenn die Musik nur schön sei."
Dann lacht Franziska.
Kurz darauf setzt sie sich ans Klavier. Sie soll für Georg spielen, während er seine Notizen für den nächsten Tag macht. Und Franziska hat gelernt, richtig zu spielen, mit völlig richtiger Betonung. Fast täglich wird sie von Georg gelobt.
Am Abend arbeitet Georg. Dann liest sie die Bücher, die Georg ihr empfohlen hat. Es kommt vor, daß sie darüber

einschläft. Aber bevor Georg kommt, um mit ihr zusammen eine Apfelsine zu essen, erwacht sie stets. Und sie sagt immer, daß es sehr interessant ist, das, was da steht. – Dann geht Georg in sein Schlafzimmer. Wenn Franziska kurz darauf kommt, um ihm gute Nacht zu sagen, dreht er sich auf die rechte Seite, weil es ungesund ist, mit dem Herzen nach unten zu schlafen.

Der Morgen ist schön gewesen. Franziska ging unter fallendem Laub, hörte den Herbst in den Friedhofsbäumen sausen, sah den roten wilden Wein an dem Hause des Nachbarn, dachte flüchtig an einen Tag vor vielen Jahren, als sie selbst sich wilden Wein für ihr Haus gewünscht hatte. Gleich hinter der Friedhofshecke war ein frisches Grab gegraben, gelber Lehm lag in einem Wall um das Grab, da war Platz für eine neue Leiche. Franziska hatte das gesehen, aber an nichts gedacht. Sie wollte ja nur die Luft ausnutzen, die reine Herbstluft. Und sie kehrte an der letzten Friedhofspforte um und ging heim. Ging vielleicht etwas langsamer als gewöhnlich, weil sie einen Herbstmorgen mit kaltem Wind noch liebte, weil sie noch fühlte, wie das Jahr selbst die Luft von der Hitze des Sommers reinigte. Sie schlug auch mit dem Stock nach einigen gelben Blättern, die auf den Bürgersteig niederfielen, traf ein Kastanienblatt und trennte die breiten Zipfel voneinander. Sie sah auch drinnen zwischen den Bäumen einen Schimmer von reinem, grünlichem Licht, wie es nur September und Oktober schenken, wußte, daß es der weite Himmel war, über alle Herbstlande, über alle Fluren und Häuser. Vielleicht atmete sie ein paarmal etwas tiefer. Aber das war schließlich nicht besonders ungewöhnlich. Und als sie durch die Gartentür in ihr eigenes Haus trat, sah sie sich nach den Georginen um, die nicht zur Seite hängen durften; sie sollten, während sie blühten, oftmals aufgebunden werden. Sie dachte daran, daß spätestens in einer

Woche ein Gärtner bestellt werden mußte, um das Laub vom Rasenplatz zu harken. Georg hatte für alles im Garten gesorgt; es sollte gut gepflegt werden.
Dann ging sie hinein, um Briefe zu schreiben; heute sollte an die Kinder geschrieben werden. Sie schrieben selbst so fleißig. Franziska freute sich über jeden Brief aus Stockholm oder Rom oder Paris. Alle drei Töchter konnten ihr so viel erzählen und erzählten alles so gut und frisch. Erstaunlich, wie die Jugend, die nicht geübt war im Schreiben, es aus sich selbst traf, das richtige Wort zu brauchen. Selbst wenn die gleichen Wörter ein wenig zu oft wiederkehrten, war es doch lustig, daß Grete in all ihren Briefen schrieb: kamen und kamen und kamen. „Dann kamen wir nach Rom, liebe Mutter, und als wir auf den Petersplatz kamen, war das, als käme man in eine ganz andere Welt", ja, es stimmte ja, Georg hatte recht, die Jugend hat nicht so viele Wörter zur Verfügung, erzählt ein wenig naiv und ungeschickt; aber das Wesentlichste und das Größte war es doch, daß sie kamen, dachte Franziska, daß sie es waren, die auszogen, neuem Leben in der großen Welt zu begegnen, daß sie von Ort zu Ort kamen, von Reichtum zu Reichtum, und von dem anderen, von der Unbeholfenheit, mußte man absehen.
Heute war wieder ein Brief von Grete da, ein guter Brief, der von schönen Tagen in Rom erzählte. Für Franziska wurde das zu einer Erinnerung an eine ganz ferne Jugend. Sie wärmte sich an dem Brief, ohne Gedanken und Wünsche, ohne Trauer, freute sich nur, auch darüber, eine alte Mutter zu sein, die durch ihre Kinder Neues von dem Land ihrer Jugend hören durfte. Und mit feuchten Augen begann sie zu schreiben: „Meine liebe kleine Grete! Wie Dein Brief heute mich doch freut. Ich lese ihn immer wieder und erlebe alles mit Dir. Erlebe die seltsame Begegnung auf der spanischen Treppe, – ich selbst hatte an

derselben Stelle vor mehr als dreißig Jahren eine ähnliche Begegnung, man erlebt so viel in der Fremde. Welch ein wunderbares Ding ist doch die Wiederholung für uns, die alt sind, und für Euch Junge, die Ihr einmal alt werden sollt. Ihr erlebt für Euch selbst und für uns mit.“ Dann hörte sie beinahe, was sie geschrieben hatte, die Sätze klangen noch in ihr, sie sprach ja nun zu Grete; aber sie sah ein, daß der Brief anders geschrieben werden mußte, es ging nicht an, das Wort erleben so oft zu gebrauchen. Da fiel ihr Blick auf die letzte Seite des Briefes, — sie hatte schon alles gelesen, wußte, was da stand, hatte sich nichts Bestimmtes dabei gedacht, tat es auch jetzt nicht, aber sie hielt die Feder an und fühlte etwas Saugendes in der Brust, — und doch war es nichts, da stand wie immer: „P. S. Darf ich Dich bitten, Vater zu grüßen und ihm für die Noten zu danken. Ich hatte noch keine Zeit dazu, ins Konzert zu gehen.“ Franziska erhob sich, ihr schien, als fröre sie, sie schlug sich einen weißen Schal um die Schultern, und als ob sie gehen wollte, um sich zu erwärmen, machte sie eine Bewegung zur Tür. Daraus wurde wieder eine willenlose Wanderung, ein gequältes Schluchzen und ein allzu hartes Lachen.

Erst gegen Abend fand sie Ruhe, den Brief fortzusetzen; dann ließ sie doch den Anfang stehen, wie er stand.

Denn gerade als sie das sinnlose Lachen begonnen und gefühlt hatte, wie dumm sie jetzt in allen Dingen war, wurde geklingelt. Das Lachen war heute zu gewaltsam. Und als das Fräulein kam, um Professor Sell zu melden, bat sie sie, den Professor in Georgs Arbeitszimmer zu bitten, sie würde im Augenblick dort sein. Sie konnte beinahe nicht über ihr Lachen hinwegkommen. Es war ja auch gar kein ernster Grund vorhanden, aufzuhören, aber gegen einen von Georgs Kollegen mußte sie sich ruhig und einigermaßen würdig zeigen; es würde sonderbar aussehen, wenn sie

achend ins Zimmer käme. Sie ging einige Male im Wohnzimmer auf und ab, glättete ihr Kleid und legte den Schal anmutig um die Schultern zurecht, ließ ihn frei über beide Arme fallen, reckte sich ein wenig auf, um zu gehen, zog den Mund bestimmt und fest, legte die Hände zusammen, um sie in einer Art höflichen Nachdenkens zu falten, trennte sie aber sofort wieder, um sich an die Stirn zu schlagen: „Franziska, was ist mit dir los?" Lachen und Weinen zugleich saß ihr in der Kehle, etwas unbegreiflich Aufrührerisches, das jedesmal kam, wenn das junge Leben ihr begegnete.

Fertig jetzt. Sie ging. Aber als sie die Tür zum Arbeitszimmer öffnete und mit einem Nicken Professor Sell begrüßte, war da wieder ein Anlauf zum Lachen. Sie bezwang es, ließ es nur zu einem freundlichen Lächeln für den Gast werden. Sie sah überhaupt nicht das traurig erschrockene Gesicht des Professors, fand es nicht sonderbar, daß er in der Tür stand und nicht gewagt hatte, sich zu setzen, Männer können ja wunderlich sein. „Guten Morgen, Herr Professor," jetzt war es wieder da, „ja, entschuldigen Sie, ich lache, wir Alten ..."

„Guten Morgen, gnädige Frau," der junge Professor küßte ihr die Hand, „da ist etwas ganz ..."

„Sehen Sie, wir Alten können über ein Nichts ins Lachen geraten – ich glaube, es ist das Unterbewußtsein, das arbeitet, – würde gern einmal etwas lesen über diese merkwürdige Welt."

„Gnädige Frau, wie soll ich es sagen?"

„Und ich glaube trotzdem, es ist ein sicheres Zeichen dafür, daß wir alt werden, daß wir über gar nichts lachen."

Dann erst sah sie den Professor richtig an. Er stand da und kämpfte mit irgendeinem schwierigen Worte, seine ganze, schmale, lange Gestalt war in Bewegung gekommen. Aber er sah tot vor sich nieder. „Was ist mit Ihnen, Professor

Sell? – Sie waren doch immer so heiter, wenn Sie kamen."
„Gnädige Frau, ein Herz ... Gnädige Frau, es ist meine schwere ... wie soll ich es sagen, – Sie müssen ruhig sein!" – Ein kleines, vergnügtes Lachen war gerade wieder unterwegs. Frau Professor Janß, Franziska, die immer so gut acht gab auf ihre Worte, wenn sie mit jemand sprach, mußte den stammelnden Professor lustig finden, und sie dachte an Georgs Werbung, er hatte damit begonnen, ihr das Motiv in „Eine kleine Nachtmusik" zu erklären!! – „Gnädige Frau, es ist meine schwere Aufgabe, Ihnen zu sagen, daß ein Herzschlag Sie Ihres Mannes beraubt hat."
Professor Sell mußte den Satz ganz zu Ende sagen, bevor sie an Georg denken konnte. Aber das Lachen, das gequält wurde, lag noch kurze Zeit wie Unruhe auf ihrem Gesicht. Da war kein Erschrecken, keine Angst. „Mein Mann," sagte sie, beinahe tonlos, „mein Mann, Herr Professor, er war doch heute morgen gesund."
„Plötzlich, gnädige Frau, in der zweiten Vorlesungsstunde ..."
Franziska wandte sich ab, sah in ein Bücherregal hinein, einige schwarze Buchrücken, etwas Staub auf den Rändern, ein Umschlag mit Violinsaiten, eine Sordine von Ebenholz, eine Flöte lag auf der Musikgeschichte, einige dürre Lorbeerblätter über der Totenmaske von Beethoven, ein Stück glattpoliertes Holz, das ihren weißen Schal widerspiegelte, in dem glänzenden Lack sah sie ihre Hände fallen und sich wieder begegnen, eine kleine Bronzebüste von Wagner, Noten oben auf dem Bücherregal, Bruckners siebente Symphonie. Sie drehte sich weiter, sah den langen schwarzen Arbeitstisch, eine Musiktheorie, den Mozartknaben mit der Violine, ein Bild der jungen Franziska, ein aufgeschlagenes Notenheft, einige Sechzehntelnoten in einer steigenden Linie, ein gewaltiges Crescendo, einige offne, saugende ganze Noten, Georgs blaue und rote Striche, am

Rande ein großes N. B., einen offenen Schreibblock mit angefangenen Aufzeichnungen [a) dies Crescendo ist nicht typisch für Beethoven, würde besser zu dem jungen Mozart gepaßt haben, b) die Motivbehandlung zeigt noch deutlich Spuren von Haydn, c) bemerke den Unterschied in der Behandlung der Triolen in dem Andante der Kreutzersonate und in der Mondscheinsonate], einen Taktstock, unbeschriebenes Notenpapier, einen Entwurf zu einem Brief, einige Notenbestellungen, ein Verzeichnis von neuen Schülern des Konservatoriums. Und sie drehte sich weiter im vollen Kreis, bis sie Professor Sell wieder ansah. Franziska verstand nicht, es war so unvorbereitet, das hier, war so außer aller Regel gekommen, hätte doch Georg nur geschrieben, nein, das war ja unmöglich: der Tod kennt keine Regel, oder die Menschen kennen die Gewohnheit des Todes nicht. So gewaltsam hatte sie nie etwas Fremdes gefühlt, so brutal hatte nie zuvor etwas Unerwartetes in ihr Leben eingeschlagen, und als sie zu Professor Sell sagte: „Das kommt so ganz unerwartet", da war es, als ob sie ein Wort aussprach, das sie nie verstanden hatte; es hatte einen seltsamen Klang in ihrem Munde, und es kam mit einem unbegreiflichen Echo von den Wänden des Zimmers zu ihr zurück, unerwartet, unerwartet, ein Wort, das sich auf etwas mehr bezog als auf das Ereignis, das ihr mitgeteilt worden war. Sie konnte keine Trauer fühlen, weil sie nicht wußte, was geschehen war.
„Herr Professor Sell, ich muß Sie bitten, zu gehen, haben Sie Dank, daß Sie zu mir kamen, – ich muß mich fassen ... entschuldigen Sie mich, – es ist sehr, sehr ... "
„Es ist sehr schwer, – meine herzlichste Teilnahme, gnädige Frau."
Eine Stunde später war Frau Franziska immer noch in Georgs Arbeitszimmer. Sie hatte niemand ihre Trauer mitgeteilt. Es war keine Verwandlung mit oder in ihr vorge-

gangen. Durch wiederholtes Vorsagen hatte sie verstehen gelernt, daß Georg tot war. Nun wußte sie es, hatte es bereits eine kurze Spanne Zeit gewußt. Und wie um eine Tatsache von sich zu schieben, schickte sie Bescheid an Georgs Schwester, ließ sagen, daß sie selbst außerstande wäre, zu ordnen, was jetzt geordnet werden müßte, bat die Familie, dafür zu sorgen, daß kein Besuch käme, bat sie, dafür zu sorgen, daß Georgs Leiche sofort in die Kapelle des Krematoriums übergeführt würde. Sie selbst würde gegen Abend kommen, um den Sarg schmücken zu helfen. Während der ersten Stunden dürften sie von ihr nichts verlangen.

Denn als sie ganz verstand, was geschehen, daß ihr Mann tot war, während sie selbst den Brief des Kindes las und in ein dummes Lachen verfiel, daß ein Mensch mit der schweren Botschaft zu ihr gekommen war und sie es deutlich und klar hatte hören müssen, bevor sie darauf gekommen war, an Georg zu denken, verstand sie auch, warum sein Tod ihr keine Trauer verursachte. Wenn ihren Kindern irgend etwas zustieß, wußte sie es, bevor die Botschaft zu ihr gelangte. Ihr Mann konnte zwanzig Minuten von hier tot umfallen, ohne daß sie irgendeine Unruhe im Gemüt empfand. Die Todesbotschaft konnte in ihrem Hause sein, im Zimmer nebenan, ohne daß sie es durch die geschlossene Tür erfuhr. Sie konnte dastehn und sich selbst die Worte lehren: „Georg ist tot, Franziska!“, ohne daß irgend etwas in ihrem Herzen verwundet, ohne daß ihrem Leben, ihrer Seele etwas entrückt wurde. Sie konnte lange Zeit dastehen und Georgs Sachen ansehen, konnte durch all seine Sachen viel von seinem Geist verstehen, konnte verstehen, daß diese Dinge tot waren wie er, ohne daß es ihr weh tat. – Da wurde die alte Frau bange.

Und als ob ein ungedachter Gedanke, ein unausgesprochener Befehl jetzt Herr über sie sei, begann sie in seinem

Zimmer auf und ab zu gehn, begann immer wieder die ungewohnte Arbeit mit einem Gedanken, der zurückstrebte. Sie konnte ihn nicht verfolgen. Kopfschüttelnd und etwas bestürzt erfuhr sie, wie ihre Gedanken über das längste Stück ihres Lebens sausten oder hinflogen, um erst in einer Dämmerung sanftmütig zu verschwinden, wo ein kleines Mädchen unter einem blühenden Maulbeerbaum mit Puppen spielte. Und ein großer Hund, der Barry hieß, kam gelaufen und nahm eine ihrer Puppen ins Maul und trug sie in die Gartenstube ... Sie versuchte es noch einmal, aber es wurde nicht anders. Einige kleine Blitze zeigten ihr Georg, arbeitend, seine Pflicht erfüllend, anleitend; sie sah ihn ein Schulorchester dirigieren, einen hohen, ranken Mann, mit einem unbeweglichen Gesicht, eine Hand, die sich nicht in Rhythmen zu bewegen verstand, aber fast wie ein Automat die Zeit in den Stücken in Takt und Tonsätze zerschnitt, eine abgemessene, kühle, vornehme Musik; sie sah denselben Mann am Schreibtisch sitzen, steil, beinahe wie ein Schuljunge, der es nicht wagte, sich vornüber zu beugen, er hatte das Notenheft zu sich herangezogen, und ohne den Kopf zu neigen, schrieb er Zeichen über und unter die Noten. Sie sah Georg dastehen und zusehen, wenn das Mädchen jede Woche einmal einen Stoß Noten zusammenrollte, sie einpackte und nach seinem Diktat die Adresse eines der Kinder schrieb. Sie sah ihn im Garten gehen und über alle Beete bestimmen, hörte ihn sagen — immer wieder: „Keine Blume kommt der Stockrose gleich, Franziska, wirklich nicht“, und sie fühlte, wie verschiedene Wünsche, wie die Liebe zu anderen Blumen und Bäumen in ihrer Seele langsam dahinstarb. Dann waren die Gedanken wieder in der Nähe der stillen Dämmerung, waren in Mutters Stube, wo alle Arten Blumen vor dem Fenster stehen durften, oder waren auf dem Meere, in einem kleinen Boot, bei einem unvorsichtigen jungen Mädchen,

das zu weit hinausruderte, aber es sah, daß das Meer weit war und daß die Wogen über dunkelgrüne Tiefen hingingen. Und erst gegen Nachmittag hatte ihre Seele Ruhe gefunden, da war es vollbracht, sie hatte Aufklärung über vieles, über sich selbst erhalten; sie würde nie mehr zu lachen brauchen, ohne zu wissen, warum.

Als der Gedanke viele Male zurückgesaust war und oft das Leben mit Georg ganz vergessen hatte, begann sie den anderen Weg zu gehen. Vielleicht half ihr das Bild auf dem Schreibtisch. Man sagte, daß ihre Augen hart wären; sie hatte es selbst gesehen. Aber die stahlgrauen Augen hatten ihre Farbe vom Meer empfangen; und als sie sich selbst jung sah, verstand sie, daß Veränderungen vorgegangen waren, die sich nicht mehr auslöschen ließen. Ihre Augen waren einmal sanft gewesen, aber unruhig. Das Meer hatte sie gelehrt, das wechselnde Leben widerzuspiegeln, und über ihrer Stirn, die nun höher geworden war, hatte einst immer ein sehr klares Licht gelegen. Und ihr Mund war stets auf dem Sprung gewesen, zu lachen, ein herzliches, mutwilliges Lachen, das damals oft befreiend den toten Ernst alter Menschen durchbrach. Sie konnte dem Gedanken an dies Lachen nicht entrinnen, das war das einzige, was ihr geblieben war, es war jetzt hart und schallend geworden, aber sie konnte doch immer leichter lachen als weinen.

Aber als sie in ihren Gedanken weiterging, um den Augenblick zu suchen, wo sie herzlich gelacht hatte, konnte sie nur bei den Stunden Halt machen, die sie mit ihren Kindern allein verlebt. Da war das Lachen wieder das Lachen der Jugend, nicht dumm, nicht sinnlos, da war es Freude. Und als sie das Leben durchdachte, von einem Zeitabschnitt zum andern, wurde es weniger und weniger, was sie zu Georg brachte.

Wie war das nur gekommen — — Franziska sah jetzt ihr Schicksal als eines von vielen. Es war ihr gut gegangen, o

ja, sie hatte es gut gehabt. Sie hatte viel von der weiten Welt gesehen. In ihrer Jugend hatte sie Kraft und Lebensfreude verschwendet. Und als Georg anfing, in ihr Haus zu kommen, hatte sie den ernsten, ruhigen Mann bewundert, wie fröhliche, junge Mädchen immer ernste und zurückhaltende Männer bewundern, denn sie glauben sie tiefer und gütiger als andere, fühlen sie stärker als andere, sehnen sich danach, dem Starken zu folgen, gern bereit, ein wenig von der freien Freude einzubüßen, die sowieso eines Tages vorüber sein wird. Georg war ein Mann mit Gedanken, mit vielen Gedanken, er wußte so viel, konnte ihr viel erklären. Auch Franziska spielte, auch sie liebte Musik, und sie glaubte, daß es Dummheit wäre, wenn sie nicht alles verstand, was Georg ihr sagte. Und dann hatte es angefangen mit den langen Abenden, da er bei ihr saß und ihr umständlich die Musik erklärte, und sie hörte zu oder hörte vielleicht nicht zu, wurde nur überwältigt von etwas, das sie nicht wußte. Langsam war die Freude gestorben, nicht die tiefe Freude über das Leben, doch sicher auch die, aber zuerst die andere Freude, die lachende, leichtsinnige, die gedankenlose Frische des Kindes, der Vögel, der Blumen. Nun sitzt Franziska da und denkt, daß sie ein großes Stück ihres Lebens totgehört und gehorcht hat. Sie sieht keine Wege, weiß weder dies noch jenes, das ihr das Geschehene erklären könnte, aber sie sieht Augenblicke, die tödlich waren. Sie hatten ihr Haus bekommen, und Georg sollte über den Garten bestimmen. Franziska hatte auch Wünsche, ein einziges Mal hatte er sich ihr gefügt, aber meistens erklärte er ihr, daß der Wunsch nicht klug sei. Sie wollte gern Rosen haben, aber Georg meinte, daß Rosen nie schön, nie richtig groß würden, wenn nicht ein Gärtner sie pflegte, und man hätte keine Freude an den kleinen, verkrüppelten Gewächsen. Nun ja, man hätte keine Freude daran, aber Franziska hatte als Kind einmal

eine wilde Rose gehabt. „Ja, als Kind, Franziska, das ist etwas anderes, nicht?“ — Doch, das war gewiß etwas anderes. Und nun wußte sie, daß sie selbst, Jahre darauf, es mehr als einmal gesagt hatte: „Keine Blume ist so gut wie die Stockrose.“ Und Georg hatte gemeint, es wäre am besten, die Wochen und Tage in feste Abschnitte einzuteilen, so wäre es leichter zu leben und alles leichter zu bewältigen. Und der Mensch brauchte Ruhe, viele, stetige Ruhe. Darum wäre es das beste, die Nächte gleichlang zu machen. Franziska hatte darin nur einmal gegen Georg gehandelt. Ein Konzert dauerte über ihre Schlafenszeit hinaus, und Georg ging nach Hause. Franziska blieb, sie wollte das schöne Spiel zu Ende hören. Georg hatte ihr nichts vorgeworfen, er warf ihr nichts vor, aber vorsichtig und rücksichtsvoll erklärte er alles, daß sie ihm recht geben mußte, und sie war niemals mehr ...

Nun lacht Franziska wieder. Sie sitzt an ihres toten Mannes Schreibtisch und lacht. Aber etwas ist in ihrem Gemüt vorgegangen, eine ganz kleine Veränderung. Jetzt scheint ihr, sie hat Grund zu lachen, nicht über Georg, denn sie hatte ihn gern, nicht über irgendeine kleine Sache, an die sie sich erinnerte, denn das hatte ja nichts zu bedeuten, sondern über sich selbst, lachte, weil sie so dumm gewesen war, immer, Tag für Tag, einem Willen nachzugeben, der kein größeres Recht dem Leben gegenüber hatte als sie selbst.

Etwas anderes geschah nicht mit Franziska. Aber der größte Teil eines Tages verging, bevor diese Gedanken zur Ruhe kommen konnten. Und dann verstand sie, daß alles gleichgültig sei, alle guten Gewohnheiten und aller guter Glaube. Denn wenn ein Mensch sich ins Leben eingewöhnt hat, kommt der Tod. Und sie fühlte keinen Zorn gegen Georg, aber auch keine Liebe zu ihm. Sie wußte auch nicht, was Trauer war. Sie wußte ja nichts. Vielleicht hatte Georg

sie von vielem befreit, als er sie lehrte, in festgelegten Stunden zu leben. Das große freie Leben war doch sehr gefährlich. Leicht fröstelnd dachte sie an ihre Kinder, die nun draußen herumreisten und nicht lernen wollten, einfach und sicher zu leben. Sie war müde. – Nein, es geschah nichts anderes, denn sie war sehr müde.
Aber als sie einige Stunden später ausging, um Blumen für Georgs Sarg zu holen, sah sie den wilden Wein am Hause des Nachbarn flammen. Und ein wenig gebeugt, wie ein bettelndes Weib, ging sie zu den fremden Menschen hinein und bat um eine einzelne Ranke. Sie erhielt sie und legte sie um Georgs Kopfkissen. Die glühenden Blätter gaben seinen Zügen ein unruhiges Leben. Franziska verstand nicht, daß es so leicht sein sollte, ein Gesicht zu verändern.

STEFAN ZWEIG / EIN KIND WIRD VERHEIRATET

JAHRHUNDERTE lang haben Habsburg und Bourbon auf Dutzenden deutscher, italienischer, flandrischer Schlachtfelder um die Vorherrschaft Europas gerungen; endlich sind sie müde, alle beide. In zwölfter Stunde erkennen die alten Rivalen, daß ihre unersättliche Eifersucht nur anderen Herrscherhäusern den Weg freigekämpft hat; schon greift von der englischen Insel ein Ketzervolk nach dem Imperium der Welt, schon wächst die protestantische Mark Brandenburg zu mächtigem Königtum, schon bereitet sich das halbheidnische Rußland vor, seine Machtsphäre ins Unermeßliche aufzurollen; wäre es nicht besser, beginnen sich – wie immer zu spät – die Herrscher und ihre Diplomaten zu fragen, man hielte miteinander Frieden, statt abermals und abermals zugunsten ungläubiger Emporkömm-

linge das verhängnisvolle Kriegsspiel zu erneuern? Choiseul am Hofe Ludwigs XV., Kaunitz als Berater Maria Theresias schmieden ein Bündnis, und damit es sich dauerhaft und nicht bloß als Atempause zwischen zwei Kriegen bewähre, schlagen sie vor, die beiden Dynastieen Habsburg und Bourbon sollten sich durch Blut binden. An heiratsfähigen Prinzessinnen hat es im Hause Habsburg zu keiner Zeit gefehlt; auch diesmal steht eine reichhaltige Auswahl aller Alterslagen bereit. Zuerst erwägen die Minister, Ludwig XV. trotz seines großväterlichen Standes und seiner mehr als zweifelhaften Sitten mit einer habsburgischen Prinzessin zu vermählen, aber der Allerchristlichste König flüchtet rasch aus dem Bett der Pompadour in das einer anderen Favoritin, der Dubarry. Auch Kaiser Joseph, zum zweitenmal verwitwet, zeigt keine rechte Neigung, sich mit einer der drei altbackenen Töchter Ludwigs XV. verkuppeln zu lassen – so bleibt als natürlichste Verknüpfung die dritte, den heranwachsenden Dauphin, den Enkel Ludwigs XV. und zukünftigen Träger der französischen Krone, mit einer Tochter Maria Theresias zu verloben. 1766 kann die damals elfjährige Marie Antoinette bereits als ernstlich vorgeschlagen gelten; ausdrücklich schreibt der österreichische Botschafter am 24. Mai an die Kaiserin: „Der König hat sich in einer Art und Weise ausgesprochen, daß Eure Majestät das Projekt schon als gesichert und entschieden betrachten können.“ Aber Diplomaten wären nicht Diplomaten, setzten sie nicht ihren Stolz daran, einfache Dinge schwierig zu machen, und vor allem, jede wichtige Angelegenheit kunstvoll zu verzögern. Intrigen von Hof zu Hof werden eingeschaltet, ein Jahr, ein zweites, ein drittes, und Maria Theresia, nicht mit Unrecht argwöhnisch, fürchtet, ihr ungemütlicher Nachbar, Friedrich von Preußen, „le monstre“, wie sie ihn in herzhafter Erbitterung nennt, werde schließlich auch noch diesen für

Österreichs Machtstellung so entscheidenden Plan mit einer seiner machiavellistischen Teufeleien durchkreuzen; so wendet sie alle Liebenswürdigkeit, Leidenschaft und List an, um den französischen Hof aus dem halben Versprechen nicht mehr herauszulassen. Mit der Unermüdlichkeit einer berufsmäßigen Heiratsvermittlerin, mit der zähen und unnachgiebigen Geduld ihrer Diplomatie läßt sie immer wieder die Vorzüge der Prinzessin nach Paris melden; sie überschüttet die Gesandten mit Höflichkeiten und Geschenken, damit sie endlich aus Versailles ein bindendes Eheangebot heimholen; mehr Kaiserin als Mutter, mehr auf die Mehrung der „Hausmacht“ bedacht als auf das Glück ihres Kindes, läßt sie sich auch durch die warnende Mitteilung ihres Gesandten nicht abhalten, die Natur habe dem Dauphin alle Gaben versagt; er sei von sehr borniertem Verstand, höchst ungeschlacht und völlig gefühllos. Aber wozu braucht eine Erzherzogin glücklich zu werden, wenn sie nur Königin wird? Je hitziger Maria Theresia auf Pakt und Brief drängt, desto überlegener hält der weltkluge König Ludwig XV. zurück; drei Jahre lang läßt er sich Bilder und Berichte über die kleine Erzherzogin schicken und erklärt sich grundsätzlich dem Heiratsplan geneigt. Aber er spricht nicht das erlösende Werbungswort, er bindet sich nicht.

Das ahnungslose Unterpfand dieses wichtigen Staatsgeschäftes, die elfjährige, die zwölfjährige, die dreizehnjährige Toinette, zart gewachsen, anmutig, schlank und unbezweifelbar hübsch, tollt und spielt unterdessen mit Schwestern und Brüdern und Freundinnen temperamentvoll in den Zimmern und Gärten von Schönbrunn; mit Studien, Büchern und Bildung befaßt sie sich wenig. Ihre Gouvernanten und Abbés, die sie erziehen sollen, versteht sie mit ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit und quecksilbernen Munterkeit so geschickt um den Finger zu

wickeln, daß sie allen Schulstunden entwischen kann. Mit Schrecken bemerkt eines Tages Maria Theresia, die sich bei der Fülle der Staatsgeschäfte nie um ein einzelnes Stück ihrer Kinderherde sorgfältig bekümmern konnte, daß die zukünftige Königin von Frankreich mit dreizehn Jahren weder Deutsch noch Französisch richtig zu schreiben versteht und nicht einmal mit den oberflächlichsten Kenntnissen in Geschichte und allgemeiner Bildung behaftet ist; mit den musikalischen Leistungen steht es nicht viel besser, obwohl kein Geringerer als Gluck ihr Klavierunterricht gab. In zwölfter Stunde soll jetzt das Versäumnis nachgeholt, die verspielte und faule Toinette zur gebildeten Dame herangezogen werden. Wichtig für eine zukünftige Königin von Frankreich ist vor allem, daß sie anständig tanzt und mit gutem Akzent Französisch spricht; zu diesem Zweck engagiert Maria Theresia eiligst den großen Tanzmeister Noverre und zwei Schauspieler einer in Wien gastierenden französischen Truppe, einen für die Aussprache, den andern für Gesang. Aber kaum meldet dies der französische Gesandte dem bourbonischen Hof, als schon ein entrüsteter Wink aus Versailles kommt: eine zukünftige Königin von Frankreich dürfe nicht von Komödiantenpack unterrichtet werden. Hastig werden neue diplomatische Verhandlungen eingeleitet, denn Versailles betrachtet die Erziehung der vorgeschlagenen Braut des Dauphins bereits als eigene Angelegenheit, und nach langem Hin und Her wird auf Empfehlung des Bischofs von Orléans ein Abbé Vermond als Erzieher nach Wien gesandt; von ihm besitzen wir die ersten verläßlichen Berichte über die dreizehnjährige Erzherzogin. Er findet sie reizend und sympathisch: „Mit einem entzückenden Antlitz vereint sie alle erdenkbare Anmut der Haltung, und wenn sie, wie man hoffen darf, etwas wächst, wird sie alle Reize haben, die man für eine hohe Prinzessin wünschen kann.

Ihr Charakter und ihr Gemüt sind ausgezeichnet.“ Bedeutend vorsichtiger drückt sich jedoch der brave Abbé über die tatsächlichen Kenntnisse und die Lernfreude seiner Schülerin aus. Verspielt, unaufmerksam, ausgelassen, von einer quecksilberigen Munterkeit, hat die kleine Marie Antoinette trotz leichtester Auffassung nie die geringste Neigung gezeigt, sich mit irgendeinem ernsten Gegenstand zu beschäftigen. „Sie hat mehr Verstand, als man lange bei ihr vermutet hat, doch leider ist dieser Verstand bis zum zwölften Jahre an keine Konzentration gewöhnt worden. Ein wenig Faulheit und viel Leichtfertigkeit haben mir den Unterricht bei ihr noch erschwert. Ich begann während sechs Wochen mit den Grundzügen der schönen Literatur, sie faßte gut auf, urteilte richtig, aber ich konnte sie nicht dazu bringen, tiefer in die Gegenstände einzudringen, obwohl ich fühlte, daß sie die Fähigkeiten dazu hätte. So sah ich schließlich ein, daß man sie nur erziehen kann, indem man sie gleichzeitig unterhält.“

Fast wörtlich werden noch zehn, noch zwanzig Jahre später alle Staatsmänner über diese Denkunwilligkeit bei großem Verstand, über dieses gelangweilte Davonhuschen aus jedem gründlichen Gespräch klagen; schon in der Dreizehnjährigen liegt die ganze Gefahr dieses Charakters, der alles könnte und nichts wahrhaft will, völlig zutage. Aber am französischen Hofe wird seit der Mätressenwirtschaft die Haltung einer Frau mehr geschätzt als ihr Gehalt; Marie Antoinette ist hübsch, sie ist repräsentativ und anständigen Charakters, — das genügt, und so geht endlich 1769 das langersehnte Schreiben Ludwigs XV. an Maria Theresia ab, in dem der König feierlich um die Hand der jungen Prinzessin für seinen Enkel, den zukünftigen Ludwig XVI., wirbt und als Termin der Heirat die Ostertage des nächsten Jahres vorschlägt. Beglückt stimmt Maria Theresia bei; nach vielen sorgenvollen Jahren erlebt die tragisch resi-

gnierte Frau noch einmal eine helle Stunde. Gesichert scheint ihr jetzt der Frieden des Reiches und damit Europas; mit Stafetten und Kurieren wird sogleich allen Höfen feierlich verkündet, daß Habsburg und Bourbon für ewige Zeiten aus Feinden Blutsverbündete geworden sind. „Bella gerant alii, tu, felix Austria, nube"; noch einmal hat sich der alte Hausspruch der Habsburger bewährt.

Die Aufgabe der Diplomaten, sie ist glücklich beendet. Aber nun erst erkennt man: dies war der Arbeit leichterer Teil. Denn Habsburg und Bourbon zu einer Verständigung zu überreden, Ludwig XV. und Maria Theresia zu versöhnen, welch ein Kinderspiel dies im Vergleich zu der ungeahnten Schwierigkeit, das französische und österreichische Hof- und Hauszeremoniell bei einer so repräsentativen Festlichkeit unter einen Hut zu bringen. Zwar haben die beiderseitigen Obersthofmeister und sonstigen Ordnungshengste ein ganzes Jahr lang Zeit, das ungeheuer wichtige Protokoll der Hochzeitsfestivitäten in allen Paragraphen auszuarbeiten, aber was bedeutet ein flüchtiges, nur zwölfmonatiges Jahr für derart verzwickte Chinesen der Etikette. Ein Thronfolger von Frankreich heiratet eine österreichische Erzherzogin – welche welterschütternden Taktfragen löst solcher Anlaß aus, wie tiefsinnig muß hier jede Einzelheit durchdacht werden, wieviel unwiderrufliche Fauxpas heißt es da durch Studium jahrhundertealter Dokumente vermeiden! Tag und Nacht sinnen die heiligen Hüter der Sitten und Gebräuche in Versailles und Schönbrunn mit dampfenden Köpfen, Tag und Nacht verhandeln die Gesandten wegen jeder einzelnen Einladung, Eilkuriere mit Vorschlägen und Gegenvorschlägen sausen hin und her, denn man bedenke, welche unübersehbare Katastrophe (ärger als sieben Kriege) könnte hereinbrechen, würde bei diesem erhabenen Anlaß die Rangeitelkeit eines der hohen

Häuser verletzt! In zahllosen Dissertationen rechtsüber, linksüber den Rhein erwägt und erörtert man heikle Doktorfragen, etwa diese, wessen Name an erster Stelle im Heiratskontrakt genannt sein solle, jener der Kaiserin von Österreich oder des Königs von Frankreich, wer zuerst unterzeichnen dürfe, welche Geschenke gegeben, welche Mitgift vereinbart werden solle, wer die Braut zu begleiten, wer sie zu empfangen habe, wieviel Kavaliere, Ehrendamen, Militärs, Gardereiter, Ober- und Unterkammerfrauen, Friseure, Beichtiger, Ärzte, Schreiber, Hofsekretäre und Waschfrauen dem Hochzeitszug einer Erzherzogin von Österreich bis zur Grenze gebühren und wie viele dann der französischen Thronfolgerin von der Grenze bis nach Versailles. Während aber die beiderseitigen Perücken über die Grundlinien der Grundfragen noch lange nicht einig sind, streiten ihrerseits schon, als gelte es den Schlüssel des Paradieses, an beiden Höfen die Kavaliere und ihre Damen untereinander, gegeneinander, übereinander um die Ehre, den Hochzeitszug, sei es begleiten, sei es empfangen zu dürfen, jeder einzelne verteidigt seine Ansprüche mit einem ganzen Kodex von Pergamenten; und obwohl die Zeremonienmeister wie die Galeerensträflinge arbeiten, kommen sie doch innerhalb eines ganzen Jahres mit diesen weltwichtigsten Fragen des Vortritts und der Hofzulässigkeit nicht völlig zu Rand: im letzten Augenblick wird zum Beispiel die Vorstellung des elsässischen Adels aus dem Programm gestrichen, um „die langwierigen Etikettefragen auszuschalten, die zu regeln keine Zeit mehr bleibt". Und hätte königlicher Befehl das Datum nicht auf einen ganz bestimmten Tag festgesetzt, die österreichischen und französischen Zeremonienhüter wären bis zum heutigen Tage über die „richtige" Form der Hochzeit noch nicht einig, und es hätte keine Königin Marie Antoinette und vielleicht keine Französische Revolution gegeben.

Auf beiden Seiten wird, obwohl Frankreich wie Österreich Sparsamkeit bitter nötig hätten, die Hochzeit auf höchsten Pomp und Prunk gestellt. Habsburg will hinter Bourbon und Bourbon hinter Habsburg nicht zurückbleiben. Das Palais der französischen Gesandtschaft in Wien erweist sich als zu klein für die fünfzehnhundert Gäste; Hunderte von Arbeitern errichten in fliegender Eile Anbauten, während gleichzeitig ein eigener Opernsaal in *Versailles* für die Hochzeitsfeier vorbereitet wird. Für die *Hoflieferanten*, für die Hofschneider, Juweliere, Karossenbauer kommt hüben und drüben gesegnete Zeit. Allein für die Einholung der Prinzessin bestellt Ludwig XV. bei dem Hoffournisseur Francien in Paris zwei Reisewagen von noch nie dagewesener Pracht: köstliches Holz und schimmernde Gläser, innen mit Samt ausgeschlagen, außen mit Malereien verschwenderisch geschmückt, von Kronen überwölbt und trotz dieses Prunkes herrlich federnd und schon bei leichtestem Zuge fortrollend. Für den Dauphin und den königlichen Hof werden neue Paraderöcke angeschafft und mit kostbaren Juwelen durchstickt, der große Pitt, der herrlichste Diamant jener Zeit, schmückt den Hochzeitshut Ludwigs XV., und mit gleichem Luxus bereitet Maria Theresia den Trousseau ihrer Tochter: Spitzenwerk, eigens in Mecheln geklöppelt, zartestes Leinen, Seide und Juwelen. Endlich trifft der Gesandte Durfort als Brautwerber in Wien ein, herrliches Schauspiel für die leidenschaftlich schaulustigen Wiener: achtundvierzig sechsspännige Karossen, darunter die beiden gläsernen Wunderwerke, rollen langsam und gravitätisch durch die bekränzten Straßen zur Hofburg, hundertsiebentausend Dukaten haben einzig die neuen Livreen der hundertsiebzehn Leibgarden und Lakaien gekostet, die den Brautwerber begleiten, der ganze Einzug nicht weniger als dreihundertfünfzigtausend. Von dieser Stunde an reiht sich Fest an Fest: öffentliche Wer-



Marie Antoinette am Clavecin
Ölgemälde von François Hubert Drouais

bung, feierlicher Verzicht Marie Antoinettes auf ihre österreichischen Rechte vor Evangelium, Kruzifix und brennenden Kerzen, Gratulationen des Hofs, der Universität, Parade der Armee, Théâtre paré, Empfang und Ball im Belvedere für dreitausend Personen, Gegenempfang und Souper für fünfzehnhundert Gäste im Liechtensteinpalais, endlich am 19. April die Eheschließung per procurationem in der Augustinerkirche, bei der Erzherzog Ferdinand den Dauphin vertritt. Dann noch ein zärtliches Familiensouper und am 21. feierlicher Abschied, letzte Umarmung. Und durch ein ehrfürchtiges Spalier fährt in der Karosse des französischen Königs die gewesene Erzherzogin von Österreich, Marie Antoinette, ihrem Schicksal entgegen.

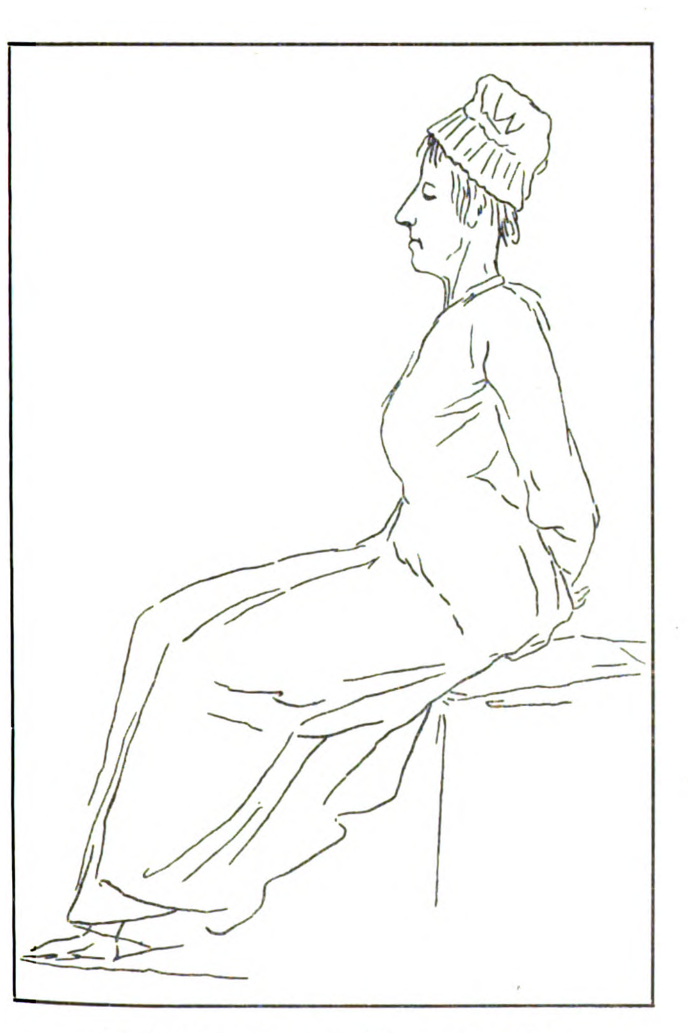
Während die riesige Kavalkade – dreihundertvierzig Pferde, die an jeder Poststation gewechselt werden müssen – langsam durch Oberösterreich, Bayern zieht und sich nach zahllosen Festen und Empfängen der Grenze nähert, hämmern Zimmerleute und Tapezierer auf der Rheininsel zwischen Kehl und Straßburg an einem sonderbaren Bau. Hier haben die Obersthofmeister von Versailles und Schönbrunn ihren großen Trumpf ausgespielt; nach endlosem Beraten, ob die feierliche Übergabe der Braut noch auf österreichischem Hoheitsgebiete oder erst auf französischem erfolgen solle, erfand ein Schlaukopf unter ihnen die salomonische Lösung, auf einer der kleinen unbewohnten Sandinseln im Rhein, zwischen Frankreich und Deutschland, in Niemandsland also, einen eigenen Holzpavillon für die festliche Übergabe zu erbauen, ein Wunder der Neutralität, zwei Vorzimmer auf der rechtsrheinischen Seite, die Marie Antoinette noch als Erzherzogin betritt, zwei Vorzimmer auf der linksrheinischen Seite, die sie nach der Zeremonie als Dauphine von Frankreich verläßt, und in der Mitte den großen Saal der feierlichen Übergabe, in dem sich die Erzher-

zogin endgültig in die Thronfolgerin Frankreichs verwandelt. Kostbare Tapisserieen aus dem erzbischöflichen Palais verdecken die rasch aufgezimmerten hölzernen Wände, die Universität von Straßburg leiht einen Baldachin, die reiche Straßburger Bürgerschaft ihr schönstes Mobiliar. In dieses Heiligtum fürstlicher Pracht einzudringen, ist bürgerlichem Blick selbstverständlich verwehrt; ein paar Silberstücke jedoch machen Wächter allorts nachsichtig, und so schleichen einige Tage vor Marie Antoinettes Ankunft einige junge deutsche Studenten in die halbfertigen Räume, um ihrer Neugier Genüge zu tun. Einer besonders, hochgewachsen, freien leidenschaftlichen Blicks, die Aura des Genius über der männlichen Stirn, kann sich nicht sattsehen an den köstlichen Gobelins, die nach Raffaels Kartons gefertigt sind; sie erregen in dem Jüngling, dem sich eben erst am Straßburger Münster der Geist der Gotik offenbart hatte, stürmische Lust, mit gleicher Liebe klassische Kunst zu begreifen. Begeistert erklärt er den weniger beredten Kameraden diese ihm unvermutet erschlossene Schönheitswelt italienischer Meister, aber plötzlich hält er inne, wird unmutig, die starke schwarze Braue wölkt sich fast zornig über dem eben noch befeuerten Blick. Denn jetzt erst ist er gewahr geworden, was diese Wandteppiche darstellen, in der Tat eine für ein Hochzeitsfest denkbar unpassende Legende, die Geschichte von Jason, Medea und Kreusa, das Erzbeispiel einer verhängnisvollen Eheschließung. „Was," ruft der genialische Jüngling, ohne auf das Erstaunen der Umstehenden achtzuhaben, mit lauter Stimme aus, „ist es erlaubt, einer jungen Königin das Beispiel der gräßlichsten Hochzeit, die vielleicht jemals vollzogen wurde, bei ihrem ersten Eintritt so unbesonnen vor Augen zu führen? Gibt es denn unter den französischen Architekten, Dekorateuren und Tapezierern gar keinen Menschen, der begreift, daß Bilder etwas vorstellen, daß Bilder auf Sinn und Gefühl

wirken, daß sie Eindrücke machen, daß sie Ahnungen erregen? Ist es doch nicht anders, als hätte man dieser schönen und, wie man hört, lebenslustigen Dame das abscheulichste Gespenst bis an die Grenze entgegengeschickt." Mit Mühe gelingt es den Freunden, den Leidenschaftlichen zu beschwichtigen, beinahe mit Gewalt führen sie Goethe – denn kein anderer ist dieser junge Student – aus dem bretternen Haus. Bald naht jener „gewaltige Hof- und Prachtstrom" des Hochzeitszuges und überschwemmt mit heiterm Gespräch und froher Gesinnung den geschmückten Raum, ahnungslos, daß wenige Stunden zuvor das seherische Auge eines Dichters in diesem bunten Gewebe schon den schwarzen Faden des Verhängnisses erblickt.

Die Übergabe Marie Antoinettes soll Abschied von allen und allem veranschaulichen, was sie mit dem Hause Österreich verbindet; auch hierfür haben die Zeremonienmeister ein besonderes Symbol ersonnen; nicht nur darf niemand ihres heimatlichen Gefolges sie über die unsichtbare Grenzlinie begleiten, die Etikette heischt sogar, daß sie keinen Faden heimatlicher Erzeugung, keinen Schuh, keinen Strumpf, kein Hemd, kein Band auf dem nackten Leibe behalten dürfe. Von dem Augenblicke an, da Marie Antoinette Dauphine von Frankreich wird, darf nur Stoff französischer Herkunft sie umhüllen. So muß sich im österreichischen Vorzimmer die Vierzehnjährige vor dem ganzen österreichischen Gefolge bis auf die Haut entkleiden; splitternackt leuchtet für einen Augenblick der zarte, noch unaufgeblühte Mädchenleib in dem dunklen Raum; dann wird ihr ein Hemd aus französischer Seide übergeworfen, Jupons aus Paris, Strümpfe aus Lyon, Schuhe des Hofkordonniers, Spitzen und Maschen; nichts darf sie als liebes Andenken zurückbehalten, nicht einen Ring, nicht ein Kreuz – würde die Welt der Etikette denn nicht einstürzen,

bewahrte sie eine einzige Spange oder ein vertrautes Band: – nicht ein einziges von den seit Jahren gewohnten Gesichtern darf sie von jetzt an um sich sehen. Ist es ein Wunder, wenn in diesem Gefühl so jäh ins Fremde-gestoßen-Seins das kleine, von all diesem Pomp und Getue verschreckte Mädchen ganz kindhaft in Tränen ausbricht? Aber sofort heißt es wieder Haltung bewahren, denn Erinnerungen des Gefühls sind bei einer politischen Hochzeit nicht vorgesehen; drüben im andern Zimmer wartet schon die französische Suite, und es wäre beschämend, mit feuchten Augen, verweint und furchtsam diesem neuen Gefolge entgegenzutreten. Der Brautführer, Graf Starhemberg, reicht ihr zum entscheidenden Gange die Hand, und französisch gekleidet, zum letztenmal gefolgt von ihrer österreichischen Suite, betritt sie, zwei letzte Minuten noch Österreicherin, den Saal der Übergabe, wo in hohem Staat und Prunk die bourbonische Abordnung sie erwartet. Der Brautwerber Ludwigs XV. hält eine feierliche Ansprache, das Protokoll wird verlesen, dann kommt – alle halten den Atem an – die große Zeremonie. Sie ist Schritt für Schritt errechnet wie ein Menuett, voraus geprobt und eingelernt. Der Tisch in der Mitte des Raumes stellt symbolisch die Grenze dar. Vor ihm stehen die Österreicher, hinter ihm die Franzosen. Zuerst läßt der österreichische Brautführer, Graf Starhemberg, die Hand Marie Antoinettes los; statt seiner ergreift sie der französische Brautführer und geleitet langsam, mit feierlichem Schritt das zitternde Mädchen um die Flanke des Tisches herum. Während dieser genau ausgesparten Minuten zieht sich, langsam nach rückwärts gehend, im selben Takt, wie die französische Suite der künftigen Königin entgegenschreitet, die österreichische Begleitung gegen die Eingangstür zurück, so daß genau in demselben Augenblick, da Marie Antoinette inmitten ihres neuen französischen Hofstaates steht, der österreichische



Marie Antoinette auf dem Wege zum Schafott
Zeichnung von Louis David

bereits den Raum verlassen hat. Lautlos, musterhaft, gespenstig-großartig vollzieht sich diese Orgie der Etikette; nur im letzten Augenblick hält das kleine verschüchterte Mädchen dieser kalten Feierlichkeit nicht mehr stand. Und statt kühl gelassen den devoten Hofknicks ihrer neuen Gesellschaftsdame, der Komtesse de Noailles, entgegenzunehmen, wirft sie sich ihr schluchzend und wie hilfesuchend in die Arme, eine schöne und rührende Geste der Verlassenheit, die vorzuschreiben alle Großkophtas der Repräsentation hüben und drüben vergaßen. Aber Gefühl ist nicht eingerechnet in die Logarithmen der höfischen Regeln, schon wartet draußen die gläserne Karosse, schon donnern vom Straßburger Münster die Glocken, schon schmettern die Artilleriesalven, und, von Jubel umbrandet, verläßt Marie Antoinette für immer die sorglosen Gestade der Kindheit: ihr Frauenschicksal beginnt.

Aus dem Werke: Marie Antoinette.

DIE BEIDEN KÖNIGSKINDER / AUS DEM PADERBORNSCHEN

Et wasen twei Kunnigeskinner,
De hadden enander so leef,
Se kunden bisammen nich komen;
Dat Water was vel to deef.

‚Leef Herte, kanst du der nich swemmen?
Leef Herte, so swemme to mi,
Ick will di twei Keeskes upsteken,
Un de sallt luchten to di.‘

Dat hörte ne falske Nunne
In ere Slapkammer, o weh!
Se dede de Keeskes utdämpen,
Leef Herte bleef in de See. –

Et was up en Sunndages Morgen,
De Lüde wern alle so froh;
Nich also de Kunnigesdochter,
De Ogen de satten he to.

‚O Moder,' sede se, ‚Moder,
Min Ogen dot mi der so weh.
Mag ick der nich gahn spazeren
An de Kant van de ruskende See?'

„O Dochter," sede de Moder,
„Allene sallst du der nich gahn;
Weck up dinen jungesten Broder,
Un de sall mit di gahn."

‚Min allerjungeste Broder
Dat is noch so'n unnüsel Kind;
He schüt wol alle de Vüglkes,
De an de Seekante sind.

‚Un schüt he ock man de wilden
Un leet de tamen gahn,
So segget doch alle de Lüde:
Dat het dat Kunnigskind dahn.

‚O Moder,' sede se, ‚Moder,
Min Ogen dot mi der so weh.
Mag ick der nich gahn spazeren
An de Kant van de ruskende See?'

„O Dochter," sede de Moder,
„Allene sallst du der nich gahn;
Weck up dine jungeste Suster,
Un de sall mit di gahn."

‚Min allerjungeste Suster
Dat is noch so'n unnüsel Kind,
Se plückt ja alle de Blömkes,
De an de Seekante sind.

‚Un plückt se ock man de wilden
Un leet de tamen stahn,
So segget doch alle de Lüde:
Dat het dat Kunnigskind dahn.

‚O Moder,' sede se, ‚Moder,
Min Herte dot mi der so weh.
Lat annere gahn na de Kerken,
Ick bet an die ruskende See.'

Da satt de Kunnigesdochter
Upt Hoeft ere goldene Kron,
Se stak up eren Finger
En Ring van Demanten so schon.

De Moder geng na de Kerken,
De Dochter geng an de Seekant:
Se geng der so lange spazeren,
Bis se den Fisker fand.

‚O Fisker, leveste Fisker,
Ju könt verdenen grot Lohn;
Sett mi ju Nettkes to Water,
Fisk mi den Kunnigessohn!'

He sette sin Nettkes to Water,
De Lotkes sunken to Grund.
He fiskde und fiskde so lange,
De Kunnigssohn was sin Fund.

Da nahm de Kunnigesdochter
Van Hoeft ere goldene Kron:
‚Sieh da, woledle Fisker,
Dat is ju verdeente Lohn!‘

Se trok van erem Finger
Den Ring van Demanten so schon:
‚Sieh da, woledele Fisker,
Dat is ju verdeente Lohn!‘

Se nahm in ere Arme
Den Kunnigessohn, un o weh!
Se sprang mit em in de Wellen:
‚O Vader, o Moder, ade!‘

Aus „Alte und neue Lieder“.

ERNST BERTRAM / BLICK VOM MICHAELSBERG

... Es ist schön hier oben und so still. Und ein wahres Augenwunder. Du mußt kommen und sehen.

Ich begreife immer weniger, daß wir nie Bilder gesehen haben von diesem Berg; seit langem ist hier die schönste und heimlich verwandteste der geliehenen Heimaten für meine Arbeit und mich.

Das Bautengetümmel hier oben fändest Du schon unwahrscheinlich genug: eine wahre geistliche „Narrenburg“ von ehedem, eine Wabe der Jahrhunderte. Aber erst das Ganze von draußen her, namentlich vom Wildjägerfelsen aus (das wird unser erster Weg!), gibt einen völlig phantastischen Umriß: dreimal gesteigert, in mächtigen Stufen dürerisch hinaufgetreppt, herrlich.

Wie ein gewaltiger Dreimaster liegt da die eigentliche ehemalige Klosterburg auf ihrem Michaelsfelsen, und links

tiefer ordnet sich das vielschattige Durcheinander der Bauten auf dem „Schulberg“, dem niedrigeren Nebengipfel, zu einer kühnen doppelten Vorburg. Der Grat zwischen beiden hat gerade vom Wildjägerfelsen aus gesehen einen so wunderbar gezeichneten Umriß. Du mußt das sehen.
Unserem sachlichen Malerfreunde wäre das alles hier einmal wieder viel zu „malerisch und romantisch“ – ich höre schon seinen Spott über uns Verjährte, wie damals auf der Schönburg.
Aber das wäre hier oben wirklich die Werkstatt für einen Maler, dem Liebe zu „Malerischem“ noch nicht unwürdig vorkäme; dem eine traumhaft geformte Landschaft noch nicht verächtliche Romantik hieße.
Das schön Gegliederte, Geordnete dieser Landschaft, wie sie um den mächtigen Doppelfelsen unseres Michaelsberges festlich herumgeht, habe ich sehr selten so gesehen. Es ist eine rechte Fluchtburg hier oben, wie es sie gab in den uralten Kampfzeiten. Lange ehe Herrschaftsburgen standen in unseren Gegenden (weltliche und geistliche), waren ja Fluchtburgen für das Volk und sein Wertvollstes. Und, wer weiß, am Ende gibt es die bald wieder. Es sieht sich so an: schreckliche Nachrichten von unten wieder einmal heute.
Ich glaube, wenn der Luther nicht auf so einem Felsen gesessen hätte, sicher hätte der die Bibel nicht so gewaltig übersetzt.
Dazu gehören die endlosen Wälder die blauen Wogen immer hintereinander, die Wolken, die lange Abendklarheit über den Tannen, das ganz sonderbare lange drohende Sausen, das noch heute aus seiner Sprache uns antönt.
„Denn gegenwärtiger sind die Götter auf Höhen ...“ Es bleibt wahr.

Unser Michaeli-Münster aber ist eine Entdeckung für Dich: so recht aus der dorischen Frühe unsrer romanischen

Zeit, wenn auch arg verbaut und auch durch die späteren Zutaten verfremdet, so doch wenigstens nicht „wiederhergestellt“ im neunzehnten Jahrhundert. Wir haben das ja unterwegs oft genug gesehen: die romantische Pietät damals hat unendlich viel mehr zerstört als irgendein dreißigjähriger Krieg und alle Barbaren der Welt. Ernste Lehre für uns, noch immer Söhne romantischen Bewahrerwillens, Kinder des Heimwehs nach Unwiederbringlichem.

Solche Bauten, wie dies Bergmünster hier oben, sind, noch als Bruchstück und Trümmer ihres reineren und stolzeren Einst, immer noch wahrhaft wie zu Richtern bestellt über alles Spätere: die erzengelhafte Strenge solcher Säulen steht immer vor dem Gewissen des Auges, das sie einmal zu sehen gelernt hat. Den strengen Geheimnisernst eines solchen steingeschnitzten Torrahmens würde niemand über eine Schwelle von heute zu wölben wagen.

Ein dunkelgoldner, vieltürmiger Riesenleuchter hängt, gleich einem übergewaltigen Rade, in der Vierung unsres Münsters. Das Geschenk eines Stauferkönigs, will der Doktor wissen (den Zahlen und Namen immer dienstbar umschwirren); es stelle dies leuchtende Rad die himmlische Stadt der Seligen vor, mit Mauern, Toren, Türmen und Bastionen; denn auch die Seligen bedürften gar sehr der Verteidigung.

Vorgestern sah ich den Radleuchter näher, als er zu einer Reinigung herabgelassen war, an seiner sehr ungefügen Kette. Da wärest Du erstaunt, wie über ein Wunder: denn denke, da waren doch die kleinsten Teile, die man niemals mehr sehen würde (so durfte der Künstler in seiner Werkstatt wohl annehmen), ausgeführt so bis ins winzigste sorgfältig, wie ein liebevoll zugedachter Frauenschmuck. Da sah man, was denen damals ein rechtes Weihgeschenk war für die Augen Gottes. Denn für Kunstkenner haben

diese Bildner, glückselig in ihrer Mühsal, nicht gearbeitet.

Im Schatz bewahrt man noch eine uralte Michaelsfahne; der Doktor zeigte sie uns hinter Glas, in einem braunen, wirr geschnitzten Kasten. Der Heilige auf dem brüchigen Tuch schaut aus wie der Gott Donner mit der Midgardschlange.

Geheimnisvolle Verwandtschaft der Heroen, alle siegreich niederfahrend zur Hölle, wie der Christ zwischen Tod und Auferstehung:

All diese alten Drachenüberwinder: der geflügelte Herakles Michael, auf die lernäische Satansschlange tretend; der weltlich heilige Siegfried, das Götterschwert führend gegen den Hüterdrachen des irdischen Goldes; der Sonnenjüngling Apoll, den Python uralter Orakeltiefe erlegend; Sankt Georg der Ritter, das landfressende Ungeheuer überwindend; und die Helden, Perseus und Beowulf und alle die anderen Töter des Drachens – müssen das nicht alles Ahnungen sein aus der nämlichen Tiefe, Erinnerungen aus der nämlichen Vorzeit, Hoffnungen des nämlichen Blutes? Was ist da wohl die letzte uranfänglichste Einheit: die meerab sinkende Sonne? das welkende Jahr? die zitternd überwindende Seele?

Von guten Bildern wirst Du hier leider nicht viel finden in der kleinen Sammlung des ehemaligen Stifts. Meistens spätes italienerndes Zeug, wie Du es kennst: süß und gliederverdrehend überfromm, geziert im Rampenlicht, lügnerisch aus dem Grunde. Aber ein paar Ausnahmen kann ich Dir doch zeigen:

Da ist, im ersten Saal, eine Vertreibung aus dem Paradies, ein merkwürdiges Bild irgendeiner verschollenen Schule (Du wirst es besser als ich in den Zeiten unterbringen). Der Adam ist da beinah ein junger Märchenheld, der aus-

zieht, das Fürchten zu lernen. Keine Schuld drückt ihn, und sein Gesicht ist mehr Engel als das des Austreibers mit dem Feuerschwerte selber.
Könnte Adam das Paradies nicht am Ende freiwillig verlassen haben?
Der hier auf dem Bild sieht aus, als habe er nicht erst auf den Schwertengel gewartet, sondern sei fortgegangen an einem Morgen, als er den Frieden, die Stille, die Lämmerlöwen und die sanften Palmen nicht mehr ertrug. Fortgegangen, die strengere und drohendere Welt zu suchen, die er für uns dann gefunden hat. Eva verhüllt sich in ihr Haar und läßt ihre Züge nicht deuten. Im ungeschickten Antlitz des Engels aber ist nur träger Gehorsam, zornlos und trauerlos.
Da ist noch ein Bild, der harfespielende David vor König Saul.
Wie muß es dem König zumute sein, der das Königliche in sich erloschen fühlt und der doch der König sein, der doch König scheinen muß! Die Gestalt Sauls, wie er da sitzt, gibt ein Gefühl davon. Aber der David: man sieht, er liebt diesen trauernden Nicht-mehr-König, und sein tröstendes Spiel, das man nicht hört, spricht von dem eigenen Leid, das kein Saul ahnt: dem Leid, daß er, der den König lieb hat, sich König fühlen muß, und König werden an des geliebten Immer-noch-Königs Statt.
Es erinnert mich dieser Saul an einen Mann, den Du kennst. Einen solchen David kenne ich nicht.
Sonst: lauter Abendmähler und Kreuzigungen, lauter Verkündigungen und Anbetungen des Kindes (die wenigen frühen Flamen wie immer das Schönste, da frühe Italiener hier leider ganz fehlen). Lauter Weihnacht und Passion, wohin man sieht.
Weihnachtskrippe und Passionsspiel umfaßten wohl einmal bei uns alle bildende und singende Kunst. Daran wird man

auch hier oben erinnert: eins von beiden steckt fast in jedem Werk, das man hier findet. Können die Völker zuletzt auch etwas anderes feiern, als Geburt und Sterben des Lichtes?

Über der geschweiften Tür zum goldrosig braunen Büchersaal des früheren Stifts (alle Farben und Vergoldungen noch echt und alt) habe ich gestern und heute, auf Bitte des Doktors, ganz vorsichtig den Spruch erneuert, den ein nachdenklicher Bruder von Einst in schön gebrochenen Lettern durch ein Gewinde von blumenwelken Farbranken gezogen hat: „Wer wird bleiben auf deinem heiligen Berge?"
Recht eine Frage vor einem Büchersaal auf dem Berg: wer wird bestehen – hier oben? Was wird sich erhalten, vor dem Blick der Künftigen? und vor unserm eigenen, künftig?
Über der Baumgrenze gelesen, welken die meisten Bücher – das haben wir doch oft und oft, beide, auf unsren Wanderungen erfahren.
Auch hier oben bin ich, so kommt es mir vor, über eine heimliche Baumgrenze hinausgelangt – ich spüre das im Lesen immer wieder. Aber haben wir sie nicht alle überschritten bei unserer mühsamen Wanderung, seit Jahren, in der Steinwildnis?
Was von allem, das wir in unserer Jugend lieb hatten, was hat die Probe dieser Baumgrenze überstiegen?

Vor dem Gnadenbild in der schönen frühen „Bußkapelle" unseres Michaeli-Münsters finde ich immer viel frische Blumen und neue Weihtäfelchen.
Mir ist die Buße für einzelne Taten immer wunderlich vorgekommen. Sollte der Mensch nicht eher für sein Wesen als für seine Taten verantwortlich sein?
Er kann hassen, was er tut. Aber er wollte sich, wie er ist. Sehen wir das nicht überall?

Geht es unsren Völkern, in ihren grauen Bußkleidern heute, nicht ebenso? Tun sie nicht alle, noch in Sack und Asche, die Tat ihres Wesens weiter? Sühnen können wir nur, was wir sind.

Meinen letzten Brief hast Du mißverstanden. Du mußt nicht denken, ich trauere den Königen nach, wohl gar den Königen von Bonapartes höhnischen Fremdgnaden.
Die Könige können wir missen, aber nicht die „Königssöhne". Und wo sind die? Manche Prinzen hab ich gesehn, aber noch keinen Königssohn darunter. Und wo sind auch die Frauen geblieben, die aussehen wie „Königstöchter"? Was für wunderbare Frauen hab ich gesehn, als ich Kind war! Oder ist das unser aller Knabenblick gewesen?
Sind denn wirklich nur noch die Toten unsere letzten Burgen? Nie und nimmer will ich das glauben. Ich denke an die Augen all der jungen Wanderer, denen wir begegneten. Burgmänner von künftig.

Aber doch sind es die Toten, die diese Zukunft bereiten. Unsere Toten lassen uns keine Ruhe. Unsere Unruhe, das ist ihr Vermächtnis. Wir selber sind die Erde, aus der die Toten schreien. Sie rufen mit jedem Jahr lauter und dringender. Sie rufen so wild, weil sie schon wissen, was wir kaum zu ahnen wagen und uns sogleich wieder verhüllen: wir haben nur noch sehr wenig Zeit.
Die alten Götter bedurften gegen die Giganten der Hilfe, und sie riefen die Sterblichen.
Wer hilft aber heute dem Göttlichen gegen solche Riesen, wie die da jetzt aufstehen? Wir, die wir nicht einmal das Menschliche bewahren konnten?
Überwundene Götter haben eine lange Geduld. Eine furchtbare Geduld, ist zu besorgen. Denn sie kommen wieder,

schrecklich in ihrer Rache, grauenhafter noch in ihrer Kraft zu warten, bis diese Rache reif ist.
Ich meine fast, es gibt heute solche Götter von eh, die ihre Rache reifen sehen.
Die gefesselten Bildwerke der alten Dämonen befreien sich aus der Münsterwand – wir selber haben ihnen geholfen. Nun sind die alten Dämonen wieder frei.
Ist es möglich, das Hohngelächter der Dämonen noch immer nicht zu hören, wie es schrillt in den vergasten Straßen unsrer grauenvoll gewordenen Termitenstädte?
Es ist ein Föhn von Erkenntnis über der Welt: weh den armen Kindern im Wetter – morgen!
Die Wölfe heulen schon um den Schlitten der Gesittung, auf der wachsenden Schneesteppe unseres Erdteils. Werft das Entbehrliche hinaus, und rasch, rasch! – so müßte man rufen.
Aber sie werfen ja lieber ihre Kinder hinaus, als ihre albernen Schätze.
Und wir, die wir selber ohne Kinder sind, dürfen es nicht einmal sagen.
Hängen wir nicht selber noch, schuldhaft, an unseren schon zum Tod verurteilten Dingen und kleinen Erbstücken? Aber unsere wirklichen Schätze lassen wir uns indessen entwinden: unsre edelsten Bilder verbrennen sich, unsre ältesten Nibelungenhorte lassen wir über das Meer verschwinden, unsere verfremdeten Dome stürzen ein.
Wir zimmern jeder an seiner heimlichen Arche. Denn wir hören jede Nacht, jeder, das unsichtbare Regnen.
Aber vor dem Erdbeben, das diesmal kommt, rettet keine Arche mehr.
Es kommt jetzt etwas wie die Mitternacht des Jahrtausends. Die Mitternacht – aber auch die Geisterstunde.
Möchten es doch Geister sein, nicht Gespenster.
Es ist eine schlimme Uhr, die da zum Schlagen ausholt.

Wie grauenhaft rasseln die Gewichte schon. Es klingt, als sollte beim letzten Schlag eine Tür aufspringen, die wir in der Wand übersahen, übersehen wollten – und als werde hereingähnen, was wir so Schauriges zu fürchten nicht wagten . . .
Wir haben alle ein Gefühl wie unterm Alpdruck. Wir schreien am Ufer eines Traumstromes: „Hol über! Hol über! Die Gespenster sind hinter uns her!“ – und der Ferge drüben rührt sich nicht, er rührt sich nicht. Hinter uns aber beginnt fern das Getrappel der Totenpferde, und ein noch feines sirrendes Kreischen . . .
Immer bei der höchsten Brücke, droben auf dem Joch zwischen zwei Zeiten, haust der Drache.
Das haben die frühen Wanderer wohl gewußt, und sie bebten, wenn der Weg sich, zwischen den glatten, sinternden Riesenwänden, der letzten Paßhöhe zubog.
Wir nähern uns dem eisigen Übergang und der stäubenden Brücke beim Joch. Aber wir mühen uns, laut zu lachen, wenn man uns vom Drachen redet.
Sie tanzen noch drinnen im Riesenschiff der Zeit. Aber die Dämonen hocken schon in den Rettungsbooten und durchlöchern die Böden, sägen die Ruder an.
Der Nebel wird dichter und dichter. Spüren wir nicht alle die Kälte bis ans Herz? Die Eisberge schwimmen.

Im ehemaligen Klosterspeisesaal erwartet uns täglich, an der Querwand dem Eingang gegenüber, die gläubige Inschrift:
„Du hast Boten bei dir zu Tisch, du bewirtest die Engel am Tage, den du nicht weißt.“
Ein schöner, neidenswerter Glaube.
Ob noch in unsere Zeiten ein solcher Tag fällt, den wir nicht wissen? Aber vielleicht ist gerade diese böse Wendezeit ein Tag für die Boten?

Vielleicht kommen uns die Engel überhaupt nur im Augenblick „zwischen den Welten", in der verjüngenden Schreckenswende der Tage? So steht es jedenfalls im „Verlorenen Paradies" (das für mich immer eine der schönsten unter den verschütteten Dichtungen bleibt):

> Wie einer, der im Wandermittag ruht
> Auf eiliger Reise, hält Erzengel ein
> Zwischen zerstörter Welt und der, die neu ...

Vielleicht erweist sich unsere Mitternacht doch noch einmal als ein solcher Wandermittag? Die alten Bewohner des Michaelsbergs waren dessen gewisser als wir Umnachteten heute:
„Das Licht" – so lese ich tröstlich bei meinem Hrabanus – „das Licht sendet Gesichte den Hungrigen, und es tönt unser Herr in die Finsternis."
Die Finsternis wäre da – und auch die Hungernden.

Aber wie Traumlicht ist es oft draußen.
Eine so seltsame, heilig ängstliche Entfremdung ist in der Landschaft – sie erschreckte mich fast, als ich sie zuerst gewahrte.
Du mußt es Dir eindringlich und gedämpft zugleich vorstellen, dies sonderbare Licht. Von mehreren Schatten abgedunkelt gleichsam, wie mit Flören überhangen, wie mit trübenden Ölen übermalt.
Aber hinter den gleichsam regnenden Vorhängen von dichten Tropfenperlen ein unwahrscheinlich schönes Land.
Gestern fielen mir die Zeilen wieder ein, nach denen ich damals vergebens in meinem Gedächtnis suchte, als ich das Michaelsbild im Münster zuerst sah:

„Der Fürst der Engel flügelt: Fühle die Kühle!
Er kommt. Es schauert die Luft von Schwärze des Fittichs
Im herschneidenden Saus ..."

...So hoch wie nie schien mir heute früh, als ich hinaussah, unsere Michaelsburg zu liegen. Es mag wohl das wieder unsagbar klare Wetter sein, das solche Täuschungen spinnt. Vor-Unwetterklarheit herrscht. Eine wahre Gespensterfernsicht bis in die tiefsten Horizontgründe hat sich aufgetan. Das gibt einen bösen Regen zu meiner Abreise.
Ein wunderbar eindringliches Quellenreden ist jetzt immer nachts in der Luft draußen. Das hab ich niemals so gehört. Erstaunlich, wie weit die Luft hier trägt.
Aber diese Nacht muß noch etwas anderes gewesen sein: sonderbar viele Vögel müssen vorübergeflogen sein. Es war immer ein fast unhörbares, aber doch deutliches Rauschen, ein empfindliches Flügeln in der Luft. Scharen, Scharen – so hörte es sich an, auf der eiligen, eiligen Reise. Woher kommen die aber mitten im Sommer?
Wir aus den Städten, die wir draußen immer nur zu Gast sind, wir wissen so wenig von dem, was sich allenthalben um uns her zuträgt. Dies Vogelrauschen war zu seltsam.

Ganz sonderbar verwandelt, so kommt es mir vor, hat sich in der letzten Zeit unsres Doktors Gesicht. Er muß wohl Nachrichten bekommen haben, die ihn von innen heraus verwandeln.
Manchmal, es ist zum Erschrecken, hat er ein wahres Erzengelgesicht. Die Menschen um uns machen jetzt alle vieles durch, wovon man nie erfahren wird.
Es kommt gar keine Post mehr von draußen. Aber es beunruhigt mich gar nicht, wie doch sonst; nicht einmal die Verwunderung bringe ich auf darüber, daß es mich so gar nicht beunruhigen will. Man entfremdet sich hier oben dem Drunten und Draußen, wie ich es nie gedacht hätte – das gehört wohl zur geistigen Natur dieser Stätte.
Es sollen ja wieder Unruhen gewesen sein, vielleicht kommt deshalb nichts von Dir.

Ich spüre, es ist etwas wie ein Bote hierher unterwegs zu uns.
Auf einer langhingewundenen Straße, zwischen Hügeln und Wäldchen, wandert es, eilt sich nicht. Aber nichts hält es auf. Zuweilen seh ich es, wenn ich die Augen zumache.
Dann möchte ich wohl rufen: Geh rascher...
Schon gestern war es mir wieder, als höbe sich ganz leicht der Boden unter dem Hause. Ein Erdbebengefühl, wie wir es damals zusammen erlebten, nur leiser, gespenstischer. Aber heute abend ist mir, ganz deutlich, als steige der Felsen, auf dem wir wohnen, langsam, langsam hinauf.
Es wird Zeit, daß ich mich losreiße. Wir werden uns bald sehn. Ich reise übermorgen.

HUGO VON HOFMANNSTHAL / ZU EINER GEDÄCHTNISFEIER FÜR GOETHE AM BURGTHEATER 1899

Goethes gedenken! Wie, bedarfs dazu
Besondern Tages? Braucht es da ein Fest?
Sein zu gedenken, der aus Seinem Bann
Nie unsern Geist, nie unsre Brust entläßt!
Wem müßte erst ein aufgeschmückter Tag
Den Namen in die dumpfen Sinne rufen!
Auch ist der Rede hier kein Raum gewährt:
Denn dies sind eines hohen Tempels Stufen,
Und festlich sei hier jedes Tages Werk.

So fliege denn der Vorhang auf und gebe
Euch Seine eigne bunte Welt zur Lust
Und lasse wirken, was gebildet ward,

Auf euch, die ihr nicht minder seid Gebilde:
Denn wer sitzt hier im atemlosen Saal,
Der abzutun vermag von seiner Seele
Des Geistes heimlich bildende Gewalt?
Wie Er den Faust schuf und den wackern Götz
Und jenes Bürgerkind im engen Haus
Und rings um sie das frische deutsche Land:
So schuf Er mit nicht schwächrer Zauberhand
An eures Herzens Herz in tausend Nächten
Schuf an den Schauern eurer Einsamkeit,
An allen Abgründen, an allen Prächten,
An allen Wünschen, die durch eure Glieder,
Von Phantasie genährt, sich glühend wühlen,
An aller Sternenruh und Wolkenhöh,
Die geisterreich das glühnde Aug euch kühlen:
Wart ihr allein, so war doch Er bei euch,
Er war die Luft, die euch zu atmen gönnet,
Daß ihr mit Macht, mit Kühnheit, mit Genuß
Hinwandeln an des Daseins Klüften könnet.
Und tratet ihr zu Menschen wieder ein –
Empfandet ihr im menschlichen Gewühl,
In jedem würdig fruchtbaren Verein,
Nicht Seines Daseins schwebend Nachgefühl?
Die Männer und die Frauen unsrer Zeit,
Wir haben sie von Ihm gelernt zu lieben:
Wie dürftig wäre diese Welt geblieben,
Hätt Er sie nicht im voraus uns geweiht!

Nun halten wir, ein neu-heraufgekommen
Lebendiges Geschlecht, die weite Erde:
Und da wir atmen, heißts uns Gegenwart.
Ein jeder unsrer Schritte ist ein tiefrer.
Aus Busch und Höhle tönen unerhörte
Geheimnisvolle Fragen uns ans Ohr.

Wir sind der Schlacht nicht sicher, die wir schlagen,
Und zweifelhaft blinkt uns der Krone Gold,
Die wir erwerben sollen, wenn wir siegen.
Wir lassen manchmal alle Hände aus
Und lösen unsern Blick aus der Verschlingung
Der Menschenblicke, und wir lassen ihn
Am harten nächtlichen Gewölb des Himmels
Hingleiten, wie ein Irrgewordner tut.
Dann redet Er zu uns, aus Seinen Büchern
Oder aus unserm eignen Innern oder
Aus einem Bach, der murmelt, oder hier!
Gewaltig ist die Hand der Gegenwart –
Doch Gegenwart auch Er! In unsern Wipfeln
Das Rauschen Seines Geists, in unsern Träumen
Der Spiegel Seines Auges! Goethe! Goethe!

Welch Zauberwort, von dem ein starker Schein
In dieses Daseins großes Dunkel fällt:
Er trat einmal in diese Welt herein,
Nun treten wir vielmehr in Seine Welt
Und weiden uns am Leben der Gestalten,
Draus sich ein ungeschwächter Hauch erneut,
Und fühlen, wie sie ganz die Kraft enthalten,
Davon Er etwas auch in uns gestreut:
Und dieses regt sich uns im tiefsten Kerne,
Wir glühen, tausendäugig, tausendhändig,
Und die Geschöpfe von dem schönsten Sterne,
Sie werden uns, an ihnen wir lebendig!

Aus dem Nachlaß.



BÜCHER AUS DEM INSEL-VERLAG

Bücher sind kein geringer Teil
des Glücks — die Literatur wird
meine letzte Leidenschaft sein.

Friedrich der Große

Die hier aufgeführten Bücher
sind durch jede gute Buchhandlung zu beziehen;
wo solche nicht vorhanden ist,
wende man sich an den Verlag
(Leipzig C 1, Kurze Straße 7).

Über alle Neuerscheinungen und Pläne des Insel-Verlages
unterrichtet fortlaufend

DAS INSELSCHIFF

EINE ZEITSCHRIFT FÜR DIE FREUNDE
DES INSEL-VERLAGES

Im Dezember beginnt der vierzehnte Jahrgang.
Vier Hefte zum Preise von M 3.—;
Einzelheft M 1.—

DIE NEUERSCHEINUNGEN DES INSEL-VERLAGES IM JAHRE 1932

CORTI, EGON CAESAR CONTE: DER ZAUBERER VON HOMBURG UND MONTE CARLO. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 8.—.

Wo in Monte Carlo im Jahre 1863 ein paar armselige Fischerhütten standen, erheben sich heute zauberhafte Luxusschlösser, Hotels, Villen, eine, ja zwei ganze Städte. Dieses Wunder hat ein Mann vollbracht, François Blanc, der die Kühnheit besaß, zuerst in Homburg, dann in Monte Carlo den Spielteufel zum magischen Herrn der Welt zu machen. Als der Krieg von 1866 der Herrlichkeit in Homburg ein Ende setzte, schuf François Blanc an der Côte d'Azur den Traum von Monte Carlo. Über Fürst und Volk ergoß sich ein Goldregen, er selbst wurde unermeßlich reich, und der Sohn des kleinen armen Steuereinnehmers von Marseille vermählte seine Töchter an fürstliche Bewerber.

GANDHIS LEHRE UND TAT. Von *C. F. Andrews*. Aus dem Englischen übertragen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 7.50.

Der im vorigen Jahre erschienenen Selbstbiographie Gandhis tritt dieses Buch zur Seite. Es ist aus jahrelangem Zusammenleben und Zusammenwirken mit dem großen Menschen und Führer entstanden. Es führt den Leser unter Verwendung einer großen Anzahl von Briefen, Reden und Gesprächen tief in die Gedankenwelt des Mahatma ein. Nachdem im ersten Teil die religiöse Umwelt geschildert ist, aus der heraus allein die Erscheinung Gandhis verstanden werden kann, gibt der zweite Teil einen Abriß der Wirkung seiner Lehre und der Leiden, die Gandhi um ihretwillen auf sich genommen hat.

GOETHE UND SEINE WELT IN 580 BILDERN. Unter Mitwirkung von *Ernst Beutler* herausgegeben von *Hans Wahl* und *Anton Kippenberg*. In Leinen M 4.50.

Die Strecke, die Goethe in einem langen, unvergleichlichen Leben durchmaß, begleitet das Buch „Goethe und seine Welt" in zeitgenössischen Bildern. Aus vielen Steinen wird hier ein leuchtendes Mosaik gestaltet der Goetheschen Welt und zugleich einer Epoche, die, wie Goethe gewußt und vorausgesagt hat, mit ihm zu Ende ging und so bald nicht wiederkehren wird.

AN GOETHE. BRIEFE BEDEUTENDER ZEITGENOSSEN. Gedächtnisgabe der Reichsregierung zum 22. März 1932. Zwanzig Briefe. Faksimile-Ausgabe in 340 Exemplaren, von der Reichsdruckerei in Lichtdruck hergestellt. Mit leitenden Worten von *Hans Wahl*. In Mappe M 75.—.

Diese Veröffentlichung enthält zwanzig Briefe bedeutender deutscher und ausländischer Persönlichkeiten an Goethe.

HUXLEY, ALDOUS: WELT—WOHIN? Ein Roman der Zukunft. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. In Leinen M 6.—.

Eine Utopie — aber nicht vom billigen Optimismus des herkömmlischen Zukunftsromans, der von einer Welt in rosigem Licht träumt. Den tut Huxley mit überlegener Geste ab. Er zaubert uns

kein unerreichbares Wunschbild vor, predigt nicht und will nicht bessern. Er denkt mit unerbittlicher Folgerichtigkeit den „Fortschritt" zu Ende, zu einem unausweichlich grotesken Ende.

DES KNABEN WUNDERHORN. ALTE DEUTSCHE LIEDER. Druck der Mainzer Presse in 1000 Exemplaren. Textrevision von *Karl Viëtor.* 2 Bände in Halbpergament M 40.—.

LANCKOROŃSKA, GRÄFIN MARIA U. RICHARD OEHLER: DIE BUCHILLUSTRATION DES XVIII. JAHRHUNDERTS IN DEUTSCHLAND, ÖSTERREICH UND DER SCHWEIZ. Drei Bände mit über 450 Abbildungen auf 200 Lichtdruck-Tafeln. Erster Band kartoniert M 25.—; in Halbleder M 32.—. Band II wird im Laufe des Jahres 1933, Band III 1934 erscheinen. Der Bezug des ersten Bandes verpflichtet zur Abnahme des ganzen Werkes.
Dieses Werk füllt eine Lücke in der Kunstgeschichte und in der Bücherkunde aus. Zum ersten Male wird hier eine Darstellung der Buchillustration des 18. Jahrhunderts in den deutschsprechenden Ländern gegeben, wie sie für die französischen livres à figures schon lange besteht. Reiches Abbildungsmaterial belebt den Text und weckt zugleich das Interesse der Bücher- und Kunstfreunde an einem zu Unrecht vernachlässigten Gebiet.

LAUESEN, MARCUS: UND NUN WARTEN WIR AUF DAS SCHIFF. Aus dem Dänischen übertragen von *Mathilde Stilling.* Roman. In Leinen M 6.50.
In diesem Roman wird die Blüte und der Verfall eines Geschlechtes von Reedern und Kapitänen geschildert, dessen letzte Verkörperung von Macht und Größe die uralte Frau Juliane Hagemeyer ist, eine der herrlichsten Gestalten, die die Dichtung unserer Tage aufzuweisen hat. Aus Hunderten von Einzelzügen meisterhaft komponiert, baut der Roman ein Jahrhundert Familiengeschichte vor uns auf. Die Fundamente der Familie sind brüchig geworden; nicht die Zeit ist es, die den Bau zum Einsturz bringen wird, der Untergang kommt aus der Familie selbst. Ihre Gier, reich zu werden, den Besitz festzuhalten und zu vermehren, hat Haß und Zwietracht gezüchtet, die gewalttätig ihren Bestand zerstören. In der Hellsichtigkeit der Todesnähe erkennt Juliane Hagemeyer dieses Verhängnis ihres Geschlechtes und verflucht, was dieses erst groß gemacht hat. — Im letzten Herbst ist durch dieses Buch ein bis dahin nur wenig bekannter junger Dichter über Nacht in Dänemark berühmt geworden. Nun kommt das Buch auf seiner Weltreise in einer vom Dichter durchgesehenen Übertragung nach Deutschland.

LAWRENCE, DAVID HERBERT: APOKALYPSE. Übertragen von *Georg Goyert.* In Leinen M 6.—.
Die „Apokalypse" ist das letzte Buch des großen englischen Dichters, während seiner Krankheit im Angesicht des Todes geschrieben. Es wird eines seiner wichtigsten bleiben, ein kostbares Vermächtnis. In ihm macht er den kühnen Versuch, die Lehre Christi und die Offenbarung Johannis scharf voneinander zu trennen, der einen allen echten christlichen Geist, der anderen alle Schuld an den Verfälschungen und der Trübung, die sie erfahren, zuzuweisen. Ein Brief seines nahen Freundes Richard Aldington

an Frau Frieda Lawrence, der unser Buch einleitet, spricht aufschlußreich und aus tiefer Kenntnis heraus über dieses dichterische Testament und über den Dichter selbst.

LAWRENCE, DAVID HERB.: DIE GEFIEDERTE SCHLANGE. Roman. Übertragen von *Georg Goyert.* In Leinen M 8.—.
Adler und Schlange, die Wappentiere Mexikos, sind die Sinnbilder der in diesem Roman geschilderten Erhebung, die die alten, gestürzten Götter des Landes wieder einsetzen will. In die sinnverwirrende Atmosphäre hat der Dichter eine angelsächsische Frau gestellt. Sie kämpft gegen die dämonische Gewalt dieser Umwälzung, in die sie von deren Führern hineingezogen wird, um ihr endlich doch zu erliegen. Selten ist ein Dichter so tief in das Geheimnis eines fremden Volkes eingedrungen wie Lawrence in die rätselhafte, zerklüftete, glühende, sinnliche Seele des mexikanischen Volkes, selten ist die Mischung von Seelenhaftigkeit und — manchmal unheimlichem — Scharfsinn so vollkommen wie in diesem Buche.

MELL, MAX: DIE SIEBEN VON THEBEN. Dramatische Dichtung. In Pappband M 3.50.
Das schreckensvolle Ende des unglückseligen, der Drachensaat entsprossenen Geschlechts bildet den Inhalt dieses Dramas, in dessen Mittelpunkt die zwei großen Gestalten des Polyneikes und der Antigone stehen.

PETERSEN, JULIUS: ERDENTAGE UND EWIGKEIT. Rede, gehalten in Weimar bei der Goethe-Gedächtnisfeier des Reiches am 22. März 1932. Kartoniert M 1.20.

SCHEFFLER, KARL: DER NEUE MENSCH. Essays. In Leinen M 6.—.
Inhalt: Die neue Kunst und der neue Mensch — Die Zukunft der Großstädte — Das Schaufenster — Die permanente Revolution — Evangelisch — Die Presse — Die Rache des Eros.
Erfüllt von dem Gefühl großer Verantwortlichkeit, setzt sich Karl Scheffler in diesem Buch mit den Problemen der Gegenwart auseinander. Er will dem Menschen durch das Dickicht der Meinungen über die gesellschaftlichen, sittlichen, religiösen und künstlerischen Grundlagen des modernen Daseins den Weg in die Zukunft freimachen.

SCHWAB, GUSTAV: SAGEN DES KLASSISCHEN ALTERTUMS. Neue vollständige Ausgabe mit 96 Bildern nach *Flaxman.* (1120 Seiten). In Leinen M 4.50.
Mit dieser, bei mustergültiger Ausstattung äußerst preiswerten Ausgabe erwecken wir ein Buch, das seit Generationen unserem Volk die versunkene Welt der griechischen Götter und Heroen näher gebracht hat, zu neuem Leben. Aus den Bruchstücken, die die Hinterlassenschaft der Antike waren, hat Gustav Schwab mit einer Hingabe ohnegleichen die großen Sagenzyklen wiederhergestellt. Durch ihn sind uns diese Sagen vertraut geworden; in einem Buch voll Tiefsinn und Schönheit, grausiger Fürstenkämpfe und seltsamer Lügengeschichten wird sein Werk weiterleben wie Tausendundeine Nacht, der Robinson oder ein anderes jener Bücher, die nie altern.

SIEBER, CARL: RENÉ RILKE. Mit 5 Lichtdruck-Tafeln. In Leinen M 5.—.

Dieses Buch beantwortet die oft gestellte Frage nach der Frühzeit Rainer Maria Rilkes. Atmosphäre und Umwelt, in denen René Rilke aufwuchs, werden darin lebendig. Wir erleben seine ersten seelischen Nöte und Konflikte, wir sehen ihn langsam sich der Dichtung nähern, die sein Leben beherrschen soll. Das Phänomen des Dichters Rilke wird erst wahrhaft deutlich, wenn man seine Anfänge kennt.

SILLANPÄÄ, F. E.: SILJA, DIE MAGD. Aus dem Finnischen übertragen von *Rita Öhquist*. In Leinen M 6.—.

Verhältnismäßig spät kommt dieser, in seinem Heimatland längst berühmte finnische Dichter zu uns, nun aber mit seinem bisher reifsten Werk. Es ist die ergreifende Geschichte einer Magd, die mit nachtwandlerischer Sicherheit und reinen Herzens wie eine Heilige ihren geraden, schweren Weg geht, bis ein einst in voller Kraft und in höchstem Ansehen stehendes altes Bauerngeschlecht mit ihr erlischt. Wir wissen genau: soundso wird sich einmal das Geschick der lieblichen Gestalt erfüllen, unentrinnbar steht hinter dem Leben der jungen Silja der frühe Tod. Und nun ist es etwas Großes, zu erleben, wie der Dichter von Geschehnis zu Geschehnis die Handlung zu steigern vermag, bis die Erzählung in beinahe andächtiger Ruhe ausklingt.

Der Roman mutet fast an wie eine Legende, die hineinverwoben wurde in eine an dramatischen Spannungen und Geschehnissen reiche Erzählung, deren Hintergrund die aufwühlenden Tage des unseligen finnischen Bruderkampfes zu Ende des Weltkrieges bilden.

TIMMERMANS, FELIX: FRANZISKUS. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von *Peter Mertens*. 20. Tausend. In Leinen M 6.—.

Es ist ein Buch, das bis in die letzte Zeile von reiner Dichtung erfüllt ist, durchleuchtet von einem Geist geadelter Innerlichkeit, der so selten geworden ist in unsern Tagen, über den man beglückt ist, daß er noch lebt, und von dem man glauben darf, daß er niemals untergehen wird. *Kölnische Zeitung.*

DER TRAUM DER ROTEN KAMMER. Aus dem Chinesischen übertragen von *Franz Kuhn*. (800 Seiten.) In Leinen M 12.—.

Dieser an Umfang und Gehalt große Roman der Tsing Dynastie ist seit hundert Jahren als der Gipfel des chinesischen Schrifttums bekannt; er bildet noch heute die Lieblingslektüre der Chinesen beiderlei Geschlechts. Der Roman schildert Glanz und Niedergang eines Fürstengeschlechts, seine bunt bewegte Handlung schlingt sich um die Gestalten eines chinesischen Werther und seiner Geliebten, er eröffnet — ein hohes Lied auf die irdische und himmlische Liebe — in glücklicher Verbindung von Realistik und Mystik Einblicke in die intimsten Vorgänge eines vornehmen Hauses, in die geheimen seelischen Bezirke schöner, in völliger Abgeschlossenheit von der Außenwelt aufwachsender Jungfrauen und in die Mysterien buddhistisch-taoistischer Jenseitsvorstellungen. China kann sich nur selbst erklären; es ist nie offenherziger gewesen als in seinen beiden großen Romanschöpfungen: dem Kin Ping Meh, der seit

zwei Jahren das Entzücken vieler deutscher Leser bildet, und dem Hung loh mong, dem Traum der Roten Kammer.

STEFAN ZWEIG: MARIE ANTOINETTE. Bildnis eines mittleren Charakters. Mit 10 Bildtafeln. In Leinen M 8.50.

In seinem „Fouché“ hat Stefan Zweig den Typus der neuen psychologischen Biographie geschaffen. In viele Sprachen übersetzt, ist dieses Buch über die ganze Welt gegangen. Ihm stellt nun der Dichter ein Buch gleicher Wesensart zur Seite. Aber der Rahmen ist hier viel weiter gespannt: das dramatische Schicksal einer Frau erfüllt sich inmitten einer der dramatischsten Zeiten der Geschichte. Wie Marie Antoinette ohne eigentliche Kraft zum Guten, aber auch ohne den geringsten Willen zum Bösen, leichtsinnig und ahnungslos Krone und Leben verspielt, zuletzt aber über ihr Mittelmaß von der gewaltigen Hand des Schicksals ins Heldische emporgerissen wird, — diese von nun ab unvergeßbare Tragödie schildert Stefan Zweig in einer Darstellung, deren Spannung und Kraft auf keiner der 640 Seiten des Buches nachläßt.

★

DIE NEUEN BÄNDE DER INSEL-BÜCHEREI

Jeder Band mit neuem Überzugpapier in Pappband 80 Pf.

ERNEST CLAES: HANNES RAPS. Mit Zeichnungen von Felix Timmermans. (Nr. 429.)

WOLFGANG GOETZ: FRANZ HOFDEMEL. Eine Mozart-Novelle. (Nr. 174.)

GUNNAR GUNNARSSON: DER KÖNIGSSOHN. Eine Geschichte aus dem alten Norwegen. (Nr. 109.)

WILHELM HAUFF: DIE KARAWANE. Märchen (Nr. 424.)

DAVID HERBERT LAWRENCE: FROHE GEISTER; EINE ENGLISCHE FAMILIE. Zwei Erzählungen. (Nr. 428.)

ALTE UND NEUE LIEDER. Mit Weisen und Bildern von Ludwig Richter. (Nr. 18.)

HERMANN LÖNS: TIERGESCHICHTEN. (Nr. 425.)

THOMAS MANN: DIE BEKENNTNISSE DES HOCHSTAPLERS FELIX KRULL. (Nr. 312.)

JOSEF PONTEN: BERGREISEGESCHICHTEN. Der Gletscher — Die letzte Reise. (Nr. 427.)

GRIGOL ROBAKIDSE: KAUKASISCHE ERZÄHLUNGEN. (Nr. 83.)

ALBRECHT SCHAEFFER: NACHTSCHATTEN. Vier Novellen aus kriegerischen Zeiten. (Nr. 179.)

KARL HEINRICH WAGGERL: DAS WIESENBUCH. Mit 16 Scherenschnitten des Dichters. (Nr. 426.)

★

Neue vollständige Verzeichnisse der Insel-Bücherei stehen unentgeltlich zur Verfügung.



ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. Ursprache und Übertragung gegenübergestellt. Herausgegeben von *Karl Wolfskehl* und *Friedrich von der Leyen*. In Leinen M 6.—.

ANDERSEN, HANS CHRISTIAN: MÄRCHEN. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen und des Titels von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. Zwei Bände. In Leinen M 12.—.

ANDREAS-SALOMÉ, LOU: RAINER MARIA RILKE. Mit acht Bildtafeln. 7. Tausend. In Leinen M 5.—.

BALZAC, HONORÉ DE: DIE TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, GENANNT CONTES DROLATIQUES. Übertragen von *Benno Rüttenauer*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 8.—; in Halbleder M 9.—.

BÉDIER, JOSEPH: DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. In Leinen M 4.50.

BEETHOVENS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann*. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 5.—.

BEHEIM-SCHWARZBACH, MARTIN: DIE HERREN DER ERDE. Roman. In Leinen M 5.50.

— DIE MICHAELSKINDER. Roman. In Leinen M 6.25.

BERTRAM, ERNST: GEDICHTE. In Pappband M 4.—.

— DAS NORNENBUCH. Gedichte. In Pappband M 4.—.

— DER RHEIN. Ein Gedenkbuch. Gedichte. In Pappband M 4.—.

— STRASSBURG. Ein Kreis Gedichte. In Pappband M 4.—.

BETHGE, HANS: DIE CHINESISCHE FLÖTE. Nachdichtungen chinesischer Lyrik. In Halbleinen M 4.—.

— JAPANISCHER FRÜHLING. Nachdichtungen japanischer Lyrik. In Halbleinen M 4.—.

BILLINGER, RICHARD: DAS PERCHTENSPIEL. Ein Tanz- und Zauberspiel vom törichten Bauern, von der Windsbraut und den Heiligen. Geheftet M 2.—; in Pappband M 2.50.

— ROSSE. Schauspiel in drei Aufzügen. Geheftet M 2.50; in Pappband M 3.—.

— RAUHNACHT. Schauspiel in fünf Aufzügen. Geheftet M 2.50; in Pappband M 3.—.

— SICHEL AM HIMMEL. Der Gedichte dritte Auflage. In Pappband M 4.50.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. In Leinen M 6.—.

BOCCACCIO, GIOVANNI DI: DAS DEKAMERON. Übertragung von *Albert Wesselski* unter Neugestaltung der Gedichte von *Theodor Däubler*. Ungekürzte Dünndruckausgabe in einem Bande (1000 Seiten). In Leinen M 7.50; in Leder M 12.—.

BRAUN, FELIX: AGNES ALTKIRCHNER. Roman in sieben Büchern. Auf Dünndruckpapier (995 Seiten). In Leinen M 10.—.

DAS ALTE BREMEN. Herausgegeben vom *Focke-Museum für Bremische Altertümer*. Mit 100 Bildtafeln. In Leinen M 7.—.

BRENTANO, CLEMENS: FRÜHLINGSKRANZ. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Nachwort von *Paul Ernst*. In Leinen M 5.50.

BUBER, MARTIN: EKSTATISCHE KONFESSIONEN. Veränderte Neuausgabe. 6. Tausend. In Pappband M 4.75.

— ICH UND DU. In Pappband M 4.—.

BÜCHNER, GEORG: WERKE UND BRIEFE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 7.—.

BÜHLER, JOHANNES: DAS ERSTE REICH DER DEUTSCHEN. Von der Völkerwanderung bis zur Reformation. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 6.75.

In diesem Buche führt uns der Verfasser mit sicherer Hand durch die geistigen und politischen Verhältnisse des deutschen Volkes von der Völkerwanderung bis zum Mittelalter. Es ist eine Geschichte des alten Kaisertums und der Kultur unserer Vorfahren; nur wer sich seiner Ahnen bewußt ist und im Nährboden der Vergangenheit wurzelt, kann in sein Volkstum hineinwachsen, das über Glück und Unglück und allen äußeren Formen steht.

CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN. Herausgegeben von *Reinhard Buchwald*, eingeleitet von *Ricarda Huch*. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.50.

CAROSSA, HANS: DER ARZT GION. Eine Erzählung. 40. Tausend. In Leinen M 6.—.

— EINE KINDHEIT. 20. Tausend. In Leinen M 5.—.

— VERWANDLUNGEN EINER JUGEND. 15. Tausend. In Leinen M 5.—.

— RUMÄNISCHES TAGEBUCH (aus dem Weltkriege). 15. Tausend. In Leinen M 4.50.

— GEDICHTE. 10. Tausend. In Leinen M 4.—.

CERVANTES: DER SCHARFSINNIGE RITTER DON QUIXOTE VON DER MANCHA. Vollständige deutsche Ausgabe in zwei Bänden. In Leinen M 12.—; in Leder M 20.—.

CHINESISCHE MEISTERROMANE

EISHERZ UND EDELJASPIS ODER DIE GESCHICHTE EINER GLÜCKLICHEN GATTENWAHL. Chinesischer Roman aus der Ming-Zeit. Aus dem Urtext übertragen von *Franz Kuhn*. In Leinen M 5.75.

KIN PING MEH ODER DIE ABENTEUERLICHE GESCHICHTE VON HSI MEN UND SEINEN SECHS FRAUEN. Aus dem Chinesischen übertragen von *Franz Kuhn*. 920 Seiten auf Dünndruckpapier. In Leinen M 12.50.

DIE RACHE DES JUNGEN MEH ODER DAS WUNDER DER ZWEITEN PFLAUMENBLÜTE. Aus dem Chinesischen übertragen von *Franz Kuhn*. In der Art chinesischer Blockbücher gedruckt. In Leinen M 6.25.

CLAES, ERNEST: FLACHSKOPF. Mit Bildern und einem Vorwort von *Felix Timmermans.* Aus dem Flämischen übertragen von *Peter Mertens.* 10. Tausend. In Leinen M 4.75.

CORTES, FERDINAND: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Mit den eigenhändigen Berichten *Cortes'* an *Kaiser Karl V.* Mit zwei Bildnissen und einer Karte. In Leinen M 6.50.

CORTI, EGON CAESAR CONTE: DER AUFSTIEG DES HAUSES ROTHSCHILD. 1770—1830. Mit 24 Bildtafeln und einem Brieffaksimile. In Leinen M 12.—.

— DAS HAUS ROTHSCHILD IN DER ZEIT SEINER BLÜTE. 1830—1871. Mit einem Ausblick in die neueste Zeit. Mit 30 Bildtafeln und einer Stammtafel. In Leinen M 12.—.
Beide Bände in Kassette in Leinen M 20.—; in Halbleder M 30.—.

— DIE TROCKENE TRUNKENHEIT. Ursprung, Kampf und Triumph des Rauchens. Mit 64 Bildtafeln. In Leinen M 12.—.

COSTER, CHARLES DE: UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Albert Wesselski.* In Leinen M 4.—.

DÄUBLER, THEODOR: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. Neue, durchaus veränderte Genfer Ausgabe. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. In Leinen M 10.—.

DEUTSCHE VERGANGENHEIT

Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von *Johannes Bühler.* Das Werk umfaßt 9 Bände mit je 16 Bildtafeln. Es besteht aus zwei Abteilungen, der *politischen* und der *kulturhistorischen* Reihe. Preis des gesamten Werkes in Leinen M 60.—.

Dieses Werk baut das Mittelalter in seiner Größe, Strenge und Innigkeit vor uns auf, in der Wucht seines nach innen gekehrten Lebens, in der Treue seiner Arbeit.

Die vier Bände der politischen Reihe:

Die Germanen in der Völkerwanderung.
Das Frankenreich.
Die sächsischen und salischen Kaiser.
Die Hohenstaufen.

Die Bände der kulturhistorischen Reihe:

Klosterleben im deutschen Mittelalter.
Deutsches Geistesleben im Mittelalter.
Ordensritter und Kirchenfürsten.
Fürsten und Ritter.
Bauern, Bürger und Hansa.

Jeder Band in Leinen M 7.50.

★

HUCH, RICARDA: DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Gekürzte Ausgabe. In Leinen M 2.50.

HUMBOLDT, WILHELM VON: BRIEFE AN EINE FREUNDIN (Charlotte Diede). In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann*. In Leinen M 3.50.

DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von *Leitzmann*. In Leinen M 6.50.

HUXLEY, ALDOUS: NACH DEM FEUERWERK. Novellen. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. In Leinen M 6.50.

— ZWEI ODER DREI GRAZIEN. Roman. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. In Leinen M 6.—.

— KONTRAPUNKT DES LEBENS. Roman. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. 7. Tausend. In Leinen M 7.50.

— PARALLELEN DER LIEBE. Roman. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. In Leinen M 7.50.

INSEL-ALMANACH AUF DAS GOETHE-JAHR 1932. Mit 8 Bildtafeln. Kartoniert M 1.—.

JACOBSEN, JENS PETER: SÄMTLICHE WERKE in einem Bande auf Dünndruckpapier. Übertragen von *Mathilde Mann*, *Anka Matthiesen* und *Erich Mendelssohn*. Mit dem von *A. Helsted* 1885 radierten Porträt. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

KANT: SÄMTLICHE WERKE in sechs Bänden. Herausgegeben von *Felix Groß*. Taschenausgabe in Dünndruckpapier. In Leinen M 45.—; in Leder M 75.—.

— KRITIK DER REINEN VERNUNFT. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.—.

— KANT-AUSSPRÜCHE. Herausgegeben von *Raoul Richter*. In Leinen M 3.50.

KASSNER, RUDOLF: DIE GRUNDLAGEN DER PHYSIOGNOMIK. In Leinen M 4.—.

KATHARINA II. VON RUSSLAND: MEMOIREN. Herausgegeben von *Erich Boehme*. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.50.

KLEIST, HEINRICH VON: SÄMTLICHE WERKE. Herausgegeben von *Friedrich Michael*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Band. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

— BRIEFE. Herausgegeben von *Friedrich Michael*. In Leinen M 3.50.

DES KNABEN WUNDERHORN. Ausgewählt und eingeleitet von *Friedrich Ranke*. Mit Titelbild nach der ersten Ausgabe. In Leinen M 3.50.

KOCH, RUDOLF: DAS BLUMENBUCH. Zeichnungen von *Rudolf Koch*. In Holz geschnitten von *Fritz Kredel*. Druck der Mainzer Presse. Drei Teile. In Pappband M 80.—.

KÜHNEMANN, EUGEN: GOETHE. Zwei starke Bände. In Leinen M 20.—.

LAGERLÖF, SELMA: GÖSTA BERLING. Erzählungen aus dem alten Wermland. Übertragen von *Mathilde Mann.* Neue Dünndruckausgabe in einem Bande. In Leinen M 4.50.

LANDSBERGER, FRANZ: DIE KUNST DER GOETHEZEIT. Kunst und Kunstanschauung von 1750 bis 1830. Mit 213 Abbildungen. In Leinen M 14.—.

LAWRENCE, DAVID HERBERT: LIEBENDE FRAUEN. Roman. Neu übertragen von *Herberth E. Herlitschka.* 9. Tausend. In Leinen M 8.—.

— DER HENGST ST. MAWR. Roman. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka.* In Leinen M 5.—.

— DER REGENBOGEN. Roman. Übertragen von *F. Franzius.* In Leinen M 6.—.

— SÖHNE UND LIEBHABER. Roman. Neu übertragen von *Georg Goyert.* 6. Tausend. In Leinen M 8.—.

MAUROIS, ANDRÉ: ARIEL ODER DAS LEBEN SHELLEYS. Roman. Übertragen von *Karl Lerbs.* Neue Ausgabe mit 12 Lichtdrucktafeln. In Leinen M 6.75.

MOMBERT, ALFRED: DER HIMMLISCHE ZECHER. Ausgewählte Gedichte. Neue, erweiterte Ausgabe. In Pappband M 3.—.

MOTTRAM, RALPH H.: DER „SPANISCHE PACHTHOF". Eine Roman-Trilogie. Mit einem Vorwort von *John Galsworthy.* Übertragen von *T. Francke* (720 Seiten). 12. Tausend. In Leinen M 8.50.
Der große englische Kriegsroman.

— WESEN UND GESCHICHTE DER FINANZSPEKULATION. Deutsche Ausgabe nach der Übertragung von *Karl Lerbs* besorgt von *Erich Dittrich.* In Leinen M 8.50.

MOZART. WOLFGANG AMADEUS MOZARTS LEBEN in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von *Albert Leitzmann.* Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.—.

MUMELTER, HUBERT: ZWEI OHNE GNADE. Roman. In Leinen M 6.—.

NAPOLEONS BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Friedrich Schulze.* Mit 19 Bildtafeln. In Leinen M 6.50.

NEXÖ, MARTIN ANDERSEN: PELLE DER EROBERER. Roman. Aus dem Dänischen übertragen von *Mathilde Mann.* 20. Tausend. Vollständige Ausgabe in einem Bande (1250 Seiten). In Leinen M 11.50.

DER NIBELUNGEN NOT und KUDRUN. Herausgegeben von *Eduard Sievers.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 6.—.
Der mittelhochdeutsche Text in musterhafter Ausgabe.

NIETZSCHE: BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Richard Oehler.* In Leinen M 4.75.

PENZOLDT, ERNST: DER ARME CHATTERTON. Geschichte eines Wunderkindes. Roman. In Leinen M 5.—.

PONTOPPIDAN, HENRIK: HANS IM GLÜCK. Ein Roman. Aus dem Dänischen übertragen von *Mathilde Mann*. 10. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M 10.—.

REISINGER, ERNST: GRIECHENLAND. Mit 90 ganzseitigen Bildtafeln, davon 62 nach Aufnahmen der *Preußischen Meßbildanstalt*. In Halbleinen M 7.—.

RENDL, GEORG: DER BIENENROMAN. In Leinen M 5.—. *Nur ein Bienenzüchter kann so tief in die Psyche der Bienen und ihres Staates eindringen, nur ein Sohn der Natur das Jahr der Blumen und der Tiere so schildern, nur ein Dichter ein so beglückendes und inniges Buch daraus gestalten, wie es hier gelang.*

RILKE, RAINER MARIA: GESAMMELTE WERKE in sechs Bänden. 9. Tausend. In Leinen M 35.—; in Halbleder M 45.—.

In der gleichen Ausstattung:

— ERZÄHLUNGEN UND SKIZZEN AUS DER FRÜHZEIT. 10. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—.

— BRIEFE UND TAGEBÜCHER AUS DER FRÜHZEIT. 1899 bis 1902. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—.

— BRIEFE AUS DEN JAHREN 1902 bis 1906. 15. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—.

— BRIEFE AUS DEN JAHREN 1906 bis 1907. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—.

★

— ERSTE GEDICHTE. 19. Tausend. In Leinen M 6.—.

— FRÜHE GEDICHTE. 23. Tausend. In Leinen M 5.—.

— NEUE GEDICHTE. Beide Teile in einem Bande. 26. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DAS BUCH DER BILDER. 34. Tausend. In Leinen M 5.25.

— DUINESER ELEGIEN. Neue Ausgabe. 15. Tausend. In Leinen M 3.50.

— DAS STUNDEN-BUCH. (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben — Von der Pilgerschaft — Von der Armut und vom Tode.) 85. Tausend. In Halbleinen M 4.25.

— DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. 31. Tausend. In Leinen M 6.50.

— GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 50. Tausend. In Leinen M 4.50.

— AUGUSTE RODIN. Mit 96 Bildtafeln. 53. Taus. In Leinen M 7.—.

★

ROLLAND, ROMAIN: BEETHOVENS MEISTERJAHRE (von der Eroica bis zur Appassionata). Übertragen von *Th. Mutzenbecher*. Mit 29 Bildtafeln und einem Faksimile. In Leinen M 10.—.

SACHS, HANS: AUSGEWÄHLTE WERKE. (Gedichte und Dramen.) Mit 60 Holzschnitten nach *Dürer*, *Beham* u. a. Zwei Bände. In Halbpergament M 10.—. Kolorierte Ausgabe, in der sämtliche Holzschnitte mehrfarbig mit der Hand koloriert wurden. In Halbpergament M 16.—; in Schweinsleder M 30.—.

SCHAEFFER, ALBRECHT: HELIANTH. Bilder aus dem Leben zweier Menschen aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Neue Ausgabe in zwei Bänden (1400 Seiten). In Leinen M 15.—.
Der große Zeitroman des Dichters.

— ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 12. Tausend. In Leinen M 5.25.

— GEDICHTE aus den Jahren 1915 bis 1930. In Leinen M 4.—.

— GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Eine Erzählung. 13. Tausend. In Leinen M 5.—.

— GRIECHISCHE HELDENSAGEN. Nach den alten Quellen neu erzählt Zwei Bände. In Leinen M 10.—.

— KAISER KONSTANTIN. Eine Zeitwende. Roman. Leinen M 5.—.

— JOSEF MONTFORT. Roman. 14. Tausend. In Leinen M 6.50.

— DAS OPFERTIER. Erzählungen. In Leinen M 5.—.

— PARZIVAL. Ein Versroman in drei Kreisen. 6. Tausend. In Leinen. M 7.50.

— DAS PRISMA. Novellen und Erzählungen. Auf Dünndruckpapier. 10. Tausend. In Leinen M 6.50.

— ROSS UND REITER. Ihre Darstellung in der plastischen Kunst. In Gemeinschaft mit *Robert Diehl* herausgegeben von *Albrecht Schaeffer*. Mit 37 Bildtafeln. In Leinen M 7.—.

SCHEFFLER, KARL: DER GEIST DER GOTIK. Mit 100 Bildtafeln. 44. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Bildtafeln. 12. Tausend. In Leinen M 11.—.

— HOLLAND. Mit 100 Bildtafeln. In Leinen M 12.50.

— ITALIEN. Mit 118 Bildtafeln. 17. Tausend. In Leinen M 12.50.

— PARIS. Notizen. Mit 87 Bildtafeln. 9. Tausend. In Leinen M 12.50.

— LEBEN, KUNST UND STAAT. Gesammelte Essays. Zweite Auflage. In Pappband M 4.25.

— DER JUNGE TOBIAS. Eine Jugend und ihre Umwelt. 7. Tausend. In Leinen M 6.—.

SCHILLER: SÄMTLICHE WERKE in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 45.—; in Leder M 70.—.

SCHNEIDER, EDUARD: ELEONORA DUSE. Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. Mit 7 Abbildungen und einem Faksimile. 8. Tausend. In Leinen M 6.—,

SCHOPENHAUER: APHORISMEN ZUR LEBENSWEISHEIT. Taschenausgabe. In Leinen M 3.50.

SCHRÖDER, RUDOLF ALEXANDER: DER WANDERER UND DIE HEIMAT. In Leinen M 4.75.

— MITTE DES LEBENS. Geistliche Gedichte. In Leinen M 5.—.

SCHULZE-MAIZIER, FRIEDRICH: DIE OSTERINSEL. Mit 23 Tafeln, 3 Karten und 3 Abbildungen im Text. In Leinen M 10.—.

SCHURIG, ARTHUR: WOLFGANG AMADE MOZART. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. In Leinen M 14.—.

SCHWARZ, HEINRICH: DAVID OCTAVIUS HILL (1802—1870). Der Meister der Photographie. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 8.50.

SPUNDA, FRANZ: DER HEILIGE BERG ATHOS. Landschaft und Legende. Mit 40 Bildtafeln. In Leinen M 10.—.

STEINDORFF, GEORG: DIE KUNST DER ÄGYPTER. Bauten — Plastik — Kunstgewerbe. Mit 200 Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. In Leinen M 12.50.

STENDHAL, FRIEDRICH VON (HENRI BEYLE): GESAMMELTE WERKE. Übertragen von *Arthur Schurig* und *Otto Freiherrn von Taube*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in acht Bänden. In Leinen M 55.—; in Leder M 90.—.

Inhalt: Bd. I: Das Leben eines Sonderlings. — Bd. II: Von der Liebe. — Bd. III: Armance. — Bd. IV: Rot und Schwarz. — Bd. V: Lucien Leuwen. — Bd. VI: Die Kartause von Parma. — Bd. VII: Zwölf Novellen. — Bd. VIII: Gedanken, Meinungen, Geschichten.

Jeder Band ist auch einzeln käuflich.

STIFTER, ADALBERT: DER NACHSOMMER. Roman. Vollständige Ausgabe in einem Bande. In Leinen M 7.—.

— WITIKO. Roman. Vollständige Ausgabe. In Leinen M 7.—; in Leder M 12.—.

— BUNTE STEINE. Erzählungen. In Leinen M 7.—.

— AUS DEM ALTEN WIEN. Mit 28 Bildtafeln. In Leinen M 6.50.

STORM, THEODOR: SÄMTLICHE WERKE in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von *Albert Köster*. In Leinen M 30.—; in Halbpergament M 40.—.

TAUBE, OTTO FREIHERR VON: DER VERBORGENE HERBST. Roman. In Halbleinen M 4.75.

TAUSENDUNDEINE NACHT. DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden auf Dünndruckpapier. Zum ersten Male aus dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von *Enno Littmann*. Eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal*. In Leinen M 55.—; in Leder M 90.—.
Die Bände sind auch einzeln in Leinen je M 9.50; in Leder je M 15.— erhältlich.

TAUSEND UND EINE NACHT. DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN AUS TAUSENDUNDEINER NACHT. Wohlfeile Ausgabe in einem Bande. In Leinen M 4.50.

TERRY, CHARLES SANFORD: JOHANN SEBASTIAN BACH. Eine Biographie. Mit einem Geleitwort von *Karl Straube*. Mit 55 Bildtafeln. In Leinen M 13.50.

TIMMERMANS, FELIX: PIETER BRUEGEL. Roman. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von *Peter Mertens*. 20. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DIE DELPHINE. Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von *Peter Mertens*. 15. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Übertragen von *Anton Kippenberg*. 24. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DAS LICHT IN DER LATERNE. Erzählungen. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von *Anna Valeton-Hoos*. 15. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DER PFARRER VOM BLÜHENDEN WEINBERG. Roman. Übertragen von *Peter Mertens*. 20. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DAS SPIEL VON DEN HEILIGEN DREI KÖNIGEN. Nach der Weihnachtslegende von *Felix Timmermans* für die Bühne bearbeitet von *Eduard Veterman* und *Felix Timmermans*. Übertragen von *Anton Kippenberg*. 5. Tausend. Geheftet M 2.—; in Pappband M 2.50.

— PALLIETER. Übertragen von *Anna Valeton-Hoos*. 92. Tausend. In Leinen M 2.50.

TSCHUANG-TSE: REDEN UND GLEICHNISSE. In deutscher Auswahl von *Martin Buber*. In Leinen M 3.75.

TSUDZUMI, TSUNEYOSHI: DIE KUNST JAPANS. Herausgegeben vom *Japan-Institut*, Berlin. Mit 8 farbigen Tafeln und 127 Abbildungen. In Leinen M 20.—.

VALÉRY, PAUL: EUPALINOS ODER ÜBER DIE ARCHITEKTUR. Eingeleitet durch DIE SEELE UND DER TANZ. Übertragen von *Rainer Maria Rilke*. In Halbleinen M 4.50. *Diese Übertragung ist das letzte Werk Rainer Maria Rilkes.*

— HERR TESTE. Übertragen von *Max Rychner*. In Halbleinen M 4.—.

VILLERS, ALEXANDER VON: BRIEFE EINES UNBEKANNTEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Wilhelm Weigand*. Mit 2 Bildnissen. In Leinen M 6.50.

WAGGERL, KARL HEINRICH: BROT. Roman. 12. Tausend. In Leinen M 6.—.

— SCHWERES BLUT. Roman. 10. Tausend. In Leinen M 6.—.

WILDE, OSCAR: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Mit 10 Bildtafeln sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler*. In Halbleinen M 4.50; in Leder M 10.—.

WILHELMINE MARKGRÄFIN VON BAYREUTH: MEMOIREN. Mit 10 Bildtafeln. In Leinen M 6.50.

WOOLF, VIRGINIA: DIE FAHRT ZUM LEUCHTTURM. Roman. Übertragen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 6.—.

— EINE FRAU VON FÜNFZIG JAHREN (MRS. DALLOWAY). Roman. Übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 6.—.

— ORLANDO. Roman. Übertragen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 6.—.

ZWEIG, STEFAN: JOSEPH FOUCHÉ. Bildnis eines politischen Menschen. Mit 6 Bildtafeln. 53. Tausend. In Leinen M 7.50.

— DIE HEILUNG DURCH DEN GEIST (Mesmer — Mary Baker-Eddy — Sigmund Freud). 25. Tausend. In Leinen M 7.50.

— MARC ELINE DESBORDES-VALMORE. Das Lebensbild einer Dichterin. 10. Tausend. Mit 4 Lichtdrucktafeln. In Leinen M 6.—.

— DIE KETTE. Ein Novellenkreis. Drei Bände in Leinen M 15.—. Inhalt: Erstes Erlebnis — Amok — Verwirrung der Gefühle.

— ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. 46. Tausend. In Leinen M 6.—.

— VERWIRRUNG DER GEFÜHLE. Drei Novellen. 90. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DREI MEISTER (Balzac — Dickens — Dostojewski). 30. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DER KAMPF MIT DEM DÄMON (Hölderlin — Kleist — Nietzsche). 32. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DREI DICHTER IHRES LEBENS (Casanova — Stendhal — Tolstoi). 20. Tausend. In Leinen M 7.—.

— JEREMIAS. Dramatische Dichtung in neun Bildern. Endgültige Ausgabe. 28. Tausend. In Leinen M 4.50.

— AMOK. Novellen einer Leidenschaft. 150. Tausend. In Leinen M 2.50.

DER DOM

BÜCHER DEUTSCHER MYSTIK

Gesamtpreis der 13 Bände in Halbpergament M 54.—.

In einem großen Bogen umspannt der „Dom“ acht Jahrhunderte deutscher Mystik von der Frühgotik bis zu der Romantik. Wie in den Domen aus Stein die Menschen ihre Herzen Gott entgegenheben, um sie mit seinem Licht zu erfüllen, so öffnen die Mystiker dieser Sammlung die Fenster ihres Ich der Unendlichkeit, um die Gottheit einzulassen, mit der innig zu verschmelzen ihr Ziel und ihre Sehnsucht ist.

FRANZ VON BAADER: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Max Pulver*. In Halbpergament M 5.—.

HILDEGARD VON BINGEN: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Joh. Bühler*. In Halbpergament M 5.—.

JAKOB BÖHME: AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Hans Kayser*. In Halbpergament M 6.50.

MEISTER ECKHART: DEUTSCHE PREDIGTEN UND TRAKTATE. Ausgewählt, übertragen und eingeleitet von *Friedrich Schulze-Maizier*. In Halbpergament M 6.50.

GUSTAV TH. FECHNER: ZEND-AVESTA. Gedanken über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkte der Naturbetrachtung. Frei bearbeitet von *Max Fischer*. In Halbpergament M 5.—.

J. G. HAMANN: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Karl Widmaier*. In Halbpergament M 5.—.

JOHANNES KEPLER: KOSMISCHE HARMONIE. Auszugweise übertragen von *W. Harburger*. In Halbpergament M 6.50.

THEOPHRASTUS PARACELSUS: SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Hans Kayser*. In Halbpergament M 6.50.

JAN VAN RUISBROECK: DIE ZIERDE DER GEISTLICHEN HOCHZEIT UND DIE KLEINEREN SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Friedrich M. Huebner*. In Halbpergament M 5.—.

HEINRICH SEUSE: DEUTSCHE SCHRIFTEN. Ausgewählt und übertragen von *Anton Gabele*. In Halbpergament M 5.—.

JOHANN TAULER: PREDIGTEN. In Auswahl übertragen und eingeleitet von *Leopold Naumann*. In Halbpergament M 5.—.

EINE DEUTSCHE THEOLOGIE. Herausgegeben und mit einer ausführlichen Einleitung über das Wesen der Mystik versehen von *Josef Bernhart*. In Halbpergament M 5.—.

MYSTISCHE DICHTUNG AUS SIEBEN JAHRHUNDERTEN. Herausgegeben von *Fr. Schulze-Maizier*. In Halbpergament M 6.50.

DEUTSCHE MEISTER

Die Meister zu ehren, indem sie ihnen den gebührenden Ruhm wiedergibt, der durch Jahrhunderte verdunkelt gewesen; der Nation zu dienen, indem sie ihr das Erbe einer großen Vergangenheit wiederschenkt, die durch lange Zeit in Vergessenheit versunken gewesen, ist eine der würdigsten Aufgaben und der höchsten Pflichten deutscher Kunstgeschichtsschreibung. Dieser Aufgabe zu dienen, hat sich die Bücherreihe vorgesetzt, die den Titel trägt: „Deutsche Meister“.

ALBRECHT ALTDORFER. Von *Hans Tietze*. Mit 127 Abbildungen. In Leinen M 9.—.

DIE ANFÄNGE DER TAFELMALEREI. Von *Wilhelm Worringer*. Mit 126 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

DEUTSCHE BILDHAUER DES DREIZEHNTEN JAHRHUNDERTS. Von *Hans Jantzen*. Mit 136 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

BILDHAUER DES VIERZEHNTEN JAHRHUNDERTS AM RHEIN UND IN SCHWABEN. Von *Hermann Beenken*. Mit 149 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

LUKAS CRANACH. Von *Curt Glaser*. Mit 117 Abbildungen. In Leinen M 9.—.

ALBRECHT DÜRER. Von *Max Friedländer*. Mit 115 Abbildungen. In Leinen M 9.—.

WOLFGANG HUBER. Von *Martin Weinberger*. Mit 135 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

HANS MULTSCHER. Von *Curt Gerstenberg*. Mit 175 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

MICHAEL PACHER. Von *Johannes von Allesch*. Mit 113 Abbildungen. In Leinen M 16.—.

PHILIPP OTTO RUNGE. Sein Leben und sein Werk. Von *Paul Ferdinand Schmidt*. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 9.—.

KARL FRIEDRICH SCHINKEL. Von *August Grisebach*. Mit 110 Abbildungen. In Leinen M 9.—.

PETER VISCHER. Von *Simon Meller*. Mit 110 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

INHALT

DIE BILDER

Kalendarium und Umschlag zeichnete Marcus Behmer.
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

